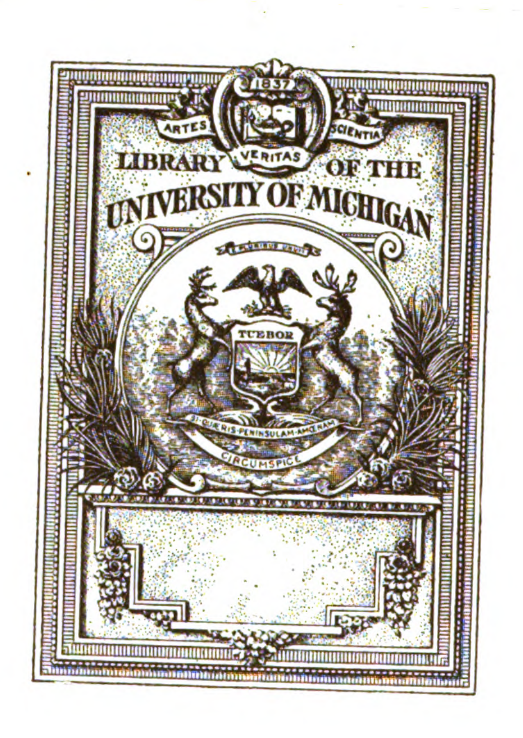
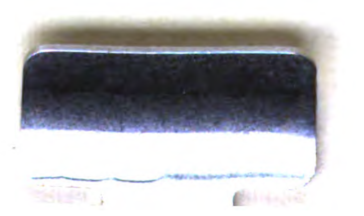

B 3 9015 00236 902 6
University of Michigan – BUHR



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

BEGRÜNDET VON

Dr. L. LOEWENFELD UND **Dr. H. KURELLA.**

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN
DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

HOFRAT DR. L. LOEWENFELD
IN MÜNCHEN.

FÜNFZEHNTER BAND (HEFT 94–100).

Inhalt:

v. Bechterew: Das Verbrechertum im Lichte der objektiven Psychologie.
Kleneberger: Über Pubertät und Psychopathie.
Berliner: Der Einfluss von Klima, Wetter und Jahreszeit auf das Nerven- und Seelenleben, auf physiologischer Grundlage dargestellt.
Laquer: Eugenik und Dysgenik. Ein Versuch.
Strohmayer: Das manisch-depressive Irresein.
Stransky: Über krankhafte Ideen. Eine kurzgefasste Abhandlung.
Loewenfeld: Über den National-Charakter der Franzosen und dessen krankhafte Auswüchse (Die Psychopathia gallica) in ihren Beziehungen zum Weltkrieg.

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1914.

Druck von Carl Ritter, G. m. b. H., Wiesbaden

Das Verbrechertum

im

Lichte der objektiven Psychologie.

Von

Professor Dr. **W. v. Bechterew** in St. Petersburg.

Ins Deutsche übertragen

von

Dr. **T. Rosenthal.**

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1914.

Robespierre.

Eine historisch-pathologische Studie.

Von

Hans Freimark.

Preis Mk. 1.50.

Es ist keine Pathographie, sondern eine sehr feinsinnige psychologische Studie über Robespierre auf dem grossen historischen Hintergrunde der französischen Revolution, und unter Zuhilfenahme einer grossen Literatur. Verf. weist nach, dass Robespierre nicht der scheussliche Bluthund war, als welcher er gewöhnlich dargestellt wird, sondern ein utopistischer Träumer, Schwärmer und starrer Dogmatiker, der an Rousseau grossgezogen, die Menschen durchaus der wahren Jugend entgegenführen will und zu diesem Zwecke mit allen Hilfsmitteln, sei es auch den blutigsten, zum Ziele zu gelangen sucht. Er selbst lebte nach seinen Tugendgrundsätzen und in seinem Privatleben lässt sich sonst kein schwarzer Flecken nachweisen. Die Studie ist höchst lesenswert. *Archiv für Kriminalanthropologie.*

Cesare Lombroso

als Mensch und Forscher

Von

Dr. **H. Kurella,** Nervenarzt in Bonn.

Preis Mk. 2.—

Als persönlicher Schüler und Freund Lombrosos konnte Verf., der bekanntlich schon früher L. einige Arbeiten gewidmet hat, seiner Aufgabe wie kaum ein anderer gerecht werden. Vorliegende Broschüre zeigt in überzeugender Weise, wie Ls. Schriften von epochemachender Bedeutung sowohl für verschiedene Gebiete der Wissenschaft, Soziologie, Gerichtspsychiatrie, Anthropologie, als auch für die Praxis, für Sozialpolitik und Strafrecht waren. Der grösste Teil der Lebensarbeit Ls. war auf die Untersuchung sozialer Übel gerichtet, wie das Verbrechertum, die Prostitution, Alkoholismus, Pellagra, Anarchismus usw. Überall suchte L. nach „Ursachen und Bekämpfung: diese beiden Worte bezeichnen das Wesen der Lebensarbeit dieses Mannes".

. . . . Sehr lebendig und warm ist die Persönlichkeit Ls. geschildert.

Zeitschrift f. angewandte Psychologie.

Rechtsschutz und Verbrecherbehandlung.

Von

Dr. **Emil Lobedank,** Stabsarzt in Hann. Minden.

Preis Mk. 2.40.

Der Verfasser hat es verstanden, einen Überblick über das Problem der Verbrecherbehandlung zu geben, das für ihn im Gegensatz zu den allgemein üblichen Methoden der Strafgesetzbücher im Rechtsschutz besteht. Es handelt sich dabei nicht nur um den Schutz, den der Kranke geniessen soll, nicht darum, zu verhindern, dass ein Kranker verantwortlich gemacht wird für Handlungen, die ihm nicht zugerechnet werden dürfen sondern auch darum, die Gesellschaft zu schützen. Wenn dazu neben der Strafe andere Mittel in den Vordergrund geschoben werden, so ist das nur eine natürliche Folge der Entwickelung unserer Anschauungen vom Wesen des Verbrechens und vom Wesen des Rechts. Es muss mit der Idee gebrochen werden, als ob das Heilmittel nur in der Strafe und unter den Strafen im wesentlichen nur in der Freiheitsstrafe zu suchen sei . . . . Zur Einführung in das interessante Gebiet dürfte Lobedanks Schrift sich ausgezeichnet eignen.

Frankfurter Zeitung.

Inhalts-Übersicht.

Das Verbrechertum im Lichte der objektiven Psychologie.
Von Professor Dr. W. v. Bechterew in St. Petersburg.
Ins Deutsche übertragen von Dr. T. Rosenthal.

Über Pubertät und Psychopathie.
Von Privatdozent Dr. Otto Klieneberger, Oberarzt der Universitäts-nervenklinik Göttingen.
I. Pubertät.
Einleitung.
Anatomie und Physiologie der Pubertät.
Eintritt der Pubertät.
Die nervösen und psychischen Erscheinungen der Pubertät.
Die Beziehungen der Pubertät zu nervösen und psychischen Erkrankungen.
II. Psychopathie.
Die nervösen und psychischen Erscheinungen der Psychopathie.
III. Pubertät und Psychopathie.
Beziehungen zwischen Pubertät und Psychopathie.
Abgrenzung der Pubertätsstörungen und der Psychopathie.
a) Angeborene Entwicklungsstörungen und Schwachsinnszustände.
b) Organische Hirnprozesse.
c) Chorea minor.
d) Epilepsie.
Krampfanfälle (epileptische; symptomatische; psychasthenische; petit mal; narkoleptische).
Dämmerzustände (krankhafter Wandertrieb).
e) Manisch-depressives Irresein.
Selbstmord.
Zwangsvorstellungen.
f) Dementia praecox.
Wahnideen.
Krankengeschichten zu Pubertät und Psychopathie.
Die abnorme Sexualempfindung.
Die moralische Entartung (mit Krankengeschichten).
Verantwortlichkeit der Psychopathen.
Verlauf und Ausgang der psychopathischen Störungen in Beziehung zur Pubertät.
Kriminalität der Jugendlichen.
IV. Schluss.
Behandlung, Beeinflussbarkeit, Vorbeugung, Aufklärung, Erziehung.
Schlussfolgerungen.

Der Einfluss von Klima, Wetter und Jahreszeit auf das Nerven- und Seelenleben, auf physiologischer Grundlage dargestellt.
Von Dr. med. et phil. B. Berliner, Nervenarzt in Berlin-Schöneberg.

I. Die klimatischen Reize und ihre Wirkungsmöglichkeiten.
II. Die klimatischen Elemente in ihrem Einfluss auf das Nerven- und Seelenleben.
1. Die thermischen Elemente.
2. Der Luftdruck.
3. Das Licht.
4. Luftelektrizität, Radioaktivität, Erdmagnetismus.
III. Das Wetter.
Gewitter.
Warme Winde.
Barometrische Depressionen (Zyklone).
IV. Die Klimate.
Nord- und Mitteldeutschland.
Nordamerika.
Indifferentes Binnenklima, Waldklima und Grosstadtklima.
Klimate von geringerer Veränderlichkeit.
Tropisches Niederungsklima.
Tropisches Höhenklima.
Wüstenklima.
Hochgebirge.
Mittlere Höhenlagen, Alpenvorländer.
Seeklima.
Polarklima.
Subarktische Regionen.
Klima und Volksart.
V. Die Jahreszeiten.
Vorfrühling.
Hochfrühling.
Sommer.
Frühherbst.
Spätherbst und Winter.
VI. Das Klima als Heilmittel bei Nervenkrankheiten.

Eugenik und Dysgenik. Ein Versuch von B. Laquer-Wiesbaden. Mit drei Bildnissen (Gregor Mendel, dessen Denkmal, Francis Galton) sowie drei Textabbildungen.

Vorwort an Paul Ehrlich.
Lebensschicksale und Arbeiten von Gregor Mendel.
" " " " Francis Galton.
Galton's „eugenische Forderung“ und Johannsens „reine Linien“.
Galton's Kritik durch F. Martius, E. Baur, H. Bayer, C. Correns.
Umwelt und Anlage.
Gegensätze von Mendel und Galton und ihren Anhängern.
Bestrebungen für und gegen die Eugenik.
Sog. Entartung in Deutschland.
" " " England.

Syphilis, Erkrankungs- und Sterbeziffern.
Kriminalitätsziffern.
Wohlstand, Hygiene und das Sinken der Sterblichkeitsziffern.
Die restriktive Eugenik.
Die zehn „unreinen" Linien.
Die Zahl der Asozialen in Neuseeland.
„ „ „ „ „ Schweizer Kantonen.
„ „ „ „ „ den Vereinigten Staaten.
„ „ „ „ „ Grossbritannien.
Die Fruchtbarkeit der Minderwertigen.
Beispiel: Die Familie Kallikak.
Die Zeugung im Rausch.
Fruchtbarkeit in normalen und krankhaften Familien.
Die Zahl der Asozialen in Deutschland.
Die Unkosten derselben im Ausland.
„ „ „ in Deutschland.
Asoziale Jugendliche.
„ Landstreicher.
Die Eugenik im Ausland und ihre Ziele.
in den Vereinigten Staaten.
in Schweden.
in der Schweiz.
in Deutschland.
Dysgenische Beispiele in Deutschland.
Einwände gegen die Eugenik.
Eugenik und Dichtung.
„ „ Geburtenrückgang.
Schlussätze.
Literatur.

Das manisch-depressive Irresein.

Von Professor Dr. Wilhelm Strohmayer in Jena.

I. Begriffsbestimmung.
II. Manische Zustände.
III. Depressive Zustände.
IV. Mischzustände.
V. Grundzustände.
VI. Verlauf und Prognose.
VII. Ursachen.
VIII. Körperliches.
IX. Differentialdiagnose.
X. Behandlung.
Literatur.

Über krankhafte Ideen. Eine kurzgefasste Abhandlung.
Von Priv.-Dozent Dr. Erwin Stransky in Wien.

Einleitung. — Allgemeine Begriffsabgrenzung. — Affekt und Idee. — Völkerpsychologisches. — Suggestionswirkungen. — Verstandes- und Affektlogik und Betrachtungen hierüber. — Psychische Epidemien. — Wunschträume. — Charakterschwankungen und Ideen. — Autochthone Ideen und Verwandtes. — Gefühlsperversionen. — Assoziative Störungen und Ideenbildung. — Gedächtnisstörungen. — Sinnestäuschungen. — Nochmals einiges Völkerpsychologisches. — Überwertige Ideen. — Über Wahnideen. — Über Wahnbildung. — Wahninhalte. — Von der Paranoia. — Verschiedene Wahnformen und wahnbildende Psychosen. — Intrapsychische Ataxie. — Wahnsystematisation. — Induktion. — Zwangsideen. — Abnorme Phantasietätigkeit. — Wahnhafte Einbildung und Wachträumerei. — Schlussbemerkungen.

Über den National-Charakter der Franzosen und dessen krankhafte Auswüchse (Die Psychopathia gallica) **in ihren Beziehungen zum Weltkrieg.**
Von Hofrat Dr. L. Loewenfeld in München.

Einleitende Bemerkungen. — Der Nationalcharakter der alten Gallier und der heutigen Franzosen. — Ribots Ansicht. — Die Abstammung der heutigen Franzosen. — Die im alten Gallien vertretenen Rassen. — Die germanische Einwanderung. — Der Rassenwechsel in Frankreich. — Unterschiede und übereinstimmende Züge in dem Nationalcharakter der alten Gallier und der gegenwärtigen Bevölkerung Frankreichs. — Die besondere Bedeutung der Eitelkeit, der erhöhten Emotivität und Suggestibilität der Franzosen für das politische Leben der Nation. — Die suggestive Beeinflussung der Massen durch überwertige Ideen (Schlagwörter). — Normale und pathologische überwertige Ideen. — Deren Einfluss auf die Verstandestätigkeit und das Gefühlsleben. — Die geschichtlichen Beweise für die erhöhte Suggestibilität der Bevölkerung Frankreichs. — Die Entwickelung der Gloire-Idee. — Der Kultus von Grössenideen unter dem zweiten Empire. — Die Revancheidee nach dem Kriege 1870/71 und deren Gestaltung zu einer pathologischen überwertigen Idee. — Einfluss derselben auf den Geisteszustand des französischen Volkes. — Die Dreyfus-Affäre. — Das Bündnis mit Russland. — Die Abschwächung der Revancheidee bei der Masse des französischen Volkes und deren Folgen. — Äusserungen hervorragender Franzosen nach dem Kriegsausbruche (Bergson, Toulouse, Pelletan). — Die Schlüsse, welche sich hieraus bezüglich des Geisteszustandes der tonangebenden Kreise Frankreichs ergeben: Die Psychopathia gallica. — Zusätze.

Das Verbrechertum

im

Lichte der objektiven Psychologie.

Von

Professor Dr. **W. v. Bechterew** in St. Petersburg.

Ins Deutsche übertragen

von

Dr. **T. Rosenthal.**

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1914.



Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben

von

Hofrat Dr. L. Loewenfeld in München.

Heft 94.

Das Anwachsen des Verbrechertums hört nicht auf unsere moderne Gesellschaft zu bewegen, welche in diesem Umstande eine natürliche Bedrohung unserer Kultur erblickt. Diese Bedrohung stellt gleichzeitig eine stete Mahnung an die abnormen Bedingungen des modernen Gesellschaftslebens vor, für welche ein entsprechender Ausgleich gefunden werden muss. Die Verteidiger unserer Kultur, welche an ihrem Körper einerseits eine schwere Last in der Form von Degeneration, anderseits eine widerliche Wunde, Verbrechertum genannt, trägt, können keinen Trost in der Hoffnung finden, dass diese Wunde allmählich heile und mehr oder weniger rasch gänzlich schwinde. Alle statistischen Ergebnisse lassen im Gegenteil keinen Zweifel darüber aufkommen, dass diese Wunde wächst, sich vergrössert und unsere Gesellschaft ernst und nachhaltig bedroht, indem sie an die Abnormitäten der festgesetzten Bedingungen des sozialen Zusammenlebens mahnt.

Aus der neuesten deutschen Kriminalstatistik, welche im Jahre 1901 vom Reichsjustizamt herausgegeben wurde, ergibt sich, dass im Zeitraum vom Jahre 1881 bis 1901 die Anzahl der Verbrechen, bei einem Bevölkerungszuwachs von 15 %, von 37 544 bis auf 50 538 stieg, mit anderen Worten sich um 34,6 % vergrösserte; die Zahl der Vergehen stieg von 306 538 auf 416 500 oder um 35,9 %. Die Gesamtzahl der Gerichtsverfahren betrug in Deutschland im Zeitraum von 1871 bis 1885 429 451 durchschnittlich, während dieselbe im Jahre 1905 auf 754 735 [1]) stieg. Dabei nimmt alljährlich auch das Anwachsen des Verbrechertums zu. So stieg im Laufe der zwei Jahre 1889—1891 die Anzahl der Verbrechen um 11,5 %, die Anzahl der Verbrecher — um 6 %.

Nach Scheil [2]) stieg die Gesamtzahl der Verurteilten in Deutschland im Zeitraum von 1882—1899 von 725 auf 825 pro 100 000 Einwohner; berücksichtigt man aber nur die schwereren Verbrechen, so ergibt sich hier die Zunahme um 44,7 % für die Erwachsenen berechnet, während die erwachsene Bevölkerung in diesem Zeitraum nur um 22 % zunahm.

---

1) Tarnowsky: „Das Verbrechertum in Deutschland von 1882—1901". Zeitschrift des Justizminister. 1904, Nr. 1. (Russ.).

2) Scheil: „Die Ergebnisse der deutschen Kriminalstatistik 1882—1899". Jahrb. f. Nationalökonomie u. Statistik. Bd. 22.

Ähnlich wächst auch das Verbrechertum unter den Minderjährigen in einem entsetzlichen Maßstabe. So wuchs im selben Zeitraum das Verbrechertum im Alter von 12—18 Jahren um 54 %, bei Berücksichtigung des Bevölkerungszuwachses — um 37 %. Ebenso geht die Anzahl der Rezidive crescendo. So betrug im Jahre 1882 die Zahl der Rezidive 190,5 pro 100 000 Einwohner und im Jahre 1899 — 249,7, d. h. dieselbe stieg von 26,2 % auf 34,9 %. Unter den Minderjährigen zählte man im Jahre 1889 5570 Rezidive, im Jahre 1896 — schon 8316, d. h. diese Zahl stieg von 158 auf 188[1]) pro 1000 Verurteilte.

Diese Sittenverwilderung, wie es Oettingen („Moralstatistik", 3. Aufl. 1882) nennt, kann nicht durch irgend welche zufällige Momente erklärt werden, wie es Starke[2]) annimmt, z. B. durch Verstärkung der polizeilichen Tätigkeit, durch vorübergehende Preiserhöhung der notwendigsten Gebrauchsgegenstände usw., denn das Wachstum des Verbrechertums stellt eine allgemeine Erscheinung dar.

Wenden wir uns zu den anderen Ländern.

In Österreich wuchs nach der offiziellen Statistik[3]) im Zeitraum von 25 Jahren die Anzahl der Verbrechen, welche in den Jahren 1876—80 39 651 jährlich betrug, bis 46 768 im Jahre 1899; die Anzahl der für Verbrechen, Vergehen und Übertretungen Verurteilten betrug im Jahre 1874 — 308 605 und stieg im Jahre 1899 bis auf 386 833; mit anderen Worten stieg diese Zahl von 1510 auf 2267 pro 100 000 Einwohner. Dabei wuchs die Zahl der rezidivierenden Verbrecher von 35,5 bis 42,3 pro 100 Verurteilte.

In Italien betrug nach den Ergebnissen Halls[4]) die Gesamtzahl der Verbrecher, die im Zeitraum vom Jahre 1881 bis 1885 zur Freiheitsentziehung verurteilt wurden, 367 570 durchschnittlich, während dieselbe in dem einen Jahre 1896—97 527 694 erreichte. In den Jahren 1881 bis 1885 war die Zahl der Verurteilten 1291 pro 100 000 Einwohner, im Jahre 1896—97 — 1614.

Auch die Ergebnisse von Bosco weisen auf eine sehr bedeutende Zunahme des Verbrechertums in Italien hin: vom Jahre 1883 bis 1899 wuchs die Zahl der Verurteilungen für Verbrechen und Vergehen von 1142,6 bis 1811,9 pro 100 000 Einwohner. Es ist zuzugeben, dass der offiziellen Statistik (Statistica giudiziaria penale) nach die Gesamtzahl der Verbrechen im Jahre 1901 in geringem Maße abnahm, das wird aber nach Bosco durch zufällige Umstände erklärt[5]).

---

[1]) Edgar Saening: „Jahrb. f. Nationalökonomie u. Statistik". Bd. 22.

[2]) Starke: „Verbrechen u. Verbrecher in Preussen 1854—1878".

[3]) Österreich. Statistik für d. Jahr 1899 (1903).

[4]) Ar. Chev. Hall: „Crime in its relations to social progress 1902".

[5]) Gogel: „Die Rolle der Gesellschaft im Kampfe mit dem Verbrechertum". (Russ.).

In Frankreich vermehrte sich nach Joly [1]) die Bevölkerung seit dem Jahre 1838 um 15 % und die Zahl der Verbrechen um 69 %, wobei auch die Zahl der Rezidive in bezug auf die Gesamtzahl der Angeklagten von 31 % auf 54 % stieg. Nach diesem Autor [2]) stieg auch trotz der Verminderung der Kindergesamtzahl in Frankreich im Zeitraum von 1880 bis 1891 um 226 000, die Zahl der Angeklagten im Alter bis zu 16 Jahren von 5400 auf 7000 und die im Alter von 16 bis 21 Jahren von 16 000 auf 31 000.

Die offiziellen statistischen Ergebnisse weisen aber, zwar etwas gekünstelt, eine Abnahme des Verbrechertums in Frankreich in der neuesten Zeit auf. So ergibt es sich nach dem im Jahre 1903 herausgegebenen „Compte générale de l'administration de la justice criminelle", welcher einen Zeitraum von 20 Jahren (1880—1900) umfasst, dass die Gesamtzahl der dem Geschworenengericht übergebenen Personen von 1668 bis auf 1330 sank. Diese Abnahme soll auch die Anzahl der Rezidive betreffen. H. Joly macht aber auf das ungewöhnliche Wachstum der infolge der Unauffindbarkeit der Angeklagten eingestellten Gerichtsverfahren aufmerksam. Anderseits wies Tarde [3]) darauf hin, dass die französische Statistik die Relegation gar nicht berücksichtigt, welche alljährlich einen bedeutenden Abfluss der kriminellen Bevölkerung Frankreichs in koloniale Verbannungsorte liefert. Auf diesem Wege wird eben in bedeutendem Maße die eigenartige „Verbesserung" der französischen Kriminalstatistik [4]) erreicht.

Zugunsten der Annahme, dass die Gesamtzahl der Verbrechen in Frankreich ähnlich wie in anderen Ländern wächst, spricht auch die von Tarde hervorgehobene Tatsache, dass die Gesamtzahl der Gerichtsverfahren in Frankreich nicht abnimmt, sondern steigt: während 20 Jahren wuchs dieselbe von 423 983 auf 514 761. Dabei stieg die Zahl der infolge des Mangels des Verbrechentatbestandes, der Unwichtigkeit der Verbrechen und der Unauffindbarkeit der Angeklagten eingestellten Gerichtsverfahren in bedeutendem Maße. Die Abschwächung der anklagenden Tätigkeit gehört, wie ersichtlich, zu den Bedingungen, welche die Statistik verbessern.

Wendet man sich an die besonderen Verbrechensarten, so ist in Frankreich ein Wachstum der Raubmorde, der Verbrechen gegen die Persönlichkeit und einfacher Diebstähle zu konstatieren.

Auch unter den Kindern wächst das Verbrechertum. So weist Bosco darauf hin, dass vom Jahre 1881 bis 1899 die Zahl der minder-

---

[1]) H. Joly: La France criminelle 1889.

[2]) H. Joly: „Les associations et l'état dans la lutte contre le crime". „Revue polit. et parlam". 1895, S. 430.

[3]) Tarde: Revue pénitale. 1893.

[4]) D. A. Drill: Zeitschr. d. Justizminist. 1897. (Russ.)

jährigen Verbrecher bis zu 16 Jahren von 6298 auf 6938, vom 16.—21. Jahre von 32 100 auf 34 328 stieg.

Wenden wir uns jetzt England zu. In diesem Lande schien die Anzahl der Verbrechen mit Einführung der Gefängnisreform im Jahre 1897 und Einführung von Reformatorien und Industrieschulen sofort abzunehmen. Die Zahl der Verhafteten nahm in jener Zeit zweifellos ab. So betrug im Jahre 1878 die Tageszahl der Verhafteten durchschnittlich 30 833, nahm im Jahre 1879 schon bis 19 818 ab und betrug nach 10 Jahren, also im Jahre 1889 — 14 758 und erreichte schliesslich im Jahre 1892 nur 12 663. Es schien, als ob man einen Sieg über das Unheil feiern konnte, aber da begann die Zahl der Gefängnisinsassen wieder rasch zu steigen, so dass dieselbe im Jahre 1901 schon 14 739 betrug. Während der nachfolgenden Jahre ging dieses Wachstum noch rascher vor sich. So betrug im Jahre 1901 die Gesamtzahl der zu Gefängnis Verurteilten 166 794, im Jahre 1902—03 — 196 144, im Jahre 1903—04 — 210 482 [1]).

Demnach ist es klar, dass die vorübergehende Abnahme der Anzahl der Gefängnisinsassen in England durch zufällige Umstände und nicht durch eine wirkliche Abnahme des Verbrechertums in der Bevölkerung zu erklären ist. Das Gesetz des beschleunigten Gerichtsverfahrens und die Ausdehnung der Richtervollmacht in bezug auf die Bestimmung der Zwangsarbeitenfrist bewirkten die Verminderung der Gefängnisinsassenanzahl, das Verbrechertum an sich verminderte sich aber gar nicht [2]).

Aus dem Berichte, den Reglbrans auf dem Brüsseler Penitentiärkongress erstattete, ist es ersichtlich, dass, während im Jahre 1877 39 % Gefängnisinsassen rezidivierten, im Jahre 1898 die Rezidivistenzahl schon 58 % und im Jahre 1902 — 62 % erreichte [3]). Ebenso steigt auch die Kriminalität der Minderjährigen in bedeutendem Maße, was die grosse Anzahl der Kinder bezeugt, welche in Reformatorien und Industrieschulen untergebracht werden. So stieg die Zahl der Kinder in den Industrieschulen von 1868 im Jahre 1864 bis auf 23 369 im Jahre 1902.

Wenden wir uns schliesslich zu Russland. Kann man hier aber von Kriminalität auf Grund von Zahlen sprechen, wie es in bezug auf die westeuropäischen Länder möglich ist? Wir müssen leider die vollständige Unbrauchbarkeit der diesbezüglichen russischen Statistik konstatieren. Nach Tarnowsky [4]) vermehrte sich die Anzahl der in Russland im Zeitraume von 20 Jahren (1883—1903) eingeleiteten Gerichtsverfahren um 57 %, während die Bevölkerung im gleichen Zeit-

[1]) Revue pénit. 1909, S. 278.

[2]) Gogel: loco cit. (Russ.).

[3]) Revue pénit. 19 5, S. 10 7.

[4]) Tarnowsky: Zeitschr. d. Justizminist. 1905.

raum sich nur um 30 % vermehrte; es ist aber erstaunlich, dass die Gesamtzahl der Verurteilungen im selben Zeitraum unverändert blieb. Diese sonderbare Tatsache, die allen Ergebnissen der westeuropäischen Statistik widerspricht, erklärt Prof. Gogel nicht ohne Grund durch die vollständige Ungenauigkeit und den chaotischen Zustand der russischen Statistik.

Was die letzten Jahre betrifft, so bedarf es wohl kaum der Statistik, um auf das Anwachsen der Kriminalität in Russland zu schliessen. Jeder, der die Ereignisse der letzten Zeit in Russland verfolgte und dem das russische Leben gut bekannt ist, weiss genau, wie stark in Russland die Lebens- und Eigentumsunsicherheit stieg und was für entsetzliche Formen die Kriminalität in Russland in bezug sowohl auf die Persönlichkeit, als auch auf das Eigentum annahm.

Das quantitative Wachstum der Verbrechen wird selbstverständlich von Formveränderungen derselben begleitet, wobei die Frequenz einer Verbrechensart auf derselben Höhe bleibt oder sogar etwas abnimmt und eine andere Verbrechensart sich mehr oder weniger vermehrt. Es wird mit anderen Worten eine Evolution der Delikte von der Veränderung der ökonomischen und sozialen Verhältnisse abhängig und mit der Sittenveränderung im Zusammenhang stehend beobachtet; das wird von den statistischen Ergebnissen bestätigt; wir werden aber hier auf eine ausführliche Betrachtung dieser Frage nicht eingehen. Es sei hier nur darauf hingewiesen, dass die Statistik uns keine tröstenden Aussichten auch für die Evolution der Verbrechensform liefert. Die statistischen Ergebnisse verschiedener Länder beweisen, dass schwere Verbrechen gegen die Persönlichkeit nur dort abnehmen, wo deren Anzahl übergross, wie z. B. in Italien, war; in anderen Ländern nahmen dieselben nicht ab, sondern vermehrten sich sogar in verschiedenem Maße. Die Eigentumsverbrechen nehmen ebenfalls insgesamt in verschiedenen europäischen Ländern nicht ab, sondern vermehren sich mehr oder weniger bedeutend und konstant, wobei sie einer Evolution je nach den äusseren Verhältnissen unterliegen.

In bezug auf diese Frage sei hier auf folgende Worte von Prof. Gogel hingewiesen: „Obwohl das Verbrechertum seine Form geändert hat, wobei die Verbrechen gegen die Persönlichkeit mehr in Form von Körperverletzungen, als in Form von Mordtaten auftreten und die Eigentumsverbrechen mehr die Form von Diebstahl und Betrug, als die von Raub annehmen, so ist doch ein konstantes und allmähliches Wachstum der Kriminalität zu konstatieren. Die Delikten- und Verurteiltenzahl wächst nicht nur entsprechend der Bevölkerungsvermehrung, sondern übersteigt die letztere bedeutend und rasch. Der Umstand, dass diese Erscheinung, obwohl mit einigen Schwankungen, sowohl nach oben

als nach unten, beinahe ein Jahrhundert anhält, erlaubt nicht dieselbe als eine vorübergehende zu betrachten“ [1]).

Man kann mit Bestimmtheit behaupten, dass die Kriminalitätsseuche an den Wurzeln unserer Kultur nagt und dass, wenn wir diese Seuche, welche immer an Weite und Tiefe zunimmt, nicht heilen, unsere moderne Kultur keine Standhaftigkeit ihrer weiteren Existenz beanspruchen kann. Es gibt keine Möglichkeit. die Augen vor der nahenden furchtbaren Gefahr zu schliessen. Wir müssen uns zeitig für die rationelle Bekämpfung dieser Gefahr bereit machen und das herannahende Elend zu diesem Zwecke gründlich untersuchen.

Es ist jedermann klar, dass die Feststellung der Dimensionen und der Ursachen der Kriminalität zur ersten Aufgabe wird, denn nur auf diesem Wege ergibt sich die Möglichkeit einer rationellen Bekämpfung derselben. Die Feststellung der Wurzeln der Kriminalität bedeutet das Auffinden der Wege zur Ausrottung derselben. Auf meinen Antrag bildete sich am psychoneurologischen Institut in St. Petersburg eine kriminalistische Sektion, welche sich speziell mit dem Studium der Kriminalität und deren Bekämpfung befasst.

Im Westen tauchte schon die Frage der Gründung eines internationalen kriminologischen Instituts auf (angeregt von dem Amerikaner Mac Donald), dieser Gedanke hat sich, wie mir bekannt ist, noch nicht verwirklicht; aber der kleine Staat Argentinien entschied sich vor kurzem, auf Regierungskosten ein besonderes kriminologisches Institut zu gründen. Wir hoffen, dass auch unser bescheidenes Unternehmen unter günstigen Bedingungen der Gesellschaft grosse Dienste leisten wird.

Hier muss ein wissenschaftliches Institut erwähnt werden, das seinen Prinzipien nach der von uns gegründeten kriminologischen Sektion verwandt ist. Ich habe den internationalen Kriminologenverband im Auge, der schon 20 Jahre lang existiert und seit 1899 eine russische Sektion besitzt. Nach dem Statute dieses von Prof. Liszt in Berlin, Prof. Prince in Brüssel und Prof. Van Hamel in Amsterdam gegründeten Verbandes „müssen die Kriminologie und die Kriminalgesetzgebung die Ergebnisse der anthropologischen und soziologischen Lehren in Betracht ziehen“.

Um diese These richtig zu beurteilen, ist es notwendig im Auge zu behalten, dass dieser Verband von Juristen-Dogmatikern gegründet ist und dass dieser Statutenparagraph nur eine gewisse Konzession und keineswegs einen Verzicht auf die Anschauung vorstellt, welche die juristisch-dogmatische und subjektive Schule als Hauptmethode der Kriminalforschung anerkennt. Der internationale Kriminologen-

[1]) Gogel: loco cit. (Russ.).

kongress stellt bis zu einem gewissen Grade einen Versöhnungsversuch der anthropologischen, soziologischen und juristischen Schule vor und wurde deshalb in der Wissenschaft als die eklektische Schule bezeichnet. Diese Versöhnung und Verschmelzung kann aber in der Wirklichkeit nicht vollständig durchgeführt werden [1]), was wahrscheinlich die Tatsache bedingt, dass die Verbandskongresse mehr kriminalpolitische Maßnahmen treffen, als rein wissenschaftliche Fragen behandeln. Man muss aber den Wert dieses Verbandes recht hoch schätzen: derselbe bildet im Leben der Kulturvölker ein wichtiges Fortschrittselement im wahren Sinne dieses Wortes. Das beweist auch der letzte russische Kriminologenkongress, der in Moskau abgehalten wurde und so viel humane und wohlbegründete Resolutionen bezüglich der wichtigsten modernen Fragen der russischen strafrechtlichen und strafrechtlich - prozessualen Gesetzgebung fasste (Gogel, mündl. Mitteil.).

Nach dieser Einführung wollen wir versuchen das Prinzip zu bestimmen, welches unserer Meinung nach der Untersuchung des Verbrechens, ihrer Ursachen im allgemeinen und der Erforschung der Persönlichkeit des Verbrechers zugrunde gelegt werden soll.

Das Verbrechen an sich ist ein rechtlicher Begriff, dem eine gewisse Bedingtheit innewohnt, welche ausserdem im Laufe der Zeit im Zusammenhang mit den sozialen Verhältnissen und den Staatsformen Änderungen unterliegt. In den einen Ländern wird eine Handlung streng bestraft, welche in den anderen gar nicht als Verbrechen betrachtet wird. So werden z. B. im modernen Frankreich gar keine Konfessionsverbrechen anerkannt, welche in anderen Ländern verfolgt werden, und in der Schweiz und in England kennt man keine politischen Verbrechen. Die Zeit ändert auch den Begriff des Verbrechertums. Es genüge die Erwähnung der grausamen Zauberer- und Hexenverfolgungen durch die alten strafrechtlichen Gesetzgebungen, welche das moderne Strafrecht gar nicht kennt.

Der rechtliche Begriff des Verbrechens kann mit dem Begriff der Sittlichkeitsverletzung im allgemeinen gar nicht identifiziert werden. Das Gesetz verfolgt Übertretungen der Gemeinwesensregeln, indem es die Bequemlichkeit derselben für die Mehrheit oder wenigstens für die festgesetzte Staatsordnung im Auge hat. Der Sittlichkeitsbegriff wird aber durch die Ideale des sozialen Lebens bestimmt. Um das Missverhältnis zwischen den rechtlichen und den sittlichen Normen klarer hervortreten zu lassen, genügt der Hinweis darauf, dass Jesus Christus, Sokrates, Johann Huss und viele andere grosse Sittlichkeitsprediger seinerzeit als Verbrecher betrachtet und verurteilt wurden. Infolge des abstrakten Prinzips, das dem Verbrechensbegriff zugrunde gelegt ist, werden unter

[1]) Beweise dafür bringt selbst so ein talentvolles Werk, wie das Lehrbuch von Prince „Science pénale et droit positif".

diese Rubrik Handlungen gerechnet, welche sowohl ihrem Charakter als auch ihrem Ziele nach wenig Gemeinschaft unter sich haben. Kann es z. B. irgendeine Gemeinschaft zwischen dem einfachen Diebe und dem politischen Verbrecher geben? Im ersten Falle handelt es sich um eine Handlung von eigennützigem Charakter, welche das Eigentumsrecht eines anderen Menschen verletzt; im anderen Falle handelt es sich um eine altruistische Handlung, die einen Menschen oft über das Niveau der Umgebung erhebt.

Manche Autoren, wie z. B. Garofalo, versuchten deshalb eine besondere Klasse sogenannter natürlicher Verbrechen im Gegensatz zu anderen Verbrechen von konventionellem Charakter zu umgrenzen. Aber auch in der Klasse dieser „natürlichen Verbrechen", welche auf Fälle beschränkt sind, wo die elementaren sittlichen Forderungen und das Sittlichkeitsminimum der entsprechenden Gesellschaft übertreten werden, ist auch nicht wenig Konvention enthalten: die Sittlichkeit ist ja kein identischer Begriff in verschiedenen Ländern und ändert sich mit der Zeit. Selbst die Beziehung zum Morde ist in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern nicht identisch. Es ist bekannt, dass bei Spartanern das Ermorden von hinfälligen Kindern gesetzlich erlaubt war und dass auch jetzt bei manchen Naturvölkern die Ermordung von Greisen erlaubt ist.

Was ist also das Verbrechen und was ist der Verbrecher? Nach der Bezeichnung von Joly „muss als Verbrecher ein Mensch betrachtet werden, welcher sein Verhältnis zu anderen Personen von seinen Leidenschaften bestimmen lässt und dabei weder Mut noch Geduld zum gesetzlichen und ehrlichen Kampfe besitzt".

Prof. Dürkheim[1]) bestimmt das Verbrechen als eine Handlung, welche von der Mehrheit, vom Volksgewissen, vom nationalen Bewusstsein und Solidaritätsgefühl getadelt wird.

Wie es mir scheint, wäre es einfacher zu sagen, dass man als verbrecherisch alles das betrachten soll, was eine Übertretung des Minimums der festgesetzten Gemeinwesensnormen bewirkt, wobei jedoch die rechtliche Deutung des Verbrechens erfordert, dass die genannte Übertretung Gegenstand des Strafgesetzbuches sei.

Nach dieser Bestimmung des Verbrechens gehen wir zur Betrachtung der Faktoren über, welche die Kriminalitätsentwicklung in der Bevölkerung begünstigen.

Die Menschheit war immer dazu geneigt, anzunehmen, dass der Mensch die Kraft besitzt, über seine Handlungen nach Wunsch zu verfügen und in entsprechender Weise die ihn umgebenden Verhältnisse zu beeinflussen. Dieser subjektive Standpunkt setzt voraus, dass der Mensch mit seinem Willen ein Herrscher über sich und über seine

[1]) E. Dürkheim: „De la division du travail social". 1902.

Handlungen ist. Von diesem Standpunkt ausgehend sind manche bis jetzt geneigt, das auffallende Wachstum der Kriminalität während der neusten Zeit durch individuelle Verhältnisse zu erklären, welche im Zusammenhang mit dem Sittlichkeitsverfall und der sogenannten Geisterunzucht stehen sollen. Hätte man aber Grund über Sittlichkeitsverfall in der Gegenwart im Vergleiche mit der Vergangenheit zu sprechen, so entstände doch eine andere Frage: wo sind die Gründe dieses Sittenverfalls zu suchen — in der subjektiven Welt der einzelnen Person oder in den äusseren und nächsten sozialen Faktoren, welche die Grundbedingungen der Sittlichkeitsnormen in deren Wurzeln zerstören und dadurch die Möglichkeit entziehen, die in der Menschennatur angelegten egoistischen Strebungen zu bändigen?

Die primitive Anschauung, welche das Verbrechen als eine Abweichung von der allgemeingültigen Tugend oder als einen Ausdruck des sogenannten „bösen Willens“ betrachtete und die bis jetzt selbst bei hochgebildeten Geistern noch nicht geschwunden ist, begann vor kurzem einer biologischen Betrachtungsweise des Verbrechers, als eines atavistischen Typus, Platz zu machen. Diese Betrachtungsweise wurde besonders konsequent von Professor Lombroso und seinen Anhängern durchgeführt und wurde sowohl in Westeuropa als auch in Russland sehr verbreitet, weil man in dieser Anschauung anfänglich die Enträtselung des Verbrechenswesens auf Grund einer genauen naturwissenschaftlichen Methode erblickte. Es schien, als ob die biologische Betrachtungsweise der atavistischen Verbrechernatur, welche Lombroso durchführte, den Schlüssel zur Aufklärung des Wesens des „bösen Willens“, mit anderen Worten, des Wesens des Verbrechens an sich gab.

Die besondere Popularität, welche die Lehre Lombrosos erlangte, findet ihre Erklärung auch darin, dass dieselbe einen ersten ernsten Versuch der Anwendung des Kausalitätsgesetzes auf die Erscheinungen, welche man mit dem Namen „verbrecherische Handlungen“ bezeichnet, vorstellte. Indem diese Lehre die klassische oder dogmatische Schule gänzlich umstürzte und widerlegte, musste dieselbe natürlich ein besonderes Interesse erregen. Aber nachdem die neue kriminalanthropologische Lehre, welche von ihren ersten Schritten an viele Anhänger sowohl in Italien als auch im Auslande [1]) erworben hatte, die alte Anschauung der dogmatischen Schule in bezug auf den Verbrecher als den

[1]) Unter den russischen Autoren, welche Lombrosos Lehren entwickelten, sind D. A. Drill („Verbrechertum und Verbrechen“, 1895) und L. E. Wladimiroff („Die psychologische Untersuchung im Kriminalgerichte“) zu verzeichnen. Eine wertvolle Arbeit über Kriminalanthropologie schrieb P. N Tarnowskaja, welche Diebinnen und Mörderinnen untersuchte. Kritische Arbeiten über Lombroso schrieben in Russland Belilowsky, Wolfert, Sakrewsky, Scheinis u. a.

Ausdruck des „bösen Willens“ widerlegt hatte, fiel auch sie selbst einer scharfen Kritik anheim. Lombroso selbst änderte seine ursprüngliche Theorie, indem er im Verbrechertypus nicht nur atavistische Eigenschaften eines Wilden, sondern auch Merkmale eines latenten Epileptikers erkannte. Es wurden aber auch gegen diese kriminalpsychiatrische, genauer gesagt biologischpathologische Theorie wesentliche Einwendungen gemacht; der Haupteinwand bezieht sich darauf, dass selbst die Anhänger von Lombrosos Lehren unter den Verbrechern nicht mehr als 5 % Epileptiker gefunden haben.

Lombroso machte grosse Anstrengungen, um seinen Standpunkt zu verteidigen; seine Schüler und Anhänger gaben sich viele Mühe, um die Idee ihres Lehrers triumphieren zu lassen, die biologische Theorie in der Kriminalitätsfrage zu stützen, nichtsdestoweniger musste Lombroso selbst in seinen letzten Werken wesentliche Konzessionen von seinem ursprünglichen biologischen und dann pathologischbiologischen Standpunkte zugunsten der Beeinflussung der Kriminalitätsentwicklung durch soziale Faktoren machen. Viele Autoren berücksichtigen diese Lehre gar nicht mehr und heben ein anderes Prinzip hervor, nach welchem das Verbrechen ein sozialökonomisches Übel vorstellt und hauptsächlich vom sozialen und nicht vom biologischen Standpunkte aus untersucht werden soll.

Der Versuch, einen besonderen verbrecherischen atavistischen Typus zu schaffen, scheiterte an der zweifellosen Tatsache, dass diesem Typus kein einziges anatomisches Merkmal eigen ist, das nicht bestritten worden ist und bezüglich dessen keine mehr oder minder wesentlichen Meinungsverschiedenheiten in der Wissenschaft bestanden haben.[1])

Das zweifelhafte Vorkommen der von Lombroso bestimmten Zeichen bei der Mehrheit der Verbrecher und anderseits deren Bestehen bei vollständig ehrlichen Menschen sprechen gegen die Existenz eines besonderen Verbrechertypus. Auch der Ausgangspunkt Lombrosos, der Verbrechertypus sei ein Atavismus und eine Rückkehr zum primitiven Zustand eines Wilden kann seinem Wesen nach nicht als richtig anerkannt werden, denn der Wilde und das Kind, das oft mit dem Wilden verglichen wird, sind keine Verbrecher ihrer Natur nach. Der Wilde ist den Mitgliedern eines anderen Stammes gegenüber feindselig, seinem Stamme aber ist er kein Feind und hat in seinem Milieu gar keine Ähnlichkeit mit unserem Verbrecher. Nach Spencer sind sogar die Wilden, welche ihre Wälder bewohnen, humaner als viele Mitglieder der grossen Familie der Kulturvölker. Anderseits können wir vom kindlichen Egoismus, von einer kindlichen Impulsivität

---

[1]) Scheinis: „Biologische und soziologische Kriminalitätsfaktoren“. 1902. (Russ.)

sprechen, es ist aber unmöglich das Kind mit dem Verbrechertypus zu vergleichen.

In Anbetracht der grossen Masse der Einwände, die gegen Lombrosos Theorie gemacht worden sind, ist die Zähigkeit bemerkenswert, mit der die italienische Schule bis jetzt an der Lehre Lombrosos vom Verbrechertypus festhält, wobei sie die ursprünglichen Anschauungen Lombrosos bald nach der einen, bald nach der anderen Richtung ändert.

Dabei muss eine Schule erwähnt werden, welche an der Seite der kriminalanthropologischen Schule entstand und als deren Verzweigung betrachtet werden kann, denn sie entwickelte sich im besonderen Maße gleichzeitig mit dem Triumphe der Lehre Lombrosos. Diese Schule, welche als die psychiatrische bezeichnet werden kann, betrachtet den Verbrecher als einen Degenerierten im wahren Sinne des Wortes, aber nicht als einen atavistischen Typus im Sinne von Lombroso, sondern einfach als eine psychopathische Persönlichkeit, welche von den normalen Menschen durch Besonderheiten der psychophysischen Organisation abweicht.

Man kann freilich dieser Schule ihre Selbständigkeit nicht absprechen, denn der Begriff der Degeneration wurde in der Psychiatrie lange vor Lombroso festgestellt und die mannigfaltigen Degenerationserscheinungen wurden ursprünglich von Morel (Traité de dégénérescence) und dann von einer ganzen Reihe Psychiater beschrieben. In der Psychiatrie wurden andrerseits schon seit langer Zeit die Fragen der Wechselbeziehung zwischen der Kriminalität, der Degeneration und den Geisteskrankheiten behandelt und der bekannte Pritchard schuf die Lehre vom sogenannten moralischen Irresein, zu welcher die spätere Lehre Lombrosos vom geborenen Verbrecher in engster Beziehung steht.

Die neueren Psychiater sind nicht dazu geneigt, das moralische Irresein als selbständige Form einer Geisteskrankheit zu betrachten, sondern halten dasselbe meistens für einen Ausdruck anderer Krankheitsformen, z. B. der Degeneration und der Epilepsie. Man kann also die Beeinflussung der Schule Lombrosos in bezug auf diese Frage durch die Psychiatrie und nicht umgekehrt feststellen.

Der Satz, dass das Verbrechertum, die Degeneration und die Geisteskrankheiten untereinander eng verwandt sind und dass das Verbrechertum nur eine Degenerationsart ist, ist ein Grundprinzip der Psychiatrie.

Nach D. A. Drill, dem bekannten Autor des Buches über „Minderjährige Verbrecher" und einem Anhänger der genannten Theorie, umfasst die Degeneration in ihren feinsten Verzweigungen Geistesstörungen, Neurosen, die zähe Lasterhaftigkeit, das Verbrecher-

tum in einer grossen Gruppe, wobei alle diese Erscheinungen insgesamt den Ausdruck der Labilität und verschiedener Fehler der psychophysischen Organisation darstellen.

Geistesstörungen, Geistesabnormitäten und das Verbrechertum sind nach demselben Autor zwar nicht identische, aber doch sehr verwandte Erscheinungen. Die Verbrechen dringen sehr oft in das Bereich der Geistesstörungen ein und Geistesstörungen begleiten umgekehrt das Verbrechertum sehr oft. Das Verbrechertum und die Geistesstörung ergänzen einander. [1])

Wenn man die von Drill beschriebenen Typen der minderjährigen Verbrecher verfolgt, so muss man sagen, dass es abnorme, wenn auch nicht direkt kranke Typen sind. Nach der treffenden Bezeichnung von Déjérine ist es eine „façon d'être" der Entartung. „Das Verbrechertum wird von mir", sagt der Autor, „als eine Mangelhaftigkeit der psychophysischen Organisation des Menschen betrachtet, welche allmählich unter dem Einfluss ungünstiger äusserer Verhältnisse entsteht, den Menschen zum Verbrechen disponiert, aber nicht unbedingt, sondern im Zusammenhang mit bestimmten Umständen oder disponierenden Ursachen".

Auch Prof. W. Tschisch[2]) vertritt den Standpunkt einer gewissen Verwandtschaft des Verbrechertums mit den Geistes- und Nervenkrankheiten.

Nach Voisin stellt die Neigung zum Laster resp. zum Verbrechen einen Ausdruck der Vererbung in höherem Maße als irgend welche andere Neigung vor. Nach dem Ausdruck dieses Autors ist es wie eine ewige Strafe für die Sünden der Vorfahren.

Laurent[3]) hebt die grosse Menge der Degenerierten unter den Verbrechern hervor und indem er den Zusammenhang von Verbrechertum und Geisteskrankheit als eine gewöhnliche Erscheinung feststellt, bemerkt er, dass die Degenerierten die Hauptzahler jener Steuer bilden, die man Verbrechertum nennt. Alkohol und Degeneration — das sind die ätiologischen Hauptfaktoren der Kriminalität.

Féré[4]) teilt auch die Anschauung von der engsten Wechselbeziehung zwischen Verbrechen und Degeneration. Seiner Meinung nach ist es sogar unmöglich, beim jetzigen Stande der Wissenschaft eine Grenze zwischen dem Verbrechen und dem Irresein zu ziehen. Nach Féré erscheint die Verwandtschaft zwischen Verbrechertum, Geistesstörung und Degeneration überhaupt als eine positive Tatsache, welche durch

---

[1]) D. A. Drill: „Minderjährige Verbrecher". (Russl.)

[2]) W. Tschisch: „Der Verbrecher vor dem Gericht der medizinischen Wissenschaft". Kasan 1894.

[3]) Laurent: „Le monde criminel".

[4]) Féré: Dégénérescence et criminalité. Paris 1888.

das Studium des Verbrechers festgestellt ist und welche im häufigen Zusammentreffen von Verbrechertum und Degeneration sowohl bei einer und derselben Person als auch in einer Familie ihren Ausdruck findet. Als eine Entartungsform wird das Verbrechertum nach Féré durch die direkte Vererbung charakterisiert. Anderseits erscheint das Verbrechertum nach diesem Autor als eine der tiefsten Degenerationsformen, denn bei Entartung sind Talente möglich, aus Verbrecherfamilien sind aber nie talentierte Menschen hervorgekommen. Im allgemeinen ist es unmöglich, die Verbrecher von den Degenerierten zu trennen, wenn man auch alle Besonderheiten des Verbrechertypus, welche die kriminalanthropologische Schule hervorhebt, berücksichtigt.

Das sind die Anschauungen der psychiatrischen Schule in bezug auf das Verbrechertum und den Verbrecher. Ich wiederhole, dass dieselben mit den Sätzen der Schule Lombrosos ziemlich verwandt sind, aber mit letzteren nicht vollständig identifiziert werden dürfen. Gegen die psychiatrische Schule kann eingewendet werden, dass die erbliche Verwandtschaft zwischen dem Verbrechertum, den Geisteskrankheiten und der Degeneration durch die äusseren Umstände bedingt wird, unter welchen das Verbrechen entsteht. Der Pauperismus und der Alkoholismus — das sind die Bedingungen für die Entwicklung der Entartung und der Geisteskrankheiten; dabei stellen dieselben auch die Hauptfaktoren des Verbrechertums vor. Wenn bei verhafteten Verbrechern Geisteskrankheiten oft beobachtet werden, so kann auch diese Tatsache in Zusammenhang mit der oben erwähnten Bedingung gebracht werden. Soll man hier anderseits alles der Entartung zuschreiben, wird nicht die Entwicklung von Geisteskrankheiten, welche die Gefängnisinsassen befallen, von den deprimierenden Affekten und von der Umgebung beeinflusst? Kommen schliesslich die pathologischen Züge der verbrecherischen Persönlichkeiten in Wirklichkeit so oft vor, wie es die Vertreter der psychiatrischen Schule glauben?

Abnorme Typen, welche aus leicht verständlichen Gründen öfter unter den minderjährigen als unter den erwachsenen Verbrechern anzutreffen sind, wurden von D. A. Drill hervorgehoben und vorzüglich beschrieben; nichtsdestoweniger erscheinen sie selbst hier eher als Ausnahme denn als Regel. So werden sie wenigstens von Vertretern einer anderen Richtung betrachtet [1]).

In der neuesten Zeit wurde ein Versuch der Wiederbelebung der Schule Lombrosos unternommen. In Nordau haben wir den Schöpfer einer neuen Kriminallehre, welche man als die parasitäre bezeichnen kann und die wir etwas ausführlicher, als die neuere biologische oder genauer biologischpathologische Lehre, besprechen wollen.

[1]) Gogel: loco cit. (Russ.).

Nordau geht auch von dem Satze aus, dass der Gewohnheitsverbrecher ein degenerierter, der normalen Entwicklung unzugänglicher und in seiner Entwicklung rückständiger Typus sei. Er nimmt aber die Lehre vom Atavismus nicht an und hält gleichzeitig den Verbrecher für keinen nahen Verwandten des Geisteskranken. Nach Nordau haben wir es im Verbrecher mit einer unvollständigen und verstümmelten Entwicklung des Organismus zu tun. Das Verbrechertum ist nichts anderes, als eine Erscheinung des menschlichen Parasitismus. Es braucht nicht weiter auseinandergesetzt zu werden, dass man unter Parasiten im biologischen Sinne Tiere und Pflanzen versteht, welche auf dem Körper oder in der Leibeshöhle fremder Tier- und Pflanzenarten wohnen, wobei sie den letzten gar keinen Nutzen bringen, sondern im Gegenteil sich von ihren Säften ernähren und so ihre Wirte schädigen. Auch Nordau hält an dieser Definition fest, dehnt dieselbe aber bis zur völligen Unbestimmtheit aus. Er nimmt an, dass jedes höher differenzierte Leben parasitisch sei. Eine Ausnahme sollen nur die einfachsten Zellorganismen bilden, welche sich von den anorganischen Stoffen der umgebenden Natur ernähren. Alle anderen leben auf Rechnung fremder Organismen. So ernähren sich die Pflanzen durch Stoffe, welche von anderen Pflanzen oder Tieren verarbeitet wurden; die Tiere ernähren sich ihrerseits wieder von Pflanzen oder Tieren. Es ist ganz konventionell, dass man z. B. die Lianen, welche sich um die tropischen Pflanzen winden, als Parasiten bezeichnet, während man die Champignons, welche sich nur von zerfallenen Pflanzen und Tieren ernähren, zu den Parasiten nicht rechnet. Ebenfalls werden Würmer, welche die Leibeshöhle eines Tieres bewohnen, als Parasiten bezeichnet, während der Löwe, welcher sich von Tieren, die er selbst ermordet hat, ernährt, zu den Parasiten nicht gezählt wird. Indem aber der Autor diesen Standpunkt einnimmt, ist er nahe daran, den Begriff des Parasitismus zu vernichten. Denn im Kreislauf der organischen und anorganischen Natur, der alles beherrscht, erscheinen alle lebenden Wesen als Parasiten und der Mensch bildet darin keine Ausnahme, nicht nur der Verbrecher, sondern auch der reinste und der edelste Sterbliche.

Schliesslich wendet Nordau das Wort „Parasit", indem er den Parasitismus näher bestimmen will, für diejenigen Fälle an, wo der schmarotzende Organismus kleiner und schwächer als der ausgenutzte Organismus ist, während er die gewaltsame und grobe Ausnutzung der kleineren und schwächeren Organismen durch die besser bewaffneten nicht für Parasitismus hält. Es ist leicht ersichtlich, dass der Autor hier eine Definition des Parasitismus gibt, die dem biologischen Sinne dieser Erscheinung gar nicht entspricht. Freilich gibt er selbst zu, dass, da er den menschlichen Parasitismus im Auge habe, er diesen Begriff in „keinem rein biologischen, sondern in einem einigermaßen analogen Sinne" gebraucht.

Wenn es sich hier nicht um den biologischen Parasitismus handelt, was bleibt dann von der parasitären Theorie übrig? Dass eine gewisse Verbrecherklasse Parasiten im sozialen Sinne vorstellt, braucht doch nicht bewiesen zu werden und zu Parasiten in diesem Sinne können nicht nur Verbrecher gezählt werden.

In der menschlichen Gesellschaft beginnt der Parasitismus, sagt Nordau, „nur dann, wenn Menschen hervortreten, welche andere ihrer Arbeitsprodukte ohne ihre Einwilligung und ohne jede Rückzahlung berauben, kurz, wenn sie Menschen wie die primitiven Substanzen behandeln, mittels derer sie ihre Bedürfnisse befriedigen. Die diesen Parasitismus ausüben sind eben Verbrecher“ [1]). Nach Nordau ist der Verbrecher kein Verbrecher seiner Natur nach und keine Atavismuserscheinung; der Parasitismus erscheint im Gegenteil als Begleiter der Kultur und wird nur in organisierten Gesellschaften beobachtet. Ohne ein Ausdruck des Atavismus zu sein, ist das Verbrechen also eine neue und relativ späte Erscheinung der Völkerkultur und stellt ein „Symptom einer individuellen und sozialen Krankheit vor, ein Merkmal des pathologischen Zustandes einer differenzierten Gesellschaft“. Der Parasitismus selbst ist nach Nordau eine Entartungserscheinung, wie es auch allgemein angenommen wird. „Der entartete Mensch versucht infolge seiner Schwäche und Hinfälligkeit, dem Gesetze des kleinsten Energieaufwandes folgend, seinen Nächsten auszunutzen, statt mit ihm ein Zusammenleben auf Grund von gleichwertigem Austausch zu führen“.

Es gibt keine genügenden Gründe, einen Vergleich oder eine Analogie zwischen dem Parasitismus einerseits und dem Verbrechertum anderseits durchzuführen. Der Parasitismus wird in der Natur durch eine Atrophie der einen Organe infolge Inaktivität derselben und durch Hypertrophie der anderen ausgedrückt; mit anderen Worten beobachten wir hier einen eigenartigen Amorphismus, während bei den Verbrechern nach Lombroso die Sinnesorgane gut entwickelt sind, die Muskelbeweglichkeit höher als bei Normalen ist und ausserdem vielen unter ihnen eine Neophilie, eine besondere Vorliebe fürs Neue eigen ist. Diese Eigentümlichkeit, sowie eine übergrosse Energie, welche bei Räubern, Mördern und bei manchen böswilligen Bankerotteuren beobachtet wird, stellen einen Gegensatz zwischen dem Leben dieser Personen und der apathischen, wenig beweglichen Existenz der wahren Parasiten vor. Von seinem Standpunkte ausgehend, nimmt Nordau eine gewisse organische Minderwertigkeit beim Verbrecher an, insbesondere einen Mangel an Hemmungsimpulsen und eine relativ rasche Erschöpfung der Nerventätigkeit. Obwohl der Autor behauptet, dass seine Theorie fast

[1]) Nordau: „Die Entartung“. Alle Zitate nach der russischen Übersetzung.

alle Arten des Verbrechertums umfasst, versucht er den Begriff des wahren Verbrechertums durch jene Formen einzuschränken, wo das Verbrechen aus eigennützigen Motiven, zwecks Gewinn, unternommen wird. Dabei weist er auf die Notwendigkeit hin, eine Unterscheidung zwischen einem Affektakt und einem Verbrechensakt im wahren Sinne des Wortes durchzuführen. Im ersten Falle zieht der Mensch aus seinem Verbrechen keinen Gewinn, während der parasitische Verbrecher einen solchen Akt ganz kaltblütig zwecks eines eigennützigen Gewinns unternimmt. Daraus folgt klar, dass Nordau in seiner Theorie nur die verbrecherischen Müssiggänger unterbringt und von derselben andere Personen ausschliesst, welche sich auch unter den Begriff des antisozialen Verbrechertypus einordnen lassen. Daraus ersieht man die Unzulänglichkeit seiner Theorie, welche nur eine gewisse Verbrechergruppe, bei weitem aber nicht alle Verbrecherklassen umfasst.

Anderseits weicht der Parasitismus im Sinne Nordaus vom biologischen Parasitismus sehr ab. Es handelt sich hier um einen sozialen Parasitismus, der sich auf dem Boden der Entartung entwickelt. Das Wort „Parasit" wird dabei mit dem Begriff eines auf fremde Kosten existierenden Menschen identifiziert. Selbstverständlich können zu dieser Klasse nicht nur Verbrecher, sondern auch Müssiggänger gerechnet werden, welche sich nur einbilden oder andere überzeugen wollen, dass sie auf eigene Rechnung existieren, in Wirklichkeit aber fremden Reichtum verzehren. Unter denselben existieren gewiss nicht wenig Degenerierte, nichtsdestoweniger wird sie niemand zu der Verbrecherklasse rechnen.

Wir sehen also, dass Nordaus Versuch, die Verbrechensfrage mittels Identifizierung des Verbrechers nicht mit dem atavistischen Degenerierten oder mit dem degenerierten Epileptiker oder mit einem Geisteskranken, sondern mit dem degenerierten Parasiten wieder biologisch zu beleuchten, als misslungen angesehen werden darf. Dieser Versuch wurde mit vollem Grunde in der Literatur, auch in der unsrigen [1]), verworfen.

Aus allem oben Dargelegten folgt, dass, wenn die alte dogmatische Lehre sich auf den schon hinfällig gewordenen Satz von der Existenz eines selbstbestimmbaren Willens stützte, welcher den Menschen gänzlich beherrscht, ihn zu einem Verbrecher oder einem ehrlichen Menschen macht und somit die Verbrecher in eine Menschenklasse sondert, welche der einen oder anderen Rücksichten halber den Entschluss gefasst haben, sich im Gegensatz zur üblichen Moral zu verhalten, so gehen alle neueren biopathologischen Theorien von der Annahme aus, dass das Verbrechen in Besonderheiten des menschlichen Organismus wurzelt,

[1]) Scheinis: „Noch eine biologische Kriminalitätstheorie". 1908. (Russ.)

welche ihrerseits die Eigentümlichkeiten der psychischen Organisation des Verbrechers beeinflussen. Diese Theorien behaupten nämlich, dass der Verbrecher ein besonderer atavistischer Typus oder der Typus eines besonderen degenerierten Psychopathen oder eines biosozialen Parasiten im Sinne Nordaus sei.

Obwohl die neueren Lehren die alte dogmatische Theorie des Verbrechens als einer Erscheinungsform des sogenannten „bösen Willens" radikal umwandelten, wobei sie annahmen, dass „der böse Wille" nicht durch die Persönlichkeit, sondern durch die Natur des Verbrechers bedingt ist, dass, mit anderen Worten, der Verbrecher in diesem Falle als Opfer seiner eigenen lasterhaften oder krankhaften Konstitution erscheint, so entsprechen doch diese neuen Theorien ebenso wie die Anschauungen der alten dogmatischen Schule der gewöhnlichen Weltanschauung der Mehrheit, wie sie so treffend von Corne formuliert wurde. Nach diesem Autor betrachtet die Mehrheit den Verbrecher ebenso, wie man im antiken Griechenland und im antiken Rom die Sklaven betrachtete, d. h. als Menschen einer anderen, von der gewöhnlichen ganz abweichenden Art. Diese Betrachtungsweise ist für die praktische banale Moral sehr bequem und befreit die ehrlichen Leute von jeder Verantwortung für verbrecherische Handlungen, welche von anderen Mitgliedern, sogar desselben Milieus, vollbracht werden, denn bei dieser Betrachtungsweise kann man nur eine negative Beziehung zum Verbrecher haben; man muss dann den Verbrecher unterdrücken, ihn bestrafen und je fürchterlicher die Strafe ist, desto besser. Nichtsdestoweniger beweist die sehr lange Erfahrung, dass die Bestrafung gar nichts geholfen, sondern nur Schaden gestiftet und der Entwicklung des Verbrechertums freien Lauf gelassen hat, weil sie ein Hirngespinst, ein Phantasieprodukt bekämpfte, statt — unserer eigenen Überzeugung nach — wirkliche Maßnahmen gegen die Verbreitung des Verbrechertums in der Bevölkerung zu ergreifen.

In der neusten Zeit häufen sich immer mehr und mehr Tatsachen an, welche den Beweis bringen, dass das Verbrechen von sozialen Bedingungen, insbesondere von der schweren ökonomischen Lage der Bevölkerung abhängt.

Eine Reihe statistischer Ergebnisse beweist, dass das Verbrechertum eine komplizierte Erscheinung ist, welche durch viele Faktoren sozialökonomischen Charakters bedingt wird. So ist es unzweifelhaft, dass grosse soziale Umwälzungen die Entwicklung des Verbrechertums begünstigen. Als Beispiel kann das Anwachsen des Verbrechertums gleichzeitig mit der Entwicklung einer ernsten revolutionären Bewegung in der Bevölkerung dienen. Wir haben dabei das Steigen der Anzahl der rein strafrechtlichen Verbrechen und nicht der politischen im Auge.

Man könnte glauben, dass der ökonomische Faktor hier die Hauptrolle spielte, denn die Revolution folgt gewöhnlich einer Periode schwerer ökonomischer Bedrückung. Es darf aber der Umstand nicht unberücksichtigt bleiben, dass es sich in diesen Fällen um eine bedeutende Steigerung der Zahl der Verbrechen in einem Zeitabschnitt handelt, der dem Hauptaufflackern der Revolution unmittelbar oder sogar der Revolutionsunterdrückung folgt. So war es unter anderem auch mit der russischen Revolution. Solange die Revolution sich entwickelte, hörten wir beinahe garnichts von einer Zunahme des Verbrechertums in der Bevölkerung, aber nach der Revolutionsunterdrückung erreichte das Verbrechertum in Russland sein Maximum. Man muss annehmen, dass hier sich die soziale Erregung kundgibt, welche nicht sofort nach der Unterdrückung der Volksbewegung zum Stillstand gebracht wird und viele Mitglieder der am meisten unterdrückten Volksklassen zur Offenbarung ihrer Instinkte anregt, indem sie auf den Weg des Verbrechens gestossen werden.

Gleichzeitig werden während der Revolutionsperiode die Klassenbeziehungen und die sozialen Verhältnisse überhaupt besonders verschärft, wodurch nicht nur zahlreiche Konflikte rechtlicher Natur, sondern auch Differenzen auf dem Boden verschiedener sozialer Anschauungen bedingt werden. Infolgedessen steigt während der Revolutionsperiode die Anzahl der Verbrechen, welche durch Verschärfung der Klassengegensätze und der politischen Kämpfe hervorgerufen werden, in ungewöhnlich grossem Maße.

Eine besonders wichtige Bedingung des Verbrechertums, die sich in allen Ländern und zu jeder Zeit kundgibt, ist aber der ökonomische Faktor.

Es gibt jetzt so viel Tatsachen zugunsten der Anschauung, dass das Verbrechen ein Übelstand ist, der vom ökonomischen Zustand gewisser Volksklassen abhängt, dass dieser Umstand wohl kaum bezweifelt werden kann.

Genaue statistische Ergebnisse beweisen, dass die Reihen der Verbrecherklasse hauptsächlich durch die ärmsten notleidenden Volksschichten ausgefüllt werden.

Diese Tatsache kann jetzt nicht bestritten werden. Liszt[1]) hebt besonders hervor, dass das Verbrechen eine sozialpathologische Erscheinung ist, welche von ökonomischen Verhältnissen abhängt.

H. Denis[2]) zeigte, dass in Belgien während einiger Jahrzehnte das Verbrechertum der Bevölkerung im umgekehrten Verhältnis zum ökonomischen Volkswohlstand stand, insofern die Marktpreise für die

---

1) F. Liszt: „Das Verbrechen als sozial-pathologische Erscheinung". Dresden 1899.

2) Vortrag gehalten auf dem 3. kriminalanthropol. Kongress. 1892.

Gebrauchsgegenstände als Maßstab dieses Wohlstandes gelten können, wobei während der ökonomischen Krisenjahre das Verbrechertum immer in entsprechender Weise anstieg.

Aus der französischen Statistik erfahren wir, dass, pro 100 000 Einwohner, auf die Vagabunden und Personen ohne jegliche Existenzmittel 139 Angeklagte, auf die ärmste Dienstbotenklasse 20 Angeklagte, auf die liberalen Professionen nur 12 Angeklagte fallen.

Um zu sehen, welche Bedeutung die ökonomischen Verhältnisse für die Entwicklung des Verbrechertums haben, genügt es, einige Zahlen anzuführen. Nach Marro[1]) z. B. gehören 79,6 % unter 100 Angeklagten zu den notleidenden Schichten.

Das progressive Zunehmen des Verbrechertums in England steht im augenscheinlichen Zusammenhang mit der Vermehrung der armen Bevölkerung. Die Zahl der in die Armenhäuser Aufgenommenen stieg während des Jahrzehntes von 1890 bis 1900 von 177 221 bis auf 213 377.

Aus der französischen Statistik vom Jahre 1902[2]) ist ersichtlich, dass die Klasse der Landwirte, welche 8 324 000 zählt, nur 8 % der Verbrechermasse lieferte, die industrielle Klasse, die 6 334 000 zählt, lieferte 24 % und 8 % fallen auf Leute mit unbestimmtem Beruf. In Deutschland lieferten die Arbeiter und die Taglöhner 10 408 Verurteilungen für Verbrechen und Vergehen, auf je 100 000 Einwohner berechnet, die Landwirte lieferten 1202 Verurteilungen, die Rentiers und die Vertreter der liberalen Berufe nur 224 Verurteilungen.

Anderseits beweist die Statistik, dass die städtische Bevölkerung fast die doppelte Menge der Verurteilten im Vergleich zur Landbevölkerung liefert; dass aber das Wachstum der Verurteiltenzahl in den Städten hauptsächlich durch die Pauperismusausbreitung bedingt wird, beweisen die Zahlen, welche Joly anführt, nach denen in den Jahren 1841—1851 unter 1000 Angeklagten nur 41 Obdachlose waren und im Jahre 1880 schon 140. Nach der französischen Statistik für das Jahr 1880 lieferten die Vagabunden durchschnittlich 405 Verbrecher, auf 100 000 Einwohner berechnet, während die Landbevölkerung nur 8 Verbrecher lieferte.

Es ist weiter der Parallelismus bekannt, welcher zwischen der Erhöhung der Marktpreise für die notwendigsten Gebrauchsgegenstände, wie z. B. das Brot, und dem Wachstum der Verbrechen gegen das Eigentum besteht. (Stark, Lacassagne, A. Meyer u. a.) Es ist auch zweifellos, dass während einer Periode ökonomischer Notstände die Anzahl der Verbrechen in direkter Abhängigkeit von den Dimensionen des Übels wächst.

[1]) Marro: „I caratteri dei delinquente". S. 265.

[2]) „Compte général de l'administration de la justice criminelle". Gogel l. c.

Einen kolossalen Einfluss auf die Entwicklung des Verbrechertums in der Bevölkerung übt weiter die Verbreitung des Alkoholismus aus. Indem die Alkoholgetränke das Nervensystem erregen, erscheinen dieselben als einer der Hauptfaktoren der Verbrechertumsentwicklung. Jedenfalls führt eine zahlreiche Reihe von Untersuchungen zur Überzeugung, dass der Alkoholismus und das Verbrechen im engsten und unlösbaren Zusammenhange stehen.

Es wurde schon so viel über die Bedeutung des Alkohols, als eines giftigen Getränks, geschrieben, welches die Erregbarkeit des Nervensystems nicht selten bis ins Unberechenbare steigert, den Verstand trübt, in gewissen Fällen selbst Illusionen und Halluzinationen hervorruft und beim chronischen Gebrauch Herzlosigkeit, Egoismus und erhöhte Neigung zu Affekten bedingt, welche den Intellekt herunterdrückt, die Sittlichkeit abstumpft und den Menschen zu einem sehr impulsiven und heftigen Wesen macht, dass es überflüssig wäre, es noch zu wiederholen. Die ungewöhnliche Zunahme des Alkoholismus während der letzten Zeit ist auch allzugut bekannt. Als Beispiel wollen wir Deutschland anführen, wo der Alkoholgenuss im Jahre 1878 pro Einwohner 8,7 Liter pro Jahr betrug und im Jahre 1898 schon bis auf 12,41 Liter stieg. In England, wo die Trunksucht für eine selbständige Gesetzesübertretung gehalten wird, stieg die Anzahl der Verurteilungen vom Jahre 1893 bis 1902 von 188 927 bis 209 908 [1]).

Diese Zahlen genügen, um zu zeigen, in welch' entsetzlicher Progression die Verbreitung der Alkoholgetränke in der letzten Zeit wächst.

Es ist schon lange aus den statistischen Ergebnissen bekannt, dass in denjenigen Departements Frankreichs, wo mehr Alkoholgetränke gebraucht werden, auch die Anzahl der Verbrechen bedeutender ist [2]). Monin [3]) betrachtet den Alkohol als eine der Hauptursachen der Verbrechen- und Selbstmordverbreitung in der Bevölkerung; er bezieht 50—60 % aller vollbrachten Verbrechen auf den Alkohol. Gallavardin [4]) berechnet, dass beinahe 70 % aller Verbrechen in Frankreich unter dem Einfluss des Alkohols vollzogen werden. Nach Joffroy [5]) steht der Alkoholismus mit allerhand Verbrechen, besonders mit Raub, Mordtaten und schweren Körperverletzungen in engster Verbindung. Nach demselben Autor verursacht der Alkohol in

---

1) Gogel: loco cit. (Russ.). S. 52.

2) J. Merschejewsky: „Bericht des ersten russischen Psychiaterkongresses". „Über Alkohol".

3) Monin: „Alkoholisme, étude médico-sociale". S. 121, 134.

4) Gallavardin: „Alkoholisme et criminalité". Paris 1880.

5) Zitiert nach Kroll: „Über die Frage des Alkoholeinflusses auf die Morbidität, Mortalität und das Verbrechertum. St. Petersburg 1897.

Deutschland 46 % der Morde, 63 % der Raubanfälle und 74 % der Verwundungen und Verstümmelungen. Baer[1]) hält die akute Betrunkenheit und die Gewohnheitstrunksucht für die Hauptfaktoren des Verbrechertums und betrachtet die Trunksucht als die Quelle des Rezidivismus. Nach Krafft-Ebing[2]) werden in Deutschland beinahe 50 % aller Verbrechen unter dem Einfluss des Alkohols vollzogen. Nach Bunge können sogar 70—80 % aller Verbrechen als Folgen der Trunksucht betrachtet werden[3]). Nach Dr. Krohne, einem Gefängnisdirektor, folgt aus den Beobachtungen in Oldenburg, Hessen, Schleswig-Holstein und Brandenburg, dass beinahe 70 % aller Vergehen und Verbrechen im Zusammenhang mit dem Alkoholgebrauch stehen. In Holland entstehen nach Legrain zirka $^{15}/_{16}$ aller Verbrechen im Zusammenhang mit Betrunkenheit[4]). Beinahe dasselbe ist für England und Amerika festgestellt. So haben z. B. in Kanada $^{9}/_{10}$ der verhafteten Männer und $^{19}/_{20}$ der verhafteten Frauen ihre Vergehen und Verbrechen unter dem Einflusse von Alkoholgebrauch vollbracht.

Nach Wieselgreen waren im Jahre 1887 unter den Insassen der Arbeitshäuser 69,8 % Männer und 9,3 % Frauen für Vergehen und Verbrechen, welche im trunkenen Zustand begangen worden sind, interniert und in den Gefängnissen betrug die Anzahl dieser Verbrecher 73,3 % unter den Männern und 33,3 % unter den Frauen. Im Jahre 1890 waren unter den 783 061 Personen, welche dem Gericht für Kriminalverbrechen übergeben worden sind, 189 746, welche dieselben im betrunkenen Zustand begangen hatten.

Auf der Brüsseler internationalen Ausstellung, welche im Jahre 1879 von dem belgischen Verein zur Bekämpfung der Trunksucht veranstaltet wurde, waren von M. Sleys Diagramme ausgestellt, aus denen folgte, dass 75 % der Vergehen und 35 % der Mordtaten im Rausche begangen worden sind[5]).

Für Russland gibt es keine mehr oder weniger genaue allgemeine Statistik der im Zusammenhang mit der Trunkenheit begangenen Verbrechen. Wir haben aber einige Einzeluntersuchungen, die der Berücksichtigung wert sind.

Nach Kroll erwies es sich, dass von 3226 Gerichtsverfahren, welche im Zeitraum von 10 Jahren (1885—1894) durch die strafrechtliche Sektion des Kreisgerichtes zu Kasan eingeleitet wurden, 42,68 % sich auf Alkoholiker bezogen; für Gotteslästerung und Kirchen-

1) Baer: „Die Trunksucht und ihre Abwehr". S. 39.

2) Krafft-Ebing: „Gerichtliche Psychopathologie". S. 233—237. (Russ. Übers.)

3) Bunge: „Die Alkoholfrage". 1899, S. 15.

4) Bunge: loco cit. S. 21.

5) H. Nerzbach: „La ligue d'alcoholisme etc.". 1899, S. 37—38.

raub wurden 63,2 % Alkoholiker verurteilt, für Brandstiftungen 31,8 %, für Prügelungen, Verwundungen, Verstümmelungen und Folterungen 44,7 %, für fahrlässige Tötung, Mordattentate und Verursachung tödlicher Wunden 53,7 %, für Raub und Plünderungen 70,2 %, für Vergewaltigung 51,9 %, für Beleidigungen 37,2 % Alkoholiker [1]).

Aus der Dissertation von Dr. Grigorieff [2]), welche zum Teil unter meiner Leitung durchgeführt ist und sich auf 10 000 Tatbestände gründet, die der Autor im Archiv des Kreisgerichtes zu St. Petersburg untersuchte (wobei sich 7658 Tatbestände auf die Stadt St. Petersburg und 2342 auf die Distrikte des Petersburger Gouvernements beziehen), ist ersichtlich, dass im Zeitraum 1883—1898 in St. Petersburg 40,5 % und in den Distrikten 37,2 % der Angeklagten chronische Alkoholiker oder Berauschte waren; von Angelegenheiten, welche mit der Trunksucht im Zusammenhang standen, bezogen sich 44,5 % Gerichtsverfahren auf St. Petersburg und 44,4 % auf die Distrikte. Was die Angeklagten beider Geschlechter betrifft, welche dem Kreisgericht zu St. Petersburg übergeben wurden, so waren unter ihnen 47 % chronische Alkoholiker oder während sie das Verbrechen begingen Berauschte.

Es muss hervorgehoben werden, dass eine grosse Menge von Verbrechen in Trinklokalen begangen wird. So waren nach Quetelet von 1129 der in Frankreich während der Jahre 1826—1829 begangenen Morde 446 Folgen von Zwistigkeiten in Trinklokalen. Von 622 Morden während der Jahre 1874—1878 sind 65 auf Streitigkeiten in Trinklokalen zu beziehen. Nach Direktor Streng haben von den 222 in Nürnberg im Jahre 1878 wegen roher Misshandlungen Verhafteten 147 ihre Verbrechen in einem Trinklokal oder sofort nach Verlassen desselben begangen.

Es kann deshalb niemanden wundern, dass die Gefängnis- und Strafanstaltbevölkerung zum grossen Teil aus Alkoholikern besteht. Nach den Ergebnissen des belgischen Justizministeriums [3]) erwiesen sich 1157 unter den 2826 nach dem Gerichtsurteil in Gefängnissen internierten Personen als Alkoholiker. Unter 234 zu Zwangsarbeiten Verurteilten waren 118 Alkoholiker. Schliesslich erwiesen sich als Gewohnheitsalkoholiker 121 unter den 218 während der Jahre 1872 bis 1898 Hingericheten, wobei über 16 Personen diesbezügliche Mitteilungen fehlten. In der Schweiz erwiesen sich als Alkoholiker 40 % der 2560

---

[1]) Kroll: Dissert. (Russ.)

[2]) Grigorieff: „Alkoholismus und Verbrechen in St. Petersburg". (Russ.). 1900.

[3]) „Der Arzt". Nr. 30, 1896. (Russ.) Masoin, VI. Cong. intern. c. l'abus de l'alcohol. S. 98.

Verhafteten. In Deutschland ergab es sich auf Grund von statistischen Untersuchungen, dass ein bedeutender Teil der Verbrecher zu den Alkoholikern gehört oder dass die Verbrechen im Rausche begangen werden. Von 32837 Gefängnisinsassen in Deutschland erwiesen sich 13706, d. h. 41,7 %, als Alkoholiker. In Amerika, im Staate Massachusetts, war die Alkoholikerzahl im Jahre 1871 12 396 unter 14 315 Verhafteten. Nach Baer[1]) sind 34 % der Verbrecher in Bayern Alkoholiker. In der Schweiz fanden sich nach E. Fabre[2]) unter den Mördern 50 % Alkoholiker, unter den für Grausamkeit und Verwundungen Verurteilten 90 %. In Österreich waren unter den 2742 während der Jahre 1876—1880 wegen Mord und Mordattentate Angeklagten 978 Alkoholiker oder 35,7 %. Nach Harris kamen 80 % der Gefängnisinsassen New-Yorks infolge Berauschung ins Gefängnis. Nach den Mitteilungen von J. P. Merschejewsky[3]) kamen in den 120 Gefängnissen in Deutschland auf 32 837 Verhaftete 43,9 % männliche Alkoholiker und 18 % weibliche. In Baden erwiesen sich 849 d. h. 34 % unter den 2473 Verhafteten als Alkoholiker. In Frankreich erwiesen sich nach Morambot, Direktor des Gefängnisses St.-Pélagie, unter 2932 Angeklagten 2109 oder 72 % als Alkoholiker; unter 1898 für Diebstahl, Betrug, Fälschungen und andere ähnliche Verbrechen Verurteilten 1340 oder 70 %; unter 415 für Raub, Prügelungen oder Beibringen von Wunden und Widerstand der Behörde gegenüber 366 oder 88,2 %; unter 15 wegen Mord Verurteilten 8 oder 55 %; unter 308 für Vergewaltigungen, öffentliche Unzucht und kriminelle Aborte Verurteilten 165 oder 53 %; unter 14 Brandstiftern 8 oder 57 %; unter 272 Bettlern und Vagabunden 216 oder 79,4 %. In Pennsylvanien erwiesen sich im Jahre 1872 32 775 unter 40 807 Verhafteten als Alkoholiker. Im Staate Missouri waren unter den Verhafteten 58 % Alkoholiker. Im Staate Illinois in den Jahren 1875—76 = 58 % Alkoholiker. In Chicago waren im Jahre 1867 unter 23 000 Verhafteten über 20 000 Alkoholiker[4]).

Die Zahlen, welche Spinola anführt, zeigen, bei welchen Verbrechen der Alkohol eine grössere und bei welchen er eine kleinere Rolle spielt. Nach diesem Autor werden in Deutschland 42 % aller Verbrechen und Vergehen im Rausche begangen; im Zusammenhang mit dem Alkoholgebrauch werden 40 % der Morde, 63 % der tödlichen Verwundungen, 74 % der schweren Verletzungen, 76 % des Widerstands gegen die Behörden, 77 % der Sittlichkeitsverbrechen begangen.

---

[1]) Baer: „Alkoholismus". S. 269.

[2]) „Internat. Monatsschr. z. Bekämpf. d. Trunks." 1897, Nr. 4.

[3]) Merschejewsky: „Zeitschr. f. klin. und gerichtl. Psychopath." 1883, Nr. 4. (Russ.)

[4]) Kroll: loco cit.

Um diese Zahlen richtig zu schätzen, ist es notwendig, im Auge zu behalten, dass der Alkohol ausser seiner paralysierenden Einwirkung auf das Nervensystem noch als Ursache einer Verschlechterung und selbst eines Niederganges der ökonomischen Lage der Bevölkerung erscheint und insbesondere in den niederen Bevölkerungsklassen die Pauperismusentwicklung befördert. Der Pauperismus liefert, wie wir wissen, einen übergrossen Teil der Verbrecher. Die besondere Rolle des Alkohols für die Entwicklung des Verbrechertums tritt auch aus den statistischen Ergebnissen hervor, welche ein Wachstum der verbrauchten Alkoholmenge und die damit parallel verlaufende Steigerung des Verbrechertums in der Bevölkerung zeigen. Nach den von Baer in Belgien im Zeitraum von 1868 bis 1882 gesammelten statistischen Ergebnissen wuchs parallel der Steigerung des Alkoholverbrauchs von 7 auf 9 Liter pro Einwohner auch die Verbrechenanzahl von 1900 bis 2770 pro 100 000 Einwohner.

Analoge Ergebnisse sind bezüglich Österreichs und anderer Kulturländer bekannt.

Die berauschende Wirkung des Alkohols hat besonders paralysierende Folgen für degenerierte und erblich belastete Personen; infolgedessen stellt das Zusammentreffen von Degeneration und Alkoholismus einen besonders wichtigen Faktor des Verbrechertums dar. Der chronische Alkoholismus ruft unmittelbar Degeneration und Psychosen hervor, da aber die Degeneration und die Geisteskrankheiten an sich nicht selten verbrecherische Handlungen verursachen, so können wir auch hier von einer indirekten Beeinflussung der Entwicklung des Verbrechertums durch den Alkoholismus sprechen. Um sich eine Vorstellung darüber bilden zu können, um welche Dimensionen der indirekten Alkoholwirkung es sich hier handelt, wollen wir bemerken, dass unter den in die Krankenhäuser aufgenommenen Geisteskranken 28 % ihre Krankheit dem Alkoholismus verdanken (Krafft-Ebing).

Wir haben die sehr umfangreiche Literatur, die sich auf diese Frage bezieht, lange nicht erschöpft,[1] glauben aber, dass die angeführten Tatsachen vollständig genügen, um die Bedeutung des Alkohols, als eines mächtigen Faktors, welcher die Entwicklung des Verbrechertums fördert, zu beurteilen. Die Wichtigkeit dieses Faktors ist überhaupt nicht zu unterschätzen.

Neben dem Alkohol bewirkt auch die Verbreitung der anderen sogenannten „intellektuellen“ Gifte (Äther, Morphium, Opium, Haschisch u. a. m.) die Entwicklung des Verbrechertums. Eine nähere Betrachtung dieser Frage würde uns aber von dem Hauptziel unserer Arbeit ablenken.

---

[1] Aus den russischen Quellen wollen wir die Arbeiten der Alkoholkommission an der Gesellschaft für Volksgesundheitsschutz und aus den westeuropäischen das Buch von Hoppe: „Alkohol u. Kriminalität“, 1906, nennen.

Wir wollen endlich die in der Literatur vorhandenen Beobachtungen über die Beeinflussung der Kriminalitätsentwicklung durch das Klima betrachten. Eine relativ grössere Mordanzahl wird in den südlichen Ländern, wie z. B. in Italien, in Spanien, in Korsika und im Kaukasus begangen. In Italien z. B. geschehen 6,6 Morde pro 100 000 Einwohner, in Spanien deren 4, während in anderen Ländern etwa 1 Mord oder noch weniger für dieselbe Einwohnerzahl in Betracht kommt.

Es kann wohl kaum bezweifelt werden, dass die sogenannte Klimawirkung in bedeutendem Maße auf Rasseneigentümlichkeiten zurückgeführt werden kann, sowie auf Besonderheiten des sozialen Lebens in den südlichen Ländern, aber in diesem Lichte hat diese Frage mehr Beziehung zur vergleichenden Völkerpsychologie als zur Beeinflussung der Kriminalitätsentwicklung durch meteorologische Faktoren.

In unseren klimatischen Verhältnissen wächst die Anzahl der Verbrechen gegen die Persönlichkeit während der Sommerzeit bedeutend, während im Winter die Zahl der Verbrechen gegen das Eigentum ansteigt. Aber auch diese Tatsache wird, wie es scheint, nicht durch meteorologische Wirkungen, wie manche angenommen haben, erklärt, sondern am einfachsten dadurch, dass Leute im Sommer mehr in öffentlichen Lokalen miteinander verkehren, im Winter mehr isoliert wohnen. Anderseits wird im Winter der Mangel an Mitteln immer fühlbarer, was die Vermehrung der Diebstähle im Winter erklärt.

Wenn man im allgemeinen die Bedeutung der einen oder anderen meteorologischen Faktoren für das Verbrechertum nicht leugnen kann, so ist deren Wirkung immer mehr oder weniger relativ und kann in der Mehrzahl der Fälle auf eine mit den meteorologischen Faktoren zusammenhängende Veränderung der ökonomischen und sozialen Verhältnisse zurückgeführt werden.

Die soziale oder, genauer, die sozialökonomische Schule hob zu ihren Gunsten so viel unwiderlegbare Tatsachen hervor, dass es scheinen möchte, man könne gegen dieselben nichts einwenden. Es scheint fast, als ob man die unbedingte Überlegenheit dieser Schule anerkennen und alle ihre Folgerungen akzeptieren müsse.

Nichtsdestoweniger kann man, trotz der vollen Anerkennung der wirklich belehrenden und wirklich unbestreitbaren statistischen Tatsachen, eine gewisse Unvollständigkeit und Unbewiesenheit in den Annahmen dieser Schule nicht übersehen. Am allerersten entsteht die Frage, wo sich hinter diesen Zahlen die Persönlichkeit verbirgt? Ein Verbrechen ist ein Werk der einzelnen Persönlichkeit und soll denn die Persönlichkeit an sich bei dieser Zahlenmenge, welche die Bedeutung der einen oder der anderen Kriminalitätsfaktoren ausdrückt, unberücksichtigt bleiben?

Manche Autoren nehmen den Standpunkt einer unüberwindlichen Gesetzmäßigkeit ein und konstruieren eine deterministische und pessimistische Weltanschauung, indem sie dem Menschen einen Willen absprechen und ihn als Automaten im allgemeinen determinierten Erscheinungswechsel betrachten. Noch Quetelet, der Schöpfer der wissenschaftlichen Statistik, hob als erster die wichtige Tatsache hervor, dass auch die komplizierten menschlichen Handlungen dem Einfluss der allgemeinen äusseren Bedingungen anheimfallen. Nach seinen Untersuchungen unterliegen selbst solche, dem Anscheine nach zufällige und launische Erscheinungen, wie Fehler an den Briefkuverten, welche sich in falschen Adressen oder selbst im Fehlen der Adressen ausdrücken, einer bestimmten Gesetzmäßigkeit und stehen mit den einen oder anderen ungünstigen sozialen Verhältnissen in Korrelation. Kann dann bezweifelt werden, dass das Verbrechen direkt von solchen Bedingungen, wie sozialen Umwälzungen, ökonomischen Notständen, Alkoholverbreitung abhängt?

Trotzdem nehmen andere Autoren an, dass, obwohl die Verbrechertumsentwicklung durch äussere Faktoren beeinflusst wird, diese Beeinflussung die subjektive Betrachtungsweise, nach welcher das Verbrechen als ein Willensakt erscheint, nicht radikal beseitigt. Wenn äussere Faktoren die Anzahl der Verbrechen beeinflussen, was eigentlich schon seit lange her bekannt ist, so kann man nach diesen Autoren auf Grund dieser Tatsachen den freien menschlichen Willen doch nicht leugnen. Das menschliche Bewusstsein sträubt sich gegen die Annahme, der Betreffende sei nur deshalb kein Verbrecher, weil er den einen oder anderen statistischen Gesetzen nicht unterliegt und dass vielleicht morgen er infolge einer neuen Korrelation der äusseren Verhältnisse den unüberwindlichen statistischen Zahlen anheimfallen und zu einem Mörder oder zu einem Diebe werden wird. Diese Annahme ist vom Standpunkt der subjektiven Analyse aus soweit unakzeptierbar, dass hervorragende Geister gleichzeitig sowohl die Unterordnung des Menschen unter die äusseren Faktoren, als auch die Existenz des freien Willens für unbestreitbare Tatsachen hielten, wobei sie versuchten, diese zwei entgegengesetzten Erscheinungen des menschlichen Daseins miteinander zu versöhnen. Von den ältesten Zeiten der griechischen Philosophie an bis zur Gegenwart wurden Versuche unternommen, auf irgend eine Weise den genannten Gegensatz zu überbrücken und einen Weg zur Vereinigung der moralischen Willensfreiheit mit der Unterordnung der menschlichen Handlungen unter die Gesetze, welche das Weltall beherrschen, zu finden. Anderseits hielten solche Geister, wie Bossuet und Kant, die Vereinigung der Lehre von der moralischen Willensfreiheit und der Lehre von der Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen im Weltall für unmöglich. Ebenso sprach sich Du Bois-Reymond,

welcher sowohl den Begriff der Willensfreiheit, als auch den Begriff der Energieerhaltung im Weltall als unwandelbare Begriffe für den Menschen anerkannte, für die vollständige Unmöglichkeit aus, diese beiden Begriffe im menschlichen Intellekte zu vereinbaren („Ignorabimus“).

Wir müssen unsererseits anerkennen, dass es sich hier um zwei unkommensurable Naturvorgänge handelt, wobei der erste einer subjektiven Klasse, der zweite einer objektiven angehört und es sich deshalb um eine Vereinigung derselben im wahren Sinne dieses Wortes nicht handeln kann.

Sieht man aber von diesen rein philosophischen Fragen, welche die Wechselbeziehung der äusseren und der inneren Welt betrachten, ab, so muss hervorgehoben werden, dass die Statistik überhaupt nur die summarische Wirkung des einen oder des anderen Faktors betrachtet und keine Hinweise darauf gibt, welche Personen speziell und weshalb gerade die einen und nicht die anderen der Wirkung des gegebenen Faktors unterliegen und so gewisse Zahlenreihen ausfüllen. Mit anderen Worten sagt uns die Statistik noch gar nichts über die Gesamtheit der nächsten Bedingungen und der individuellen Faktoren, welche im Endresultat das Verbrechen bestimmen. Freilich erfahren wir aus den angeführten Zahlen, dass der Mensch, welcher infolge der einen oder anderen Umstände der Not und dem Alkoholismus anheim gefallen ist, besonders während schwerer ökonomischer Krisen und während besonderer Verschärfungen der sozialen Verhältnisse zu einem Verbrecher wird. Die Not und der Alkoholismus führen aber trotz der Mitwirkung der sozialökonomischen Faktoren dieses Resultat nicht in jedem Falle herbei. Es gibt Menschen, welche vorziehen in der äussersten Not eher von Almosen zu leben, als zu Verbrechern zu werden; andere ziehen den Hungertod oder den Selbstmord dem Verbrechen vor. Auch ein der äussersten Not anheimgefallener Alkoholiker kann in bestimmten Fällen betteln oder durch Selbstmord enden, aber zu keinem Verbrecher werden.

Anderseits erklären uns die ökonomischen und sozialen Faktoren nicht, warum in wohlhabenden Bevölkerungsklassen Verbrechen geschehen, welche durch leichtsinnige oder geringschätzige Beziehung zum fremden Eigentum bedingt sind; sie erklären uns auch die Verbrechen nicht, welche nicht infolge Gewinnsucht, sondern im sogenannten Affektzustand begangen werden; sie erklären uns weder die Verbrechen als Akte eines Kampfes mit einer offenbaren Ungerechtigkeit oder eines Protestes gegen dieselbe, noch die infolge Suggestion oder Nachahmung begangenen Verbrechen. Schliesslich bestimmen die allgemeinen sozialökonomischen Verhältnisse auch den Charakter des Verbrechens nicht. Warum ein ökonomischer Notstand in einem Falle einen Diebstahl, in einem anderen einen Mord hervorruft, das kann uns die Statistik nicht

erklären, sie kann nur allgemeinste Hinweise geben. Im allgemeinen operiert die Statistik mit grossen Zahlen und gibt uns deshalb keine genaue Auskunft über die speziellen Bedingungen, welche den Charakter des Verbrechens näher bestimmen.

Daraus folgt, dass die obengenannten allgemeinen Faktoren nur als disponierende und nicht als bestimmende betrachtet werden können. Nur die Gesamtheit der Faktoren, welche die gegebene Persönlichkeit beeinflussen, und zwar nicht nur die allgemeinen, sondern auch die spezielleren und die nächsten, bestimmen das Verbrechen und dessen Charakter. Man muss dabei im Auge behalten, dass die ökonomischen und bis zu einem gewissen Grade auch die sozialen Faktoren solcher Natur sind, dass sie auch eine Rückwirkung seitens der Persönlichkeit gestatten.

Die Statistik sagt uns z. B., dass die Hoffnungslosigkeit des Pauperismus eine wichtige allgemeine Kriminalitätsursache ist [1]). Erscheint aber der Pauperismus bis zu einem gewissen Grade nicht als Resultat der nächsten und selbst der individuellen Verhältnisse, welche die Leute umgeben, die dem Pauperismus anheimfallen? Haben wir nicht tausende von Beispielen, wo ein Mensch, welcher die volle Möglichkeit einer wohlhabenden Existenz hat, seine geliebte Frau verliert und danach zu trinken beginnt, sein ganzes Vermögen verschwendet, zu einem Alkoholiker wird und deshalb den ihn sicherstellenden Dienst verliert, schliesslich eines ständigen Verdienstes und eines Obdaches entbehrt und so zu einem Pauper im wahren Sinne des Wortes wird? Würde der eine Umstand, d. h. in unserem Falle der Verlust der geliebten Frau, ein durch Verkettung von Nebenumständen eingetretener Vorgang die gegebene Persönlichkeit nicht treffen und wäre dabei keine bestimmte individuelle Bedingung und zwar die Charakterschwäche des Betreffenden vorhanden, so wäre derselbe dem Pauperismus nicht anheim gefallen.

Auch in den Untersuchungen Booths, des Heilsarmeegründers, finden wir Hinweise darauf, dass individuelle Verhältnisse nicht ohne Einwirkung auf die Pauperismusentwicklung bleiben. Booth hat bei der Untersuchung des Pauperismus in London unter den 4000 ärmsten Einwohnern 60 % Vagabunden gefunden. Die meisten sind der Verarmung infolge Arbeitslosigkeit anheimgefallen und haben keinen Verdienst durch eigene Schuld oder infolge des niedrigen Arbeitslohnes und Arbeitsunbeständigkeit; zu solchen gehören 68 %. Die Armut von 300 Personen unter diesen 4000 Untersuchten kann durch persönliche Laster erklärt werden, wie z. B. Trunksucht, Unsparsamkeit usw. Die Armut von 500 Familien wird entweder durch die grosse Kinderanzahl

---

[1]) Oettingen: „Moralstatistik". S. 421.

oder durch Schwäche der Gesundheit des Familienhauptes — also durch individuelle Verhältnisse — erklärt. Im allgemeinen wird die Umgebung bis zu einem gewissen Grade von der Persönlichkeit selber geschaffen und die Handlungen der Persönlichkeit erscheinen als Resultat der Art und Weise, wie sich die nächsten äusseren Umstände um sie gestalten. Man muss also bei der Beurteilung eines Verbrechens nicht nur die allgemeinen disponierenden Momente oder Faktoren im Auge behalten, sondern auch die Gesamtheit der nächsten Verhältnisse, welche die betreffende Persönlichkeit umgeben und das Verbrechen und dessen Charakter bestimmen, in Betracht ziehen.

Wir haben hier eine vollständige Analogie mit der Morbidität. So ist z. B. der Hunger ein allgemeines disponierendes Moment für die Entwicklung von Infektionskrankheiten, unter anderem für die Typhusentwicklung, der Hunger an sich schafft aber noch keine Infektion, und der hungernde Mensch bedarf noch anderer weiterer Momente, welche die Entwicklung der betreffenden Infektion begünstigen, wie z. B. das Trinken von schlechtem Wasser, Erkältung usw. Wir wollen noch ein anderes Beispiel anführen, um die Bedeutung der nächsten bestimmenden Bedingungen klar zu machen: nehmen wir an, dass ein Hagel irgendeine Gegend getroffen und dabei zahlreiche Haustiere vernichtet hat. Hier ist der Hagel die allgemeine Ursache, aber werden durch den Hagel die gesamten Ursachen des Notstandes aufgeklärt? Nein, denn wir haben hier keinen Hinweis darauf, warum die einen Tiere umkamen, während die anderen unbeschädigt blieben. Das gesamte Notstandsbild mit allen dasselbe bestimmenden Faktoren wird uns dann klar werden, wenn wir erfahren, dass die einen Tiere deshalb umkamen, weil sie infolge ungünstiger Bedingungen kein Obdach finden konnten, andere aber aus rein individuellen Ursachen das Obdach nicht erreichen konnten, trotzdem dasselbe in ihrer Nähe war.

Es ist also nicht zu bezweifeln, dass die allgemeinen sozialen, ökonomischen und übrigen Faktoren nichts anderes als disponierende Momente sind, welche nur die Massenzahlen der Bevölkerungskriminalität bestimmen, während sie die besonderen Einheiten, aus welchen sich diese Zahlen aufbauen, gar nicht charakterisieren. Warum eben die betreffende Persönlichkeit dem Verbrechen anheimfällt — das wird durch die Gesamtheit der Verhältnisse bestimmt, welche sie in der Gegenwart umgeben und sie von ihrer Geburt an umgeben haben und welche mehr oder weniger günstige Vorbedingungen der Konzeption und der fötalen Entwicklung im Mutterleibe geschaffen haben. Bei der Einzelanalyse eines Verbrechens ist es leicht, sich zu überzeugen, dass ausser allgemeinen sozial-ökonomischen Faktoren überall *nächste* Faktoren vorhanden sind, welche die Frage des Begehens des einen oder des anderen Verbrechens durch die betreffende Persönlichkeit entscheiden.

Nehmen wir an, dass soziale und ökonomische Ursachen irgend eine Person von ihrer gewöhnlichen Laufbahn abgelenkt und ihr den gewohnten Verdienst entzogen haben. Nach langem Suchen und nachdem alle Ersparnisse ausgegeben sind, ist der Betreffende gezwungen, einer Beschäftigung in der Fremde nachzugehen; nun wirkt ein neues Moment mit — die Abgerissenheit von dem gewohnten Gesellschaftskreise, von Bekannten, welche ihn durch Rat und im äussersten Falle pekuniär unterstützen könnten. Ein weiteres Misslingen der Versuche, eine Beschäftigung zu finden, entzieht ihm die Möglichkeit sich ein Obdach zu sichern, welches den minimalen menschlichen Forderungen entspräche. Es folgt der Pauperismus, als unabwendbare Folge der obengenannten Bedingungen. Aber auch dieser Pauperismus wird eine gewisse Zeit ertragen, bis die Persönlichkeit unter dem Drucke der umgebenden Verhältnisse sittlich sinkt, bis der Alkohol sie berauscht, bis die Verführung in der Form von leichter Gewinnmöglichkeit einwirkt und bis endlich das äusserste vitale Bedürfnis in der Form von Hunger eintritt.

Zuletzt wird ein Verbrechen als ein fataler Ausgang aus der Einwirkung einer ganzen Reihe allgemeiner disponierender und unmittelbar tätiger oder nächster Faktoren begangen. Darum mag die sozialökonomische Statistik noch so viel Zahlen zugunsten der einen oder der anderen allgemeinen Beeinflussung der Kriminalitätsentwicklung anführen, in keinem Falle darf aber die Wirkung der nächsten äusseren Faktoren, welche in jedem Einzelfalle die Persönlichkeit betreffen, sowie der Charakter der Persönlichkeit selber, an welcher ihre gesamte Vergangenheit und ihre Entwicklungsbedingungen, im Sinne der Heredität, Abdrücke hinterlassen haben, ignoriert werden.

Kein Richter wird bei der Bestimmung der Kriminalität der einen oder der anderen Person sich mit einem einfachen Hinweis auf statistische Ergebnisse begnügen, sondern wird die Aufklärung aller Umstände, sowohl der äusseren, als der individuellen fordern, welche die betreffende Person auf den Weg des Verbrechens gebracht haben. Wenn die Untersuchungen über die allgemeinen Bedingungen, welche die Kriminalitätsentwicklung beeinflussen, einen grossen sozialen Wert haben, so werden trotzdem die nächsten individuellen Verbrechensursachen in jedem gegebenen Falle ihren praktischen Wert nicht verlieren. Deshalb muss in jedem Einzelfalle die sorgsamste Untersuchung der Umgebung und der Verhältnisse, unter welchen das betreffende Verbrechen begangen wurde, sowie eine Untersuchung der individuellen Besonderheiten der Verbrecherpersönlichkeit vorgenommen werden. Ebenso wie es notwendig ist, bei der Beurteilung der Gesamtheit der disponierenden Umstände, welche die Kriminalität beeinflussen, die Rasse zu berücksichtigen, ist es unentbehrlich, auch die Persönlichkeit mit ihren

individuellen Verhältnissen und Gewohnheiten nicht zu ignorieren, wenn man über das von ihr begangene Verbrechen entscheidet. Gewiss müssen die von uns hervorgehobenen nächsten und individuellen Kriminalitätsfaktoren vollständig objektiv untersucht werden. Es entsteht aber die Frage, ob wir die subjektive oder die objektive Untersuchungsmethode bei der Untersuchung der Persönlichkeit des Verbrechers, der Besonderheiten seines Charakters, seiner Neigungen und schliesslich der Motive des begangenen Verbrechens anwenden sollen. Diese Frage muss ich ohne Schwanken in dem Sinne beantworten, dass man auch bei dieser Untersuchung individueller Besonderheiten sich an eine streng objektive Methode halten soll.

Schon das, was ich an einer anderen Stelle[1]) über die Untersuchung der neuropsychischen Tätigkeit des Menschen überhaupt ausführte, spricht für die Notwendigkeit, die objektivpsychologische Methode auch auf die Untersuchung der verbrecherischen Tätigkeit anzuwenden. Es ist notwendig, auf die rein subjektiven Untersuchungsmethoden, wie sie bis jetzt von unseren Gerichten geübt werden, vollständig zu verzichten.

Der objektive Standpunkt, welchen wir in der Psychologie einnehmen, betrachtet die menschlichen Handlungen als Bewegungsakte, welche, obwohl sie von subjektiven Erlebnissen oder sogenannten Motiven begleitet werden, in der Wirklichkeit ein Resultat der vergangenen individuellen Erfahrung und der äusseren nächsten Faktoren vorstellen. Selbstverständlich ist dabei der Einfluss der Individualitätsbesonderheiten auch nicht ausgeschlossen, soweit die letzteren von den Vererbungsverhältnissen abhängen. Es muss beachtet werden, dass die objektivpsychologische Untersuchung sich ihrem Wesen nach auf die Untersuchung der inneren Beweggründe des Verbrechens, welche den Angaben des Angeklagten und der Zeugen entnommen werden und auf welche fast alle Annahmen der klassischen Schule sich gründen, nicht beschränken kann; anderseits kann sich dieselbe nicht auf die Untersuchung der Persönlichkeit des Verbrechers beschränken, was nur den Grundprinzipien der kriminalanthropologischen, der psychiatrischen und der parasitären Theorie entsprechen würde.

Vom objektivpsychologischen Standpunkte aus erscheint die verbrecherische Handlung einer Persönlichkeit einerseits als ein Resultat der äusseren allgemeinen und nächsten Einflüsse, welche sich um die betreffende Persönlichkeit gruppiert haben, anderseits als eine Folge der Einflüsse, welche in ihrer Vergangenheit, d. h. in der Befruchtungsperiode (im Sinne der Heredität), in ihrer Entwicklungsperiode und

---

[1]) W. v. Bechterew: „Objektive Psychologie“. Bd. I.

weiteren Lebenszeiten zusammentrafen; deshalb muss die Untersuchung sowohl das Verbrechen, als auch die äusseren allgemeinen und nächsten Faktoren, sowie die individuellen beachten. Während die kriminalanthropologische Schule und andere verwandte Theorien nicht das Verbrechen, sondern den Verbrecher untersuchten, indem sie hofften, an ihm Besonderheiten des sogenannten Verbrechertypus zu finden und so die Genese des Verbrechens aufzuklären, während die soziale Schule die allgemeinen prädisponierenden Faktoren betrachtete, die nächsten und individuellen Faktoren aber den allgemeinen unterordnete, führt uns die objektivpsychologische Methode zum Studium der äusseren Bedingungen des Verbrechens, als einer menschlichen Handlung, zurück, untersucht dasselbe aber in Korrelation mit der Gesamtheit der bedingenden Einflüsse, sowohl der allgemeinen, als der speziellen, der äusseren und der individuellen, der fernen und der nächsten, welche sowohl auf das betreffende Verbrechen, als auch auf die Persönlichkeit des Verbrechers eingewirkt haben[1]).

Gehen wir von diesen allgemeinen Erwägungen zu den speziellen über, so müssen wir bei der Anwendung der objektivpsychologischen Methode auf die Analyse des Verbrechens, ausser den allgemeinen sozialökonomischen Faktoren, hauptsächlich folgende Bedingungen im Auge haben, welche das Verbrechen näher bestimmen:

1. Das Missverhältnis zwischen den Lebensbedingungen und den notwendigsten Bedürfnissen. Wir wissen schon, was für eine kolossale prädisponierende Bedeutung der ökonomische Faktor hat. Die Lebensverhältnisse und Lebensumstände erscheinen als nächster Faktor, welcher den Menschen auf den kriminellen Weg stösst. Das gilt besonders für die Verhältnisse beim Pauperismus. Wir führen hier die Beschreibung des Pauperismusbildes von Albrecht[2]) an: „Wenn die Wohnung, in der er (der Pauper) arbeitet oder welche ihn nach der Arbeit erwartet, eine schmutzige Grube mit verpesteter Luft vorstellt, wenn kranke abgezehrte Familienmitglieder in dieser Grube stöhnen und er dabei seine Wohnung mit fremden, groben und manchmal kriminellen Leuten teilen muss, so dass ihm kein Ort übrig bleibt, wo er seinen müden Kopf anlehnen könnte, wird er denn unter diesen Verhältnissen in einer solchen Wohnung mit Freude arbeiten, wird er nach der Arbeit mit Freude nach Hause eilen und wird er nicht, zu Hause angelangt, sich beeilen, diese Wohnung zu verlassen? Gewiss. Wohin geht er denn? In ein Trinklokal, in eine Schenke, überall, wo er sein ungast-

---

[1]) Vergl. W. v. Bechterew: „Die Hauptaufgaben und die Methode der objektiven Psychologie". Vortrag in der Ärzteversammlung an der Klinik für Geistes- und Nervenkrankheiten. 1908.

[2]) H. Albrecht: „Die Wohnungsnot in den Grossstädten und die Mittel zu ihrer Abhilfe". 1891.

freundliches Obdach mit einem weniger abstossenden Aufenthaltsort vertauschen kann. Wenn man oft in einer Wohnung, welche aus einem Zimmer besteht, Eltern, Kinder und ausserdem Mietsleute beider Geschlechter findet, was kann man dann von der heranwachsenden Generation in sittlicher Beziehung erwarten? Ist es denn erstaunlich, dass bei diesem Zusammenleben das Schamgefühl sich abstumpft, die Prostitution und widernatürliche Laster als ganz normal erscheinen?"

Beim Pauperismus wirkt oft ein Faktor mit, den man als ein vitales Bedürfnis bezeichnen könnte. Als einfachstes Beispiel eines vitalen Bedürfnisses erscheint der Fall, wo ein hungernder Mensch Lebensmittel stiehlt. Hierher gehören auch die Fälle, wo ganz unbrauchbare Gegenstände gestohlen werden, um auf diese Weise ins Gefängnis zu gelangen, wenn es keine Möglichkeit gibt, auf eine andere Art und Weise sein Leben zu sichern.

Gewiss entspricht das Missverhältnis zwischen den Lebensbedingungen und den menschlichen Bedürfnissen bei weitem nicht immer dem Begriff der „äussersten Notwendigkeit", infolge der relativen Bedeutung des Begriffes der „notwendigen Bedürfnisse" oder der „äussersten Notwendigkeit". Es ist bekannt, dass, was der eine für notwendig hält, einem anderen als unerreichbarer Luxus vorkommt; wenn z. B. ein an eine üppige Lebensweise gewohnter Mensch nach Erschöpfung seines Reichtums zu einem Diebstahl Zuflucht nimmt, um seine relativ gute Existenz zu verbessern, so wird er auch auf den kriminellen Weg durch das Missverhältnis zwischen den neuen Bedingungen und seinen gewohnten Bedürfnissen gestossen. Daraus ist zu ersehen, dass nicht allein der Pauperismus als Verbrechensmotiv erscheinen kann. Das Heimatshaus kann einem Menschen nach seinem Ruin zuwider werden, obwohl derselbe ihn nicht bis zum Pauperismus geführt, sondern ihn nur plötzlich aus dem gewohnten Geleise gebracht und seine gewohnten Lebensverhältnisse umgestürzt hat. In verschiedenen Fällen können die Änderungen der äusseren häuslichen Umgebung verschieden ausfallen, das Wesen der Änderung aber wird überall auf Nichtbefriedigung der gewohnten Lebensbedürfnisse zurückgeführt. In einzelnen Fällen kann deshalb ein allmähliches Herabsinken eines Menschen bis zum Pauperismus dazu führen, dass er sich an die Not gewöhnt und zu keinem Diebe wird, während in anderen Fällen eine plötzliche Änderung der Lebensverhältnisse eines Menschen, insbesonders einen in sittlicher Beziehung haltlosen, auf den Weg des Betruges oder der böswilligen Faillite stösst.

2. Die Beseitigung der hemmenden Familien- und Gesellschaftseinflüsse erscheint auch als eine der Hauptbedingungen, welche am nächsten die Ausführung des Verbrechens bestimmen. Diese hemmenden Einflüsse sind verschieden, aber ihre Bedeutung darf nicht unterschätzt

werden. Für viele erscheint als Hemmung ausser den individuellen Bedingungen, wie z. B. der Religion oder der sogenannten Moralregeln, welche man sich mit der Erziehung aneignet, die Einwirkung der umgebenden Verwandten und des weiteren Bekanntenkreises oder sogar der unbekannten, aber mit dem betreffenden durch verschiedene Verhältnisse verbundenen Menschen. Deshalb erscheint als eine wichtige, das Verbrechertum befördernde Bedingung, insbesondere in bezug auf Verbrechen gegen das Eigentum, die Losgelöstheit eines Menschen von dem zugehörigen Kreise — von seiner Familie, von seinem Dorfe, von seinem Verbande, von seiner Gemeinde. Gleichzeitig mit dem Verlust des hemmenden Milieus, das ihn früher umgeben hat, verliert der Mensch die Möglichkeit einer Hilfe während einer kritischen Zeit. Beschäftigung in der Fremde, frühe Entfernung der Kinder von der Vormundschaft der Eltern, die Auswanderungen in Großstädte aus den kleinen Dörfern, das alles ruft die sogenannte Deklassierung, Losgelöstheit und Vereinsamung hervor, welche günstige Bedingungen für die Ausführung des Verbrechens schaffen.

Auch die Statistik zeigt, in welchem Maße die Deklassierung auf das Verbrechertum einwirkt. Nach der französischen Statistik vom Jahre 1880 liefern die Leute, welche keine bestimmte Beschäftigung und keinen bestimmten Wohnsitz haben, 405 Verbrecher pro 100 000 Einwohner, während die Landbevölkerung nur 8 liefert. Nach Corne waren 37 % unter den 4154 Angeklagten, welche im Jahre 1865 vor dem Geschworenengericht standen, Auswanderer aus einem anderen Departement. Unter 25 506 im selben Jahre im Departement der Seine Verhafteten waren nur 7450 im gleichen Departement geboren, alle anderen waren Einwanderer.

Wir sahen auch, dass die Großstädte viel mehr Verbrecher als die Dörfer liefern. Muss hier aber alles auf die Anhäufung des Proletariats, die mit der Produktion verbunden ist, zurückgeführt werden? Wirken hier nicht auch andere Bedingungen mit? Schon Dürkheim stellte ganz richtig fest, dass in einer Kleinstadt jede Bestrebung, sich von den allgemeingültigen Bräuchen zu befreien, allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht und allgemein Verurteilung findet, was natürlich hemmend auf jede Persönlichkeit wirkt. So eng sind hier die gesellschaftlichen Interessen und die Lebensrahmen. Anders in den Grossstädten: hier gibt es eine grosse Menge, welche aus getrennten Elementen besteht und in solch einer Menge wird die Persönlichkeit weniger beachtet.

3. Der Einfluss von Verführung und von einer günstigen Umgebung muss für eine der nächst wichtigen Bedingungen, welche das Ausführen von Verbrechen bestimmen, gehalten werden. Das Verbrechen wird dort leicht begangen, wo die äussere Verführung gross und wo die

Ausführung und Verheimlichung des Verbrechens besonders leicht ist. Solche Umstände treffen am öftesten in grossen Zentren zusammen, wo an der Seite des Pauperismus ein Luxus unzählbarer Reichtümer herrscht.

4. Als eine häufige Bedingung der Ausführung des Verbrechens erscheint die Störung des persönlichen Verhältnisses zu der Umgebung. Dieselbe kann die Persönlichkeit in verschiedenem Maße berühren, wobei es sehr wichtig ist, ob diese Störung allmählich eintritt, so dass der Mensch die Möglichkeit behält, sich an dieselbe zu gewöhnen, oder ob ein festgesetztes Verhältnis plötzlich abbricht oder wenigstens eine schon lange vorbereitete Störung in irgendeinem Moment plötzlich auf die Persönlichkeit einwirkt und sie plötzlich vom Wege der gewohnten Reaktionen ablenkt. Als Beispiel können die vielen Fälle der Verbrechen gegen die Persönlichkeit bei Ehebruch, Ehrenverletzung usw. dienen. Beispiele sind so allgemein bekannt, dass wir sie übergehen; wir wollen nur an eine ausserordentlich treffende Schilderung dieses Falles in der schönen Literatur im Bilde Posdnischeffs in der „Kreuzersonate" von Leo Tolstoi erinnern.

5. Die Beeinflussung durch Tat und Wort muss auch unter den nächsten Verbrechensbedingungen beachtet werden. Die Persönlichkeit eines Menschen darf nicht als von der Umgebung abgesondert betrachtet werden; seitens der letzteren gehen Einflüsse aus, sowohl veredelnde als auch verderbende, welche am öftesten mittels eines Beispieles, welches Nachahmung hervorruft, oder durch Kultivierung von Anschauungen mittels Rat, Überredung oder einfach durch Suggestion einwirken. Was für eine Rolle dem Beispiel und der Wortbeeinflussung zukommt, erfahren wir aus der verderbenden Einwirkung des Gefängnisses. Wir wissen, dass das Verweilen im Gefängnis nicht nur keine Garantie für die Unmöglichkeit einer Rückkehr zur verbrecherischen Tätigkeit liefert, sondern im Gegenteil den Rezidivismus unterhält. Jetzt kommen schon alle Juristen auf den Gedanken der Unhaltbarkeit des Prinzips, nach welchem alle verbrecherischen Volkselemente in Gefängnissen untergebracht werden, wo sie sich zusammen aufhalten. Solch ein Gefängnis verwandelt sich nach Gogel[1]) in eine Laster- und Kriminalitätsakademie, welche auf Reichskosten unterhalten wird. Hier werden Bekanntschaften und Verbindungen zwischen den Verbrechern geschlossen, hier findet gegenseitiger Unterricht und gegenseitige Verführung statt, hier ist die Quelle der von Tarde hervorgehobenen Erscheinung zu suchen: die Ausübung der Verbrechen wird zu einem Handwerk, zu einem Gewerbe und erhält eine Zunftorganisation[2]). Wenn man Angaben findet, dass unter 87 227 Insassen

[1]) Gogel: loco cit. S. 76.

[2]) Tarde: Philosophie pénale cit. nach Gogel.

der Besserungskolonien 2573 von Eltern abstammen, welche früher für verschiedene Verbrechen bestraft wurden, so ist diese Tatsache als ein direkter Hinweis auf die Rolle des Familienmilieus bei der Kriminalitätsentwicklung zu deuten. Hier gibt sich am anschaulichsten der Einfluss des verbrecherischen Milieus auf die Ausführung des Verbrechens kund. Wenn ein Mensch von seiner Kindheit auf die Luft dieses Milieus einatmet, so ist es nicht erstaunlich, dass er selbst zu einem Verbrecher wird. Die Einwirkung von Beispielen, welche die Nachahmung anregen, wird auch in den Fällen von Massenverbrechen beobachtet, welche einander folgen, und besonders wenn dieselben Erfolg haben. Der Nachahmungsfaktor wurde besonders von Tarde hervorgehoben. Nach diesem Autor spielt die Nachahmung überhaupt eine nicht unbedeutende Rolle bei der Kriminalität. So begoss zuerst die Pariserin Gras im Jahre 1875 das Gesicht ihres Liebhabers, der ihr untreu geworden war, mit Schwefelsäure, wonach diese Art von Rache für Liebesuntreue viele Nachahmer fand und bis auf unsere Zeit anhält. Ebenso wiederholten sich Morde mit Körperzerstückelung. In der ländlichen Kriminalität nimmt die Nachahmung hauptsächlich die Form von Raub, in der städtischen die des Mordes an. Anderseits geht die Kriminalität der höheren Klassen in Form von Mord, Diebstahl und Raub mittels Nachahmung zu den niederen Volksschichten über. Nach Tarde sind die jetzt unter den niederen Volksklassen verbreiteten Raubanfälle und sonstigen Gewalttaten, unter anderem auch die geschlechtlichen, unaufhörliche Trunksucht mit Gewalttätigkeit — alles anreizende Eigentümlichkeiten der höheren Stände der alten guten Zeit, welche sich jetzt, den Gesetzen der Nachahmung folgend, unter den niederen Volksschichten verbreitet haben. Tarde betrachtet sogar die häufigen Morde in Korsika als Folge von einem zufälligen schädlichen Beispiel.

Hier sehen wir schon, dass der Gelehrte sich durch seine Theorie hinreissen lässt. Es kann wohl kaum bezweifelt werden, dass den Folgerungen Tardes eine gewisse Übertreibung innewohnt; nichtsdestoweniger ist es unbestreitbar, dass Beispiele oder die Nachahmung eine gewisse Rolle beim Verbrechen spielen, was Verbrechensepidemien, welche zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Ländern beobachtet wurden, bestätigen. Hierher gehören auch die Expropriationen, welche vor einigen Jahren in Russland auftraten und sogar von Minderjährigen nach dem Beispiel der Erwachsenen vollbracht wurden. Die Rolle der Wortbeeinflussung als einer Verbrechensbedingung ist auch nicht indifferent. Ein Rat oder eine Überredung ist keine seltene Ursache eines Verbrechens. In bestimmten Fällen wirkt die Wortbeeinflussung als Suggestion. Es darf nicht vergessen werden, dass es Naturen gibt, welche in auffallendem Maße schon im Wachzustand der Suggestion zugänglich sind und alles, wozu sie aufgefordert werden, erfüllen. Ich

kann alljährlich einige solche Fälle in meinen Vorträgen über Hypnose und Suggestion zeigen. Tarde („Die Massenverbrechen") berechnet deren Anzahl ungefähr auf 4 pro 1000 Einwohner.

6. Es muss weiter der Einfluss der akuten Berauschung, als eines nächsten bestimmenden Verbrechenfaktors, hervorgehoben werden. Wir haben schon früher den Alkoholismus als allgemeine disponierende Ursache betrachtet; der Alkohol wird aber in vielen Fällen vom Gebrauch zur unmittelbar wirkenden Verbrechensursache. Es braucht nicht ausgeführt zu werden, dass man, ohne ein Alkoholiker zu sein, im Rausche ein schweres Verbrechen begehen kann. Es könnte auch nicht anders sein, denn dieses Gift wirkt wie ein echter Betrüger: es regt die Blutzirkulation an, es scheint den Organismus zu beleben, schwächt aber gleichzeitig die hemmenden Einflüsse der höheren Zentra ab und stört den Assoziationsablauf. Die Zahlen, welche die Menge der im Zusammenhang mit der akuten Berauschung begangenen Verbrechen angeben, sind schon oben angeführt worden. Diese Tatsache ist so allgemein bekannt, dass wohl kaum weitere Beweise notwendig sind. Wir wollen hier nur bemerken, dass in dieser Beziehung nicht nur der Alkohol, obwohl demselben zweifellos die erste Stelle gebührt, berücksichtigt werden muss, sondern auch andere erregende Getränke, welche in verschiedenen Ländern gebraucht werden (Opium, Äther usw.).

7. Der Einfluss der Gesetzgebung, als eines sozialen Instituts, muss auch als eine der Bedingungen betrachtet werden, welche die Kriminalitätsentwicklung bestimmen und zwar wenn das Gesetz die Persönlichkeit in schwachem Maße vor verbrecherischen Eingriffen schützt. Ohne in die Details dieser umfangreichen Frage einzugehen und ohne dieselbe definitiv zu entscheiden, wollen wir aber hervorheben, dass die Repression im Sinne einer Bestrafung ihrem Ende sich schon nähert und zwar deshalb, weil dieselbe an sich ihr Ziel gar nicht erreicht. Haben die strengen Repressionsmaßnahmen, welche gegen die ersten Christen getroffen wurden, die rasche Ausbreitung des Christentums verhindert? Haben die Inquisitionsmaßnahmen und die mittelalterlichen Folterungen günstige Resultate erzielt? Die Antwort ist allen klar. Wenn trotzdem manche annehmen, dass strenge Repressionsmaßnahmen die Volkskriminalität herabsetzen, so sind sie, wie es scheint, geneigt, den Einfluss der Angst vor der Bestrafung damit zu verwechseln, dass ausser den strengen Bestrafungsmaßnahmen sowohl die Gesellschaft als auch die Regierung Vorbeugungsmittel gegen die Kriminalität treffen. Die Angst vor der Bestrafung kann an sich schon deshalb auf die Herabsetzung des Verbrechertums nicht einwirken, weil ein Mensch, welcher ein Verbrechen mit Überlegung begeht, am allerersten daran denkt, den Maßnahmen der Justiz zu entgehen; wo es sich aber um ein Verbrechen handelt, das unter anderen Verhältnissen begangen wird, dort kann es sich um den Einfluss

der Angst vor Bestrafung gar nicht handeln, da der Betreffende im Moment der Vollziehung des Verbrechens daran gar nicht denken kann. Die menschliche Ethik wertet die gesetzlichen Bestimmungen des Kriminellen und des Nichtkriminellen. In den Fällen, wo ein Verbrechen vom Gesetze nicht qualifiziert wird, müssen die Gesetze und die gesetzlichen Verordnungen bei der Untersuchung der Ursachen des Verbrechens besonders beachtet werden. In diesem Falle aber fällt der Einfluss der Gesetzesverordnungen mit dem Sittlichkeitskodex zusammen und hängt direkt von der Entwicklung des ethischen und des Gesetzlichkeitsgefühls der Bevölkerung ab, welches von der frühesten Kindheit an in den niederen und mittleren Schulen den Kindern angeeignet werden sollte. Die Berufsethik sollte ein Gegenstand in den höheren Schulen werden.

Was die individuellen Bedingungen betrifft, so muss hier die objektive Untersuchung der neuropsychischen Sphäre des Verbrechers an die erste Stelle gerückt werden. Auf die Wichtigkeit dieser Untersuchung wiesen schon einige Forscher hin; selbst Ferri, ein Vertreter der kriminalanthropologischen Schule, behauptete, dass die Untersuchung der psychischen Sphäre des Verbrechers noch eine grössere Wichtigkeit als das Studium seiner physischen Organisation hat. Dasselbe wurde von Garofalo, Benedikt, Drill u.a. ausgesprochen. Aber alle bis jetzt angewandten Untersuchungen hatten hauptsächlich einen subjektiven Charakter. Wir glauben, dass die Untersuchung der neuropsychischen Eigentümlichkeiten des Verbrechers Gegenstand einer ausschliesslich objektivpsychologischen Untersuchung sein sollte, welche man von einer Analyse der subjektiven Erlebnisse des Verbrechers und der subjektiven Motive des begangenen Verbrechens vollständig lösen müsste. Dabei verdienen die Angaben des Verbrechers selbst über die Verbrechensmotive nur von ihrer Aussenseite und als persönliche Handlungsbeurteilung der Berücksichtigung.

Die objektivpsychologische Untersuchung muss solche Begriffe wie Absicht, Vorsatz usw. aus der Anwendung vollständig beseitigen und muss sich nur mit streng objektiven Tatsachen, sowohl in bezug auf die Verbrechensbedingungen, als auch auf die Persönlichkeit des Verbrechers begnügen. Aus unserer Gerichtspraxis wissen wir, wie leicht es ist, subjektive Begriffe, wie Absicht, Vorsatz zu handhaben und wie schwer es fällt, auf Grund derselben die Wahrheit zu finden. Es genügt im Gerichte die Reden beider Parteien, d. h. der anklagenden und der verteidigenden, anzuhören, um zu sehen, wie die Wahrheit bei der subjektiven Analyse unter dem Einfluss der Argumente der einen oder der anderen Partei von dem einen Stützpunkt auf den anderen übergeht. Die objektivpsychologische Methode braucht nicht sich an die subjektive Analyse der verbrecherischen Persönlichkeit und ihrer subjektiven Handlungsmotive zu wenden. Das Hauptzentrum der objektiven Unter-

suchung der Verbrecherpersönlichkeit wird nicht von den inneren oder subjektiven, sondern von den äusseren und objektiven Besonderheiten der Persönlichkeit gebildet, welche sich in ihrer geistigen Arbeitsfähigkeit, in ihren affektiven Bewegungen und Reflexen, in ihren Handlungen, in ihren Reaktionen auf die Umgebung und überhaupt in ihrem gesamten Betragen in der Gegenwart und in der Vergangenheit ausdrücken. Dabei müssen auch die Resultate der sogenannten anthropologischen und physischen Untersuchung berücksichtigt werden, insofern dieselben die Möglichkeit geben, die vorhandenen Abweichungen vom normalen Zustand der neuropsychischen Tätigkeit des Verbrechers zu erklären. Man hat aber keinen Grund irgendwelchen Abweichungen im anthropologischen Bau des Organismus mehr Wert beizumessen, als dieselben es verdienen.

Von unserem Standpunkte aus weisen die anthropologischen Abweichungen, sowie die sogenannten Degenerationszeichen auf eine Unregelmäßigkeit der Organisation hin, welche von der Befruchtungszeit ab datiert und in dieser Hinsicht nicht ohne Bedeutung für die Beurteilung der Persönlichkeit ist; da aber kein strenger Parallelismus zwischen den körperlichen Defekten und den neuropsychischen Veränderungen existiert, muss der Schwerpunkt der objektiven Untersuchung des Verbrechers nicht in der anthropologischen Untersuchung, welche, wie ich wiederhole, nicht ohne Bedeutung, obwohl nicht im Sinne der kriminalanthropologischen Schule, ist, sondern in der objektiven Persönlichkeitsuntersuchung im allgemeinen und ihrer neuropsychischen Tätigkeit im speziellen liegen, wobei die anthropologische und die körperliche Untersuchung überhaupt nur Hinweise auf die Ursachen und die Genese der Eigentümlichkeiten der verbrecherischen Persönlichkeit und nichts mehr gibt.

8. Bei der Betrachtung der individuellen Bedingungen ist es notwendig, noch die Frage der geistigen Entwicklung des Verbrechers zu berücksichtigen, um die Rolle dieses individuellen Faktors für die Kriminalität aufzuklären. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Schwäche der geistigen Entwicklung zu einer Ursache eines Verbrechens nicht nur in einer indirekten Weise werden kann, indem dieselbe die Pauperismusentwicklung begünstigt, sondern auch direkt wirken kann, indem dieselbe das Verhältnis der Persönlichkeit zur Umgebung und zum fremden Eigentum beeinflusst. Genaue experimentelle Untersuchungen sind notwendig, um den Zustand der Geistesfähigkeiten des Verbrechers klarzustellen; die einfache Beobachtung genügt in diesem Falle nicht. Noch im Jahre 1903 wies ich in einer besonderen Arbeit [1])

[1]) W. v. Bechterew: „Über experimentell-psychologische Untersuchung der Verbrecher". Journ. f. Psychol. u. Neurologie. 1903, Bd. II.

auf die Bedeutung experimentell-psychologischer Untersuchungen der Verbrecher hin. Es wurde dann auf meinen Antrag eine genaue experimentell-psychologische Untersuchung der minderjährigen Verbrecher in der Besserungskolonie zu St. Petersburg von Dr. Schtscheglow[1]) vorgenommen. Diese Untersuchung stellte sich die Aufgabe, einerseits die Geschwindigkeit der intellektuellen Prozesse bei minderjährigen Verbrechern im Vergleiche zu Knaben desselben Alters und derselben sozialen Lage, welche in den städtischen Volks- und Gewerbeschulen beobachtet wurden, festzustellen, anderseits wollte diese Untersuchung die Ermüdbarkeit, die Konzentrations- und die Reproduktionsfähigkeit der minderjährigen Verbrecher feststellen. Bei der Bestimmung der Geschwindigkeit der intellektuellen Prozesse wurde die Zeit der sogenannten psychophysischen Reaktion, sowohl der einfachen als der Wahlreaktion, und die für die Lösung einfacher arithmetischer Aufgaben notwendige Zeit untersucht. Um die intellektuelle Ermüdbarkeit der Untersuchten festzustellen, veranlasste man sie, geistige Arbeit in Form von Addition einreihiger Zahlen während 50 Minuten zu leisten und gegebene Worteindrücke während 10 Minuten zu reproduzieren, wobei in beiden Fällen Veränderungen des Arbeitscharakters während der Ausführung derselben studiert wurden.

Was die Konzentrationsfähigkeit betrifft, so diente als deren Maßstab die mittlere Variante der Arbeitsfähigkeit, welche für die einzelnen aufeinanderfolgenden Zeitabschnitte bestimmt wurde. Die Reproduktion wurde schliesslich mittels Wiederholung von Worteindrücken untersucht.

Es erwies sich bei der Untersuchung, dass sowohl die einfache Reaktionszeit, als auch die Zeit der Wahlreaktion bei minderjährigen Verbrechern länger als die Zeit derselben Reaktionen bei nichtverbrecherischen Knaben vom gleichen Alter und gleicher sozialen Lage ist. Ebenso erwies sich die mittlere Variante sowohl für die einfache Reaktion, als auch für die Wahlreaktion, bei den minderjährigen Verbrechern länger als bei den nichtverbrecherischen Knaben. Diese Tatsachen sprechen für eine gewisse Verlangsamung des Ablaufes der intellektuellen Prozesse und für eine geringere Konzentrationsstabilität bei minderjährigen Verbrechern im Vergleich mit den gleichalterigen nichtverbrecherischen Kindern.

Auch die Geschwindigkeit der intellektuellen Prozesse, welche in der Lösung einfacher Rechenaufgaben bestanden, mit anderen Worten, die Geschwindigkeit der relativ einfachen und der gewohnten Assoziationen bei minderjährigen Verbrechern erwies sich kleiner im Vergleich zur Geschwindigkeit derselben Prozesse bei Knaben aus den

[1]) Schtscheglow: „Über die intellektuelle Arbeitsfähigkeit der minderjährigen Verbrecher". St. Petersburg, 1903. (Russ.)

städtischen Volks- und Gewerbeschulen. Dabei stellte sich heraus, dass der Übungseinfluss bei minderjährigen Verbrechern sich stärker als bei nichtverbrecherischen Knaben kundgibt. Das muss auf die schwächere Fähigkeit der ersten, sich sofort auf die Arbeit zu konzentrieren, bezogen werden. Die Bestimmung der mittleren Variante zeigte in diesem Falle, dass dieselbe im allgemeinen bei minderjährigen Verbrechern höher als bei nichtverbrecherischen Knaben ist; ausserdem ist das Anwachsen der mittleren Variante bei minderjährigen Verbrechern bedeutender als bei nichtverbrecherischen Knaben, was wiederum für eine geringere Konzentrationsfähigkeit und eine relativ rasche Abschwächung dieser Fähigkeit unter dem Ermüdungseinfluss spricht. Tatsächlich erweist sich der Ermüdbarkeitskoëffizient, welcher durch die Grösse des Sinkens der Arbeitsfähigkeit zum Schlusse der Arbeit bestimmt wird, bei den minderjährigen Verbrechern höher als bei den nichtverbrecherischen Knaben. In ähnlicher Weise erwies sich die Reproduktionsfähigkeit komplizierter Eindrücke bei minderjährigen Verbrechern weniger vollkommen als bei nichtverbrecherischen Knaben. Auch hier konnte man eine geringere Konzentrationsstabilität der minderjährigen Verbrecher im Vergleich mit ihren Altersgenossen konstatieren: die ersteren reproduzierten mehr die letzten Eindrücke, als die frischeren.

Es entsteht freilich die Frage, wie man diese Ergebnisse betrachten soll: sind dieselben eine Folge einer angeborenen Mangelhaftigkeit der neuropsychischen Organisation der minderjährigen Verbrecher oder erscheinen sie als Resultat ihrer Lebensverhältnisse und Erziehung. Die definitive Klarstellung dieser Frage muss von künftigen Untersuchungen entschieden werden. Dabei verdient aber ein Umstand eine besondere Berücksichtigung: die minderjährigen Verbrecher zeigen eine bedeutende Übungsfähigkeit. Wenn eine solche Übung mit einer Beständigkeit unterhalten würde, wie es in der Normalschule geschieht, so würden die minderjährigen Verbrecher ihre Altersgenossen in bezug auf neuropsychische Prozesse wahrscheinlich einholen. Jedenfalls scheidet sie die Übungsfähigkeit in günstiger Weise von den Schwachsinnigen ab, welche diese Fähigkeit gar nicht oder nur in einem viel niedrigeren Maße als die Gesunden besitzen. Alles das lässt einstweilen erkennen, dass, obwohl die minderjährigen Verbrecher in geistiger Beziehung ein gewisses Defizit im Vergleich mit ihren nichtverbrecherischen Altersgenossen, welche in Schulen unterrichtet werden, aufweisen, dieses Defizit wahrscheinlich nicht auf Rechnung der angeborenen Mängel ihrer neuropsychischen Tätigkeit, sondern auf Rechnung einer mangelhaften Übung ihrer Psychik, eines Erziehungs- und Bildungsmangels, mit anderen Worten, auf Rechnung des gewohnten Müssigganges und der Faulheit gesetzt werden muss.

Nichtsdestoweniger unterliegt es keinem Zweifel, dass die Persön-

lichkeit des Verbrechers in einzelnen Fällen deutliche Abweichungen von der mittleren menschlichen Norm im Sinne der geistigen Entwicklung, d. h. eine sogenannte psychische Debilität oder irgendwelche andere krankhafte Abweichungen der neuropsychischen Sphäre darstellen kann, welche das Verbrechen begünstigen und mittels streng objektiver Handgriffe, die gar nicht so kompliziert sind, wie es von vornherein scheinen könnte [1]), festgestellt werden können.

9. Als eine weitere individuelle Bedingung für das Verbrechen erscheint ein Mangel der sittlichen Erziehung. Die Erziehung kann in ihrer Gesamtheit auf den Einfluss der Beispiele, des Rates, der Überzeugung und der Suggestion auf die junge sich entwickelnde Persönlichkeit zurückgeführt werden. Durch den Erziehungseinfluss werden in bedeutendem Maße auch die individuellen Besonderheiten einer Persönlichkeit bedingt. Die unter der Einwirkung verschiedenartiger äusserer Verhältnisse, welche auf die Persönlichkeit in der Vergangenheit ihren Einfluss ausgeübt haben, entwickelten Persönlichkeiten erscheinen ihrem Charakter und ihren Reaktionen auf äussere Reize nach verschieden [2]). Hieraus ist die Rolle der Erziehung in bezug auf alle Handlungen des Menschen überhaupt und unter anderem auch auf die verbrecherischen Handlungen zu ersehen. Was für eine Bedeutung die Erziehung erlangen kann, bedarf wohl kaum der Erörterung. Besonders ist hier das vollständige Fehlen der Kinderfürsorge bei verderbender Umgebung zu beachten. So schildert Herkner [3]), indem er die ungünstigen Verhältnisse der Fabrikarbeit beschreibt, folgendes Bild aus dem Arbeiterleben: „Wenn der Vater infolge der langen Arbeitszeit die Wohnung noch ehe die Kinder aufgestanden sind, verlässt, und nach Hause nur dann zurückkehrt, wenn die kleinen Kinder schlafen gegangen sind; wenn selbst die Mutter unter solchen Verhältnissen in der Fabrik arbeiten muss; wenn bei der grossen Entfernung von der Fabrik die Eltern selbst zu Mittag ausserhalb des Hauses in der Fabrik oder in irgendeinem Lokal speisen; wenn der ungeheuere Wohnungsmietspreis Mietsleute oder sogar Nächtigende einzulassen zwingt; wenn Kinder im Alter von 9—12 Jahren schon ihren Unterhalt, und sogar mehr als ihr Unterhalt kostet, verdienen müssen; wenn sie sich daher, oft nicht ohne Grund, für Objekte der elterlichen Ausbeutung halten und infolgedessen ihre Eltern verlassen, um ein nunmehr von niemand gestörtes Leben zu führen, so heisst es, dass die Grundlage unseres gesamten Gesellschaftslebens, die Familie, von der Zerstörung gefährdet ist.“ Oft weisen die Arbeiter in ihren Resolutionen selbst darauf

---

1) Vergl. W. v. Bechterew: „Die objektive Untersuchung Geisteskranker“. Obosr. Psych. 1910. (Russ.)

2) Tarde: „Massenverbrechen“. Russ. Ausg.

3) Herkner: „Die Arbeitsfrage“. cit. nach Gogel. loco cit. S. 36.

hin, dass die allzu langdauernde Arbeit und die Frauen- und Kinderarbeit die Zerstörung ihrer Familien hervorruft [1]).

Kann man sich danach darüber wundern, dass Kinder, welche am Leben noch nicht teilnehmen, zu Verbrechern werden und dass die Fabrik zu einem Herde wird, wo die Bevölkerung entartet? Die Abnahme des Prozentsatzes der jungen Leute, welche für den Militärdienst brauchbar sind und die auffällige Zunahme des Mortalitätsprozentsatzes in den Fabrikbezirken bezeugen unter anderem diese Degeneration [2]). Die Arbeiter selbst sind sich des zerstörenden Einflusses des Erziehungsmangels ihrer Kinder bewusst. So lesen wir in einer Arbeiterpetition folgendes: „Die Mutter, welche keine Zeit hat, sich mit ihrem Kinde zu beschäftigen, überlässt es der Willkür einer schlecht bezahlten Amme oder eines Kindermädchens, das das Kind mit Suppen füttert. Infolgedessen steigt die Mortalität ausserordentlich, die Rassendegeneration nimmt immer zu, jede sittliche Erziehung fehlt. Kinder im Alter von 3—4 Jahren irren in den Strassen ohne jede Aufsicht herum."

Nach Joly [3]) waren die Eltern von 907 Kindern unter 4238, welche in Besserungskolonien im Jahre 1901 aufgenommen wurden, für Verbrechen verurteilt, bei 343 Kindern waren die Eltern Vagabunden oder Prostituierte, 1045 hatten weder Vater noch Mutter. Anderseits erklärt sich nach Georges Bessère die Kinderdegeneration dadurch, dass die Bevölkerung sich mit Alkohol vergiftet; das Kind wird zu einem Diebe oder zu einem Vagabunden, weil die Notwendigkeit zu verdienen, um sich das tägliche Brot zu sichern, seine Eltern vom Familienherde ablenkt.

Selbstverständlich gibt sich der Erziehungsmangel als ein Kriminalitätsfaktor nicht nur im armen, sondern auch im wohlhabenden Milieu kund, wenn Eltern, obwohl sie die Möglichkeit haben, ihre Kinder zu erziehen, diese wichtige Aufgabe allzusehr vernachlässigen; infolgedessen werden die Kinder ohne Pflichtgefühl zu Faulenzern und in allem unmäßig. Unter ungünstigen Lebensverhältnissen ist es dann nicht zu verwundern, dass solche Menschen leicht dem Verbrechen anheimfallen.

Wir sehen eine grosse Zahl von Beispielen, wo das Verbrechen in der Form von Verschwendung von Staats- oder Fremdeneigentum durch Leute, welche eine volle Möglichkeit einer wohlhabenden und ehrlichen Existenz hatten, als direkte Folge einer Nichtgewöhnung an Selbstbeschränkung, welche nur durch Erziehung erreicht wird, erscheint. Ein anderes Beispiel von mangelndem Erziehungseinfluss stellt die

[1]) M. Turmann: cit. nach Gogel. loco cit.

[2]) Vergl. Dementjeff: „Was gab die Fabrik dem Volke". St. Petersburg.

[3]) „Revue pénitale." 1904, S. 662.

Unmäßigkeit und die Zügellosigkeit in sexueller Beziehung dar, welcher junge Leute ohne entsprechende Erziehung und ohne irgendwelche diesbezügliche Kontrolle anheimfallen.

10. Als ein nicht unbedeutender Kriminalitätsfaktor muss auch weiter ein grösserer oder geringerer Grad der erblichen Degeneration anerkannt werden. Die Lebensverhältnisse der Bevölkerungsklasse, aus welcher hauptsächlich Verbrecher hervorgehen, sind wirklich derartig, dass man die Degeneration als einen Kriminalitätsfaktor überhaupt und insbesondere als einen Faktor der kindlichen Kriminalität nicht übergehen darf. Nach den statistischen Ergebnissen von Corne erwiesen sich unter 8006 jungen Verbrechern am 31. Dezember 1864 in den französischen Gefängnissen 60 % als unehelich geboren und 38 % waren Vagabunden-, Verbrecher- und Prostituiertenkinder. Nach der amerikanischen Statistik vom Jahre 1869 stammten unter den kriminellen Kindern in den Besserungs- und Erziehungsanstalten von Eltern, welche Alkoholiker waren, im Staate Illinois 47 % ab, in Maryland 35 %, in Massachusetts 50 %, in New Hampshire 34 %, in New York 31 %, in Rhode Island 23 %, in Wiskonsin 27 %. In England waren 49,5 % aller Verbrecher, welche für schwere Verbrechen vor dem Gerichte standen, von Alkoholikern geboren.

Man könnte noch viele andere Zahlen anführen, welche die Rolle der erblichen Degeneration für die Kriminalitätsentwicklung bezeugen, aber es genügen auch die oben angeführten, um die Wichtigkeit dieses Faktors zu verstehen. Sowohl unter den minderjährigen als auch unter den erwachsenen Verbrechern gibt es Degenerierte im wahren Sinne, welche mehr dem Gebiete der Psychiatrie als der Justiz angehören, obwohl sie keine Geisteskranken sind.

Viele Autoren versuchten, die nicht geisteskranken Verbrecher nach den einen oder den anderen Eigentümlichkeiten ihrer Persönlichkeit zu gruppieren und auf diese Weise besondere Verbrechertypen zu schaffen: die willensschwachen oder die trägen, die affektiven, die moralisch verdorbenen oder die defektiven usw. Ein gewisser Teil dieser neuropsychischen Besonderheiten der verbrecherischen Persönlichkeiten kann auf Rechnung der erblichen Degeneration gesetzt, ein anderer Teil kann auf die schlechte Erziehung derselben und die ungünstigen Lebensverhältnisse bezogen werden.

Die kriminalanthropologische Schule hob ausserdem eine Reihe körperlicher Merkmale hervor, welche als Zeichen psychischer Degeneration betrachtet werden können. Letztere verdienen der Beachtung, aber, wie schon oben erwähnt, messen wir denselben die übertriebene Bedeutung nicht zu, die ihnen die Schule von Lombroso zuschrieb. Es handelt sich darum, dass die physische und psychische Degeneration einander nicht entsprechen: wir begegnen nicht selten verschiedenartigen

körperlichen Missbildungen bei gleichzeitiger Existenz relativ guter geistiger Begabung und anderseits können hereditäre Geistesstörungen zweifellos ohne oder fast ohne körperliche Degenerationszeichen existieren. Die Existenz von körperlichen Degenerationszeichen bei einem Gewohnheitsverbrecher kann aber die Feststellung einer hereditären Degeneration veranlassen, welche eine bestimmte Rolle bei der Ausführung des Verbrechens gespielt hat.

Alles das spricht aber nicht für die Umgrenzung eines besonderen verbrecherischen Typus im Sinne einer kriminellanthropologischen, psychiatrischen oder parasitären Theorie, wenn man zu diesem Typus die moralischen Missbildungen nicht rechnet, welche als „Moral insanity" schon dem Gebiete der Psychiatrie angehören.

Möge man die verschiedensten Gruppen unter den Verbrechern, von ihren psychophysischen Besonderheiten ausgehend, umgrenzen — man muss im Auge behalten, dass man dieselben Gruppen auch unter den ehrlichen Leuten finden kann. Die letztern wurden zu keinen Verbrechern nur darum, weil sie nicht unter Verhältnisse kamen, wie sie die Verbrecher umgaben.

11. Einen besonders wichtigen Kriminalitätsfaktor stellen pathologische Zustände der neuropsychischen Sphäre in Form von Epilepsie und Geisteskrankheiten dar. In welchem Grade den pathologischen Zuständen diese Rolle zukommt, beweisen die oben angeführten Zahlen, aus denen zu ersehen ist, dass z. B. in England 49,5 % aller im Jahre 1890 verurteilten Verbrecher Epileptiker waren. Was die Geisteskrankheiten, als einen allgemeinbekannten Kriminalitätsfaktor, betrifft, so stehen die von Geisteskranken begangenen Verbrechen mit der Anzahl der der Freiheit überlassenen und nicht beaufsichtigten Geisteskranken im direkten Verhältnis.

12. Die körperliche Gesundheitsschwäche erscheint schliesslich als eine der wichtigsten individuellen Bedingungen für die Ausführung des Verbrechens. Analog der geistigen Debilität führt dieselbe zum Verbrechen in direkter Weise, indem sie die Unmöglichkeit schafft, das tägliche Brot durch Arbeit zu verdienen. Die Pauperismusreihen, welche die Entwicklung des Verbrechertums in so hohem Maße begünstigen, werden von verschiedenartigen Debilen ausgefüllt. Duglade, der bekannte Pauperismusforscher, zweifelt nicht daran, dass der Pauperismus ein Zeichen irgendeiner Schwäche bildet, welche durch das Kindes- oder Greisenalter, oder durch Krankheit, oder durch Geburten (bei Frauen) bedingt ist. Der hereditäre Pauperismus wird hauptsächlich durch irgendeine Krankheit hervorgerufen und führt schliesslich zum Aussterben eines Geschlechts. Nach Duglade kann der Pauperismus als die soziale Form der körperlichen Degeneration bezeichnet werden. Auch nach Werner ist eine bedeutende Zahl der Verarmungsfälle

durch Schwäche der körperlichen Gesundheit oder der geistigen Entwicklung zu erklären.

Damit schliessen wir die Betrachtung der Hauptbedingungen sowohl äusserer als individueller Art, welche die Ausführung eines Verbrechens veranlassen und hauptsächlich in den Einzelfällen nicht gesondert, sondern in ihrer Gesamtheit einwirken.

Aus den obigen Darlegungen folgt, dass ein Mensch, welcher ein Verbrechen begangen hat, mehr oder weniger als ein Opfer der sozialökonomischen Verhältnisse — speziell als ein Opfer des Alkoholismus, des Pauperismus, der Vereinsamung und Trennung von seinem Herde und Gesellschaftskreise — erscheint, wobei er nicht selten zum Opfer des akuten Alkoholrausches, der Verführung, der das Verbrechen begünstigenden Umgebung, des Bruches von dauerhaftem persönlichen Verkehr, eines schlechten Beispiels, seiner schlechten Heredität, seiner mangelhaften Erziehung, einer gewissen geistigen Debilität und schliesslich irgendeiner körperlich und moralisch schwächenden Krankheit oder einer Geisteskrankheit wird.

Was das Verbrechen selbst betrifft, welches auch ausschliesslich von der objektiven, d. h. der äusseren, Seite erforscht werden muss, so stellt es eine komplizierte Handlung vor, die von einer Reihe vorausgegangener Einwirkungen abhängt, welche die neuropsychische Sphäre der gegebenen Persönlichkeit beeinflusst haben, und erscheint als ein fataler und notwendiger Ausgang unter den gegebenen Verhältnissen, welche einen ganzen Cyklus vorausgehender Einflüsse, sowohl allgemeiner als individueller Art, abschliessen. Es ist selbstverständlich nicht unmöglich, einem Verbrechen vorzubeugen, das hängt aber nicht von der Person ab, welche das Verbrechen begeht, sondern von der Änderung der äusseren Bedingungen, welche das Verbrechen herbeiführen. Es hätte genügt, irgendeinen äusseren Einfluss zu ändern, oder eine neue günstige Einwirkung hinzuzufügen, und das Verbrechen wäre nicht begangen worden; erfolgt diese Änderung aber nicht, so geschieht das Verbrechen in fataler Weile wie jede äussere durch eine Reihe von vorausgehenden Bedingungen bestimmte Erscheinung.

Angewandt auf ein einzelnes Verbrechen hat der objektive Standpunkt zum Ziel, die ganze Kette der vorausgegangenen und der nächsten äusseren Einwirkungen, welche das Verbrechen herbeigeführt haben, in ihrer Gesamtheit und Reihenfolge zu untersuchen, damit das gegebene Verbrechen ohne Zuhilfenahme von subjektiven Erlebnissen, auf welche die Kriminalogen solch einen Wert legen, objektiv klar erscheine.

Wir wollen jetzt versuchen, wenigstens ganz kurz den Unterschied zwischen den früheren Theorien und der von uns vertretenen Betrachtungsweise des Verbrechens und des Verbrechertums zu bestimmen.

Die frühere klassische, auf die subjektive Analyse des Verbrechens begründete Theorie, welche das Verbrechen als einen Ausdruck des freien Willens betrachtete, führt notwendig zu einer entsprechenden Bestrafung des Verbrechers, wenn man auch auf die sittliche Anschauung verzichtet, welche für den Verbrecher eine absolute Vergeltung für das Verbrechen fordert. Die subjektive Anschauungsweise kann nur Bestrafungsmaßnahmen zum Ausgleich der bestehenden Situation vorlegen. Wäre das Verbrechen in der Tat eine Handlung des freien Willens, welcher sich in diesem Falle als „böser Wille" manifestiert, so hätte man dagegen nichts anderes als Bestrafungen zu empfehlen, welche die schlechte Richtung des menschlichen Willens zu beschränken und verbrecherischen Handlungen vorzubeugen imstande sein sollten. Es ist aber allgemein bekannt, dass die strengsten Strafen Verbrechen nicht vorbeugen, umsomehr als jeder Verbrecher bei deren Ausführung Maßnahmen gegen das Aufdecken seiner Spur trifft und meistens bis zur Entlarvung die naive Sicherheit, dem Gericht zu entgehen, bewahrt. Die Ohnmacht der repressiven Maßnahmen wird am besten durch das bekannte Beispiel bewiesen: in England wurde während einer gewissen Zeit für jeden Diebstahl — auch den geringsten — die Todesstrafe verhängt und trotzdem wurden Diebstähle auf demselben Platze begangen, wo Hinrichtungen vollzogen wurden.

Was die kriminellanthropologische Schule betrifft, so zeichnet sich dieselbe durch die grösste Grausamkeit dem Verbrecher gegenüber aus. Überall, wo es sich um den Verbrecher als einen besonderen Typus handelt, gibt es dieser Schule nach nur einen rationellen Ausweg: die unbarmherzige Vernichtung des geborenen Verbrechers. Im besten Falle fordert diese Schule die vollständige Isolierung und lebenslängliche Internierung des Verbrechers. In diesem Sinne spricht sich Lombroso im Vorwort zu einer der letzten Auflagen seines Werkes: „Uomo delinquente" aus.

Die von mir vertretene objektive Anschauungsweise in bezug auf die menschlichen Handlungen überhaupt und das Verbrechen speziell, verlegt den Schwerpunkt auf die Verhältnisse, unter welchen eine gegebene Persönlichkeit sich entwickelt hat und unter welchen sie handelt. Dieser Standpunkt sagt uns, dass man in Fällen von Verbrechen nicht den Verbrecher, sondern hauptsächlich die umgebenden Verhältnisse, in indirekter Weise also die gesamte Gesellschaft, beschuldigen muss. Die gesamte Gesellschaft ist für die Verbrechen der einzelnen Mitglieder verantwortlich, genauer genommen die sozial-ökonomischen Verhältnisse, die ethisch-rechtlichen Normen und Bräuche, die Gemeinwesensregeln und endlich die ganze Reihe der die gegebene Persönlichkeit umgebenden Verhältnisse. Von diesem Standpunkt aus erscheint eine grössere oder eine geringere Anzahl von Verbrechen als ein richtiger Maßstab der abnormen

sozial-rechtlichen und sozial-ökonomischen gesellschaftlichen Verhältnisse und in Anbetracht der Verbrechen der Geisteskranken und der Degenerierten bis zu einem gewissen Grade auch als Maßstab für die abnormen biologischen Verhältnisse.

Die objektive Psychologie, welche richtiger als Psychoreflexologie bezeichnet werden sollte, sagt uns also, dass die Gesellschaft selbst in ihrer Mitte Verbrecher schafft. Der Verbrecher erscheint als Opfer der abnormen sozial-ökonomischen Verhältnisse, welche schliesslich auch eine Störung der biologischen Gesetze in Form von Degeneration und Geisteskrankheiten herbeiführen können.

Daraus folgt, dass der Kampf nicht gegen den Verbrecher, sondern gegen die Bedingungen, die das Verbrechen hervorrufen, gerichtet werden muss. Die objektive Betrachtungsweise des Verbrechertums hält es für notwendig, die abnormen sozial-ökonomischen und sozial-rechtlichen Verhältnisse der Gesellschaft, den Erziehungsmangel, die Ursachen des Pauperismus und der Degeneration zu bekämpfen. Eine radikale Abnahme der Kriminalität bis zum Minimum ist nur bei entsprechender Änderung der sozial-ökonomischen Verhältnisse, unter anderem auch der existierenden kapitalistischen Gesellschaftsordnung möglich.

Manche Soziologen, wie z. B. Dürckheim,[1]) nehmen nicht ohne Grund an, dass die Kriminalität eine regelmäßige und dauernde Erscheinung unseres gesellschaftlichen Lebens vorstellt. Dieser Fatalismus hat seinen Boden in der abnormen Gesellschaftsordnung, unter welcher die Menschheit bis zur Gegenwart lebt, wo dem Kapitalismus die herrschende Rolle zukommt. Wir sind nicht geneigt, mit Ferri[2]) anzunehmen, dass der Kultur, sowie der Barbarei eine besondere Kriminalität eigen ist. Noch weniger ist die Meinung Lombrosos[3]) anzunehmen, dass die Kultur nur eine Abänderung der Verbrechensart und vielleicht eine Steigerung der Verbrechenzahl herbeiführen kann, auch kann man keineswegs der optimistischen Auffassung Palettis beistimmen, nach welcher die soziale menschliche Energie sich nach zwei entgegengesetzten Richtungen im Sinne einer gesteigerten Produktivität und einer gesteigerten Zerstörungskraft entwickelt, wobei erstere überwiegt und die zweite allmählich verdrängen soll.

Wir nehmen an, dass alle unsere Bestrebungen auf eine Abnahme der Kriminalität gerichtet werden müssen, damit dieselbe auf ein Minimum reduziert werde und die kulturelle Menschheit eine sozial-

[1]) Dürckheim: „Les règles de la méthode sociologique“. Paris 1895, Seite 89.

[2]) Ferri: „La sociologie crimin“. 1905, S. 196.

[3]) Lombroso: „Le crime, causes et remèdes“. 1899, S. 64.

ökonomische Ordnung ausarbeite, wo das Verbrechertum als eine ganz abnorme Ausnahmeerscheinung gelten soll.

Jedenfalls kann die moralische Gesundheit der Gesellschaft nicht durch Strafen, sondern durch eine sozial-ökonomische Hygiene, Verbesserung der Lebensbedingungen der Bevölkerungsmassen und durch pädagogische Erziehung des Rechtsgefühls der Massen erreicht werden. Wir sahen, dass der Pauperismus unter die Hauptfaktoren des Verbrechertums zu rechnen ist; was ist aber der Hauptgrund des Pauperismus? Manche Autoren nehmen an, dass der Alkoholismus und die Lasterhaftigkeit den Pauperismus bedingen, sie lassen aber ausser acht, dass in der Mehrzahl der Fälle beide Erscheinungen als Folge und nicht als Ursache des Pauperismus auftreten. Andere Forscher halten den Industrialismus und die freie Konkurrenz für die Ursache des Pauperismus und dessen Folgen, der körperlichen und geistigen Degeneration. Im Zusammenhang mit dem Industrialismus wird auch der Zuwachs der städtischen in der Fabrik arbeitenden Bevölkerung als ein begünstigendes Moment für die Pauperismusentwicklung betrachtet.

Tragen denn wirklich der Industrialismus und die freie Konkurrenz an der Pauperismusentwicklung die Schuld? Unter grossem Kraftaufwand befreite sich der Mensch von der mittelalterlichen Knechtschaft und den Zunftfesseln, er erhielt auf diese Weise die Möglichkeit, frei zu arbeiten und sich Ernährung zu sichern. Kann denn die freie Arbeit, das höchste Gut der menschlichen Persönlichkeit, zur Wurzel des Übels werden, oder liegt der Grund des Übels in etwas anderem? Die antiken Sklaven hatten es doch auch nicht leicht und sie füllten die Verbrecherreihen ebenso aus, wie die frei arbeitende Bevölkerung. Erinnert man sich an die Geschichte des alten Roms, an den Sklavenaufstand und andere schwere Ereignisse in der antiken Geschichte, sowie an die Geschichte des mittelalterlichen Feudalismus und der Leibeigenschaft in Russland, so wird man kaum bezweifeln können, dass die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der früheren Zeiten gar nicht günstiger als die gegenwärtigen erscheinen. Wenn damals kein materieller Pauperismus bestand, so existierte ein noch schwererer geistiger Pauperismus, der sich in Willenlosigkeit und Verlust des Persönlichkeitsgefühls einerseits, in Willkür anderseits ausdrückte.

Eine ausführliche Betrachtung dieser wichtigen Fragen gehört nicht zu unserer Aufgabe. Einige Beispiele können aber beweisen, in welchem Grade sozial-ökonomische Maßnahmen auch bei der existierenden Gesellschaftsordnung eine Abnahme des Verbrechertums bedingen können.

Wir führten oben aus, dass die Anzahl der Verbrechen zur Zeit von ökonomischen Notständen notwendigerweise steigt. Ein interessantes

Beispiel dazu entlehnen wir Meyer[1]). Als im Jahre 1866 der Kanton Zürich eine schwere ökonomische Krise durchmachte, stieg plötzlich die Zahl der Verbrechen gegen das Eigentum; nachdem aber eine Hilfe der Bevölkerung und Ernährung der Hungernden organisiert wurde, nahm die Zahl der Verbrechen rasch ab und erreichte wieder das normale Niveau im nächsten Jahre, als die ökonomischen Verhältnisse sich besserten.

Anderseits beweisen die statistischen Ergebnisse den engen Zusammenhang zwischen der Abnahme des Alkoholverbrauches und der Kriminalitätsverminderung. So nahm in Norwegen im Zeitraum von 1844—1871, als der Alkoholverbrauch von 10 Liter auf 5 Liter pro Kopf sank, die Anzahl der Verbrechen von 294 pro 100 000 Einwohner auf 207 ab; im Jahre 1876 betrug der Alkoholgebrauch 4 Liter pro Kopf und die Anzahl der Verbrechen 180 pro 100 000 Einwohner. Dasselbe ist auch in bezug auf Schweden bekannt. In Irland sank der Alkoholgebrauch unter dem Einfluss der Predigten des Pastors Mathew im Zeitraum von 1838—1842 fast um 50 % und gleichzeitig nahm die Zahl der Verbrechen von 64 520 bis auf 47 027 ab. Der Oberrichter Lord Coleridge sagt: „wir könnten neun Zehntel unserer Gefängnisse leeren, könnten wir England abstinent machen“ [2]).

Haussonville[3]) führt eine andere prophylaktische Maßnahme an. In Paris existieren viele Tausende verwahrloster und moralisch verdorbener Kinder. Es ist dort Brauch, sie in Familien im Departement Nièvre erziehen zu lassen. Obwohl dieser Brauch schon sehr lange existiert und viele Tausende von Kindern in neuen Verhältnissen aufgewachsen sind, erweist es sich, dass die Kriminalität der Bevölkerung aus diesem Departement wie früher niedrig bleibt. Folglich werden diese Kinder, welche unter den ungünstigen Verhältnissen des Pariser Lebens zu Verbrechern würden, unter den günstigen ländlichen Bedingungen zu nützlichen Bürgern. Joly sagt darüber, dass der Strom des moralischen Schmutzes, welchen Paris auf diese Weise auf den Boden des Departement Nièvres ausgiesst, dort wie das Kloakenwasser in Acheres und Gegevillers resorbiert und gereinigt wird.

Man könnte auch auf diese Weise den Nutzen anderer sozialer Maßnahmen beweisen, welche der Entwicklung des Pauperismus vorbeugen und prophylaktisch gegen die Kriminalitätsentwicklung einwirken. Booth hat recht, wenn er sagt: „einst wird sich die auf individuelle Grundsätze aufgebaute Gesellschaft gezwungen sehen, die Sorge um das Leben der Personen zu übernehmen, welche aus irgendeinem

---

[1]) A. Meyer: „Das Verbrechen in seinem Zusammenhang mit dem wirtschaftlichen und sozialen Verhalten“. 1895, S. 39.

[2]) Kroll: loco cit. S. 127.

[3]) Haussonville: „France criminelle“. S. 200

Grunde nicht im Stande sind, sich selbständig eine Existenz zu sichern, welche eines Menschen würdig ist und die Gesellschaft wird im Stande sein, es zu tun".

Die Bekämpfung des Verbrechertums muss in erster Linie gegen dessen Wurzeln gerichtet werden. Die allgemeine Wurzel des Übels besteht nicht im Industrialismus, sondern in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Die Beschränkung der Bedeutung des Kapitals, die möglichste Rechtsgleichheit, bessere Arbeitsbedingungen, der Anteil des Arbeiters am Produktionsprofit, die korporative Organisation der Arbeit und andere sozial-ökonomische Reformen, sowie die Durchführung der Abstinenz der Bevölkerung, das ist es, was die durch das immer wachsende Verbrechertum belastete Gesellschaft heilen kann.

Wie ideell aber die gesellschaftliche Ordnung auch sein mag, wie gut die sozial-ökonomischen Verhältnisse sich gestalten mögen, die Persönlichkeit an sich kann nach der Behauptung der Moralisten sich als verbrecherisch erweisen. Ja, wir wollen das zugeben, aber die Persönlichkeit an sich ist das Resultat alles dessen, was sie in der Vergangenheit umgeben hat und in der Gegenwart umgibt, sie ist das Produkt der sozial-biologischen Faktoren, welche den Keim der Persönlichkeit geschaffen haben. Man soll ausser den sozial-ökonomischen Reformen für die Verbesserung der Persönlichkeit durch Verbot von Ehen der Degenerierten und Alkoholiker sorgen.

Man wird mich fragen: was soll man denn dem Verbrechertum gegenüber einstweilen unternehmen, wo die Gesellschaft noch nicht umgebaut ist, wo das soziale Leben abnorm bleibt und wir noch sehr weit von den glücklichen Tagen sind, wo es keine Reichen und Armen, keine Herren und Knechte auf Erden geben wird, wo sowohl die Erziehung als auch die Bildung für alle obligatorisch sein wird, wo unter den Menschen Gleichheit, Liebe und Brüderlichkeit herrschen und Neid und Kampf unter den Menschen schwinden wird und die Menschen statt einander zu bekämpfen und zu vernichten, einander helfen werden?

Einstweilen muss man zwar palliative, aber doch rationelle Maßnahmen anwenden. Man soll zu diesem Zwecke systematisch die Verbesserung der sozial-ökonomischen und sozial-rechtlichen Verhältnisse anstreben, man soll die öffentliche Erziehung, insbesondere für die ärmsten Bevölkerungsklassen, ausgedehnt anwenden, Verbände und Gesellschaften zur Hebung des sittlichen Niveaus der Bevölkerung gründen, die Bevölkerung durch Arbeitsnachweis unterstützen, philanthropische Gesellschaften und Asyle für Fürsorge und Erziehung heimatloser Kinder gründen, die Bedingungen der Fabrikarbeit verbessern, ärztliche Begutachtung bei Eheschliessung einführen.

Statt Vermehrung der Zahl der Gefängnisse sollte man Erziehungsanstalten in der Form von Kolonien gründen [1]).

Wie man das Gefängnis auch vervollkommnen mag, es bleibt doch immer eine Internierungsanstalt, welche die Verbrecher nur deprimieren und korrumpieren und nicht erziehen kann. Wir führten schon oben aus, wie korrumpierend die gemeinsame Haft auf die Sträflinge einwirkt. Dieser Umstand veranlasste die Regierungen Gefängnisse zu gründen, wo die Verbrecher in Einzelhaft untergebracht werden. Die Einzelhaft erscheint nach der Meinung vieler Rechtsgelehrter als das letzte Wort der Penitentiärkunst. In England und Belgien sind schon alle Gefängnisse umgebaut und die Verbrecher in Einzelzellen eingesperrt. Man glaubte, dass die Einzelhaft den Verbrecher dazu zwingt, die Aufmerksamkeit auf sich selber zu konzentrieren, damit er über die von ihm vollbrachten Missetaten nachdenken und Busse tun könne. Diese Annahme, die eine natürliche Folge der klassischen Schule mit der Theorie der absoluten Vergeltung ist, lässt aber ausser acht, dass der Mensch ein soziales Wesen von seinen ersten Lebenstagen ab ist, und dass das absolute Schweigen und die Inaktivität, in welchen der Verbrecher in Einzelhaft lebt, seine Persönlichkeit verstümmeln, indem die Empfänglichkeit, der Wille und die Fähigkeit der individuellen Initiative abgestumpft werden. Ausserdem wirkt die Einzelhaft auf prädisponierte Naturen als unmittelbarer Anlass für die Entwicklung einer Geisteskrankheit. Das ist den Psychiatern wohlbekannt. Es sind auch die statistischen Ergebnisse allgemein bekannt, aus denen folgt, dass die Einzelhaft in viel höherem Maße die Psychosenentwicklung als die gemeinsame Haft befördert. In Russland sahen sich selbst die Gefängnisbeamten gezwungen, die Schattenseiten der Einzelhaft hervorzuheben. Der Bericht der Hauptverwaltung der Gefängnisse von S. S. Chrulew macht unter anderem darauf aufmerksam, dass in Russland, wo die Einzelhaft noch nicht so breit angewendet wird und hauptsächlich auf politische Gefangene beschränkt bleibt, die Zahl der Rezidive durchschnittlich 22—23 % nicht übertrifft, während die Reformatorien in Amerika 25—30 % an Rezidiven während der ersten sechs Monate nach der Entlassung liefern.

In dieser Beziehung lässt sich also kein Vorteil der Einzelhaft feststellen, eher umgekehrt. Abgesehen davon behauptet der Bericht ganz entschieden, indem er den Einfluss der Einzelhaft auf die Persönlichkeit des Verbrechers betrachtet, folgendes: „Die streng durchgeführte Einzelhaft erscheint sehr nützlich für einen relativ kurzen Zeitraum, bei bedeutender Dauer aber erzieht dieselbe bequem zu handhabende Gefangene, tötet aber den

---

[1]) W. v. Bechterew: „Über die Persönlichkeit". Wiesbaden 1906, S. 27.

Menschen." Es bedarf wohl keiner besseren Charakteristik der Einzelhaft. Wir wollen nur noch anführen, dass nach Hausel, Direktor eines mustergültigen Gefängnisses für Einzelhaft in Dänemark, der Prozent der Geisteserkrankungen parallel der Dauer der Einzelhaft wächst. Unter den auf 2 Jahre Internierten beobachtete man 5 %, auf 3 Jahre 14 %, auf 3½ Jahre 17 % Geisteskranke.

Das Gefängnis bleibt, welche Form es auch habe, eine Strafanstalt, welche geistig straft und nicht zu regenerieren vermag. Nur wenn selbst der Begriff des Gefängnisses, dieses trüben Überbleibsels der alten barbarischen Welt, schwinden wird, werden wir von einem rationellen Verhalten der Gesellschaft dem Verbrecher gegenüber sprechen können.

Die objektive Psychologie, welche den Schwerpunkt von den subjektiven Verhältnissen des Verbrechers auf die Bedingungen verlegt hat, welche das Verbrechen vorbereitet und bestimmt haben, gibt auch die Möglichkeit, die gegen die Verbrecher gerichteten Maßnahmen zu individualisieren. Sie sagt uns, dass, wenn das Verbrechen direkt durch den chronischen Alkoholismus oder die Degeneration bedingt ist, die Verbrecher nicht in Strafanstalten, oder selbst in Erziehungskolonien, sondern in Krankenhäusern ähnlich wie Geisteskranke (Eliot, Baer, Oheti u. a.) untergebracht werden sollen, denn es ist jetzt für alle klar, dass der chronische Alkoholismus kein Laster, sondern eine Krankheit ist, und dass die akute Alkoholvergiftung eine wahre Intoxikation ist.

Andere Verbrecher sollen provisorisch isoliert und in den einen Fällen erzogen, in den anderen geheilt, jedenfalls aber nicht bestraft werden. Das Strafen entstammt nur den niedrigen Instinkten der menschlichen Natur. Wenn man aber weder zu heilen noch zu erziehen Grund hat, wie es bei politischen Verbrechen der Fall ist, so möge man isolieren, wenn es sein muss, aber nicht hängen und nicht köpfen: darauf hat man kein sittliches Recht!

Buchdruckerei Carl Ritter, G. m. b. H., Wiesbaden.

95

Aus der Universitätsnervenklinik Göttingen.
Direktor: Professor Dr. Ernst Schultze.

Über
Pubertät und Psychopathie.

Von

Privatdozent Dr. **Otto Klieneberger,**
Oberarzt der Klinik.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1914.

Aus der Universitätsnervenklinik Göttingen.
Direktor: Professor Dr. Ernst Schultze.

Über Pubertät und Psychopathie.

Von

Privatdozent Dr. **Otto Klieneberger**,
Oberarzt der Klinik.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1914.

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben

von

Hofrat Dr. L. Loewenfeld in München.

Heft 95.

Inhaltsübersicht.

Seite

I. Pubertät 1
  Einleitung 1
  Anatomie und Physiologie der Pubertät 1
  Eintritt der Pubertät 3
  Die nervösen und psychischen Erscheinungen der Pubertät 3
  Die Beziehungen der Pubertät zu nervösen und psychischen Erkrankungen 7

II. Psychopathie 9
  Die nervösen und psychischen Erscheinungen der Psychopathie . . . 9

III. Pubertät und Psychopathie 18
  Beziehungen zwischen Pubertät und Psychopathie 18
  Abgrenzung der Pubertätsstörungen und der Psychopathie 20
    a) Angeborene Entwicklungsstörungen und Schwachsinnszustände . . 21
    b) Organische Hirnprozesse 21
    c) Chorea minor 21
    d) Epilepsie 21
      Krampfanfälle (epileptische; symptomatische; psychasthenische; petit mal; narkoleptische).
      Dämmerzustände (krankhafter Wandertrieb) 23
    e) Manisch-depressives Irresein 25
      Selbstmord 26
      Zwangsvorstellungen 27
    f) Dementia praecox 28
      Wahnideen 28
  Krankengeschichten zu Pubertät und Psychopathie 30
  Die abnorme Sexualempfindung 31
  Die moralische Entartung (mit Krankengeschichten) 33
  Verantwortlichkeit der Psychopathen 49
  Verlauf und Ausgang der psychopathischen Störungen in Beziehung zur Pubertät 50
  Kriminalität der Jugendlichen 53

IV. Schluss 54
  Behandlung, Beeinflussbarkeit, Vorbeugung, Aufklärung, Erziehung . . 54
  Schlussfolgerungen 58

I.

Pubertät.

M. H.![1]) Im menschlichen Leben gibt es wohl kaum eine Zeit von so tief einschneidender Bedeutung wie die der Pubertät. Während sonst die Entwicklung langsam und allmählich vor sich geht, so langsam, dass wir es kaum merken, wie wir vom Jüngling zum Manne reifen, dass wir nicht merken, wie wir allmählich älter, wie wir alt werden, vollzieht sich die Entwicklung vom Knaben zum Jüngling, vom Mädchen zur Jungfrau verhältnismäßig schnell. Ziemlich unvermittelt treten neue körperliche Vorgänge in Erscheinung, denen sich der Körper erst anpassen muss, Vorgänge, die auch auf geistigem Gebiet eine Reihe von neuen Erscheinungen, von Veränderungen zur Folge haben. Freilich auch die Entwicklung vom Säugling zum sprechenden, vom sprechenden zum selbständig denkenden und selbsttätig handelnden Kinde erfolgt verhältnismäßig schnell. Aber — und darin unterscheidet sich diese Entwicklung wesentlich von der der Pubertät — sie kommt dem sich entwickelnden Kinde nicht zum Bewusstsein, während es die Pubertätsentwicklung mit Bewusstsein oder wenigstens mit erwachendem Bewusstsein erlebt. Es fühlt, dass eine Veränderung auf körperlichem und geistigem Gebiet in ihm vorgeht; es kann aber diese Vorgänge, solange sie noch nicht geklärt sind, nicht verstehen; es kommt sich deshalb selbst oft fremd vor, wird scheu, verlegen und unbeholfen; es entstehen innere Zwiespältigkeiten; und die wechselseitigen Beziehungen zwischen körperlichen und geistigen Vorgängen erzeugen nur allzu leicht auch körperliche und geistige Störungen, Störungen, mit denen wir uns hier, soweit sie auf nervösem und psychischem Gebiete liegen, eingehender befassen wollen.

Zuvor sei mir gestattet, auf die Anatomie und Physiologie der Pubertät etwas näher einzugehen, da uns diese das Verständnis der pathologischen Vorgänge wesentlich erleichtern werden.

Unter Pubertät verstehen wir die Zeit des Mannbarwerdens, die Zeit, in der die Entwicklung zur geschlechtlichen Reife sich vollzieht. Diese Zeit ist nicht nur bei den verschiedenen Völkern — Sie wissen, dass in

[1]) Erweiterte Wiedergabe von Vorträgen, gehalten im Schulhygienischen Ferienkurs für Lehrer höherer Unterrichtsanstalten. (Göttingen, 6. bis 11. Oktober 1913.)

südlichen Ländern, in heissen Gegenden Mädchen schon mit 8 Jahren geschlechtsreif werden und menstruieren —, sondern auch in derselben Gegend bei den verschiedenen Menschen verschieden. Bei uns entwickelt sich die Geschlechtsreife im allgemeinen bei Mädchen im 13.—15., bei Knaben im 14.—16. Lebensjahre. Dabei ist aber zu betonen, dass ihre ersten Anfänge oft schon Jahre zuvor in Erscheinung treten, dass die endgültige Entwicklung regelmäßig erst nach Jahren abgeschlossen ist. Es kommen in dieser Zeit nicht nur die eigentlichen Geschlechtsorgane zur Entwicklung und zur Funktion, sondern es gehen auch sonst wichtige Veränderungen im Körper vor sich.

Es ist heute viel von der inneren Sekretion die Rede, von der Sekretion von Drüsen, die ihr Sekret nicht nach aussen, d. h. in die Mundhöhle, in den Darm usw. ergiessen, sondern die ihre körperwichtigen Sekretionsprodukte direkt dem Blutkreislauf zuführen. Solche Drüsen mit sogenannter innerer Sekretion sind Schilddrüse, Zirbeldrüse, Hypophyse, Nebennieren. Aber auch die Geschlechtsdrüsen, der Hoden beim Manne, das Ovarium bei der Frau, beteiligen sich an der inneren Sekretion; sie geben nicht nur die Geschlechtsprodukte nach aussen ab, sondern sie produzieren daneben noch chemische Substanzen, die gleichfalls direkt in das Blut übertreten. Neuere Untersuchungen haben gezeigt, dass alle diese Drüsen untereinander in Verbindung stehen, dass Störungen in einer Drüse weitgehende Veränderungen auch in anderen Drüsen, weitgehende Veränderungen auf körperlichem und geistigem Gebiet hervorrufen können. So ist es bekannt, um nur ein Beispiel zu nennen, dass Erkrankungen, besonders Geschwülste der Hypophyse, eines kleinen erbsengrossen Organs an der Hirnbasis, das im vorderen Winkel der sich kreuzenden Sehnerven liegt, dass Erkrankungen dieses Organs zu einer enormen Fettwucherung des ganzen Körpers führen, ja selbst noch in späteren Jahren, in denen die Entwicklung des Körpers längst beendet ist, noch einmal zu weiterem Wachstum führen können, sei es, dass der Körper in die Länge wächst, oder, was noch häufiger ist, einzelne Körperteile, Hände, Füsse, der Gesichtsschädel zu wachsen anfangen, Störungen, die wir als hypophysäre Fettsucht und als Riesenwachstum bezeichnen.

Zweifellos steht unsere ganze Entwicklung in Abhängigkeit von der Sekretion dieser inneren Drüsen. Und es ist klar, dass, wenn die Geschlechtsdrüsen in der Pubertät zur Entwicklung und Ausbildung kommen, dass dann auch zugleich andere Stoffwechselveränderungen im Körper vor sich gehen müssen. Dass dem in der Tat so ist, beweist uns einmal die in dieser Zeit erfolgende Rückbildung der Thymus, der Brustspeicheldrüse, und andererseits das Auftreten der sogenannten sekundären Geschlechtscharaktere. Es kommt nicht nur beim Manne zum gelegentlichen Samenerguss und beim Weibe zur Ovulation und Menstruation,

es sprossen Bart-, Achsel- und Schamhaare, die Brüste kommen beim Mädchen zur Entwicklung, das Becken gewinnt seine charakteristische Gestaltung, beim Knaben erhalten Kehlkopf und Stimme ihr männliches Gepräge u. a. m. Andererseits wissen wir, dass, wenn durch irgendwelche Prozesse beim Knaben, etwa durch Kastration, die Hoden nicht zur Ausbildung gelangen, dass dann auch die ganze Entwicklung nicht ihren gewöhnlichen Weg nimmt, dass nicht nur die Stimme u. a., sondern auch der ganze Habitus des Mannes kindlich, pueril bleibt; ein deutlicher Beweis, dass ein Organ das andere, eine Organschädigung den ganzen Organismus beeinflusst.

Auch die Entwicklung und Ausbildung des Gehirns schreitet in der Pubertät verhältnismäßig schnell fort, der feinere Bau des Gehirns nähert sich einer gewissen Vollendung. Die intellektuellen Fähigkeiten entwickeln sich. Die egozentrischen Vorstellungen, die bisher das ganze Denken des Kindes beherrscht haben, treten zurück Die Kinderjahre kommen zum Abschluss. Die eigentliche Differenzierung der Geschlechter und des Einzelnen beginnt. Allgemeinvorstellungen bilden sich aus, das Denken wird mehr und mehr abstrakt, es kommt allmählich zu eigener Begriffs- und Urteilsbildung, zur Entwicklung von Selbstbewusstsein und eigentlicher, d. h. bewusster Willenstätigkeit, kurz zur vollständigen bestimmteren Ausbildung der individuellen Persönlichkeit.

Dass im allgemeinen so die geistige und körperliche Entwicklung in der Pubertät fortschreitet, wissen wir. Aber den eigentlichen Gang dieser Entwicklung können wir im Einzelfall nicht vorhersagen, ja auch nur schwer verfolgen. Wenn auch die geistige Reife zweifellos in enger Abhängigkeit von der körperlichen Entwicklung steht, so braucht sie doch nicht mit ihr gleichen Schritt zu halten. Sie pflegt zuweilen erst später sich einzustellen, sie kann ihr aber auch vorauseilen. Erfahrungsgemäß findet sich ein solches Missverhältnis besonders häufig bei psychopathischen und erblich schwer belasteten Kindern, bei Kindern, die auch sonst in ihrem geistigen, vor allem ihrem gemütlichen Verhalten vom Normaltypus abweichen; und es muss uns das eine Mahnung sein, besonders auf diese Kinder zu achten. Wir dürfen es aber andererseits auch nicht zu schwer nehmen, weil ein solches Missverhältnis sich oft noch im späteren Leben auszugleichen pflegt. Ich erinnere an die frühreifen Kinder, die sogenannten Wunderkinder, von denen, wenn sie keine Kinder mehr sind, bald niemand mehr redet; und ich erinnere daran, wie gerade die besten Schüler uns zuweilen im Leben enttäuschen, während umgekehrt auch mittelmäßige und schlechte Schüler gegen alle Erwartungen durch plötzlich entfaltete Kräfte noch vorwärts kommen.

Was dem Menschen in der Pubertät ein so absonderliches Gepräge gibt, ist die eigenartige und bei jedem verschiedene Mischung von kindlichen Eigenschaften mit denen des Erwachsenen. Denn der

Übergang vom Kinde zum Erwachsenen erfolgt, wie ich schon betonte, verhältnismäßig schnell und schroff. Der Knabe fühlt neue eigenartige Vorgänge in seinem Körper. Er fühlt, hört und weiss, dass er nun bald erwachsen sein wird. Seine zum grossen Teil noch kindlichen Anschauungen mischen sich mehr und mehr mit neuen, unreifen und kritiklosen Vorstellungen. Die Kinder fühlen sich als Erwachsene und gebärden sich doch kindisch. Das Selbstbewusstsein steigt ungehemmt ins Unermessene. Eine ungezügelte Unternehmungslust, ein Tätigkeitsdrang stellt sich ein, der alles umfasst, nur nicht die eigentlich vorgeschriebene Tätigkeit. Sie lesen alles, reden über alles, verstehen alles besser und — stossen überall an. Aber gerade das stärkt sie in ihrem Selbstbewusstsein. Eltern und Erzieher, so glauben sie, maßen sich auf Grund veralteter Vorurteile ein autoritatives Recht über sie an und machen von diesem Recht Gebrauch, weil sie mit ihnen, den Jungen, den Starken, nicht mitkommen können. Sie sehen in den Eltern nur die Philister, in der Schule nur den Zwang. Mit dem gesteigerten Selbstbewusstsein paart sich oft ein übertriebenes Ehrgefühl und zugleich eine übertriebene Empfindlichkeit. Was ihnen nicht passt, wird schroff abgelehnt. Von der Familie und allem Hergebrachten wenden sie sich oft brüsk ab. Sie tun sich mit Gleichgesinnten in Kneipverbindungen zusammen und gefallen sich darin, in Äusserlichkeiten den Erwachsenen nachzuahmen. Durch Rauchen und Trinken glauben sie ihre Mannheit zu beweisen. Sie schimpfen über Gott und die Welt, oder sie spielen den Blasierten, dem nichts neu und alles gleich ist.

Eine ganz besondere Färbung erhält die Pubertätszeit weiterhin durch das eigenartige Verhalten der Affekte. Vergleichende statistische Betrachtungen, besonders über die Häufigkeit von Verbrechen, haben uns gelehrt, dass zu Zeiten gesteigerter sexueller Erregbarkeit die allgemeine und ganz vorwiegend auch die affektive Erregbarkeit gesteigert ist. Es kann uns also nicht wundernehmen, dass in der Zeit der Geschlechtsreife, in der die Umwälzungen gerade auf sexuellem Gebiet besonders gross sind, auch die Affekte erhebliche Schwankungen und Störungen zeigen. Es besteht eine gesteigerte Erregbarkeit und Reizbarkeit, die, zusammen mit dem gehobenen Selbstgefühl und der Überempfindlichkeit, auf Grund der noch vorhandenen Hemmungslosigkeit, dem Mangel an Selbstbeherrschung nur zu leicht zu Explosionen im Gemütsleben, zu impulsiven Handlungen führen können. Die Stimmung der reifenden Kinder ist ausserordentlich labil und bewegt sich gern in Extremen. Bei der geringsten Gelegenheit fühlen sie sich verletzt, brausen in überschäumendem Affekt auf, während sie sich selbst das Recht anmaßen, über alles und jeden in zynischer und brutaler Weise herfallen zu dürfen.

Endlich ist, wie schon erwähnt, die Pubertätszeit durch das Erwachen sexueller Empfindungen und sexueller Triebe gekennzeichnet.

Wir wissen, dass auch im Leben des Erwachsenen das sexuelle Moment eine ausserordentliche Rolle spielt. Es beeinflusst das ganze Denken und Handeln, weil es ja, worauf ich bereits hinwies, mit der gemütlichen und affektiven Erregbarkeit in engen Beziehungen steht. So kommt ihm denn auch im Leben des reifenden Kindes hervorragende Bedeutung zu. Zunächst entstehen schwärmerische Freundschaften mit Angehörigen des gleichen Geschlechts, die oft, namentlich bei Mädchen, mit einem Übermaß von Zärtlichkeit einhergehen. Es entsteht dann allmählich die erste Neigung, die erste schwärmerische Liebe; sie führt zum Dichten, zu Fensterpromenaden und phantastischem Hinträumen, bis schliesslich die sexuellen Regungen und Empfindungen bewusst werden und nach Auslösung drängen.

Ganz ähnlich vollzieht sich zunächst die Pubertätsentwicklung beim weiblichen Geschlecht. Sehr deutlich aber tritt hier der geschlechtliche Unterschied auch psychisch in dem mehr passiven Verhalten zutage. Während die Mädchen in den ersten Schuljahren sich noch ausgesprochen jungenhaft benehmen, ziehen sie sich, wenn die körperlichen Reifeveränderungen in Erscheinung treten, instinktiv zurück, werden scheu und zurückhaltend. Statt des knabenhaften Tatendranges zeigen sie mehr eine Neigung zu reflektieren, zu beobachten, der sie sehr häufig auch in Tagebüchern Ausdruck verleihen.

Eine unbeholfene Schüchternheit und Verlegenheit, die auch in einem beständigen Erröten ihren Ausdruck findet, ist bei ihnen die Regel. Dazu kommt häufig ein eigenartig geziertes, läppisches Benehmen; sie lachen über alles und bei jeder Gelegenheit, ohne sich beruhigen zu können, sie werden putzsüchtig und schnippisch und zeigen vor allem, wie die Knaben, eine ausserordentliche Labilität der Stimmung.

Sehr charakteristisch ist auch das Verhalten der reifenden Knaben und Mädchen zueinander. Während sie in der Kindheit verhältnismäßig wenig differenziert sind und im Spielen und überall gute Kameradschaft halten, gehen ihre Wege im Beginn der Pubertät weit auseinander. Das gesteigerte Selbstbewusstsein lässt den Knaben mit Verachtung auf seine bisherigen Spielgefährtinnen blicken, mit einer Verachtung, die durch das zu gleicher Zeit einsetzende scheu zurückhaltende Wesen der Mädchen noch verstärkt wird, während diese oft wieder durch das laute, schroffe und rücksichtslose Benehmen der Knaben abgestossen werden. Im weiteren Verlauf der Pubertät bringen dann die zunächst unbewussten Sexualempfindungen die Geschlechter wieder zusammen.

So etwa sind im grossen und ganzen die Veränderungen, die uns bei dem reifenden Kinde in der Pubertät auffallen, Erscheinungen, die dazu geführt haben, die ersten Jahre der Pubertät, wie das ja meist

geschieht, bei Knaben als Flegeljahre, bei Mädchen als Backfischzeit zu kennzeichnen. Sie sind bald mehr, bald weniger ausgesprochen. Sie spielen sich zum grösseren Teil im Unterbewusstsein ab, zu einem kleineren Teil leiden die Kinder bewusst unter ihnen. Bei den einen fällt mehr das schwärmerische Wesen, bei den anderen mehr die Impulsivität oder die Grossmannssucht ins Auge, je nach der individuellen Veranlagung, die gleichfalls in der Pubertät zum ersten Male oder zum mindesten in verstärktem Maße sich geltend macht. Zugleich aber und besonders bei dem Beginn der Pubertät wird das Kind von den neuen Regungen in seinem Körper, von den neuen Empfindungen und Trieben gleichsam selbst überrascht. Es empfindet sie nicht nur als etwas Neues, sondern infolge seiner subjektiven Einstellung, wie ich schon kurz andeutete, als etwas Fremdes, Beunruhigendes. Es muss erst lernen, sich diesem Fremden anzupassen, sich daran zu gewöhnen. Aber bis zum Zustandekommen eines solchen Ausgleiches zeigt sich das reifende Kind, eben weil es sich in sich selbst nicht zurecht finden kann, oft scheu, verlegen und befangen, linkisch und unbeholfen.

Alle bisher besprochenen Veränderungen können bereits als leichte, nervöse und psychische Störungen (Reizerscheinungen) während der Pubertät aufgefasst und gedeutet werden. Dazu gesellen sich in der Regel noch weitere Störungen (Ausfallerscheinungen), die mehr sekundärer Natur sind, die aber oft als solche verkannt und ernster, als sie es verdienen, bewertet werden. Durch die mannigfachen neuen Vorgänge im Körper, durch die veränderte Denkrichtung, durch die enormen Veränderungen und Schwankungen im Reich der Empfindungen, Gefühle und Vorstellungen ist der reifende Mensch innerlich stark in Anspruch genommen und abgelenkt. Das kann sich physiologischerweise in einer mehr oder weniger starken Zerstreutheit, in Aufmerksamkeitsstörungen geltend machen, die oft eine Gedächtnisabnahme vortäuschen und zu einem Rückgang der geistigen Leistungen führen können. Und dieser Eindruck wird verstärkt durch die ebenfalls physiologische Sprunghaftigkeit und Zerfahrenheit. Dazu kommt, dass in der Pubertät auch die Ermüdbarkeit und damit auch die Ablenkbarkeit gesteigert zu sein pflegt.

Dass bei Mädchen die Menstruation an sich, zumal wenn sie mit Schmerzen und stärkeren Blutverlusten einhergeht, die eben aufgezählten Störungen in hohem Maße verstärken kann, dass ihr plötzlich sichtbares Inerscheinungtreten, auch wenn es erwartet wird, fast ausnahmslos von tiefem Erschrecken, von lebhaften Affekten begleitet wird, dass sie, kombiniert mit raschem Wachstum, weit häufiger als bei Knaben zu Schwächezuständen, Ohnmachtsanwandlungen und nervösen Störungen führen kann, die gemeinhin als Bleichsucht zusammengefasst werden, liegt auf der Hand und sei deshalb nur beiläufig erwähnt.

Von besonderer Bedeutung ist endlich, — auch darauf deutete ich bereits hin — dass in der Pubertät die individuelle Anlage zum mindesten in weit auffälligerer Weise als bisher in Erscheinung zu treten pflegt. So sehen wir denn den einen in Idealen schwärmen, sich mit den tiefsten Problemen beschäftigen. Ein anderer führt ein ausgesprochenes Phantasieleben, fühlt sich als Dichter, Künstler oder Abenteurer. Andere wieder ergehen sich in den verschiedensten Grübeleien, in sentimentalen Gefühlsduseleien und leben in Weltschmerz nur sich und der Einsamkeit. Während die einen scheu, schüchtern und verlegen, hilflos, ja selbst tölpelhaft erscheinen, sind die anderen laut, patzig und polternd. Neben schlaffer Energielosigkeit sehen wir geschäftigen Tatendrang, neben der übertriebenen Empfindsamkeit Lust zu rohen und brutalen Scherzen, zu Gewalttätigkeiten, Grausamkeiten und rücksichtslose Auflehnung gegen alles, was nur irgendwie als Zwang gedeutet werden kann. Renommistische Prahlereien, bewusste Übertreibungen, eine Neigung zu Unaufrichtigkeit und Lügen sind oft an der Tagesordnung. Und was all dem die eigene Färbung gibt, ist, ich wiederhole das, die Tatsache, dass alle diese so inkongruenten Eigenschaften nebeneinander bestehen, dass ein ständiges Schwanken, Gären und Brausen stattfindet, dass nicht nur die Affekte, sondern das ganze Verhalten labil, unberechenbar sind, was ja auch in der Schule oft genug nicht nur im Rückgang der Leistungen, sondern mehr noch in ihrer Unregelmäßigkeit sich kund tut. Erst gegen Ende der Pubertät sehen wir bei normalen Individuen die Schwankungen sich allmählich ausgleichen.

Sind nun nervöse und psychische Störungen schon normalerweise in der Pubertät — die man zutreffenderweise die Aprilwetterzeit des Lebens genannt hat — vorhanden, wievielmehr werden wir sie bei psychopathischen und kranken Individuen erwarten können! Freilich, um das gleich vorweg zu nehmen, *eine der Pubertät eigene oder ausschliesslich durch sie bedingte nervöse oder geistige Erkrankung, eine Pubertätsneurose oder Pubertätspsychose im engeren Sinne, gibt es nicht.* Aber die Pubertät mit ihren enormen Umwälzungen auf geistigem und körperlichem Gebiet, mit den enormen Anforderungen, die sie an alle Organe stellt, schafft zweifellos einen günstigen Boden für das Auftreten solcher Störungen. Daher sehen wir denn auch in der Pubertätszeit die Psychopathie sich in weitem Umfange entwickeln und entfalten. Denn wie alle individuellen Züge treten natürlich auch die psychopathischen Züge in der Pubertät besonders in Erscheinung; man kann geradezu von Pubertätskrisen der Psychopathen sprechen. Auch die der Psychopathie nahestehende Hysterie sowie die Neurasthenie kommen in der Pubertät besonders häufig zum Ausbruch. Die Epilepsie wirft in dieser Zeit oft ihre ersten Schatten. Angeborene Entwicklungsstörungen und Schwachsinnszustände

werden offenkundiger. Hereditäre oder früherworbene Hirnprozesse nehmen einen rapiden deletären Verlauf. Von eigentlichen Psychosen entwickeln sich mit besonderer Vorliebe während der Pubertät das manisch-depressive Irresein und die sogenannte Dementia praecox. Als häufigste Nervenerkrankung der Pubertät ist die Chorea, der sogenannte Veitstanz, zu nennen; in ihrem Gefolge kommt es nicht gar so selten zu psychischen Störungen und zu ausgesprochenen Geisteskrankheiten, wie wir sie auch bei anderen Infektionskrankheiten während der Pubertät ebenso wie in allen sonstigen Lebensphasen auftreten sehen.

Es würde die Grenzen des Themas überschreiten, wollte ich Ihnen ein umfassendes Bild von der Klinik der genannten Krankheiten geben. Auch bei diesen allen können die nervösen und psychischen Erscheinungen, die wir als noch physiologisch während der Pubertät kennen gelernt haben, ähnlich in buntem Wechsel und in verstärktem Maße als nervöse und psychische Störungen vorkommen, und eben deshalb ist die Kenntnis der normalen Vorgänge so wichtig. Ich hoffe, Ihnen diese Ähnlichkeit bei der Psychopathie deutlich demonstrieren zu können, die, wie Sie sehen werden, gerade im Rahmen unseres Themas eine besondere Berücksichtigung verlangt. Ich werde dann kurz auf die genannten Erkrankungen eingehen, und ich will im Anschluss nur einzelne Krankheitserscheinungen, einzelne Fragen, die mir gerade vom Standpunkt der Schule aus besonders bemerkenswert erscheinen, den Wandertrieb, den Selbstmord, Zwangsvorstellungen, anfallsartige Bewusstseinsstörungen, vom normalen Typus abweichende sexuelle Ausserungen u. a. ausführlicher besprechen.

Zunächst und eingehender müssen wir uns mit der Psychopathie beschäftigen. Denn gerade hier besteht eine weitgehende Übereinstimmung mit den geschilderten Störungen der Pubertät, und das Verständnis der psychopathischen Störungen wird uns, wie wir sehen werden, das Verständnis der Pubertätsstörungen wesentlich erleichtern. Was in der Pubertät angedeutet vorhanden ist, wächst und schwillt in der Psychopathie mächtig an. Und so gibt Ihnen das Bild des Psychopathen, das ich jetzt zu entwickeln versuchen werde, zugleich noch einmal das um das Vielfache vergrösserte Bild der Störungen der Reifeentwicklung. Ich habe Ihnen die letzteren nur in Umrissen vorgeführt. Wir werden sie jetzt noch einmal im einzelnen an uns vorüberziehen lassen, und wir wollen dabei auch den Ursachen der Störungen auf den Grund gehen.

II.
Psychopathie.

Die Psychopathie umfasst das weite Gebiet psychischer Grenzzustände. Grenzzustände insofern, als die Psychopathen den normalen Individuen zuzurechnen sind, aber doch eine Reihe von Berührungspunkten mit Geisteskranken zeigen. Ich fasse hier unter Psychopathie alle Erscheinungsformen zusammen, die in der Literatur als psychopathische Minderwertigkeiten, als psychopathische Konstitutionen, als Psychasthenie, Instabilität und Entartung beschrieben worden sind, zu denen auch die Hysterie und Neurasthenie in engen Beziehungen stehen. Es handelt sich hier um angeborene Schädigungen. Häufig sind es durch Alkoholismus, Lues, Geisteskrankheiten und andere körperliche oder psychische Abnormitäten der Eltern belastete Individuen, die auf Grund einer minderwertigen Veranlagung oder wenigstens einer herabgesetzten Widerstandsfähigkeit die Disposition zu nervösen Erkrankungen in sich tragen.

Die Psychopathie, die degenerative Veranlagung kann natürlich auch in körperlichen Erscheinungen ihren Ausdruck finden. Sie kann sich in Entwicklungshemmungen und Missbildungen kund tun. Dabei verstehen wir unter Entwicklungshemmungen das Stillstehen der Entwicklung auf einer beliebigen, mehr oder weniger frühen Stufe, während Missbildungen Entwicklungsstörungen darstellen, bei denen die Entwicklung einen falschen oder vielmehr einen von der normalen Entwicklung abweichenden Weg genommen hat. Entwicklungshemmungen, wie beispielsweise der puerile Habitus, weisen, namentlich wenn sie hochgradig sind, in der Regel auf einen ernsteren Prozess hin; sie sind häufig mit angeborenen intellektuellen Defekten verbunden, oder es stellen sich späterhin fortschreitende Verblödungsprozesse bei ihnen ein. Den Missbildungen, den sogenannten Degenerationszeichen, die in Unregelmäßigkeiten des Körperbaues, in Anomalien der Genitalien, der Ohrbildung, der Behaarung u. a. bestehen, kommt eine wesentliche Bedeutung sicher nicht zu. Alle Varietäten, die beschrieben worden sind, kommen auch bei normal denkenden und handelnden Menschen vor; bei genauer Untersuchung sieht man bei vollkräftigen, geistig und körperlich gesunden Menschen Entwicklungsstörungen jeder Art gar nicht so selten. Es kann demnach aus ihrem Vorhandensein kein

besonderer Schluss gezogen werden; sie können uns höchstens, zumal wenn sie in grösserer Zahl sich finden, eine Mahnung sein, besonders nach der psychopathischen Veranlagung zu fahnden, und sie können dann auch mit einiger Vorsicht für die Diagnose der Psychopathie mit verwertet werden.

Von grösserer Bedeutung sind funktionelle Störungen, die schon in früher Kindheit zutage treten. Häufiges Erbrechen und Unregelmäßigkeiten in der Nahrungsaufnahme, besondere Schreckhaftigkeit und Furchtsamkeit, tik- und krampfartige Bewegungsäusserungen, Wutausbrüche, nächtliches Aufschrecken, Sprechen im Schlafe, Nachtwandeln, Hastigkeit, Zerfahrenheit, Hang zur Grausamkeit, Unerziehbarkeit, Bettnässen, Onanie u. a. sind Eigenheiten, die in der Kindheitsgeschichte der Psychopathen uns immer wieder begegnen.

Was aber und besonders im späteren Leben die Psychopathen kennzeichnet, ist der degenerative Charakter: die Unausgeglichenheit, das disharmonische Durcheinanderspiel aller psychischen Zusammenhänge, die Labilität der Vorstellungen, Affekte und Leistungen; kurz ganz ähnliche Erscheinungen, wie wir sie, wenngleich nicht so ausgeprägt, auch normalerweise in der Pubertät gesehen haben. Wir können diesen degenerativen Charakter auf allen psychischen Gebieten nachweisen. Wir finden ihn — ich lege hier die Kraepelinsche Einteilung der Erscheinungen des Irreseins zugrunde — auf dem Gebiete des Wahrnehmungsvorgangs, der Verstandestätigkeit, des Gefühlslebens sowie des Wollens und Handelns. Die Hauptstörungen aber liegen auf dem Gebiete des Gefühlslebens, und wir wollen uns zunächst diesen zuwenden, nicht nur weil sie „die empfindlichsten Zeichen aller inneren Veränderungen“ sind, sondern weil ich glaube, dass sie uns auch den Schlüssel zum Verständnis aller anderen Störungen geben können.

Wir haben es bei den Psychopathen mit quantitativen und qualitativen Veränderungen der gemütlichen Erregbarkeit zu tun. Die quantitative Veränderung kann in einer Herabsetzung oder in einer Steigerung bestehen. Die Herabsetzung zeigt sich in Gleichgültigkeit, in Interesse- und Teilnahmslosigkeit, in Apathie. Sie kann gleichmäßig sich auf alle Gefühlsregungen erstrecken, eine Erscheinung, die übrigens bei Psychopathen nur ganz selten und auch dann wohl nur vorübergehend vorkommt, oder sie erstreckt sich auf Einzelheiten, auf Äusserlichkeiten, wie die Kleidung, auf bisher gepflogene Lieblingsbeschäftigungen, wie Musik, auf die Familie u. a. Weit häufiger ist die Steigerung der gemütlichen Erregbarkeit, die sich in einer gesteigerten Ansprechbarkeit und in der besonderen Intensität der Affekte kund tut. Auf geringe äussere Eindrücke reagiert der Psychopath oft mit enormen Stimmungsänderungen. Er ist abhängig vom Wetter, von tausend Zufälligkeiten.

Eine unbedeutende freudige Mitteilung, ein Lob stürzt ihn in eine manisch heitere Erregung, ein Tadel in tiefe Niedergeschlagenheit, oder, wenn statt der Empfindsamkeit mehr eine reizbare Schwäche vorliegt, in zornmütige Erregung und Wutausbrüche. Es herrscht bei dem Psychopathen eine ausserordentliche Stimmungslabilität, er ist unberechenbar in seinen Stimmungen, die nach oben und unten enorme Ausschläge zeigen. Während der Normale seine Affekte und sich selbst in der Hand hat, während bei ihm schon das Vorhandensein der höheren allgemeinen Gefühle (logische, sittliche, religiöse, altruistische) „eine Art Dämpfung für die raschen Gefühlsregungen des Augenblicks" darstellt, reagiert der Psychopath auf alles, was ihm begegnet, mit Affektschwankungen, die in keinem Verhältnis zu dem auslösenden Reiz stehen, was schon daraus hervorgeht, dass ein und derselbe Reiz heute eine manische Erregung, morgen eine depressive Verstimmung hervorrufen kann oder, gerade wo wir vielleicht sogar normalerweise eine lebhafte Affektäusserung erwarten würden, mit einer gleichgültigen Indolenz hingenommen wird. Die Affekte sind eben in einem ständigen Schwanken und unberechenbar. Sym- und Antipathien wechseln in schneller Folge. Es besteht ein dauerndes disharmonisches Nebeneinander. Und was für das Auftreten der Affekte, für ihre Intensität gilt, das gilt auch für ihre Dauer. So stark eine Affektäusserung auch ist, so schnell kann sie abklingen; sie kann aber auch, selbst in der starken Intensität, längere Zeit bestehen bleiben. Das findet sich besonders da, wo von Hause aus eine bestimmte Stimmungs-, eine bestimmte Gemütslage gegeben ist.

Wir können hier vor allem eine konstitutionelle neurasthenisch-hypochondrische und eine depressiv-hypochondrische Verstimmung unterscheiden. Die erstere geht mit einem ausgesprochenen Krankheitsgefühl einher; es sind Menschen mit den verschiedensten allgemein nervösen Störungen, die in körperlichen Sensationen, in einer allgemeinen Übererregbarkeit des Nervensystems, Steigerung der Reflexerregbarkeit, der mechanischen Erregbarkeit der Muskeln und der kleinen Hautgefässe, in Pulsbeschleunigung, Zittern, vermehrter Schweissabsonderung u. a. zutage treten, Störungen, die zu hypochondrischer Selbstbeobachtung führen und den Kranken schliesslich wirklich leistungsunfähig machen können.

Bei der depressiv-hypochondrischen Verstimmung herrscht eine gesteigerte Unlustempfindung vor; alle Vorstellungen, alle Handlungen sind von Unlustgefühlen begleitet. Der Depressiv-hypochondrische fürchtet immer und überall, nicht fertig zu werden, zu versagen. Allenthalben sieht er Fallen und unüberwindliche Hindernisse. Die Zukunft wird schwarz in schwarz gemalt. Auch hier kann es zu hypochondrischer Selbstbeobachtung kommen, die aber gemäß der depressiven

Stimmungslage zu Grübeleien, zu Entschlussunfähigkeit, zu Befürchtungen, Zwangsvorstellungen und gar nicht so selten zum Selbstmord führt. Die beiden eben geschilderten Kategorien sind zweifellos der Psychopathie zuzuzählen. Da, wo sie stark ausgebildet sind, können sie als endogene Neurasthenie, als endogene, dem manisch-depressiven Irresein verwandte konstitutionelle Depression abgesondert werden; indessen ist eine scharfe Trennung nicht durchführbar. In ihren leichteren Phasen zeigen sie, abgesehen von dem neurasthenischen und depressiven Einschlag, alle der Psychopathie zugehörigen Eigenheiten: in erster Linie die ausserordentliche Sprunghaftigkeit und die Labilität der Gefühlsregungen.

Eine grosse Reihe von Psychopathen ist weiterhin durch eine gesteigerte Reizbarkeit gekennzeichnet, die, wie besonders bei der Epilepsie, zu Entladungen nach aussen in Gestalt von Zorn- und Wutausbrüchen oder, wie bei intellektuell hochstehenden Nervösen, zu einer scheuen inneren Verschlossenheit, zu Hast und triebartiger Unruhe führen kann.

Die Störungen des Gefühlslebens, die, wie Sie gesehen haben, in bunter Mannigfaltigkeit den Psychopathen beherrschen, beeinflussen natürlich auch das sonstige psychische Geschehen in charakteristischer Weise. Gemäß der wechselnden Betonung, der Sprunghaftigkeit der Affekte kommt es zu Störungen der Aufmerksamkeit. Das Interesse ist ausserordentlich wechselnd. Für manche Dinge besteht eine Herabsetzung, für andere eine Steigerung der gemütlichen Erregbarkeit und damit auch der Aufmerksamkeit. Aber die Labilität der Stimmung bedingt natürlich einen Wechsel der Aufmerksamkeit, und so kommt es zu einer ausserordentlichen Ungleichheit der Leistungen, um so mehr, als der Wechsel der Stimmungen, der Wechsel der Interessen und der Aufmerksamkeit die dauernde Konzentrationsfähigkeit unmöglich macht. Erhöht wird dies ferner noch durch eine gesteigerte Ablenkbarkeit, durch die Zerstreutheit, Zerfahrenheit und die gesteigerte Ermüdbarkeit, die dem Psychopathen eigen ist. Durch all das ist die Leistungsfähigkeit des Psychopathen im Vergleich zum Gesunden in erheblichem Maße herabgesetzt, und sie zeigt in gleicher Weise, wie uns dies bei den Affekten entgegengetreten ist, eine Unausgeglichenheit; auch hier fällt uns wieder die Sprunghaftigkeit, die Labilität und das disharmonische Nebeneinander auf.

Wie ein Rad ins andere greift, so sehen wir auch im psychischen Leben des Psychopathen eine Störung immer weitere Kreise in Mitleidenschaft ziehen. Die intellektuellen Fähigkeiten der Psychopathen sind meist recht gut. Auf Grund ihrer gesteigerten affektiven Erregbarkeit fassen sie das sie momentan Interessierende schnell und gut

auf. So sehen wir sie in neue Verhältnisse sich ungemein rasch einleben, sich auch in schwierigeren Lagen schnell zurechtfinden. Sie erwecken die grössten Hoffnungen, ohne sie zu erfüllen, da ja ihr Interesse schnell erlahmt und die Konzentrationsfähigkeit fehlt. Sie empfinden das oft selbst, aber sie sehen die Schuld immer in äusseren Verhältnissen, sie sind leicht mit allem unzufrieden, novarum rerum cupidi. So sehen wir sie denn schnell lernen, aber bei der Flüchtigkeit der Affekte und der Aufmerksamkeit das Gelernte meist wieder schnell vergessen. Sie klagen über schlechtes Gedächtnis, während sie von anderen wegen seiner (scheinbaren) Güte beneidet werden. Es zeigt sich eben auch hier das Sprunghafte. Zwischen erstaunlichem Wissen klaffen erstaunliche Lücken. Ganz unregelmäßig bleiben hier Erinnerungen haften, dort fehlen sie, und so scheinen die Psychopathen, zumal wenn sie die Lücken zu verbergen verstehen, oft ganz anders, als sie sind. Endlich begegnen wir bei ihnen sehr häufig einer weiteren Störung des Gedächtnisses, welche die Erinnerungsfestigkeit, die Erinnerungstreue umfasst. Als Ursache kommen dafür verschiedene Momente in Betracht. Einmal das wechselnde Verhalten der Erinnerung, das wir eben besprochen haben und das zum Teil auch dadurch erklärt wird, dass der Vorstellungsablauf bei Psychopathen erleichtert ist; die Vorstellungen tauchen schnell auf und werden ebenso schnell verdrängt, der ganze Gedankengang ist labil, oberflächlich, und so verwischen sich an sich schon bei ihnen die Erinnerungsbilder sehr leicht. Dazu kommt aber weiterhin und vor allem noch eine Steigerung des Selbstbewusstseins und der Einbildungskraft, von denen die letztere Störung schon mehr in das pathologische Gebiet hinüberspielt.

Das Selbstbewusstsein pflegt in der Regel beim Psychopathen gesteigert, ja oft ausserordentlich erhöht zu sein. Sein Ich steht ihm im Mittelpunkt aller Dinge. Ich deutete bereits darauf hin, dass der Psychopath die Schuld an seinen Misserfolgen stets anderen zuschiebt, dass es ihm für alles, was ihn betrifft, nie an Erklärungen und Entschuldigungen fehlt. Er ist völlig uneinsichtig, während er andere oft überraschend richtig kritisiert. Wenn er auch öfter zweifelt, er verliert doch nie ganz den Glauben an sich. Die Missgunst der Lehrer ist schuld, dass er nicht versetzt wurde. Unglückliche Zufälle spielen bei ihm eine grosse Rolle. Er fühlt sich ständig verkannt und flüchtet sich zu gleichgesinnten Kameraden, mit denen er sich charakteristischerweise stets schnell zusammenfindet. Leider wird sein Selbstbewusstsein oft auch von den eigenen Angehörigen gestützt, die sich durch die Lebhaftigkeit der Affekte, durch die schnelle Auffassung zu leicht täuschen lassen; und immer wieder weisen sie auf eine einseitige, meist künstlerische oder technische Begabung hin, die sich kaum von dem unterscheidet, was auch nicht psychopathische Kinder während der

Pubertät zeigen, die aber bei Psychopathen schon sehr früh in Erscheinung tritt und daher, um so mehr, wenn sie in einem Gegensatz zu den sonstigen Leistungen steht, nur allzu gern höher bewertet wird. Aus dem Beifall schöpft der Psychopath neue Kraft, in dem Tadel sieht er Neid und Missgunst. Die Empfindsamkeit und die Reizbarkeit wird durch das erhöhte Selbstgefühl gesteigert.

Zwei Erscheinungen fallen uns somit als pathologisch auf: zu einer Zeit, in der die Persönlichkeit noch gar nicht ausgeprägt ist, ja gerade bei den Psychopathen infolge der Labilität des Gefühlslebens gar nicht entwickelt sein kann, besteht ein ausgesprochenes Persönlichkeitsbewusstsein; aber, und das ist wieder ausserordentlich charakteristisch, dem labilen Wesen entspricht ein labiles Persönlichkeitsbewusstsein. Es besteht eine Übererregbarkeit der Einbildungskraft. Die Psychopathen neigen zu Träumereien, zu phantastischen Hirngespinsten, sie zimmern sich eine Scheinwelt zurecht, in der sie leben und weben. Die Lebhaftigkeit ihrer Vorstellungen nimmt so lebendige Formen an, dass sie Wirklichkeit und Phantasie oft selbst nicht unterscheiden können, dass ihre Erinnerungstreue tiefgehende Störungen aufweist. Sie erdichten Erlebnisse, schmücken Erlebtes phantastisch aus; plötzliche Einfälle, die in ihnen auftauchen, gewinnen in dem Augenblick, in dem sie sie aussprechen, für sie Wirklichkeit; sie werden erregt, wenn man Zweifel in ihre Worte setzt, und bringen als Beweis für das Erlebnis, das sie selbst nun glauben, immer mehr Einzelheiten herbei. Ein klassisches Beispiel hierfür gibt Gottfried Keller im Grünen Heinrich, da, wo er erzählt, wie Heinrich von der Schule fern blieb, einen anderen unschuldigen Jungen bezichtigte, ihn verleitet zu haben, und dessen Züchtigung als gerechte Strafe empfand. So sehen wir denn auch bei den Psychopathen renommistische Prahlereien, eine Grossmannssucht, eine Neigung zu phantastischen Übertreibungen, zu Unaufrichtigkeit, Entstellungen und Lügen. Da, wo diese Neigung besonders stark ist, wo die Steigerung der Einbildungskraft dominiert, haben wir es mit einer bereits mehr ins pathologische Gebiet übergehenden Störung zu tun, und wir sprechen von pathologischen Lügnern und Schwindlern.

Wiederholt habe ich bisher darauf hingewiesen, dass die Konzentrationsfähigkeit des Psychopathen gestört zu sein pflegt, und wir haben als Ursache hierfür die Aufmerksamkeitsstörung ansprechen können, für die wir wieder die mangelnde Affektbetonung, das fehlende Interesse verantwortlich machten. Aber es fehlt dem Psychopathen auch an dem inneren Trieb, an dem Willen, die Aufmerksamkeit in bestimmte Richtungen, auf bestimmte Ziele hinzulenken. Wohl kann es gelegentlich gemäß der den Psychopathen kennzeichnenden Labilität auch zu einer starken Willensanspannung kommen, aber auch dann zeigt sie das charakteristische Verhalten, dem wir immer wieder und wieder begegnen;

sie hält nicht stand, sie ist nur vorübergehend. Der Psychopath wird ja von seinen Vorstellungen und Gefühlen hin und her geworfen; dem müssen natürlich auch seine Willensäusserungen entsprechen. Und umgekehrt können wir sagen, hätte der Psychopath die Fähigkeit, den Willen in bestimmter Richtung zu konzentrieren, dann müsste er natürlich auch der ihn umherschleudernden Affekte Herr werden. Es ist kaum möglich, Ursache und Wirkung auseinanderzuhalten, so greifen die Störungen beim Psychopathen ineinander. Zudem fehlen ja dem Psychopathen mehr oder weniger die höheren Gefühlsregungen, welche in Gestalt von Hemmungen die Affekte regulieren und so zweifellos zugleich Ausdruck einer inneren Willenstätigkeit sind. Wo aber die Hemmungen fehlen, werden andererseits wieder die Willensantriebe erleichtert, und so sehen wir denn auch in den Willensäusserungen der Psychopathen die Labilität vorherrschen, die Unausgeglichenheit und das disharmonische Nebeneinander. Im allgemeinen ist der Psychopath schlaff und energielos, zu einer konzentrierten Willensanspannung nicht fähig — daran hindert ihn ja auch seine gesteigerte Ablenkbarkeit —, wohl aber zu plötzlichen, leidenschaftlichen und auch zu vorübergehend energischen Willensäusserungen. Lebhafte Vorstellungen und Affekte können ja auch bei Normalen zu lebhaften Willensäusserungen führen. Wievielmehr muss das beim Psychopathen der Fall sein, bei dem nicht nur die Vorstellungen und die Affekte besonders lebhaft sein können, sondern bei dem ja auch eine Hemmungslosigkeit besteht! So ist er denn haltlos und unstet, seinen Vorstellungen und Gefühlen willenlos preisgegeben, und da es ihm am festen Halt gebricht, so ist er zugleich auch leicht bestimmbar, suggestibel. Er erliegt seiner Stimmung, die, wie wir gesehen haben, von geringfügigen Zufälligkeiten abhängig ist. Und so erliegt in gleicher Weise auch sein Wille allen möglichen von aussen ihm begegnenden Einflüssen. So fällt er besonders leicht fremden Einflüssen anheim, lässt sich oft willenlos leiten und folgt jeder Verführung. Freilich kann sich der Einfluss auch zum Guten geltend machen. Aber auch die Bestimmbarkeit zeigt die charakteristische Labilität; sie ist vergänglich, und der Einfluss zum Guten erlischt naturgemäß schneller, da hier Anforderungen an den Psychopathen gestellt werden, die seinem degenerativen Charakter nicht liegen. Noch in einer anderen Richtung tritt bei der Bestimmbarkeit der Grundzug des Psychopathen in Erscheinung, bei dem ja immer und überall die Extreme sich berühren. Neben ausgesprochener Bestimmbarkeit findet sich sehr häufig ein geradezu triebartiges Absperren gegen jede äussere Beeinflussung, ein schroffes Ablehnen, eine Widersetzlichkeit, die oft mit fabelhafter Konsequenz auch lange Zeit durchgeführt wird. Derart, dass man fast versucht sein könnte, von einer energischen Willensanspannung zu reden. Was sie aber von der eigentlichen Willens-

anspannung trennt, ist, dass sie nicht aktiv tätig ist, sondern dass es sich um ein ausgesprochenes lediglich passives Verhalten handelt.

Der Wille erschliesst sich uns aus den Handlungen. Wir können die Handlungen den Willensäusserungen gleichsetzen. Sie sind der letzte Ring der Kette, die aus den Gefühlen und Vorstellungen geschlossen wird. Und so sehen wir denn alle Störungen, die wir bisher besprochen haben, auch in den Handlungen wiederkehren. In erster Linie eine ausgesprochene Sprunghaftigkeit und Ungleichmäßigkeit, wie wir dies ja auch schon entsprechend bei den Leistungen festgestellt haben. Alles mögliche wird angefangen, aber nicht zu Ende geführt. Mit lebhaftem Eifer wenden sich die Psychopathen immer wieder Neuem zu. Aber der Eifer erlahmt immer wieder gar schnell. Sie sind oberflächlich und unstet. Sie lassen sich durch alles ablenken, und so sind sie zerstreut und zerfahren. Ich glaube, nach all dem vorher Gesagten brauche ich hierauf nicht näher einzugehen. Ihre Handlungen sind ja der Ausdruck vor allem ihrer affektiven Störungen, der Störungen des Selbstbewusstseins, der gesteigerten Einbildungskraft usw. und ergeben sich somit von selbst. Die Lebhaftigkeit der Affekte, die Hemmungslosigkeit führt zu impulsiven Handlungen, zu Zorn- und Wutausbrüchen. Ihre Handlungen stehen nicht in dem normalen Verhältnis zu den psychischen Vorgängen, wie wir das sonst gewohnt sind. Reiz und Reaktion sind inkongruent. Auch die Handlungen des Psychopathen tragen den seiner Veranlagung eigenen labilen, disharmonischen Charakter.

Im grossen und ganzen sehen wir also beim Psychopathen ganz ähnliche Verhältnisse, wie wir sie auch in der Pubertät gefunden haben. Bei jedem reifenden Kinde wird sich zum mindesten angedeutet eine Reihe der aufgeführten Störungen finden; bei jedem Psychopathen können wir sie ausgesprochen nachweisen. Es ist schwer, das Bild scharf zu umreissen, da es ja nicht feststehend ist, da es ja eben durch den ständigen Wechsel, das ständige Schwanken charakterisiert ist. Die Einzelfälle können sich natürlich sehr wesentlich untereinander unterscheiden. Weil bei jedem die Gruppierung, die Intensität der Störungen eine andere ist, weil überall individuelle Eigenheiten sich darunter mischen, sehen wir ausserordentlich verschiedene Bilder.

Es ist von zahlreichen Autoren versucht worden, eine Klassifizierung der Psychopathien zu geben. Ich glaube, hier davon absehen zu sollen, näher auf eine solche Unterscheidung einzugehen, zumal sie für unser Thema bedeutungslos ist. Nur erwähnen möchte ich, dass man, abgesehen von den beiden Gruppen endogene Neurasthenie und konstitutionelle depressive Verstimmung, von denen ich bereits sprach, eine mehr der Epilepsie, eine mehr der Hysterie zuneigende Gruppe abtrennen könnte. Zu der ersteren wären die Psychopathen zu rechnen, bei denen eine krankhafte Reizbarkeit, eine Neigung zu Zorn- und Wutausbrüchen im Vordergrund steht,

eine Charakterveranlagung, die wir auch als epileptoide Degeneration bezeichnen, um auszudrücken, dass eine der Epilepsie vielleicht nahestehende, aber keine eigentliche epileptische Veranlagung, bzw. Charakterveränderung vorliegt. In ähnlicher Weise könnten wir versuchen, eine weitere Unterabteilung aus dem grossen Gebiet der Psychopathien als hysterische psychopathische Konstitution herauszuschälen. Wir müssten darunter solche Kranke subsummieren, bei denen eigentliche hysterische Erscheinungen (Krampfanfälle usw.) fehlen, bei denen die Affektlabilität und die Egozentrizität besonders hochgradig ist, bei denen aber alle, auch die eben genannten Störungen von der übermäßig gesteigerten Einbildungskraft überwuchert werden, bei denen die Phantasietätigkeit Erinnerungen und Wirklichkeit weitgehend verfälscht und zu phantastischen Entstellungen und Lügen führt, die man als Pseudologia phantastica zusammenfasst. Man könnte endlich vielleicht weiterhin einen mehr aktiven und einen mehr passiven Typus unterscheiden.

Aber alle diese Unterscheidungen haben mehr klinisches Interesse.

III.

Pubertät und Psychopathie.

Uns kann es hier genügen, zu wissen, dass alle die einzelnen nervösen und psychischen Erscheinungen, die ich aufgeführt habe, einzeln und verbunden bei reifenden Kindern **und** beim Psychopathen sich finden. Und diese Tatsache ist leicht erklärlich. Die Hauptstörung beim Psychopathen liegt auf affektivem Gebiet. Die Hauptumwälzung in der Pubertät findet auf sexuellem Gebiet statt; alle körperlichen und dementsprechend auch die psychischen Vorgänge nehmen zu einem grossen Teil von den sexuellen Vorgängen ihren Ausgang; es steht weiterhin, wie wir festgestellt haben, die sexuelle Erregbarkeit in einem engen Zusammenhang mit der affektiven Erregbarkeit überhaupt, und demgemäß treten denn auch die Hauptstörungen der Pubertät auf dem affektiven Gebiet in Erscheinung. So erleichtert uns die Kenntnis der Psychopathie das Verständnis der auch physiologischerweise in der Pubertät auftretenden nervösen und psychischen Erscheinungen.

Wenn sich nun schon normalerweise Störungen in der Pubertät finden, die des pathologischen Einschlags nicht entbehren, so ist es klar, dass sie auf dem Boden der Psychopathie noch weit elementarer in Erscheinung treten und dass sie selbst bei leichten und leichtesten Formen der Psychopathie in der Aprilwetterzeit des Lebens zu drohenden und schweren Gewitterbildungen führen können. Es kann zu eigenartigen und schweren Triebhandlungen kommen — ich rechne dazu den Wandertrieb und den Selbstmord — und natürlich um so mehr, wenn sich zu dem degenerativen Charakter noch einzelne im pathologischen Sinne als krankhaft anzusprechende Züge finden; ich denke hierbei an die sexuelle Abnormität und an die Störungen, die als moralische Abartung, als moral insanity durch die Literatur gehen. Ehe ich aber auf diese Störungen eingehe, die in mancher Hinsicht nur Abarten der Psychopathie darstellen, will ich versuchen, die Störungen der Pubertät von denen der Psychopathie, die Psychopathie von anderen Erkrankungen abzugrenzen, die ebenfalls gern in der Pubertät aufzutreten pflegen und differentialdiagnostisch uns Schwierigkeiten machen können. Schwierigkeiten deshalb, weil auch sie aus leicht verständ-

lichen Gründen die gleichen affektiven Störungen, wie die Pubertätszeit und die Psychopathie, bieten können und weil deshalb auch ihre Willensäusserungen, ihre Handlungen ausserordentlich ähnlich sein können. Diese Ähnlichkeit ist auch der Grund, weshalb ich zunächst nicht auf die Handlungen eingehe. Ich müsste ja sonst überall differentialdiagnostische Erörterungen anknüpfen und mich demzufolge beständig wiederholen. Nicht die Ähnlichkeit der verschiedenen Erkrankungen also will ich Ihnen vor Augen führen — die ergibt sich ja von selbst —, sondern ich will versuchen, die wichtigsten Merkmale für die Unterscheidung zusammenzustellen.

Zunächst und in erster Linie muss es sich darum handeln, die Psychopathie von den noch als physiologisch anzusprechenden Störungen der Pubertät abzugrenzen. Das ist keineswegs immer und überall durchführbar. Verhältnismäßig leicht wird es nur da gelingen, wo wir nachweisen können, dass bereits vor der Pubertät psychopathische Erscheinungen sich bemerkbar gemacht haben. Einzelne in dieser Hinsicht wichtige Frühsymptome habe ich bereits kurz erwähnt. Es gibt noch eine grosse Reihe weiterer Störungen, deren Darstellung sich indessen hier erübrigen dürfte, da ich ja nicht beabsichtige, Ihnen eine erschöpfende Schilderung des nervösen, des psychopathischen Kindes zu geben.

Ich möchte nur noch einmal hervorheben, dass Abweichungen vom Normalen gerade in der sexuellen Entwicklung bei dem Psychopathen nicht ungewöhnlich sind; es kommt häufig zu einer auffallend frühzeitigen oder einer auffallend verzögerten Geschlechtsreife, doch selbst bei einer sehr verzögerten Reife tritt gewöhnlich die sexuelle Erregbarkeit bereits früh und stark in Erscheinung, wie übrigens auch die geistige Frühreife, das „Wunderkind", gewöhnlich der Psychopathie zugehört.

Aber auch wenn psychopathische Erscheinungen in früher Kindheit nicht nachweisbar sind, also erst die Pubertät den degenerativen Charakter in Erscheinung treten lässt, so ist doch in der Regel durch die Menge und Stärke der Störungen eine Differenzierung möglich. Die nervösen und psychischen Erscheinungen der Pubertät sind gewöhnlich nicht so ausgeprägt, dass sie als Störungen wirken, wie das bei Psychopathen stets der Fall ist. Die Pubertätsstörungen bei Normalen geben auch selten Bilder von so bunter Mannigfaltigkeit. Im Einzelfall können sich natürlich die Erscheinungen nahezu decken, um so mehr, als das reifende Kind in der Pubertät ausserordentlich labil und empfänglich ist und daher gar leicht durch ungünstige äussere Einflüsse — ich komme darauf am Schlusse ausführlicher zu sprechen — auf nervösem und psychischem Gebiet Schaden erleiden kann, der sich nach aussen wieder in nervösen und psychischen Störungen kund tut.

Eine weitere Abgrenzungsmöglichkeit gibt uns der Verlauf der Erscheinungen. Wir haben als eigentliche Pubertätszeit für Mädchen das 13.—15., für Knaben das 14.—16. Lebensjahr angesprochen. Natürlich ist in dieser Zeit die Entwicklung nicht abgeschlossen. Das Längenwachstum des Menschen kommt erst etwa im 24. Lebensjahr zum endgültigen Abschluss; und wir müssen daher gerade mit Rücksicht auf die körperlichen Vorgänge das 24. Lebensjahr auch als obere Grenze der Pubertätsentwicklung bezeichnen, obwohl der geistigen Entwicklungsfähigkeit auch dann noch auf Jahre hinaus keine Grenzen gesetzt sind. Die nervösen und psychischen Pubertätsstörungen nun, die wir kennen gelernt haben, pflegen nur in der eigentlichen Pubertätszeit in Erscheinung zu treten und mit ihrem Ende abzuklingen. In der Natur der psychopathischen Störungen liegt es hingegen begründet, dass sie niemals ganz verschwinden können; sie halten, auch wenn sie erst in der Pubertät zur Entfaltung kommen, über die Pubertätszeit hinaus an, und zwar zunächst in der gleichen Art und Ausdehnung wie in der eigentlichen Pubertätsperiode.

Allerdings, wenn wir das weitere Schicksal der Psychopathen verfolgen, so sehen wir, dass doch nur ein verhältnismäßig geringer Teil völlig versagt, dass die weitaus überwiegende Mehrheit der psychopathischen Störungen je nach ihrer Stärke Anfang oder Mitte der 20er Jahre, zuweilen noch später, doch noch zu einem gewissen Abschluss kommt. Wir können annehmen, dass, wie der Eintritt der Pubertät die psychopathischen Störungen weckt oder verstärkt, so der Abschluss der Pubertät eine Beruhigung, einen Ausgleich schafft; wir haben es demnach — und mir scheint vieles für, nichts gegen diese Annahme zu sprechen — bei dem Psychopathen mit einer verzögerten geistigen Pubertätsentwicklung zu tun. Und wenn ich zuvor davon sprach, dass uns die Kenntnis der Psychopathie den Schlüssel zum Verständnis der nervösen und psychischen Störungen der Pubertätszeit gibt, so kann ich nun umgekehrt sagen, dass uns die Kenntnis der Pubertätsstörungen auch dem Verständnis der Psychopathie wesentlich näher bringt und dass es berechtigt ist, von Pubertätskrisen der Psychopathen zu sprechen. Aber nicht nur für die Auffassung der einzelnen Erscheinungen, auch für die Behandlung und Verhütung, von der später die Rede sein wird, ist uns diese Kenntnis wichtig, und endlich erleichtert sie uns die prognostische Beurteilung der Störungen.

Die Prognose der Pubertätsstörungen kann günstig gestellt werden, mag es sich um einfache Pubertätserscheinungen oder um eine Kombination mit psychopathischen Störungen handeln, selbst dann also, wenn es nicht gelingt, beide mit Sicherheit voneinander abzugrenzen, sofern nur andere, ernstere Erkrankungen ausgeschlossen werden können.

Von solchen anderen Zuständen, die differentialdiagnostisch in Frage kommen, möchte ich zunächst kurz der angeborenen Ent-

wicklungsstörungen und Schwachsinnszustände gedenken. Hier ist wenig zu sagen. Im Vordergrunde der hierher gehörigen Krankheitsbilder stehen die intellektuellen Störungen. Während bisher die Entwicklung vielleicht noch einen relativ normalen Gang genommen hat, muss natürlich jetzt, in der Zeit, in der beim Normalen die Individualität, die Persönlichkeit sich stärker zu entfalten beginnt, in der geistig und körperlich höhere und grössere Anforderungen gestellt werden, der Schwachsinnige versagen, er kommt nicht mehr mit, er bleibt zurück. Die affektiven Störungen können gegenüber den Störungen auf intellektuellem und ethischem Gebiet nahezu verschwinden, und dadurch unterscheiden sich diese Kranken auch wieder, wie wir noch sehen werden, von den moralisch Entarteten, bei denen neben der moralischen Abartung lediglich affektive Störungen vorhanden sind, während die intellektuellen Fähigkeiten gewöhnlich normal, zuweilen sogar auffallend gut sind. Die Willensäusserungen und Handlungen der Schwachsinnigen tragen, wie ihr ganzes Verhalten, den Stempel des Schwachsinns an sich.

Aus ähnlichen Erwägungen können wir die früherworbenen und hereditären organischen Hirnprozesse von der Psychopathie abgrenzen. Zudem stellen sich hier — in erster Linie handelt es sich um hereditäre oder in frühester Kindheit erworbene syphilitische Prozesse oder um die auf hereditärer Basis beruhende juvenile Paralyse — gewöhnlich schon früh schwere körperliche Lähmungs- und Reizerscheinungen ein; eine genaue körperliche Untersuchung wird differentialdiagnostische Schwierigkeiten gegenüber den einfachen Pubertätsstörungen und der Psychopathie nicht allzu schwer beseitigen.

Auch die psychischen Störungen bei der Chorea minor, dem sogenannten Veitstanz, die sehr an die Störungen der Psychopathen erinnern können, sind an der Hand des zugrunde liegenden körperlichen Prozesses und seiner Erscheinungen verhältnismäßig leicht zu differenzieren. Das gleiche gilt von allen anderen psychischen Störungen, die im Gefolge von Infektionen und körperlichen Krankheiten während der Pubertät auftreten und die dann gleichfalls sehr häufig ein, wenn ich so sagen darf, psychopathisches Gepräge zeigen.

Schwieriger ist die Unterscheidung, wenn epileptische Störungen in Betracht kommen. Das psychische Bild des Epileptikers hat mit dem des Psychopathen viele Züge gemeinsam, ja es kann völlig mit ihm übereinstimmen, um so mehr, je mehr sich das letztere der epileptoiden Form nähert. Ihren gröbsten Ausdruck findet die Epilepsie in epileptischen Krampfanfällen. Der klassische epileptische Krampfanfall ist charakterisiert durch den plötzlichen Eintritt, den tiefen Bewusstseinsverlust und die fehlende Erinnerung beim Erwachen; die Dauer des Anfalls ist kurz, wenige Minuten; zu Beginn und auf der Höhe kommt es zu tonischen und klonischen Zuckungen besonders

der Extremitätenmuskulatur, Zungenbisse erfolgen häufig, ebenso spontaner Urinabgang; die Reflexe lassen schwere Veränderungen erkennen (Auftreten von Babinski, fehlende Pupillarreaktion u. a. m.), nach dem Erwachen ist der Epileptiker zuweilen noch unklar, dämmerig oder verwirrt, noch häufiger fällt er in einen tiefen, den Krampfanfall abschliessenden Schlaf. Anfälle, wie der eben geschilderte, finden sich ausser bei Epileptikern noch symptomatisch, d. h. als Ausdruck oder Begleiterscheinung einer organischen Hirnerkrankung, z. B. bei Hirngeschwülsten oder Paralyse; dann finden sich aber fast ausnahmslos noch andere körperliche Veränderungen, welche die Unterscheidung ermöglichen. Ganz vereinzelt können solche schweren Krampfanfälle, die sonst für Epilepsie charakteristisch sind, auch bei Psychopathen vorkommen; sie sind als psychasthenische Anfälle beschrieben worden. Im Gegensatz zu der Epilepsie sind diese psychasthenischen Anfälle durch Brom nicht zu beeinflussen; die Untersuchung ergibt weiter als wichtige Unterscheidung sehr häufig ausgesprochene psychopathische Beimengungen, wie Angstzustände, Tiks, Zwangsvorstellungen, während abgesehen von dem Anfall selbst andere Störungen epileptischer Natur nicht da zu sein brauchen. Solche andere epileptische Störungen sind die sogenannten Absencen, das petit mal, kleine Anfälle, die darin bestehen, dass für einen Augenblick, wenige Sekunden die psychische Tätigkeit ausgeschaltet ist, ohne dass es zu gröberen Reiz- oder Ausfallserscheinungen kommt. Die Kranken hören plötzlich mitten im Sprechen, beim Schreiben oder Essen auf; sie bleiben stehen, statt weiterzugehen; sehen dabei auch zuweilen starr vor sich hin oder verdrehen die Augen, es kommt zu vereinzelten leichten Zuckungen im Mundwinkel oder den Fingern, zu einer Verfärbung des Gesichts, zu leichten, zupfenden, tastenden, spielenden Bewegungen der Hände, zu leichtem Taumeln, zu einem triebartigen Fortdrängen u. a. m. Kaum bemerkt, sind diese Zustände schon abgeklungen; die Kranken fahren im Satze, den sie sprechen wollten, in der Tätigkeit, die sie gerade vorhatten, fort, als ob nichts gewesen sei. Diese kleinen Anfälle sind für Epilepsie charakteristisch; sie unterscheiden sich von ähnlichen Erscheinungen der Psychopathen, die als narkoleptische Anfälle beschrieben worden sind, durch ihre Unbeeinflussbarkeit und durch das Verhalten der Erinnerung; der Anfall bei der Epilepsie geht mit Bewusstseinstrübung einher, es fehlt die Erinnerung; bei der Narkolepsie, bei der es sich mehr um eine Bewegungshemmung handelt, ist die Erinnerung erhalten; endlich führen namentlich die gehäuften petit mal-Anfälle wohl stets zu der sehr charakteristischen epileptischen Verblödung. Von der Hysterie hingegen unterscheiden sich diese kleinen Anfälle durch ihre Gleichförmigkeit und das Fehlen aller für Hysterie charakteristischen Erscheinungen; schwere Anfälle mit körperlichen Störungen (Zungenbiss,

ausgesprochenen Reflexveränderungen usw.) wie die zuerst geschilderten kommen bei der Hysterie nicht vor, die hysterischen Anfälle sind in ihrem Auftreten und Abklingen zu beeinflussen. Wenn aber auch im allgemeinen die Unterscheidung nicht allzu schwer ist, so kann doch der Einzelfall der genauen ärztlichen Untersuchung und eventuell der Beobachtung im Krankenhaus bedürfen.

Meine Ausführungen über die Anfälle glaube ich dahin zusammenfassen zu können: während es im späteren Leben sich meist darum handelt, zwischen hysterischen und epileptischen Anfällen zu differenzieren, können während der Pubertät und zwar vorwiegend bei Psychopathen Anfälle der verschiedensten Art vorkommen, Anfälle von mehr epileptischem und solche von mehr hysterischem Charakter, die aber weder der Hysterie noch der Epilepsie zugerechnet werden können, Anfälle, deren Prognose bezüglich der Anfälle selbst und ihrer Folgen ebenso wie die der nervösen und psychischen Störungen der Pubertät günstig zu stellen ist. Denn so sehr sich auch die narkoleptischen Anfälle häufen können, selbst wenn sie zu 100 und mehr täglich auftreten und jahrelang bestehen, sie klingen doch schliesslich restlos ab. Gerade die epileptischen Absencen aber pflegen, wie schon gesagt, verhältnismäßig schnell und oft zu einer epileptischen Charakterveränderung (Reizbarkeit, Umständlichkeit, Schwerfälligkeit u. a.), schliesslich zur epileptischen Verblödung zu führen.

Dazu finden sich bei Epileptikern häufig noch andere Störungen, die als Äquivalente bezeichnet werden, periodische, besonders migräneartige Kopfschmerzen, periodische Verstimmungen und Dämmerzustände. Auch bei dem Psychopathen kann es gelegentlich zu Dämmerzuständen kommen, zu Verwirrtheitszuständen mit mehr oder weniger schweren Sinnestäuschungen und motorischer Unruhe, zu somnambulen oder traumhaften Zuständen. Differentialdiagnostisch kommen alsdann die gleichen Überlegungen in Betracht, die uns bei der Analyse der Anfälle beschäftigt haben. Dabei ist ferner zu berücksichtigen, dass Dämmerzustände bei Psychopathen nicht sozusagen aus heiterem Himmel zu kommen pflegen, sondern dass sie wohl ausnahmslos eine Reaktion auf besondere affektbetonte Erlebnisse darstellen. Aus dem Dämmerzustand selbst lässt sich im Einzelfall kein bestimmter Schluss ziehen; nur gehäufte Dämmerzustände, die sich womöglich immer in ähnlicher Weise wiederholen, zumal wenn sie in ihrem Auftreten und Verschwinden zu beeinflussen sind, weisen stets auf die psychopathische Natur hin.

Als Dämmerzustand ist übrigens auch der krankhafte Wandertrieb aufzufassen. Hier überkommt die Kranken ein unwiderstehlicher Drang, zu reisen oder fortzulaufen. Wenn möglich, verschaffen sie sich Geld, gegebenenfalls durch Diebstahl und Einbruch, und fahren mit der Eisen-

bahn in unbestimmtem Tatendrang in die Welt hinaus, bis dieser Wandertrieb abgeklungen oder bis sie nach mehr oder weniger langer Zeit irgendwo ohne oder mit nur teilweise vorhandener Erinnerung erwachen. Bei Epileptikern ist in der Regel die Erinnerung völlig ausgelöscht; sehr häufig lässt sich nachweisen, dass dem eigentlichen Dämmerzustand eine krankhafte Verstimmung vorausgegangen ist; es fehlt ihm jede Motivierung. Die Dämmerzustände der Psychopathen sind uns wesentlich verständlicher. Häufig erfolgen sie triebartig, nachdem der Psychopath sich bereits lange mit Reiseplänen und abenteuerlichen Ideen beschäftigt hat. So erinnere ich mich eines Knaben, der, wo er nur konnte, Reisebeschreibungen las, mit unermüdlichem Eifer Atlanten und Reichskursbuch studierte; er lag zu Hause auf dem Boden und zeichnete mit Kreide die Eisenbahnlinien des deutschen Reichs aus dem Kopf auf den Fussboden; schliesslich verschaffte er sich eines Tages Geld und fuhr los. Ähnlich liegt der Fall bei einem anderen 16 jährigen Schüler, der aus bescheidenen Verhältnissen stammte, dessen Vater wegen Nervosität frühzeitig pensioniert war und den Jungen durch fortgesetztes Nörgeln zu Hause sehr quälte. Auch dieser Schüler beschäftigte sich täglich stundenlang mit Lesen technischer Werke und Reisebeschreibungen. Mit einem italienischen Eisverkäufer, der alle Jahre im Winter zu seiner Familie zurückkehrt, reiste er eines schönen Tages plötzlich, ohne irgendwem Mitteilung zu machen, über den Gotthard nach Italien. Er fand dort in einem Kloster Aufnahme, wurde bald abgeholt, trat nach 2—3 Wochen wieder in die Schule ein und absolvierte sie rechtzeitig, ohne weiterhin irgendwie aufzufallen. Die Sucht nach Abenteuern, unklare, verworrene Vorstellungen sind es zuweilen, die verstärkt durch Schund- und Schauerromane und neuerdings durch die Wirkung der Kinematographentheater die Jugend forttreiben, wie sie ja auch immer wieder Anlass geben, dass sich Jungens in Horden zusammenrotten, um zu vagabundieren, zu stehlen und ein Räuberleben zu führen. Am häufigsten aber ist der krankhafte Wandertrieb wohl als Reaktion auf besondere gefühlsbetonte Erlebnisse anzusehen. So pflegen solche Dämmerzustände auch im späteren Leben bei Psychopathen zuweilen nach heftigen Gemütsbewegungen aus den verschiedensten Befürchtungen heraus oder im Anschluss an pekuniäre Sorgen, an besondere körperliche und geistige Anstrengungen sich einzustellen. Dass der Wandertrieb gerade in der Pubertätszeit mit einer gewissen Vorliebe sich findet, ist nach all dem, was wir bisher besprochen haben, leicht verständlich, um so mehr als das Weglaufen die einfachste Reaktion ist, um sich Unangenehmem zu entziehen, gleichwie auch das verwundete oder geängstigte Tier ins Weite flüchtet. Und so begegnet er uns denn nicht nur bei Psychopathen, sondern auch bei Schwachsinnigen, und er ist auch bei den beiden nunmehr noch differentialdiagnostisch gegen-

über der Psychopathie zu besprechenden Psychosen, dem manisch-depressiven Irresein und der Dementia praecox, gar nicht so selten anzutreffen.

Das manisch-depressive Irresein kann, zumal in seinen leichteren Formen, der sogenannten Cyclothymie, besonders häufig Anlass zu Fehldiagnosen geben. Es ist ebenfalls eine ausgesprochen degenerative Erkrankung, die nicht nur auf dem gleichen Boden wie die Psychopathie erwächst, sondern sich auch in erster Linie durch Störungen auf dem affektiven Gebiet äussert. Es handelt sich dabei entweder um heitere Erregungen, Manien, oder um traurige Verstimmungen, Depressionen; die heiteren wie die depressiven Attacken pflegen in kürzeren oder langen Zeiträumen meist regellos zu rezidivieren, es kann Manie auf Manie folgen, Manie und Depression können sich ablösen, es gibt endlich Mischzustände, in denen manische und depressive Erscheinungen sich mischen. Die nahen Beziehungen des manisch-depressiven Irreseins und der Psychopathie dokumentieren sich vor allem darin, dass auch die Psychopathen in ihrem Befinden sehr häufig periodische Schwankungen im Sinne des Manischdepressiven erkennen lassen. Ausgesprochene Manien mit heiterer euphorischer Stimmung, mit lebhaftem Rede- und Bewegungsdrang, mit lebhaft gesteigerter Ablenkbarkeit und Ideenflucht geben wohl ebensowenig Anlass zur Verwechslung mit psychopathischen Zuständen, wie ausgesprochene Depressionen, die mit niedergedrückter Stimmung und Hemmung des Denkens, Wollens und Handelns einhergehen und zu denen sich gewöhnlich noch depressive Ideen, Insuffizienz-, Schuldgefühl und Selbstvorwürfe gesellen. In den leichteren Phasen des manisch-depressiven Irreseins hingegen, auch in den Mischzuständen, können sich die Erscheinungen beider Erkrankungen vollständig decken. Dann kann eine Unterscheidung aus dem Zustandsbild unmöglich sein, und zwar gilt das wieder besonders für die Zeit der Pubertät, in der die Pubertätsstörungen das Bild beider Erkrankungen noch ähnlicher gestalten. Zur differentialdiagnostischen Unterscheidung dienen dann Feststellungen über Vorgeschichte und Entstehung des Zustandsbildes. Bei der Psychopathie handelt es sich ja — vor allem während der in Frage kommenden Zeit — um einen mehr oder weniger ausgeprägten Dauerzustand, während in den anfallsfreien Zeiten des manisch-depressiven Irreseins ein gleichmäßig normales oder zum mindesten von dem manisch-depressiven Stadium sehr abweichendes Verhalten die Regel ist. Die Kurve der Psychopathen wird, wenn wir uns eine solche graphisch vorstellen wollen, ganz unregelmäßig mit unaufhörlichen Schwankungen nach oben und unten verlaufen, während in der mehr gleichmäßigen Kurve des Manischdepressiven auch die Schwankungen nach oben und unten bei zahlreichen Fällen eine gewisse Regelmäßigkeit erkennen lassen. Sind ähnliche Anfälle vorausgegangen und wieder abgeklungen,

so erleichtert das natürlich die Diagnose; ebenso wenn in der Aszendenz sich ähnliche Erkrankungsformen finden. Die Erregung des Manischen äussert sich sehr häufig, wie ich schon andeutete, in einem Betätigungs- und Bewegungsdrang; dann kann es natürlich auch zum Fortlaufen kommen, ähnlich dem triebartigen Wandern, aber gewöhnlich dadurch unterschieden, dass die Kranken auch sonst durch die Zeichen manischer Erregung als krank auffallen. Wichtiger als die Kenntnis der manischen Erregung ist die der depressiven Verstimmung, weil diese fast ausnahmslos mit Lebensüberdruss und Selbstmordneigung gepaart ist.

Der Selbstmord gehört schon lange zu den im Vordergrund des Interesses stehenden Problemen und ist von einer grossen Reihe von Autoren an der Hand eines sehr umfangreichen statistischen Materials bearbeitet worden. Wohl die überwiegende Mehrheit der erwachsenen Selbstmörder ist — wenigstens zurzeit des Selbstmordversuchs — ausgesprochen geistesgestört. Am häufigsten ist der Selbstmord Ausdruck einer bestehenden Depression, er erfolgt nicht selten in einer epileptischen oder alkoholischen Verstimmung oder bei Geisteskranken aus den verschiedensten krankhaften Motiven heraus. Wo wir aber eine eigentliche ausgesprochene Geisteskrankheit nicht nachweisen können, ergibt die genaue Untersuchung regelmäßig das Vorhandensein zahlreicher ausgeprägter psychopathischer Züge; und der Selbstmord stellt fast ausnahmslos eine Affekthandlung dar, eine zweifellos abnorme Reaktion auf ein relativ unbedeutendes Erlebnis. Das gilt in gleicher Weise wie für Erwachsene auch für Kinder. Wenn es heisst, Furcht vor Strafe, Verletzung des Ehrgefühls u. a. habe ein Kind in den Tod getrieben, so liegt es doch auf der Hand, dass das an sich keine hinreichende Motivierung ist. Es ist klar, dass es sich hier um eine krankhafte Überempfindlichkeit handelt, wie sie sich freilich in der Pubertät und besonders bei Psychopathen nicht selten findet. Dazu kommt als weiteres, sehr wesentliches Moment die Hemmungslosigkeit, die Impulsivität, die das Kind den kaum auftauchenden Gedanken oft ohne weiteres in die Tat umsetzen lässt. Dann spielen zuweilen noch andere krankhafte, oft geradezu kindisch törichte Motive, wie Rachsucht, eine Rolle. So habe ich es z. B. erlebt, wie ein Schulkamerad, dem in der Stunde Arrest zudiktiert wurde, aufsprang, zähneknirschend die Faust gegen den Lehrer ballte, in wilder Wut aus der Klasse stürzte, um wenige Minuten später von der Brücke in selbstmörderischer Absicht in den Fluss zu springen, aus dem er durch Hafenarbeiter gerettet wurde. Hier war es, selbst den schlechtesten Willen vorausgesetzt, nicht möglich, dem Lehrer einen Vorwurf zu machen, denn er war absichtlich in schroffer Weise von dem betreffenden Schüler gereizt worden und hatte seine Befugnisse in keiner Weise überschritten. Nicht immer werden die Verhältnisse so klar liegen. Aber immer — und ich glaube, dies

fast ausnahmslos behaupten zu dürfen — sind beim Selbstmord, selbst wenn er psychologisch noch so begründet erscheint, pathologische Momente mit im Spiele. Die affektiven Störungen des Kindes in der Pubertät, der degenerative Charakter der Psychopathen bringen den kindlichen Selbstmord unserem Verständnis näher; zugleich aber gibt uns die Kenntnis dieser Störungen auch die Möglichkeit, den aus ihnen erwachsenden Gefahren vorzubeugen. Ich komme darauf später noch einmal zurück.

Zuvor möchte ich eine weitere krankhafte Erscheinung besprechen, die wir sowohl beim Psychopathen wie beim Manisch-depressiven antreffen, ich meine die Zwangsvorstellungen. Darunter verstehen wir Vorstellungen, die sich dem Bewusstsein zwangsmäßig und immer wieder aufdrängen und die der Kranke als Zwang empfindet, ohne von ihnen loskommen zu können. In Andeutungen finden sich solche Vorstellungen auch bei Gesunden, wenn uns eine Melodie, ein Zitat, ein Name, auf die wir uns besinnen, nicht loslassen. Aber selbst wenn sich an diese Vorstellung gelegentlich eine Zwangshandlung anschliesst, wenn wir im Hause noch einmal zurückgehen, um nachzusehen, ob wir auch abgeschlossen, das Licht gelöscht haben, so sind dies doch nur schnell vorübergehende episodenhafte Vorkommnisse, die uns in unserem sonstigen psychischen Geschehen nicht tangieren. Die eigentlichen Zwangsvorstellungen dagegen beherrschen den Kranken, ja sie absorbieren ihn zuweilen vollständig. So kann, um nur ein Beispiel zu nennen, die Furcht, sich zu beschmutzen, durch Berührung sich und andere anzustecken, die Kranken veranlassen, sich unaufhörlich zu waschen. Ähnliche zwangsmäßig auftauchende Befürchtungen finden sich bei Psychopathen oft schon in früher Kindheit. Dazu gehört die Angst vor Kirchhöfen, vor der Dunkelheit u. a. Später, aber auch in den Pubertätsjahren, ist die sogenannte Platzangst nicht ungewöhnlich, die den Psychopathen unter Herzklopfen und Schwindelgefühl befällt, wenn er über einen freien Platz gehen will; im Gegensatz hierzu haben wieder andere — Studenten — Claustrophobie, Budenangst, die es ihnen unmöglich macht, allein auf dem Zimmer zu bleiben. Besonders häufig ist in der Pubertätszeit, auch bei Normalen, die Erythrophobie, die Furcht, erröten zu müssen.

Es sind gewöhnlich intellektuell hochstehende Psychopathen, die an Zwangsvorstellungen erkranken, und sie leiden schwer darunter, da sie schliesslich im Denken und Handeln gestört und in ihrem Berufe schwer behindert werden. In voller Ausbildung, so dass sie jede Tätigkeit lahm legen, finden sich Zwangsvorstellungen wohl nur bei Manischdepressiven, bei Psychopathen sind sie mehr den nervösen Beschwerden, Schwindel usw. gleichzustellen. Nur während der Pubertätszeit können sie auch hier grössere Ausdehnung gewinnen. Auch ihre Prognose, mag es sich nun um Störungen der Pubertät, der Psychopathien oder des manischdepressiven

Irreseins handeln, ist durchaus günstig zu stellen, doch bedarf es meist spezialärztlicher Behandlung; sie verschwinden dann wohl stets, wenn auch mitunter erst nach einigen Jahren, vollständig.

Besonders wichtig ist in differentialdiagnostischer Hinsicht endlich noch die Dementia praecox. Die Dementia praecox, die frühzeitige Verblödung, auch Jugendirresein genannt, tritt gleichfalls mit besonderer Vorliebe in der Pubertät in Erscheinung und geht regelmäßig mit Störungen auf affektivem Gebiet, mit einer Verödung des Gemütslebens, einer gemütlichen Verblödung einher. Es sind besonders zwei Formen, für welche die Pubertät gewissermaßen die Prädilektionszeit darstellt, die katatone und die hebephrenische Form. Noch kennen wir die Ursache dieser Erkrankung nicht, aber es spricht vieles dafür, dass es sich um eine Art Selbstvergiftung handelt, um eine Vergiftung, die vielleicht durch Störung der Drüsen mit innerer Sekretion bedingt wird. Eine Bekräftigung hat diese schon lange vertretene Ansicht durch neuere Untersuchungen erfahren, aus denen sich mit Sicherheit enge Beziehungen zu den Geschlechtsvorgängen ergeben. Beruht aber die Dementia praecox, wie nunmehr anzunehmen ist, auf solchen inneren Störungen, so ist es klar, weshalb sie in der Pubertät so häufig zum Ausbruch kommt, und es ist auch klar, weshalb ihr Krankheitsbild so häufig mit den gleichen nervösen und psychischen Störungen gepaart ist, die auch normalerweise in der Pubertät vorkommen, und dass diese niemals ganz verschwinden. Die dritte grosse Unterabteilung der Dementia praecox, die ich bisher nicht erwähnt habe, die paranoide Form, in deren Vordergrund Wahnideen stehen, ist in der Pubertät so selten, dass hier von ihr ganz abgesehen werden kann.

Die Wahnideen, die gelegentlich in der Pubertät auftreten, beschränken sich auf leichte Beziehungs- und Beeinträchtigungsideen; sie erklären sich physiologisch aus dem Gefühl der Veränderung, das dem reifenden Kinde, wie ich schon sagte, oft ganz deutlich zum Bewusstsein kommt und das dann in der Scheu und Verlegenheit, in der Empfindsamkeit und Reizbarkeit des Kindes seinen Ausdruck findet. Bei der paranoiden Form der Dementia praecox hingegen handelt es sich um ausgesprochene Wahnideen, um wahnhafte Umdeutung aller Beobachtungen und Erlebnisse, kurz um eine ausgesprochene Geisteskrankheit, die auch der Umgebung meist deutlich als solche imponiert und sie ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen lässt.

Ähnliches gilt von der katatonischen Form, die sich besonders durch Störungen des Wollens und Handelns auszeichnet. Motorische Erregungen, Zustände von Ratlosigkeit und Verworrenheit, Zustände ausgesprochener Starrheit mit sonderbaren Bewegungsstörungen, Neigung zu impulsiven Handlungen stehen im Vordergrund. Sind diese Erscheinungen nur angedeutet, so kommen natürlich differentialdiagnostisch alle Formen der Psychopathie in Betracht; ebenso muss das Vorliegen einer Manie in Frage

gezogen werden; es müssen wieder genaue Erhebungen über Vorgeschichte und Entwicklung angestellt, die Analyse der einzelnen Krankheitserscheinungen genau durchgeführt werden. Für die Willensäusserungen und Handlungen der Katatoniker — auch hier kann es zum Fortlaufen, zu Selbstmord und Impulsivitäten jeder Art kommen — haben wir keine hinreichende Motivierung, wie sie uns bei dem Psychopathen durch die affektiven Störungen gegeben wird. Für die Diagnose der Dementia praecox spricht es, wenn das ganze Wesen des Kranken sich völlig ändert, mit einem Mal der Charakter ein anderer ist, was sich in der Schule gerade bei guten Schülern durch ein auffälliges Versagen, durch grobe Verstösse gegen die Disziplin u. a. kund tut. Im Zweifelfall ist natürlich ebenso wie bei der hebephrenischen Form Krankenhausbeobachtung notwendig. Diese letztere Erscheinungsform der Dementia praecox stellt eine schleichende Verödung des Seelenlebens dar, die ohne gröbere Erscheinungen vor sich geht. Die Kranken werden zunehmend zerfahren, zerstreut, nachlässig und vergesslich. Gefühle, Vorstellungen, der ganze Gedankengang wird immer oberflächlicher, sprunghafter, das Wesen läppisch und verschroben; das Interesse versiegt, die gemütliche Abstumpfung nimmt mehr und mehr zu, und fast ausnahmslos führt die hebephrenische, wie übrigens auch die paranoide Form, zu einer tiefen gemütlichen und geistigen Verblödung. Leichtere Verlaufsarten der Hebephrenie werden als Heboidophrenie oder Heboid bezeichnet, die hebephrenischen Symptome sind nicht voll entwickelt, nur angedeutet, es bleibt ein eigentümlicher, kindlich läppischer Zustand mit eigenartig gezierten und manirierten Bewegungen, mit Verschrobenheiten und Absonderlichkeiten zurück, wie wir ihn beispielsweise bei dem ausgesprochenen Typus der alten Jungfer zuweilen antreffen. Besonderer Hervorhebung verdient es übrigens, dass die Hebephrenie häufig auf dem Boden einer bereits angeborenen geistigen Schwäche, einer mehr oder weniger hochgradigen Imbezillität erwächst; wir sprechen dann von einer Pfropfhebephrenie, weil die eigentliche Erkrankung einem Schwächezustand sich aufgepfropft hat. Auch die Katatonie kann zu einer ganz ähnlichen Verblödung führen, sie kann aber auch mit mehr oder weniger grossen Defekten ausheilen. Aus den schon mehrfach erörterten Gründen ist gerade in der Pubertätszeit auch die Prognose der Katatonie günstiger, als bei einem späteren Ausbruch der Erkrankung.

Ich glaube, hiermit meine differentialdiagnostischen Erörterungen über die Pubertät und die Psychopathie schliessen zu dürfen. Gewissermafsen zur Erläuterung aber bitte ich, 2 Krankengeschichten mitteilen zu dürfen: Einmal die von einem 11jährigen Mädchen, das uns vor einigen Tagen auf Veranlassung ihres Klassenlehrers zur Untersuchung zugewiesen wurde, und dann die von einem 18jährigen Mädchen, das vor einigen Wochen in unserer Behandlung gestanden hat.

1. Marie N., 11 jährig, aus gesunder Familie; hat im Alter von $1^1/_2$ bis 3 Jahren an einer Art Krampfanfälle gelitten und erst mit $2^1/_2$ Jahren laufen gelernt. War früher gesund, erkrankte vor 2 Jahren an Rheumatismus und Veitstanz. Ist bisher in der Schule gut mitgekommen und in keiner Weise aufgefallen.

Seit diesem Frühjahr ist eine geistige und körperliche Veränderung mit dem Kind vorgegangen, es ist auffallend stark gewachsen, hat aber dabei 10 Pfund an Gewicht abgenommen. In der Schule machte sich der Rückgang aller Leistungen bemerkbar. Es fiel den Lehrern auf, dass sie nicht mehr mitkam, dass sie nur in den ersten beiden Stunden aufpasste, dass sie dann träumend da sass und dem Unterricht nicht mehr folgte. Auch zu Hause zeigt sie ein träumerisches Wesen, sie sitzt meist in sich versunken da, sieht regungslos vor sich hin und muss zu jeder Tätigkeit aufgerüttelt werden, selbst beim Essen hört sie manchmal auf, schaut wie verloren und muss immer wieder angehalten werden. Sie spielt nicht mehr mit ihren Freundinnen wie früher, sie sondert sich vielmehr von ihnen ab. Wenn sie zum Spielen von Hause fortgeschickt wird, setzt sie sich in den Anlagen auf eine Bank und kommt meist schon nach einer Stunde wieder nach Hause. Sie ist etwas ungeschickt und linkisch geworden, scheu und verlegen, ist im Verkehr nicht mehr kindlich und harmlos wie früher, hat etwas Gezwungenes, gemacht Läppisches an sich, auch ist sie zerstreut, zerfahren und faselig. Im Gegensatz zu früher ist sie jetzt still und verschlossen, hält sich still für sich und ist sehr reizbar geworden. Sie hat wenig Appetit, klagt viel über Kopfschmerzen, träumt nachts viel, schläft unruhig und fährt öfter schreckhaft in die Höhe.

Die Menstruation ist noch nicht eingetreten.

Die körperliche Untersuchung ergibt nichts Besonderes. M. ist ein verhältnismäßig grosses Mädchen von älterem Aussehen, als ihren Jahren entspricht. Das Wesen ist scheu, verlegen, sie errötet leicht, die Herzerregbarkeit ist gesteigert.[1])

2. Erika B., 18 jähriges erblich belastetes Mädchen, das sich normal entwickelt hat, aber sehr anfällig war, als Kind Scharlach, Gelenkrheumatismus, Masern, Röteln und Windpocken überstand und mit $13^1/_2$ Jahren menstruierte; die Menstruation ist regelmäßig, alle 4 Wochen, sehr leicht, nur 1—2 Tage dauernd.

Die Kranke kam mit 5 Jahren zur Schule, hat gut und schnell gelernt, aber auch alles schnell wieder vergessen. Sie ist sehr musikalisch, spielt Klavier, Harmonium, Laute und Violine; sie will Musik studieren.

Seit jeher ist sie nervös, aufgeregt und unruhig, hastig und zerfahren, schreckhaft, wenig ausdauernd, leicht erregbar; ihre «Gefühle gingen immer gleich ins Ungemessene». Fürchtete sich im Dunkeln, konnte nicht allein im Zimmer schlafen. Ängstigte sich schon als Kind sehr vor jedem körperlichen Leiden; wenn sie zum Zahnarzt gehen sollte, war sie jedesmal fürchterlich aufgeregt, hat geradezu Anfälle bekommen, in denen sie keine Luft bekam. Mit etwa 13 Jahren — wenige Monate vor der ersten Menstruation — haben sich ganz unvermittelt Zwangsvorstellungen bei ihr eingestellt; sie konnte nicht mehr allein auf die Strasse gehen, fürchtete immer, dass ihr unterwegs etwas passieren, dass sie umfallen würde. Besonders

[1]) Anmerkung: 14 Tage nach der Untersuchung trat die erste Menstruation auf. Sämtliche Störungen sind seitdem, wenn auch nicht geschwunden, so doch geringer geworden.

schrecklich ist es ihr gewesen, einen grösseren Platz zu überschreiten. Schliesslich war sie nicht mehr zu bewegen, allein auszugehen. Hat sich auch alle möglichen Krankheiten eingebildet, Blinddarmentzündung u. a. So oft sie von Krankheiten hörte, hat sie an sich ähnliche Symptome gespürt Hat besonders die erste Zeit immer in Angst gelebt, ist nachts oft in Schweiss gebadet aufgewacht. Die Zwangsvorstellungen sind ganz plötzlich gekommen und seitdem niemals vollständig wieder geschwunden. Hat stets viel auf sich geachtet, in letzter Zeit (seit etwa 2 Jahren) vielleicht noch mehr als früher. Grübelt jetzt auch viel, kann deshalb nicht allein sein; wenn sie in Gesellschaft ist, Anregung hat, fühlt sie sich wohler. Ist sonst immer schlapp und müde, klagt besonders über ein müdes Gefühl in den Augen. Beim Bücken bekomme sie mitunter Ohrensausen; wenn sie länger auf einem Fleck stehe, werde ihr schwindelig. Häufig ist es ihr, als ob ihr eine Kugel im Halse sitzt, besonders, wenn sie sich aufregt. Sie regt sich sehr leicht auf, ärgert sich auch sehr leicht, schon über Kleinigkeiten; freilich, Erregung und Ärger verfliegen auch schnell. Die Schreckhaftigkeit hat in den letzten Jahren noch zugenommen. Sie ist sehr empfindlich gegen Geräusche geworden. Auch weint sie jetzt leicht, während sie früher Tränen nie gekannt hat. Die Stimmung ist wechselnd, bald so, bald so. Zuzeiten ist sie sehr vergnügt und ausgelassen. Dann nehmen wieder die traurigen Gedanken überhand; mitunter denkt sie, bald sterben zu müssen. Der Appetit ist nicht besonders, der Stuhlgang stets angehalten; sie müsse immer einnehmen. Sie schläft unruhig und träumt viel: nur unangenehme Sachen, dass etwas auf sie falle, dass sie ermordet werde; auch träumt sie viel von Toten, sehe im Traum z. B. sich und ihre Angehörigen tot aufgebahrt.

Macht bei der Untersuchung einen hastigen und zerfahrenen Eindruck, spricht sehr schnell, ist fast in ständiger Bewegung, zeigt ein leicht läppisches Wesen und Neigung zu grimassieren und zu choreiformer Unruhe.

Ich brauche im Einzelnen wohl nicht auf die Krankengeschichten einzugehen. Wir sehen in dem letzten Fall ein buntes Gemisch von psychopathischen Symptomen mit teilweise neurasthenischem, depressivem und hysterischem (Globusgefühl, Träume) Einschlag; wir sehen die eigenartige, hastige, zerfahrene Unruhe, die der Pubertät und der Psychopathie gerade während der Pubertät oft eigen ist. Bei dem ersten Mädchen finden wir die typischen Störungen der Pubertät; ich kann zurzeit noch nicht mit Sicherheit entscheiden, ob es sich hier nur um Erscheinungen handelt, die noch als physiologisch zu bewerten sind; für die Diagnose der Psychopathie sprechen die Krampfanfälle in der Kindheit, die späte Entwicklung (Laufen mit $2^1/_2$ Jahren), der frühe Eintritt der Pubertätsstörungen, mit gewisser Vorsicht auch die Erfahrungstatsache, dass Veitstanz bei psychopathischen Individuen viel häufiger beobachtet wird als bei normalen.

Wir haben nun noch auf die abnorme Sexualempfindung und die moralische Abartung einzugehen.

Zu der sexuellen Abnormität dürfen wir nicht nur die zahlreichen Perversitäten, sondern wir müssen auch den übermäßig gesteigerten Sexualtrieb dazu rechnen. Die abnorme Sexualempfindung erwächst,

sich kann wohl sagen, ausnahmslos auf dem Boden der Psychopathie, sofern sie nicht direkt Ausfluss krankhafter Störung ist. Das ist ohne weiteres verständlich; haben wir doch gesehen, dass die affektiven Störungen, die Grundstörung der Psychopathie, in engem Zusammenhang mit den Sexualvorgängen stehen. Entsprechend der gesteigerten gemütlichen Erregbarkeit ist beim Psychopathen auch die sexuelle Erregbarkeit oft abnorm gesteigert. Sie macht sich nicht selten schon in früher Kindheit bemerkbar und führt zuweilen bereits im ersten Jahrzehnt zur Onanie und zu masturbatorischen Manipulationen an den Genitalien gleich- und andersgeschlechtlicher Spielkameraden. Die Masturbation an sich kann natürlich bei der gesteigerten sexuellen Erregbarkeit in der Pubertätszeit und der Psychopathie nicht ohne weiteres als abnorm an sich angesprochen werden. Wohl aber die sehr frühzeitig und die sehr übermäßig betriebene Masturbation. Sie ist natürlich nicht, wie vielfach angenommen und wie es vor allem durch Naturheilbücher und Zeitungsanpreisungen für Allheilmittel verbreitet wird, die Quelle allen Übels, aus der die verschiedenen neurasthenischen, hypochondrischen, depressiven und psychopathischen Störungen fliessen. Wenn überhaupt ein Einfluss eingeräumt werden kann, so ist es nicht die körperliche Schwächung, der irgendwelche Störungen zur Last gelegt werden können, sondern es sind vielmehr die dauernde psychische Beschäftigung mit den sexuellen Vorgängen, die unbestimmte und unklare Angst vor eventl. Folgen, vor Entdeckungen, „die Enttäuschungen beim vergeblichen Kampf des Willens gegen das Laster“ u. a. m.

In der Regel finden wir bei solchen sexuell übererregbaren Individuen schon vor der Masturbation psychopathische Züge; die sexuelle Gefühlsabnormität ist eben nur Ausdruck der allgemeinen Gefühlsabnormität und der Abnormität überhaupt. Und das ist bei den Perversitäten noch augenscheinlicher, mag es sich nun um fetischistische, exhibitionistische, sadistische, masochistische Neigungen oder um ausgesprochene konträre Sexualempfindungen handeln Die eigentliche Differenzierung der Geschlechtsempfindung findet erst während der Pubertät statt. Hier ist also eine konträre Sexualempfindung, selbst mutuelle Masturbation unter Gleichgeschlechtlichen nicht ohne weiteres als pathologisch zu bewerten. Es haben im Gegenteil die Freundschaften von Mädchen untereinander wie die von Jungens in der Pubertätszeit physiologischerweise einen schwärmerischen erotischen Charakter. Erst wenn in der späteren Entwicklung die Differenzierung ausbleibt, ist ein Schluss auf die pathologische Veranlagung gerechtfertigt. Von vornherein ernster, als psychopathisch, sind stark ausgeprägte sadistische und masochistische Neigungen zu bewerten. Auch sie zeigen sich bei Kindern schon relativ früh in einer wohl stets unklaren Lustempfindung bei grausamen Handlungen oder beim Anblick oder Erdulden von Züchtigungen. Die sexuellen Perversitäten treten natürlich

beim Psychopathen um so auffälliger in Erscheinung, je weniger ausgeprägt seine Willenstätigkeit, je ausgesprochener seine Neigung zu triebartigen Handlungen ist. Zusammen mit der gesteigerten affektiven Erregbarkeit kann es dann zu kriminellen Handlungen, zu Lustmord u. a. kommen. Ich will die Frage der Kriminalität der Psychopathen, die wir hiermit berühren, später im Zusammenhang erörtern. Zuvor müssen wir uns noch mit der letzten Gruppe, den moralisch Entarteten, beschäftigen.

Auch der moralisch Entartete gehört zu der grossen Gruppe der Psychopathen und kann alle die Eigenschaften, die Störungen besitzen, die den degenerativen Charakter kennzeichnen. Ich glaube, mich daher kurz fassen zu dürfen. Es bestehen bei dem moralisch Entarteten, und das hebt ihn aus der grossen Gruppe heraus, besonders tiefe Defekte auf moralischem Gebiet. Es fehlen ihm die altruistischen Vorstellungen, die sozialen und ethischen Gefühle vollständig. Während aber das grosse Heer der Psychopathen, bei denen diese Gefühle auch mehr oder weniger verkümmert sind, sich immerhin den umgebenden Verhältnissen mehr oder weniger anpasst, so fehlt dem moralisch Entarteten „das Vermögen, mit anderen Menschen in richtigen Konnex zu treten, die Fähigkeit, sich den Gefühlszustand und die Rechte anderer Menschen zu vergegenwärtigen“, die Fähigkeit der „Einfühlung“. Der moralisch Entartete ist ausgesprochen antisozial, er ist entweder aktiv kriminell und dann durch Strafen und alle möglichen Erziehungsmittel nicht zu bessern, oder er lebt träumend, untätig, stumpf und indolent in den Tag hinein und wird so durch sein passives Verhalten zu einem Parasiten der Gesellschaft. Er ist gleichgültig, ja oft brutal gegen seine Angehörigen, von denen er die Mittel zu seiner Existenz immer wieder erpresst. Er fügt sich keiner Ordnung, ist widersetzlich. Alle Ermahnungen und Drohungen verhallen bei ihm ungehört. Er ist, mag er seine Familie ruiniert und noch so sehr gepeinigt haben, ohne jede Reue, völlig einsichtslos, ohne jedes Empfinden, wie ihm schliesslich auch die eigene Existenz ganz gleichgültig ist. Dabei sind seine intellektuellen Fähigkeiten durchschnittlich gut. Er ist nicht kriminell aus Neigung, aus Drang zu Verbrechen, mehr aus Leichtsinn, aus Gleichgültigkeit, Verführung, aus Unfähigkeit, der Gelegenheit, dem Anreiz zum Verbrechen zu widerstehen. Es finden sich in buntem Gemisch bei ihm alle die geschilderten Eigenschaften und Störungen der Psychopathen. Ich glaube, ich kann kaum ein besseres Bild von der moralischen Abartung geben, als indem ich die Krankengeschichte zweier solcher Entarteten mitteile, die vor wenigen Wochen zur Beobachtung in unsere Klinik gekommen sind.

1. P. E., 26 jährig.

Eltern nervös, 2 Fehlgeburten.

Hat spät laufen gelernt. Schon in früher Kindheit zeigte er eine auffällige Neigung zum Lügen, war sehr phantastisch und lebte gern in allerlei Träumereien.

Auf der Schule hatte E. stets Schwierigkeiten, es fehlte ihm der nötige Fleiss. Als Primaner hatte er ein Liebesverhältnis, das in die Brüche ging; war daraufhin sehr niedergeschlagen. Fiel im Abitur durch.

Wurde gegen den Willen der Eltern Landwirt. Wegen Leistenbruchs militärfrei.

Führte als Landwirt lockeren Lebenswandel, hatte immer einen Kreis von Bekannten, die er freihielt, und mit denen er sein ganzes Geld vertrank. Ist aber kein Trinker, trank nie allein, auch in Gesellschaft nur wenig. Wurde trotzdem einmal in einer Trinkeranstalt untergebracht, lief hier fort. Wenn er in Not war, versetzte er, was er hatte, Uhr, Kleider usw. «Der Vater hat ihm wohl 6—8 Uhren gekauft, der Junge hat sie immer wieder versetzt». (Angabe der Mutter.) Hat oft seine Stellung gewechselt, gab zuerst nie Anlass zu Klagen; die Zeugnisse nach den ersten Monaten waren gut, oft sehr gut; nach einiger Zeit wurde er liederlich, machte Schulden, führte die Bücher falsch, so dass die Eltern wiederholt wegen «Unstimmigkeiten» mit grösseren Summen einspringen mussten. Er ist energielos, ohne Ausdauer, macht Schulden auf Schulden, gibt sich bald als Tierarzt, bald als Student, bald als Offizier aus, erzählt von seiner Schwester, die nicht existiert, u. ä. Ein Versuch, ihn nach Afrika zu einem der Familie befreundeten Pflanzer in eine strenge Schule zu schicken, schlug fehl. Bereits auf der Überfahrt machte er Schulden, trieb sich nach seiner Ankunft zunächst einige Tage in Wirtshäusern herum, kam auch nachts oft nicht nach Hause, stellte auf Vorhalt alles energisch in Abrede, gab sich als Oberleutnant, als Kompagnon des Pflanzers aus, bald erzählte er, er sei mit grossem Gehalt angestellt, spielte den grossen Herrn, machte immer neue Schulden, stellte, zur Bezahlung gedrängt, einen Scheck auf die Handelsbank aus, auf der er natürlich keinen Heller liegen hatte, erkannte dann seine Unterschrift nicht mehr an, soll zuletzt auch Unterschriften gefälscht haben.

Die Untersuchung in der Klinik ergab: degenerierter Habitus. Ohrläppchen ausgezogen und angewachsen. Unregelmäßige Zahnstellung. Gefleckte Regenbogenhäute.

Subjektives Wohlbefinden: nur Gefühl, als ob ihm ein Keil in den Kopf getrieben würde (Clavus).

Gibt spontan keine Auskunft, muss immer wieder gefragt werden und gibt auch dann nur sehr zögernd, stockend und widerstrebend Antwort. Er sei auf den verschiedensten Gütern gewesen, habe stets freiwillig gekündigt, sei niemals entlassen worden. Er sei meist fortgegangen, weil es «Differenzen» gegeben habe. Einmal habe es eine Auseinandersetzung mit der Gutsherrin gegeben, von der er sich doch nichts sagen zu lassen brauchte, einmal waren die Bücher nicht richtig geführt. Aber da habe er nicht die Schuld; er hatte sie schon mit einem Fehler übernommen, zum regelmäßigen Eintragen hatte er keine Zeit, da er das ganze Gut habe allein bewirtschaften müssen.

Sein Fehler, seine Krankheit sei überhaupt von jeher gewesen, dass er unüberlegt gehandelt habe. Er habe sich im Moment nie überlegt, was er tue und was das für Folgen haben könne. Das habe angefangen, als er etwa in Unterprima gewesen sei, also zu einer Zeit, wo er zuerst in Versuchung geraten sei, in Kneipen zu gehen. Er habe dann mehr verzehrt, als er habe bezahlen können, und habe das mit allerlei Gründen vor sich zu rechtfertigen gesucht. Über die Deckung habe er sich nicht viel Gedanken

gemacht; er habe entweder geglaubt, er könne es später decken oder der Vater würde es schon bezahlen.

Er könne sich eben nicht beherrschen, wenn er mal in Versuchung komme. Hinterher mache er sich ja selber Vorwürfe und suche es auf irgendeine Weise wieder auszugleichen. Er beschaffe sich dann Geld. Er müsse zugeben, dass es dabei nicht immer ganz einwandfrei zugegangen sei. Er habe auch mal Sachen verkauft, die er noch gar nicht ganz bezahlt habe. Aber das sei es ja, er handle unüberlegt. Wenn er mal im Zuge sei, könne er nicht mehr zurück und halte alle frei. Es müsse jetzt anders werden, er wolle auch in ein Sanatorium, um seine Krankheit zu kurieren. In B. habe man ihn ganz falsch behandelt, da habe man ihn ins Trinkerhaus gesteckt, er sei doch kein Trinker; dass er da ausgerückt sei, sei doch ganz selbstverständlich. Und im übrigen sei es auch gar nicht so schlimm gewesen, wie man immer erzähle. Vollends in Afrika. Erst sei er hinübergekommen und habe 14 Tage auf den Herrn warten sollen, der ihm nebenbei versichert habe, er werde ihn fest anstellen; die Eltern hätten das auch geglaubt. Zuerst habe er ja das Depot von 600 M. gehabt, das sei doch sein Geld gewesen, das habe er doch auch nach seinem Belieben ausgeben können. Zuviel habe er gar nicht verbraucht, das könne eben nur jemand beurteilen, der mal drüben war. Dass sich das mit seiner Stelle zerschlagen habe, sei nur die Schuld des Vertreters gewesen, der habe ihn so schroff behandelt. Was man da von seiner Unterschlagung erzähle, sei auch lange nicht so schlimm. Man habe ihm sein Gehalt nicht bezahlt, er habe kein Geld gehabt, und da habe er so viel aus der Kasse genommen, als sein Gehalt betrug. Er habe ja geglaubt, das Geld müsse jeden Tag für ihn eintreffen, es sei dann anders gekommen, und nach der Abrechnung hätten 5 Rupien gefehlt

Die Leutnantsaffäre sei auch ganz harmlos. Weil er ein braunes Gesicht und eine weisse Stirn gehabt, habe man ihn für einen Offizier gehalten, schon in Italien Er habe dem nicht gerade widersprochen. Nach Afrika seien dann von Italien Briefe mit der Aufschrift «Leutnant» gekommen, das sei dann gleich in solchem Nest bekannt. Und dann habe es auch geheissen: die da an dem Tisch sind alles Offiziere. Er habe doch auch gar nichts davon gehabt, denn entlassene Offiziere ständen drüben nicht im besten Ansehen.

Mit den angeblich gefälschten Bons sei es auch halb so schlimm, da seien zwei Herren mit gleichem Namen gewesen, aber in verschiedenen Stellungen, da seien die Bons falsch präsentiert worden. Ihm habe man das dann zur Last gelegt, da er mit dem einen oft zusammen gewesen.

Zurückgefahren sei er, da jetzt in Afrika infolge der schlechten Konjunktur alle Assistenten entlassen würden. Einen anderen Grund für seine Rückreise wüsste er wirklich nicht.

Über die Zukunft macht er sich nicht viel Gedanken. Er werde wieder eine Stelle annehmen.

Wenn ihm ein Unglück passiert sei, nehme er sich immer eine Zeitlang zusammen. Das sei schon stets so gewesen. $^1/_2$ bis 1 Jahr sei es ja immer gut gegangen, dann komme seine Krankheit wieder, aber die wolle er mal ordentlich kurieren lassen, in einem Sanatorium. Er merke ja selber, dass er krank sei. Wozu hätte er denn sonst den ständigen Druck auf dem Kopf!

Während der Beobachtung in der Klinik war E. völlig einsichtslos; er hat für alles beschönigende Erklärungen, macht häufig widersprechende An-

gaben, lebt stumpf in den Tag hinein, hat für nichts besonderes Interesse, macht sich weder um Vergangenheit noch Zukunft Gedanken. «Es wird sich schon finden». «Es wird schon werden». Versuchte wiederholt, seine Entlassung durchzusetzen: Er habe . . M. eingezahlt, wolle nun abrechnen und nach Hause fahren; abschlägig beschieden, bittet er, einen Tag nach Hause beurlaubt zu werden, fügt sich aber sofort ins Hierbleiben und erklärt am nächsten Tag reumütig und zerknirscht, das sei wohl seine Krankheit gewesen, es sei wieder so plötzlich über ihn gekommen. Behauptet auch des öfteren, die Eltern hätten ihm geschrieben, dass sie ihn täglich erwarten; kann das Schreiben, als der Arzt es sehen will, «zufällig» nicht finden; schreibt umgekehrt den Eltern «im Auftrag des Arztes», er könne abgeholt werden. Die Stimmung war gleichgültig, leicht euphorisch, gelegentlich vorübergehend einmal gereizt. Anderen Kranken gegenüber spielte E. sich auf, markiert den Blasierten, den unglücklich Verkannten. Über alle Fragen nach seinem Vorleben geht er immer wieder mit einer erstaunlichen nonchalanten Sicherheit hinweg; das zeigt sich sehr deutlich aus zwei Lebensläufen, die er nach langem Ermahnen schliesslich schrieb und die ich eben des charakteristischen Inhaltes wegen beifüge; E. hatte beide Male versprochen, besonders auf die angeblich kriminellen Punkte und auf die Gründe der verschiedenen Dienstentlassungen einzugehen. Dass er seine Eltern pekuniär ruiniert und seelisch und körperlich heruntergebracht hat, wie diese selbst angeben, lässt ihn kühl. Für alle Vorhaltungen hat er nur ein nichtssagendes Lächeln, er verstehe nicht, was die anderen nur immer von ihm wollen, er lasse sie doch auch in Ruhe.

Auf intellektuellem Gebiet keine Störung.

Lebenslauf 1:

P. E., geboren X. X. 87 zu X. Besuchte das dortige Lyceum 1, um mich nach bestandenem Examen der Landwirtschaft zu widmen. Nach beendeter Lehrzeit war ich auf verschiedenen Gütern tätig und zuletzt in Deutsch-Ostafrika.

Lebenslauf 2:

P. E., geboren zu X, am X. X. 87 als Sohn des Lehrers P. E. am . . . . . Mit dem 6. Lebensjahre besuchte ich das Lyceum 1 (jetziges Gymnasium) und widmete mich nach abgelegtem Examen dem landwirtschaftlichen Berufe. Zu diesem Zwecke begab ich mich auf das Mustergut . . ., wo ich schon nach $1^1/_2$ Jahren meine Verwalterprüfung machte. Danach ging ich auf Grund meiner guten Zeugnisse als Verwalter auf ein Vorwerk der . . . . . Besitzungen an die russische Grenze, dort war ich 1 Jahr und bemächtigte mich der polnischen Sprache. Dann ging ich auf Empfehlung zum . . . nach . . . . als Unterinspektor, wo ich mich ausschliesslich mit Rindvieh- und deutsch-schwedischer Saat-Zucht befasste. Dort musste ich eines Unfalles wegen meine Stellung aufgeben. Dann ging ich auf die Insel . . . . als selbständiger Inspektor zum . . . . . Die Stellung verliess ich einiger Differenzen wegen. Dann ging ich in ein Sanatorium im Kreise B. und endlich nach einem halbjährigen Urlaub zu Hause in das Innere von Afrika. Von Deutsch-Ostafrika kehrte ich missglückter Spekulationen wegen nach Europa zurück, um mich in eine Klinik zu begeben.

2. P. T., 22jährig.

Nach den Angaben des Vaters liegt erbliche Belastung insofern vor, als eine Grossmutter und eine Tante geisteskrank gewesen sind. T. hat sich normal entwickelt, war aber stets menschenscheu und zurückhaltend, direkt apathisch; zuweilen hatte er Zeiten, in denen er aus dem Lachen nicht herauskam; doch sei er auch in Gesellschaft, aber nur wenn er wollte, fröhlich und fidel gewesen.

Auf der Schule ist er einmal sitzen geblieben, hat nie viel gearbeitet, sich meist erst kurz vor der Versetzung zum Arbeiten hingesetzt. Fasste leicht auf und lernte schnell, war aber faul, weil ihm «die ganze Chose wenig Spass machte»; «die Lehrer ihm unangenehm gewesen seien». Ging mit dem Einjährigenzeugnis ab.

Im Alter von 14 Jahren machte er einen Selbstmordversuch (trank Lysol), weil ihm die Teilnahme an einer Vergnügungstour untersagt wurde.

Später verliebte er sich in seine Cousine, wurde jedoch von ihr abgewiesen; er nahm sich das sehr zu Herzen, starrte oft stundenlang vor sich hin und gab auf Befragen an, dass er an die Cousine denke.

Er lernte den Kaufmannsberuf und war in den verschiedensten Stellungen, auch im Ausland tätig. Er hielt es nirgends lange aus, bald passten ihm die Arbeit, bald die Vorgesetzten nicht, oder er gab an, er könne es ausserhalb des Vaterlandes nicht aushalten. Sein Beruf war ihm zuwider. Er konnte sich zu einer gründlichen Arbeit nicht aufraffen, war völlig energielos. Ref. (Vater) gibt an, einmal habe er den Sohn zur Erlernung der Sprache nach Italien geschickt, der Sohn, der unter anderem von dort aus der Landeskirche austrat, «weil er Freigeist sei», habe ihm bald geschrieben: was er da solle, wisse er nicht, er liege den ganzen Tag zu Bett. Er sei dann auch ohne grosse Kenntnisse wiedergekommen. Sein Interessenkreis wurde immer enger. Dabei beobachtete er alles sehr scharf und kritisierte gern abfällig, er ist auch sehr misstrauisch und argwöhnisch; war aber nie ausschweifend. trank weder Bier noch Wein, höchstens gelegentlich einmal einen Cognak.

In der letzten Zeit belästigte er eine Verwandte mit Briefen, die von Beleidigungen und Drohungen der schlimmsten Art strotzten. Der Vater des Mädchens wandte sich an die Polizei, um das Leben seiner Tochter zu schützen: sah aber mit Rücksicht auf die Familie und weil er die Sache für krankhaft hielt, von einem Strafantrag ab.

Gegen die Eltern benahm sich T. in der rücksichtslosesten Weise, als wären sie seine ausgesprochenen Feinde. Er verlangte dauernd in den maßlosesten Ausdrücken von dem Vater Geld zur Bestreitung seines Unterhaltes; dankbar dafür brauche er nicht zu sein, denn er habe ja nicht gewünscht, geboren zu werden. Der Vater solle ihn doch nur hinauswerfen; ihm sei das ganz gleich; er brauche dann wenigstens die Moralpauken des Vaters nicht mehr zu hören. Warum der Vater überhaupt noch für ihn sorge, wisse er nicht; warum sei er so dumm usw. Er werde sich «überhaupt das Leben nehmen. Schuld daran ist der Vater, der hat nun auch für die Folgen aufzukommen.»

Die Beobachtung in der Klinik ergab auf körperlichem Gebiet zahlreiche Degenerationszeichen: Asymmetrisches Gesicht; linker Mundwinkel etwas nach unten verzogen, Nase nach rechts abweichend. Grosser viereckiger Kopf. Unregelmäßige Zahnstellung. Hoher steiler Gaumen. Ohren

abstehend, Öffnung des äusseren Gehörganges ungewöhnlich gross, Ohrläppchen angewachsen und ausgezogen.

T. bestätigte im allgemeinen die Angaben des Vaters. Er spricht mit brutaler Offenheit über die Verhältnisse zu Hause und bewegt sich in den rohesten Ausdrücken über seine Eltern und Angehörigen; ein Gefühl der Dankbarkeit und Zusammengehörigkeit mit den Seinen gibt es für ihn nicht. Er stellt sich als das Produkt der falschen Erziehung und Behandlung durch die Eltern hin. Dass er es nie zu etwas gebracht, ist stets die Schuld der Verhältnisse und Vorgesetzten gewesen, aber niemals seine eigene. Da war der eine Chef reif für die Kaltwasserheilanstalt; ein andermal wurde er nur ausgenutzt, was ihm «natürlich nicht passte». Er sucht auch Beispiele heranzuziehen, dass es anderen Leuten genau so schlecht ging wie ihm, natürlich auch durch Schuld der Eltern und Angehörigen. Von Collegen spricht er nur als «den Schweinehunden», den «stumpfsinnigen Idioten im Kontor» usw.

Alle Vorhaltungen selbst ernstester Art prallen wirkungslos an ihm ab. Er nimmt sie mit überlegener Miene entgegen und stellt sich überhaupt gern als den philosophisch abgeklärten Weltweisen hin, den Mann, dem alles egal ist, der nichts mehr zu hoffen und zu befürchten hat. So ist es ihm ganz gleich, ob er lebt oder nicht. Er spielt dauernd mit dem Gedanken des Selbstmords.

Spricht man von dem Mädchen, das ihn abgewiesen hat, so gerät er in Affekt. Er erklärt, sein Benehmen gegen sie werde er nicht ändern, die beleidigenden Briefe habe er mit voller Absicht geschrieben. Das Mädchen wage doch nichts gegen ihn zu unternehmen, weil sie genau wisse, dass er im Affekt sei «wie ein Italiener» und ihr Leben nicht schonen werde. Was für Folgen daraus entständen, sei ihm ganz gleich. Rücksichten auf sich oder die Familie wolle und brauche er nicht zu nehmen. Er wiederholt dies mehrfach und sagt ausdrücklich, dass es keineswegs bloss Drohungen sein sollen, sondern dass er es auch in die Tat umsetzen werde, sobald ihn das Mädchen durch ihr Verhalten nur irgendwie reize oder er in Affekt gerate. Über die Zukunft mache er sich keine Gedanken; man solle ihn nur sich selbst überlassen; wenn er auch nichts habe und wenig verdiene, so werde er einfach pumpen und sich schon durchs Leben schlagen. Ändern könne man ihn doch nicht mehr. Ihm habe kein Mensch etwas zu sagen, und es gäbe niemanden, der ihn zu irgend etwas zwingen könne. Er sei mündig und könne tun und lassen, was er wolle, und jedem auf den Kopf spucken.

In allen Unterredungen trat immer wieder von neuem seine leichte Erregbarkeit und Reizbarkeit, die Labilität seiner Stimmung, die Zerfahrenheit seines ganzen Lebens und vor allem der völlige Mangel ethischer und moralischer Gefühlstöne hervor.

Unser Gutachten ging dahin, dass T. an ausgesprochenen Störungen des Geistes- und Gemütslebens leidet, die ihn zu Taten veranlassen können, in denen er für sich und seine Umgebung gefährlich werden kann. Es erfolgte daraufhin seine Überführung in die hiesige Heil- und Pflegeanstalt. Er verhielt sich auch hier ganz indolent und völlig einsichtslos, machte sich nicht die geringsten Gedanken um Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, fügte sich aber willig in die Anstaltsordnung, war immer freundlich und zuvorkommend und — ging regelmäßig zur Arbeit. Nach einigen Monaten wurde er mit Zustimmung der Behörden als gebessert entlassen.

Sehr bezeichnend sind für T. eine Reihe von Telegrammen, die er aus Italien an seine Eltern gerichtet, der bereits erwähnte Drohbrief an seine Cousine, Briefe an seine Eltern und ein in der Anstalt geschriebener Lebenslauf. Ich lasse diese Schriftstücke im Auszug hier folgen; sie sind um so bemerkenswerter, da sie in einer kurzen Spanne Zeit geschrieben sind und die inneren und äusseren Erlebnisse des T. fast mit kinematographischer Treue sich vor unseren Augen abspielen lassen.

Brief 1.

Ich habe jetzt jedenfalls satt, mich noch weiterhin zu ärgern, und ich glaube, dass bei meiner Dorthinkunft der Hauptunterschied darin besteht, dass wir dann den Ärger mündlich statt schriftlich haben und ebensowenig zu einem Resultat kommen wie jetzt. Meine Briefe waren stets ausführlich genug. Aber wenn man sie mit Gewalt nicht verstehen will, so kann man da eben weiter nichts machen. Jedenfalls werde ich versuchen, Dir mit wenigen klaren Worten meinen Standpunkt klar zu stellen, und möchte Dich bitten, mir mit ebenso klaren nüchternen Worten zu antworten

Dass mir das Leben zum Hals raus hängt zum Ekel, habe ich bereits mehrmals geschrieben. Genau so wenig, wie Du einem Menschen dankbar bist für das Geschenk von Tinte, die Dir der betreffende ins Hauptbuch giesst, mithin ein Geschenk, um was Du keinen gebeten hast, ebensowenig halte ich mich Euch gegenüber zur Dankbarkeit verpflichtet, für mein Leben, das mich anekelt und dem ich am liebsten ein Ende setzen würde. Man führt dies Leben eben nur weiter, lediglich aus Rücksicht auf Euch, die Ihr vorgebt, ein angebliches Interesse daran zu haben. Wenn ich aber sehe, dass Ihr dieses Opfer, was ich Euch damit bringe, nicht anerkennt, so werde ich mich von diesem Opfer befreien, das ja dann keinem mehr nutzt. Ich bitte, Dich darüber definitiv äussern zu wollen. Bedenk doch dabei lediglich die finanzielle Seite. Wenn ich nicht mehr da bin, spart Ihr erst mal ungezählte Millionen, und dann kriegt G. nach Eurem Tode das ganze Geld. Es steht sich also jeder besser bei dieser Lösung. Ich brauche mich nicht mehr zu ärgern, Ihr spart Euer Geld, G. bekommt später das Ganze. Das ist doch eine sehr befriedigende Lösung.

Tabak bitte ich mir Weihnachten nicht senden zu wollen, da er doch kaput ankommen wird.

Einer definitiven, klaren, nüchternen, nicht sentimentalen Antwort, woraus ich meine letzte Konsequenz ziehen werde, die die letzte sein wird, entgegensehend, verbleibe ich mit bestem Gruss P.

Brief 2.

Triest, den 6. 12. 12.

Lieber Vater!

Wenn ich bloss wüsste, was Du damit meinst, dass ich den Onkel in Sumatra um Auskünfte bitten soll! Soll ich ihn denn fragen, ob er mir was pumpen will, oder ob er mir als Sumatraonkel sagen kann, wie man in Ostafrika am zweckmäßigsten eine Bude aufmacht? Oder dachtest Du, ich sollte mich durch ihn um eine Stellung dort bemühen? Auch bin ich mir, trotz Deiner Erklärungen, ganz ungewiss darüber, welchen Beruf dieser sonst so ehrenwerte Herr eigentlich hat.

Mein Freund . . . schreibt mir unter anderem, bitte, seien Sie überzeugt, dass ich für die Sache noch immer sehr viel Interesse habe etc. Daraus kannst Du ja ersehen, dass er sich noch immer dafür interessiert; nur ist der Haken der, dass wir eben notleidende kaufmännische Proletarier sind und, man kann ruhig sagen, über gar keine oder ungünstige Mittel verfügen. Wenn man letzteres erst in seiner angenehmen Grösse kapiert hat, geht die grösste Begeisterung schon von selbst flöten, um so mehr, wenn es unmöglich erscheint, einen erfolgreichen Pump anzulegen. Wenn sich das geliehene Geld wahrscheinlich auch ganz gut verzinsen würde, so ist das Unternehmen doch mehr oder weniger eine Spekulation. Wenn man aber nun mal fast über gar keine Moneten verfügt, nennenswerte Referenzen bzw. Bürgschaften nicht geben kann, so steht die Sache eben faul, und hilft da kein Optimismus überweg.

Dass ich nicht nach Konstantinopel . . . . . als stellungsuchender Kommis oder als Wanderbursch mit Sträusschen am Hute gehen werde, ist ganz klar. Mein Fall ist kurz gesagt so:

P. T.: gut begabter junger Mann von 22 Jahren.

Kenntnisse: wenig.
Talente: massenhaft, aber nicht ausgebildet, daher wertlos.
Beruf: kaufmännischer Proletarier mit Ekel vorm eigenen Beruf.
Vermögen: nicht einen Heller.
Energie: nur als Lebemann verwendbar.

Summe: wertloses Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Wert = derselbe wie ein totgeborener Chinese.

Nun wird Deine Äusserung nicht ausbleiben: «Pfui, mein Sohn, wie bist Du frivol und roh», gar nicht, in bezug darauf, dass dieses nichts ist als das Nachdenken während etlicher Jahre über meine eigene geschätzte Persönlichkeit. Verfehlte Existenzen sind ja weiter nichts Neues, nur ist es für den Betroffenen in der Regel etwas peinlich. Alle diese Leute, denen das Leben schnuppe geworden ist und die seinen Wert = 0,000 setzen, haben aber trotzdem immer noch das Bedürfnis nach einigen Annehmlichkeiten des Lebens, welche man sich eben nur mit Moneten erkaufen kann. Da die Moneten einem ja nun mal leider nicht in den Schoss fallen, man sich für Ideale nichts kaufen kann, ausserdem jeder sein eigenes Leben selbst zu ertragen hat, so muss eben die Gelegenheit ohne zimperliche Auswahl ergriffen werden.

Da ich mich aus begreiflichen Gründen nicht so sehr im Detail äussern kann, so kannst Du Dir ja das Nötige dazu denken.

Hoch das Bein, das Vaterland soll leben!

Herzliche Grüsse sendet auch nichtsdestoweniger trotz

Dein P.

Brief 3.

Napoli, 3. 5. 13.

Lieber Vater!

Dein ganzer Brief ist ja nichts anderes als eine ununterbrochene gehässige Schimpferei; wenn Du es nicht glaubst, lese ihn nur noch mal durch!

Deine Schimpfereien zu erwidern, das passt ja wohl nicht für einen Sohn. Ich möchte Dir bloss sagen, dass ich Euch von ganzem Herzen hasse,

dass Ihr mich überhaupt auf die Welt gesetzt habt, und dass ich den Tag meiner Geburt mehr als 100 mal verflucht habe.

Glaube ja nicht, dass ich Euch in X. grosse Unkosten mache, dazu ist mir der Appetit vergangen, wenn man sieht, dass einem jeder Bissen in den Mund hineingezählt wird, und wenn Du Dir keinen neuen Anzug kaufen kannst, weil Du Dein ganzes Geld Deinem ausschweifenden Sohne gibst.

Diese weitere endlose widerwärtige Schreiberei hat ja weiter gar keinen Zweck.

Wenn ich bis Dienstag Abend nicht definitive Antwort von Dir habe, dass Du damit einverstanden bist, dass ich nach X. fahre, um Buchhalter zu werden, so nehme ich an, dass Du jede Verbindung zwischen uns als gelöst betrachtest, und bin ich Dir in letzterem Fall von dem Moment an keine Rechenschaft mehr schuldig.

Besten Gruss
Dein P.

Telegramme.

Napoli, 9. 5. 13.

Ohne Pfennig. Erbitte telegraphisch Geld oder Reisegeld. Wenn verhungern soll, erwarte telegraphisch Nachricht.

Napoli, 17. 5. 13.

Nichts angekommen. Erwarte wenigstens 50 Lire für Browning. Pfui wie erbärmlich.

Napoli, 19. 5. 13.

Postlagernd nichts angekommen. Depeschengeld Wirtin geliehen. Erwarte Geld, genug natürlich, telegraphisch, Privatadresse.

Napoli, 21. 5. 13.

Erhalten 45, abzüglich Miete 5. Erwarte drahtlich Geld. Soll mit 5 monatlich leben?

Napoli, 22. 5. 13.

Soll verhungern? Besten Dank, lieblicher Vater.

Brief 4.

X., 27. 5. 13.

Lieber Vater!

Ich bestätige meinen Brief vom 23. ds. aus Neapel.

Wie Du aus Gegenwärtigem siehst, bin ich . . . . aus Neapel weggefahren und befinde mich jetzt hier . . . .

Falls ich später mal in die glückliche Lage kommen sollte, über grosses Vermögen zu verfügen, wird es mir ein Vergnügen bereiten, Dir alle Unkosten, die Du durch mich, vom Geburtshelfer an gerechnet, gehabt hast, mit Zinseszinsen zurückzuvergüten, nur auf einen Dank rechne bitte nicht. Anbei behändige ich 2 Schlüssel, sowie das Eigentum Deiner lieben Ringe bestens dankend zurück.

An Deine Frau schreibe ich nicht, weil Briefe ihr Ziel ja doch nicht erreichen. Setze Du ihr nur die Verhältnisse klar auseinander, dann wird sie sich wohl schaudernd von dem missratenen Sohne abwenden.

Mit Gruss P.

P. S. Ich bitte an den Boten um kleine Quittung über die Ringe. Solltest Du deren Annahme verweigern, dann werde ich sie verkaufen und

den Erlös für Deine Rechnung den Armen der Christuskirche überweisen. Wenn Deine Gattin auf Deiner Seite steht, bitte um kurze Mitteilung, damit ich die Mandoline zurücksenden kann. Deine Bekannten sind für mich Luft, Du brauchst also keine Angst zu haben, Dich noch ferner mit mir zu kompromittieren.

Brief 5.

X., 28. 5. 13.

Liebe Mutter!

. . . . Ich will versuchen, auf Deinen Brief näher einzugehen, obgleich das wohl doch kaum weiter Zweck haben dürfte. Was meinen krankhaften Ideengang anbetrifft, so halte ich den allerdings nicht für schön, aber trotzdem auch nicht für krankhaft. Die Ideengänge sind nun mal verschieden. Den Vorwurf, dass ihr nicht genug für mich gesorgt hättet, kann ich Euch nicht machen und mache ich auch gar nicht. Das habt Ihr mir übrigens so oft gesagt, dass es endlich in meinen «Aesta gura» Dickschädel hineingegangen ist. Nur hast Du mich alle Zeit wohl ein wenig zu reichlich mit guten Ratschlägen versehen, so dass unsere Beziehungen dadurch gelitten haben.

Ich hatte vor ca. $^{1}/_{4}$ Jahr mal eine Unterredung mit Deinem Gatten. Jedenfalls kam die Rede auf Dich, und ich äusserte mich gerade nicht freundlich über Dich. Da sagte mir Vater u. a.: «Vergiss nicht, dass Deine Mutter eine durchaus rechtlich denkende Frau ist». Ich habe diese Worte nie vergessen, weil sie mich das so ziemlich beste Urteil über Dich dünken. Das soll meinerseits kein Kompliment sein. Wohl verstanden, ich halte Dich für «eine durchaus rechtlich denkende Frau», aber auch für weiter nichts. Du bist in Deiner grossen Rechtlichkeit eben auf einen solch selbstherrlichen Standpunkt gekommen, dass Dir allmählich das Verständnis für die oft oder meistens hässliche Wirklichkeit ganz abhanden gekommen ist. Ich bin schliesslich kein heranwachsendes junges Mädchen, sondern ein Mann, was Du nie berücksichtigt hast. Ich mache Dir das weiter gar nicht zum Vorwurf, denn man trifft unter den Frauen häufig solche, die sich trotz ihrer Ehe in Fragen der Wirklichkeit eine holde Naivität bewahrt haben. Dass ich Euch nicht die verlangte Liebe entgegenbringe und das natürliche Vertrauen zeige, halte auch ich für etwas nicht nur Abnormes, sondern auch für etwas Hässliches. Dafür messe ich aber die Schuld Dir zu. Wenn Du ein aufmerksamer Beobachter gewesen wärest, so hättest Du schon während meiner frühesten Kindheit merken können, dass Dir, sagen wir mal, der Faden zur Seele Deines Kindes entglitt. Du konntest mir Deine Liebe nie anders als durch gute Ratschläge und Moralpredigten bezeugen, doch vergassest Du dabei, dass ein Kind den inneren Beweggrund nicht verstehen kann. Das Herz seines Kindes kann sich eine Mutter wohl gewinnen durch eine Liebe, die sich in sichtbaren Beweisen zeigt, aber nicht durch Kälte und Strenge. Zu meinem Leiden in der Schule fügtest Du das Leiden zu Hause und wunderst Dich dabei, dass ich kaltherzig und verschlossen dadurch geworden bin. Ich erinnere mich noch sehr genau an diesen versuchten Selbstmord. Ehe der Arzt kam, fingst Du an zu weinen und batest mich, ich sollte Dir verzeihen, wenn Du mir je etwas Böses getan hättest. Als diese Affäre fertig und ich wieder gesund war, fing die Schimpferei wieder von vorne an und hat sich so ziemlich, wenn auch nur in Moralpauken, bis zum heutigen Tage fortgesetzt. Dir ist eben in Deiner grossen

Rechtlichkeit das Verständnis dafür abgegangen, dass ich nicht solch rechtlicher Elitemensch wurde wie Du. Du hast deshalb auch nie versucht, dem Gedankengang Deines Kindes zu folgen, sondern immer von Deinem rechtlichen Standpunkt aus geurteilt. Deine verstorbene Tochter hatte eben das Glück, genau nach Dir zu arten, deshalb war sie eben die beste von uns. Ich habe im Vorhergehenden nichts ironisch gemeint, es ist also kein Grund vorhanden, Dich neuerdings wieder gekränkt zu fühlen. Ich habe dies alles nicht meinetwegen geschrieben, sondern Deinetwegen und für .... Vielleicht hast Du ... gegenüber mal nötig, Deinen etwas selbstherrlichen Standpunkt zu ändern, damit es Dir mit ihr nicht genau so geht wie mit mir.

Meine «kindliche Sohnesliebe» soll ich zeigen. Das klingt ja sehr schön, aber wenn ich das Leben hässlich und ekelhaft finde, das ich Euch doch verdanke, dann soll ich Euch für dieses Geschenk, um das ich Euch nie gebeten habe, noch besonders lieb haben? Das wäre doch gänzlich unlogisch.

Eigentlich ist es ja ganz zwecklos, dass ich diesen Brief geschrieben habe, da er wohl doch nicht in Deine Hände gelangen wird.

Inzwischen sendet Dir herzliche Grüsse

Dein P.

P. S. Das letzte in Deinem Briefe mit «Elternhaus offensteht» habe ich nicht verstanden, das war mir zu unklar.

Brief 6 an ..... (Cousine).

X., 29. 5. 13.

An .....

Muss leider meinem heutigen Briefe noch eine Kleinigkeit hinzufügen. Hier in dieser Kleinstadt erfährt man doch alles mit Leichtigkeit.

Also das konntest Du, Dich von mir früher für Kinematographen und Kaffees einladen lassen, wo Du anscheinend keinen besseren Galan hattest. Deshalb also all Deine Angst, Dich vor den Leuten blosszustellen, weil ich Dir nicht elegant genug war. Freilich, die Tochter eines K . .-Sekretärs passt ja auch besser zu einem Offizier, als zu einem simplen Kaufmann. Du denkst also, immerhin noch besser Offiziersschneppe, als die Braut eines einfachen Kaufmanns. Nach der üblichen Laufbahn wirst Du dann wohl bald einen Reitschüler zum Geliebten haben, und wenn Dich diese edle Gesellschaft verbraucht hat, wirst Du dann wohl im Moulin Rouge oder noch tiefer landen. Wenn Du dann mal in Geldverlegenheit bist, dann wende Dich mal an mich, es kann sein, dass ich Dich dann für vielleicht 20 M. pro Nacht mieten werde. Beiliegend sende Dir einen einst mir gesandten Wisch, damit Du siehst, wie elend Du mich belogen und betrogen hast. Du erbärmliche Offiziersschneppe, nicht einmal den Hut kann man ja mehr auf der Strasse vor Dir abziehen. Du weisst, das tut ein anständiger Mensch nicht vor einer Dirne. Pfui Teufel!

Ich habe diese vorhergehenden Beleidigungen bei ganz nüchternem Zustande und klarem Bewusstsein geschrieben. Denn ich beleidige ja jetzt nicht ein schutzloses Mädchen. Du hast ja jetzt einen Offizier zur Verteidigung Deiner Ehre. Zeige ihm nur diesen Brief, dann wird er wissen, wie er sich Genugtuung zu verschaffen hat. Es ist aber auch sehr wohl möglich, dass er es nicht für der Mühe wert hält, sein Leben für die Ehre einer Dirne zu wagen.

Noch ein Punkt! Ich weiss sehr wohl, dass ich als Sohn eines Detailkaufmanns gar nicht für diese erlauchten Schafsköpfe als satisfaktionsfähig gelte, ich weiss auch sehr wohl, dass Du mich auf Grund dieses Briefes einfach polizeilich festnehmen kannst. Aber vergiss nicht mein fast italienisches Temperament. Und wenn Du mich 10 mal ins Gefängnis bekämst, Du bekämst so sicher mein Messer in den Leib, wie 2 mal 2 gleich 4 ist. Letzteres wäre ebenso der Fall, wenn Dein sauberer Galan mir die Satisfaktion abspräche. Du kannst das ja auch alles umgehen, indem Du diese Beleidigungen auf Dir sitzen lässt, das entspricht wohl auch mehr Deinem edlen Charakter. Ich meinerseits, mir würde es nur in den Fingern jucken, Deinem Liebhaber ein Loch in den Magen zu schiessen.

Mit ganz besonderer Hochachtung
gez. P. T.

Brief 7 an . . . . . (Cousine).

X., 29. 5. 13.

Habe keine Angst, ich werde Deinen Weg nicht mehr kreuzen. Für käufliche Dirnen fehlt mir jedes Interesse.

gez. P. T.

Brief 8.

X., 31. 5. 13.

Lieber Vater!

Du wirst Dich gewiss wundern, dass ich Dir so spät noch schreibe, aber es lässt mir keine Ruhe mehr.

Wenn ich mit Dir persönlich von . . . gesprochen habe, so habe ich mich immer sehr beherrscht. Du kannst Dir überhaupt keine Vorstellung davon machen, wie tief diese Leidenschaft bei mir gegangen ist, ich kann überhaupt keine anderen Gedanken mehr fassen. Schon deshalb allein hätte ich ja gar keine ruhige Minute in einem Sanatorium. Und in diesem Falle habe ich Deine Hilfe nötig, weil ich ja nicht persönlich zu ihr hingehen kann. Dass sie nicht mehr unberührt ist, bin ich überzeugt, sonst hätte sie mir antworten müssen. Ich habe sie ja in meinem letzten Briefe so maßlos beschimpft, weil ich eben wollte, was ich ihr auch schrieb, sie sollte diesen Brief dem Offizier, den ich auch darin beleidigte, zeigen, damit ich den Hund wenigstens vor die Pistole bekommen hätte. Ich habe bis heute Abend nichts gehört, nehme also an, dass sie diese Beleidigungen als gerecht auf sich sitzen lässt. Bis heute Mittag noch hatte ich vor, mich selbst zu erschiessen, weil ich mir jetzt überflüssig vorkam und sie dadurch vielleicht etwas ernster gestimmt worden wäre. Ich habe mich doch vorläufig eines anderen besonnen, weil ich das für besser halte. Erstmal erspare ich Euch die Aufregung und dann kann ich . . . . doch vielleicht besser nützen. Gehe Du morgen Mittag zu ihr hin und stelle ihr erst alles im gütlichen vor. Denn wenn sie es so weiter treibt, endet sie unfehlbar in Moulin rouge oder noch tiefer. Dann stelle ihr die Gefahr vor, in die sie bei dem stetigen Umgang mit dieser verdächtigen jüdischen Familie kommt. Es gibt hier so verschiedene arme jüdische Familien am Platze, die grossen Luxus treiben und eben «schick» aussehen, weil sie gegen hohe Vergütung anständige junge christliche Mädchen an Lebeleute zu verkuppeln suchen. . . . hat auch bereits eine solche reizende Bekanntschaft. Wenn alle Deine gütlichen Vorstellungen nichts nützen, dann drohe ihr in meinem Namen. Ich liebe sie

noch immer, und weil sie nichts von mir wissen will, werde ich mich ihr auch nicht aufdrängen. Wenn sie aber nicht sofort und zwar ganz plötzlich ihren Lebensweg ändert, bringe ich sie um. Mein Wort darauf! Was aus mir wird, ist mir ganz gleich, aber so kann ich wenigstens verhüten, dass das Liebste, was ich je gehabt habe und auch jetzt noch habe, zur erbärmlichen Kokotte herabsinkt. Mag sie meinetwegen mit einem andern glücklich werden in ehrbarer Weise, das soll mich sogar freuen, aber eine Kokotte wird sie nicht. Du kannst ihr sagen, es wäre mir ganz gleich, ob sie nach . . . oder . . . führe. dann führe ich eben sofort hinterher. Wenn sie nicht auf gütlichem Wege anständig werden will, dann muss sie es aus Angst, oder wenn sie es eben mit aller Gewalt zum Dirnenberuf hinzieht, dann stirbt sie. Glaube ja nicht, dass es mir um leere Drohungen zu tun ist. Ich hatte gedacht, ... könnte auf andere schönere Art und Weise mein Lebensinhalt werden. Wenn sie es auf diese Weise nicht werden kann, so wird sie es auf die andere. Eine Kokotte wird sie nicht! Wie schön hätte es werden können, wenn sie ja gesagt hätte zu meinem Briefe aus Neapel; nur sie allein hätte mich zu einem ganz anderen Menschen machen können. Oder wenn es ihr bloss um das bisschen Kleiderluxus zu tun gewesen wäre, ich hätte ja gern das Rauchen aufgegeben und mir jeden Bissen vom Munde abgespart, bloss damit sie sich eine neue Bluse oder sonst was hätte kaufen können, ohne dass ich je etwas Unziemliches von ihr verlangt hätte. Ja, das wären nun wohl tempi passati, also Schwamm darüber! Also gehe morgen Mittag gleich zu ihr, ihre Adresse ist . . . . ., und bringe mir irgend etwas Schriftliches mit, damit ich sehe, dass Du auch da gewesen bist, ich traue keinem Menschen mehr. Komme ja nicht hierher, ohne dass Du da gewesen bist. Es ist mir jetzt ganz verflucht bitter ernst damit. Und wenn sie schon in . . . . sein sollte, so nimm den nächsten Zug nach . . . ., sonst fahre ich selbst hin. Eine Kokotte wird sie nicht! Hoffentlich hast Du einen guten Erfolg bei ihr.

Besten Gruss Dein P.

Verlange ein ärztliches Attest von ihr, dass sie noch unberührt ist, weil ich es sonst nicht glaube.

Lebenslauf.

Göttingen, den 19. Juni 1913.

In . . . . geboren, verlebte ich die ersten 6 Jahre im Elternhause in . . . 1897 bis 1907 habe ich das Gymnasium in . . . besucht und verliess die Schule nach Erhalt der Berechtigung zum Einjährigendienst.

Ostern 1907 bis 31. 8. 09 absolvierte ich meine kaufmännische Lehrzeit in . . . Während dieser Zeit hatte ich vom ca. 1. 10. 08 bis zum 31. 3. 09 Urlaub, den ich in Mailand verbrachte, woselbst ich mich dieses halbe Jahr als Volontär in einem Exporthause beschäftigte. Vom 31. 8. 09 bis zum 31. 8. 10 befand ich mich im Elternhause und arbeitete in dieser Zeit auch im Geschäft meines Vaters. Am 1. 9. 10 fuhr ich nach Genua, um mir dort eine Stellung als Angestellter zu suchen, was mir auch in 14 Tagen nach meiner Ankunft gelang. In dieser Stellung verblieb ich bis zum 29. Mai 1912. Ich verliess diese Stellung, da mir von einem . . . . Welthause ein Engagement nach dem . . . . . angeboten wurde. Dieses Engagement wurde nur noch vom Vertrauensarzt dieses Hauses abhängig gemacht. Ich fuhr daher am 1. 3. 13 von . . . nach . . . wegen der ärzt-

lichen Untersuchung. Der Arzt erklärte mir, ich sei vollkommen gesund, nur sei ich körperlich zu schwach entwickelt, um das Tropenklima vertragen zu können. Von . . . . aus bewarb ich mich dann um andere Stellung und erhielt eine solche nach . . . ., wo ich vom 1. 3. 12 bis . . . . 13 blieb. Letztere Stellung verliess ich, da ich mich mit meinem Chef nicht stehen konnte. Dies schlechte Verhältnis lag nicht an mir, sondern an dem Chef, der übernervös war und der schon mehrmals Kaltwasserheilanstalten besuchen musste. Ausserdem war dieser Herr bei allen Kontoren, in denen er zu tun hatte, als grober Mensch ohne Manieren, also als «Flegel» bekannt. Überdies war ich der einzige Angestellte dieses Herrn. Am 1. 1. 13 fuhr ich nach . . . . zu meinen Eltern zurück, um meine Militärverhältnisse zu regeln und um mich von neuem um eine Überseestellung zu bewerben. Beim Militär wurde ich zur Ersatzreserve gestellt. Eine Überseestellung gelang mir nicht zu erhalten. Eine vorzügliche Stellung nach . . . entging mir leider, da die Militärsachen von den Behörden in einer unglaublich burokratischen Langsamkeit erledigt wurden. Am ca. 1. 4. 13 fuhr ich auf gut Glück nach . . . ., um dort zu versuchen, eine Stellung zu erhalten. Da mir dies nicht gelang, fuhr ich am Ende Mai wieder nach . . . ., um dort nochmals mein Glück zu versuchen. Infolge unglücklichen Ausgangs einer Weiberaffäre wollte mich mein Vater vor ca. 14 Tagen nach Sanatorium Rasemühle bringen, und ich war zu diesem Zweck ca. 8 Tage in der hiesigen Nervenklinik. Dort wurde mir die Anstalt Bethel empfohlen, und da ich keine Lust hatte, dorthin zu gehen, und mich dessen weigerte, wurde ich als gemeingefährliches Individuum nach der hiesigen H. u. P. A. gebracht, wo ich mich bis heute befinde.

Weiberbetrieb: Zuerst unschuldige Tanzstunden. Liebschaften etc. wie üblich. Vom ca. 17. Jahre an habe ich geschlechtlichen Verkehr gepflogen, nicht mehr und nicht weniger als andere junge Leute auch. Seit 1. Januar . . lernte ich ein junges Mädchen kennen, und es wurde ein ziemlich ernstes Verhältnis daraus, das seinen Abschluss dadurch fand, dass besagte Dame sich während meiner Abwesenheit in . . . . mit einem anderen vergnügte und ich das Nachsehen hatte. Ich bekam dann noch einen wunderschönen Brief zum Abschied, aus dem ersichtlich war, dass Besagte sich sehr gern mit mir in ernster Weise eingelassen hätte, selbstverständlich in durchaus ehrbarer Weise, wenn eben der leidige goldene Hintergrund nicht gefehlt hätte. Infolge dieser für mich so übel verlaufenen Korrespondenz bekam ich natürlich die Wut und schrieb besagter Dame Drohbriefe. Das Schreiben dieser Drohbriefe war natürlich kompletter Blödsinn, aber ich glaube annehmen zu dürfen, dass alle verliebten Leutchen einen mehr oder weniger grossen Vogel haben und unzurechnungsfähig sind. Jedenfalls möchte ich den Ausgang dieser Affäre als Lebenserfahrung betrachtet nicht missen. Ich habe daraus ersehen, dass junge Leute ohne Position und das nötige Bargeld als Rückhalt sich lediglich an Kokotten halten können, falls sie nicht onanieren wollen. Wenn letzteres, d. h. der Verkehr mit Kokotten ja auch nicht übermäßig ideal ist, so erspart es einem jedenfalls überflüssige Sorgen; ausserdem bin ich jetzt wieder Herr meiner selbst und brauche bei Entschlüssen auf keinen Menschen Rücksicht zu nehmen.

Verhältnis zum Vater: Mit meinem Vater habe ich mich fast immer gut gestanden, teilweise, d. h. früher, sogar recht herzlich. Gelitten haben diese herzlichen Beziehungen dadurch, dass ich in Italien stets mehr Geld nötig hatte, als ich in Deutschland je verbraucht hätte, wegen der dortigen ganz bedeutend teuereren Lebensverhältnisse. Mein Vater hat dabei

—

stets geglaubt, dass man dort billiger leben könne als in Deutschland, zu welcher Meinung er zum grössten Teil durch Aussagen von Bekannten gekommen war, die vielleicht vor 10 oder gar 20 Jahren dort gewesen waren, als die Verhältnisse dort billiger waren. Eine Lire gleich 1 Frank ist ja 80 Pfg. Aber in bezug auf die Lebensverhältnisse, so entspricht der Summe von 1 M. in Deutschland in Genua ca. frs. 1,50, in Triest ca. Kr. 1,35 und in Neapel fast frs. 2,25. Wenn ich nun zuerst meinen Vater in liebenswürdigen Briefen aufgeklärt hatte über die teueren Preise etc., bekam ich die Antwort, das wisse er, der ja nie da gewesen, besser usw. Als meine liebenswürdigen Briefe nichts genützt hatten, versuchte ich es mit groben Briefen, dann mit gröberen und schliesslich mit den gröbsten. Als alles nichts nützte, blieb mir schliesslich nichts anderes übrig, als Telegramme zu senden, da ich keine Lust hatte, wegen des Eigensinns meines Vaters nichts zu essen zu haben. Ich musste mir sogar einmal von meiner sehr ärmlichen Wirtin in Neapel Geld pumpen, bloss um essen zu können. Selbst das Geld zu den Telegrammen musste ich mir leihen. Dass deshalb die Stimmung gegen meinen Vater keine rosige war, liegt auf der Hand, und dass ich in meinen Briefen mich manchmal heftiger Ausdrücke bediente, dürfte auch für Dritte verständlich sein, und ist es auch gewesen für meine Freunde in Neapel, die die Sache objektiv beurteilten Ich will gern zugeben, dass ich mich manchmal, d. h. nicht in Neapel hätte billiger einrichten können, aber schliesslich will ich als junger Mann auch wissen, dass ich nicht lediglich um zu arbeiten auf die Welt gekommen bin, ausserdem bin ich nicht so kleinlich veranlagt, jeden Groschen erst 10 mal umzudrehen. Wenn ich mich amüsieren will oder irgend etwas anderes durch Geld erreichen will, so tue ich das nur, wenn ich nicht nötig habe, ängstlich jeden Nickel anzusehen. Chacun à son gôût.

Verhältnis zur Mutter: Mein Verhältnis zu meiner Mutter ist ein sehr trübes zu nennen und ist ein trübes gewesen, solange wie mein Erinnerungsvermögen reicht. Als Junge auf der Schule war ich ganz unglaublich schüchtern und blöde und bekam bei jeder Gelegenheit einen roten Kopf, welch letzteres ich sogar jetzt noch manchmal bekomme. Auf der Schule war ich ein Durchschnittsschüler. Ich hätte auf der Schule wohl mehr erreichen können, wenn ich Lehrer gehabt hätte, die trotz ihrer guten Kenntnisse auch Pädagogen gewesen wären. Vor der Schule und den Lehrern hatte ich als Junge nur Angst, morgens dachte ich, Gott, wenn die Schule doch schon zu Ende wäre, und nachmittags dachte ich, morgen geht die Schinderei wieder los. Als Gegengewicht gegen dieses Schulelend hätte ich eine liebevolle Aufnahme im Elternhaus nötig gehabt. Aber im Elternhause gab meine Mutter den Ton an, und von meiner Mutter habe ich nur die Schimpfereien und überspannten Anforderungen in Erinnerung. Meine Mutter war in ihrer Jugend stets die Erste in ihrer Schulklasse gewesen und wurde später eine tüchtige Lehrerin. Meine Mutter, die sich aller ihrer prachtvollen Charaktereigenschaften wohl bewusst war, verlangte von ihren Kindern genau dieselben Eigenschaften eines solchen Elitemenschen und hat es nie verwinden können, dass ich so ziemlich das vollkommene Gegenteil von ihr wurde. Ich glaube bestimmt, dass diese ihre Erziehungsmethode der Strenge und ständigen Nörgelei von ihr gut gemeint war, jedenfalls war sie nicht dazu geeignet, in ihrem Kinde besondere Liebe zu erwecken. Wir haben uns nie gegenseitig in unsere Empfindungen versetzen können, und daher ist bei uns eine Entfremdung eingetreten, die wohl vielleicht etwas durch gegenseitiges Entgegenkommen gemildert, aber nie beseitigt werden kann.

Berufliches: Wie aus vorhergehendem Lebenslauf ersichtlich, bin ich Kaufmann und verfüge ausser französischen und italienischen Sprachkenntnissen über alle Kenntnisse, die ein kaufmännischer Angestellter benötigt. Aus Veranlagung bringe ich diesem Berufe fast gar kein Interesse entgegen, weil ich in keiner Weise kaufmännisch begabt bin und ein Durchschnittskaufmann heutzutage nur ein klägliches Einkommen hat.

Talente: Falls ich das Wort Talent gebrauchen kann, so habe ich ein solches eventuell für Musik. Ich spiele Klavier und Mandoline, d. h. so gut wie ich es kann, da ich nie einen Lehrer gehabt habe. Da mich infolgedessen die technischen Kenntnisse im Stich lassen, so gebrauche ich den Ausdruck Talent mit einer gewissen Vorsicht. Grosses Interesse habe ich ferner für alle Künste und was die Kunst betrifft. Interesse, wenn auch kein überwiegendes, habe ich für innere Politik und religiöse Fragen.

Politische Ansichten: Von den bestehenden Parteien gehöre ich streng genommen keiner an, neige aber am meisten zur Partei der Sozialdemokratie hin, wohl verstanden ohne die phantastischen Begriffe vom Zukunftsstaat etc. Ich halte zu dieser Partei aus verschiedenen Gründen. Zuerst glaube ich, dass alle jungen Leute in meinem Alter eher liberal als konservativ denken. Dann auch bin ich für die Sozialdemokratie lediglich aus Interessenpolitik in meiner Eigenschaft als kaufmännischer Angestellter. Die drei grossen kaufmännischen Vereine sind ja leidlich geeignet zur Stellenvermittlung, haben aber für ihre Mitglieder fast nie einen nennenswerten, sozialen Fortschritt gebracht. Wenn die kaufmännischen Angestellten sich nicht so dünkelhaft benehmen wollten, noch dazu auf solche klägliche Stellung hin — ein einfacher Arbeiter wird genau so gut oder besser bezahlt —, sondern sich den Tatsachen nach als kaufmännische Proletarier betrachten und sich wie die Sozialdemokratie gut organisieren würden, so könnte die Stellung und ganze wirtschaftliche Lage dieses Standes eine bessere werden. Sonst ist meine liberale Gesinnung lediglich Gefühlssache, mir ist dieser in Deutschland grassierende Kastengeist und das ganze Feudalsystem eben zuwider. Anarchistische Ansichten sind mir durchaus fremd. Ich gebe lediglich einer vom Volk erwählten Obrigkeit den Vorzug gegenüber dem unzeitgemäßen Gottesgnadentum.

Religion: Der christlichen Kirche habe ich in Wirklichkeit eigentlich nie angehört. Schon bei meiner Konfirmation leistete ich ganz bewusst einen Meineid, wenn man dieses Wort bei einem unmündigen Kinde gebrauchen kann. Ich finde, jeder kann das tun, was er in Harmonie mit sich selbst tut, insofern er dabei seinen Mitmenschen in ihrer Allgemeinheit nicht schadet.

Zukunft: Im Januar oder spätestens im Februar nächsten Jahres habe ich Gelegenheit, eine Stellung in . . . anzunehmen, was ich auch vorhabe. Die Firma, mit der ich deswegen in Unterhandlung stehe, verlangte von mir ein Gesundheitsattest. Herr Professor . . . . . stellte mir ein solches aus, worin er mir bescheinigte, dass ich vollkommen gesund und tropendienstfähig sei.

P. T.

Die beiden Fälle, die ich hier eingehend geschildert habe, sind typische Beispiele des moralisch entarteten Psychopathen. Wenn wir die beiden Krankengeschichten vergleichen, so fallen uns sofort grosse

Ahnlichkeiten auf. In beiden Fällen handelt es sich um intellektuell gut veranlagte, schrift- und sprachgewandte Individuen, die leicht auffassten und schnell lernten. Bei dem 2. Kranken fällt die gute Stilistik, die bilderreiche Sprache um so mehr auf, als er die Schule mit dem Einjährigen-Zeugnis verlassen hat. Man merkt, dass er (und er rühmte sich dessen auch) Nietzsche gelesen, aber weder verarbeitet, noch verstanden hat; immerhin kann man ihn (vgl. Lebenslauf: politische Ansichten, Religion) sich gut als Agitator vorstellen. Der degenerierte Charakter tritt bei beiden in der ganzen Lebensführung, in dem vollständigen Versagen und der Neigung zu kriminellen Handlungen sehr deutlich zutage. Bei dem ersten Kranken steht die Lügenhaftigkeit, die Neigung zu Renommistereien im Vordergrund; die affektiven Störungen, mit denen er sichtlich zurückhält, äussern sich in Gleichgültigkeit, Apathie und allgemeiner gemütlicher Verödung. Bei dem zweiten Kranken ist die gesteigerte affektive Erregbarkeit das zunächst auffälligste Symptom, die, ich kann wohl sagen, brutale Gemütsroheit, mit der er geradezu Sport treibt. Gemeinsam ist beiden die völlige Skrupellosigkeit. das Fehlen aller ethischen Vorstellungen und moralischen Gefühle sowie die Unstetigkeit, Haltlosigkeit und die völlige Einsichtslosigkeit. Ich brauche ja wohl im einzelnen hierauf nicht näher einzugehen. Ein Vergleich der Krankengeschichten mit der von mir gegebenen Schilderung des Psychopathen wird Ihnen noch andere weitgehende Ähnlichkeiten aufdecken.

Dass solche Psychopathen mit moralischer Abartung besonders leicht kriminell werden, ist an sich durchaus verständlich. Mit dem Fehlen aller sozialen und altruistischen Gefühle, mit der vollkommenen Gleichgültigkeit, die sie allen Ermahnungen, Drohungen und Bestrafungen entgegenbringen, fallen die letzten Hemmungen weg. die sonst noch imstande sind, den Psychopathen von der Bahn des Verbrechens zurückzuhalten. Und doch kann nicht gesagt werden. dass von vornherein die Verantwortlichkeit dieser Gruppe von Psychopathen aufgehoben ist; sie können nicht als geisteskrank im Sinne des Gesetzes bezeichnet werden, wenn sie auch zweifellos als minderwertig anzusehen sind. Im Einzelfall kann natürlich gelegentlich (Affekt, Trunkenheit) eine andere Beurteilung Platz greifen; es lassen sich da keine allgemein gültigen Gesetze aufstellen.

Ist nun im allgemeinen schon der moralisch Entartete nicht als geisteskrank zu betrachten, so gilt dies in noch höherem Maße natürlich von den anderen Gruppen der Psychopathie. Am meisten von diesen wird zweifellos der sexual Perverse mit dem Gesetze in Konflikt kommen; auch bei ihm mag die Verantwortlichkeit herabgesetzt sein, von einer Aufhebung kann keine Rede sein. Anders liegt es nur, wenn zugleich auf intellektuellem Gebiet Störungen vorliegen: dann kann ja auch von Geisteskrankheit oder

zum mindesten von Geistesschwäche gesprochen werden. Sind aber die intellektuellen Fähigkeiten erhalten, wie bei den meisten auch der moralisch Entarteten, so sehen wir die eigentümliche Erscheinung, dass sie zwar völlig einsichtslos gegenüber ihren eigenen Verfehlungen, voll Verständnis aber und kritisch gegenüber den Schwächen und Verfehlungen anderer sind. Schon daraus folgt eine gewisse Verantwortlichkeit. Denn, wenn es auch nicht gelingt, höhere ethische Gefühle in ihnen zu wecken oder in sie hineinzutragen, so sind sie doch zum grossen Teil gerade in Hinsicht auf ihre intellektuellen Fähigkeiten bildungsfähig, d. h. zum mindesten in sozialer Beziehung besserungsfähig. Sie sehen meist doch, wenn auch erst in späteren Jahren, nachdem sie vielfach angestossen, dass sie so, wie sie sind, nicht weiterkommen, und sie lernen daraus, wenn auch ohne Einsicht, so doch aus praktischen Rücksichten, sich dem Lebenskampf anzupassen. Würde man sie nicht bestrafen, ihnen ohne weiteres den Schutz des § 51 des Strafgesetzbuchs zubilligen, so hiesse das nur, sie in ihren verbrecherischen Neigungen fördern und Verbrecher gross ziehen, sei es, dass der einmal auf Grund des § 51 des Strafgesetzbuchs Freigesprochene glaubt, nun ungestraft weiter gegen die Gesetze handeln zu können, sei es, dass andere das Recht brechen in der Voraussetzung und Hoffnung, gegebenenfalls auch mit psychiatrischer Hilfe straffrei zu bleiben. Wenn wir dem Schicksal dieser moralisch Entarteten nachgehen, so sehen wir in der Tat nur einen verhältnismäßig kleinen Teil in Gefängnissen, Zuchthäusern und in Anstalten ihr Leben beschliessen. Es versagt also, ähnlich wie wir das für die Psychopathen ganz allgemein festgestellt haben, nur ein geringer Prozentsatz vollständig.

Wie die grosse Masse der psychopathischen Störungen kann auch die moralische Abartung zu einem gewissen Abschluss kommen. Ihren Höhepunkt aber erreicht sie, wie die Psychopathie überhaupt, Mitte und Ende der späteren Pubertätszeit. So hat man wohl, glaube ich, ein Recht, wie bei den Psychopathen überhaupt, so noch mehr bei den moralisch Entarteten von einer verzögerten Pubertätsentwicklung zu sprechen. Die ethischen Allgemeingefühle sind zwar auch, wie wir gesehen haben, bei den Psychopathen nur mangelhaft entwickelt; aber es kommt bei ihnen doch eher zu einem Ausgleich. Vielleicht ist es nur ein Intensitätsunterschied in den qualitativ im übrigen gleichen Störungen, die den gewöhnlichen Psychopathen und den moralisch Entarteten unterscheiden.

Was mich besonders in meiner Auffassung zu bestärken scheint, ist dies. Die nervösen und psychischen Störungen, die normalerweise in der Pubertät zu beobachten sind, sind zweifellos ausgelöst und bedingt durch körperliche Vorgänge. Sie entsprechen in milderer Form den Störungen der Psychopathie. Wir können daraus mit einer gewissen

Vorsicht umgekehrt den Schluss ziehen, dass vielleicht auch die Störungen der Psychopathie auf ähnlichen körperlichen Vorgängen beruhen; dafür sprächen ja auch die Beziehungen der psychopathischen Störungen wie die der Pubertät zur Dementia praecox. Aber selbst wenn wir das nicht tun, so können wir doch mit Sicherheit sagen, dass die Störungen der Pubertät die psychopathischen Störungen nicht nur sehr wesentlich verstärken, sondern dass sie sie häufig auch früher in Erscheinung treten lassen. Und wenn wir dann weiter sehen, dass die stürmischsten Erscheinungen der Psychopathie fast regelmäßig nach langen Jahren abklingen — meist um die Zeit, die wir als obere Grenze der Pubertätszeit angesprochen haben —, so liegt es doch nahe, hier einen Zusammenhang anzunehmen und, wenn ich so sagen darf, wenigstens bei Psychopathen von einer durch die Pubertät bedingten, mehr oder weniger hochgradigen Selbstvergiftung zu sprechen. Die Pubertät beruht auf Stoffwechselveränderungen, die nervösen und psychischen Störungen der Pubertät beruhen auf Stoffwechselstörungen, und sie können in diesem Sinne wohl auch als leichte Erscheinungen einer Vergiftung angesprochen werden, die zum völligen Ausgleich regelmäßig einige Jahre braucht. Die Pubertätskrisen der Psychopathen treten deshalb so stark in Erscheinung und brauchen eine so viel längere Zeit zum Ausgleich, weil sie ein von Haus aus minderwertiges Nervensystem treffen. Und dies ist bei dem moralisch Entarteten vielleicht in noch höherem Maße der Fall als bei jedem anderen Psychopathen, vielleicht sind auch bei ihm die durch die Pubertät gesetzten Störungen schwerer, prognostisch ungünstiger; so ist es verständlich, dass bei ihm die Pubertätskrise besonders lange anhält, dass sie ev. überhaupt nicht zum Abschluss gelangt, bzw. nach unvollkommen abgeschlossener Entwicklung einen dauernden Defektzustand darstellt.

Sicher spielen aber dabei auch äussere Verhältnisse eine besondere Rolle. Das wird uns vor allem klar, wenn wir sehen, wann und wie die Psychopathen scheitern. In ganz seltenen Fällen scheitern sie auf der Schule; sie pflegen sich hier meist zu halten, wenn sie auch nur mit besonderen Schwierigkeiten durchkommen. Sie scheitern aber in der Regel bald, nachdem sie die Schule verlassen haben. Dann finden sie stets und schnell Gleichgeartete. Der Alkohol, zu dem sie meist kein besonderes Verlangen treibt, der aber auch für sie ein Bindemittel der Geselligkeit ist, führt und hält sie zusammen und fördert gerade ihre pathologischen, die psychopathischen Eigenheiten; denn Sie wissen ja, dass auch schon bei den normal Veranlagten der Rausch und der chronische Alkoholismus ein Zustandsbild schaffen kann, das völlig dem der Psychopathie entspricht. Die Ursache dieses alkoholisch bedingten Zustandsbildes ist eine Vergiftung, die übrigens oft genug auch zu einem Dauerzustand

ähnlich dem psychopathischen Zustandsbild führt. Die Ähnlichkeit der Zustandsbilder gestattet mit einer gewissen Vorsicht den Schluss, dass auch die Ursachen, der Weg des Zustandekommens dieser Bilder auf ähnliche Störungen zurückzuführen sind. Also ein Hinweis mehr für die Annahme, dass auch der Psychopathie eine Art Vergiftung zugrunde liegt, sei es, dass die psychopathischen Störungen durch eine Vergiftung hervorgerufen werden, sei es, dass ihr Auftreten dadurch begünstigt wird. Für die Psychopathen aber ist der Alkohol doppelt gefährlich, weil sie gewöhnlich von Hause aus alkoholintolerant sind (diese Intoleranz stellt an sich wieder ein Degenerationszeichen dar), schon auf kleine Mengen Alkohol oft pathologisch reagieren.

Dass die Psychopathen erst bei ihrem Eintritt ins Leben scheitern, hängt in erster Linie auch damit zusammen, dass alsdann die Aufsicht und damit der letzte Halt wegfällt. Wo es gelingt, den Psychopathen wieder an feste, geregelte Lebensverhältnisse zu gewöhnen, hebt er sich kaum aus der Reihe seiner Mitmenschen heraus. So ist es verhältnismäßig leicht, in Irrenanstalten eingelieferte Psychopathen zu beschäftigen, wie Sie das ja auch aus der Krankengeschichte des zweiten Ihnen von mir ausführlich geschilderten Psychopathen haben entnehmen können, und einen weiteren Beweis hierfür liefert uns u. a. sehr anschaulich eine Betrachtung des sogenannten verbummelten Studenten. Auch das sind in der Regel Psychopathen, bei denen wir alle die für diese charakteristischen Eigenheiten antreffen. Besonders erstaunlich ist, und das zeigt ihre Zugehörigkeit auch zu den moralisch Entarteten, wie sie das Geld ihrer Eltern, ohne sich irgendwelche Gedanken hierüber zu machen, in jeder Weise vergeuden, wie sie schwindeln und lügen, um mehr Geld zu erpressen — auch sie versetzen und verkaufen oft genug —, sich aber dabei für die ehrenhaftesten Männer halten, die ängstlich darüber wachen, dass niemand ihrer „Ehre“ zu nahe tritt. Allmählich ziehen ihre Altersgenossen, die arbeiten, sich von ihnen zurück. Sie verkehren schliesslich nur noch mit Jüngeren, die zu ihnen als zu den in allen studentischen Dingen erfahrenen Burschen aufschauen. Dann aber kommt die Zeit, in der auch diese die Oberflächlichkeit und Hohlheit überschauen. Auf einmal stehen sie allein. Und nun gelingt es der grossen Mehrheit dieser Verbummelten, die längst von allen aufgegeben sind, doch noch, Examen zu machen, und, einmal im geregelten Beruf, unterscheiden sie sich von ihren Kollegen wieder kaum mehr, als sie zuvor auf der Schule von ihren Klassenkameraden sich unterschieden. Nur wenige bleiben verbummelt; selbst von denen, die Anschluss an gleichartige Verbummelte gefunden haben, raffen sich überraschend viele noch auf.

Es entspricht dies ganz dem, was ich zuvor bereits ausgeführt habe. Es zeigt wieder, dass die Psychopathie und die moralische Abartung in der Regel zu einem wenigstens sozial günstigen Abschluss kommen kann,

und es beweist, dass auch der schwere Psychopath erziehungs- und somit bildungsfähig ist.

Wir haben gesehen, dass die Störungen der Reifeentwicklung — als deren obere Grenze wir das 24. Lebensjahr, den Abschluss des Längenwachstums und die Vollendung der geistigen Reife festgestellt haben — bei Psychopathen besonders stark in Erscheinung treten; und es ist klar, dass der, der an sich schon Gefahr läuft, mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen, in der kritischen Zeit der Reifeentwicklung besonders gefährdet ist. Aber — und das ist gewissermaßen der Beweis für diese Annahme — auch der Normale muss in der Zeit der Reifeentwicklung auf Grund der besprochenen Pubertätserscheinungen besonders leicht auf die Bahn des Verbrechens geraten können, und es muss dies, wenn es wirklich so ist, auch bei einer allgemeinen Betrachtung der Kriminalität nach Altersstufen zutage treten. In der Tat zeigt sich, dass die Kurve des Verbrechens in der Jugend, gegen Ende des 2. und im 3. Jahrzehnt ihren Höhepunkt erreicht und allmählich, dem zunehmenden Alter entsprechend, abnimmt. Am stärksten kriminalistisch belastet sind die 18 bis 21 jährigen, danach die 21 bis 25 jährigen und so fort. Also gerade in den Jahren, in denen die körperliche und geistige Entwicklung noch nicht abgeschlossen ist, ist die Kriminalität am grössten. Und das ist kein Zufall, sondern eine immer wiederkehrende Erscheinung, die ihre hinreichende Begründung gerade in der mangelnden Reifeentwicklung findet. Die affektive Erregbarkeit ist noch erhöht, die Hemmungen sind noch nicht genügend ausgebildet, und so erliegt der Jugendliche den Anreizen zum Verbrechen, der Verführung leichter als der Erwachsene. Es sind vorwiegend Eigentums- und Affektverbrechen, welche den Jugendlichen zur Last fallen. Unter den Affektvergehen stehen Körperverletzung, Sachbeschädigung und Sexualdelikte an erster Stelle. Kinder unter 14 Jahren werden bereits in erschreckend hoher Zahl wegen Sexualdelikten verurteilt; im Alter von 15—18 Jahren sind Sexualverbrechen fast doppelt so häufig wie bei Erwachsenen. Hieraus erhellt aber zur Genüge, dass nicht nur bei Psychopathen, sondern ganz allgemein die Zeit der Reifeentwicklung besonders kritisch ist. Sehr interessant ist es dabei noch, gesondert zu untersuchen, unter welchen äusseren Bedingungen der Jugendliche kriminell wird. Da sehen wir denn wieder, dass die Kriminalität dann in Erscheinung tritt, wenn der Jugendliche dem Elternhause und der Schule entwächst, und zwar je mehr, je geringer die Aufsicht, je grösser seine Bewegungsfreiheit wird. Und das erklärt uns auch die unverhältnismäßig starke Beteiligung der Studenten am Verbrechen, das hier freilich wie überall durch den Alkohol eine weitere, nicht zu unterschätzende Förderung erhält.

IV.
Schluss.

Ich komme zum Schlusse. Wir haben die nervösen und psychischen Erscheinungen der Pubertät bei normalen und pathologischen Individuen, mit besonderer Berücksichtigung der Psychopathen, besprochen, wir sind ihren Ursachen nachgegangen, wir haben sie entstehen und vergehen sehen und haben sie zuletzt noch in ihren sozialen Beziehungen beleuchtet. Wie alle unsere Bestrebungen in der Medizin nicht nur darauf hinausgehen, Krankheiten zu ergründen und ihre Ursachen aufzudecken, zu heilen und die Ursachen zu beseitigen, sondern vielmehr dahin zielen, Krankheiten vorzubeugen, sie zu verhüten, so wollen wir uns auch jetzt noch fragen, was wir aus der Betrachtung der Störungen der Pubertät lernen können.

Eins haben wir vor allem gesehen. Dies, dass Störungen der verschiedensten Art in der Pubertät vorkommen, die auch in der Schule in Störungen der Aufmerksamkeit, der Leistungen, wohl auch des Betragens zutage treten können, nicht müssen. Denn die Erscheinungen der Pubertät können ja einmal so gering sein, dass sie nicht als Störungen imponieren, und dann können sie vor allem durch zweckentsprechende Behandlung seitens der Eltern und Lehrer in ihren Wirkungen und Folgen ausserordentlich eingeschränkt werden. Wir haben gesehen, dass diese Störungen durch körperliche Vorgänge bedingt sind, und müssen ihnen demgemäß Rechnung tragen. Es ist nicht böser Wille, wie so vielfach angenommen wird, wenn die reifenden Knaben und Mädchen zerstreut, unaufmerksam, vergesslich, faul sind, wenn sie scheu, verträumt, widersetzlich und reizbar sind. Und unsere Rücksichtnahme auf sie muss um so grösser sein, als wir ja wissen, dass sie gerade jetzt besonders empfindlich sind. Sie tragen schwer genug an den ihnen unbekannten, sich in ihnen abspielenden Vorgängen; sie sind auf körperlichem und geistigem Gebiet leicht verletzlich und angreifbar; psychische Erregungen wandeln sich mit Vorliebe in körperliche Störungen um. Wie Krampfanfälle und Bewusstseinsstörungen in dieser Zeit nicht gerade selten sind und häufig durch besonders gefühlsbetonte Erlebnisse ausgelöst werden, so kann es auch aus den gleichen Ursachen zu Stottern, eigentümlichen Bewegungsstörungen, Lähmungen und Reizerscheinungen in Gestalt von chorei-

formen, Schüttel-, Zitter-, Zwangs- und Tic-ähnlichen Bewegungen kommen. Ja, diese Störungen können sogar auf Grund der den Kindern eigenen Suggestibilität, ihres Nachahmungstriebes auf die Klasse, die ganze Schule übergreifen. Gewiss sind Ihnen aus der Literatur und den Tagesberichten solche Schülerepidemien bekannt. Psychogene Störungen sind das, denen eine organische Grundlage fehlt, Störungen, die durch Vermittlung psychischer Vorgänge entstanden sind. Es ist aber nicht angebracht, sie deshalb ohne weiteres als hysterisch zu bezeichnen; sie kommen zweifellos auch bei nicht hysterischen Individuen vor, die späterhin ihr ganzes Leben hindurch gesund sein können. Die Pubertät bietet nur für ihr Entstehen einen fruchtbaren Boden.

Unsere Aufgabe muss es nun in erster Linie sein, die Kinder vor solchen psychischen Erregungen zu bewahren, ihnen die gewaltigen Umwälzungen, die sie durchzumachen haben und die sie unklar ahnen und empfinden, verständlicher zu machen, ihnen so diese Zeit zu erleichtern. Dazu gehört einmal all das, was man als sexuelle Aufklärung zusammenfassen kann. Wann und in welcher Weise diese am besten zu erfolgen hat, lässt sich meines Erachtens zum mindesten zurzeit noch nicht bestimmt festlegen. Hier muss von Fall zu Fall individualisiert werden. Nicht aber Sache der Schule (Schularzt oder Lehrer) ist es, möchte ich meinen, die Kinder sexuell aufzuklären, sondern das muss als schwerste, aber dafür auch dankbarste Pflicht den Eltern vorbehalten bleiben. Und Arzt und Pädagoge haben nur soviel mit der Aufklärung zu tun, als ihnen die Aufgabe zufällt, zunächst und in erster Linie die Eltern zu belehren. Die sexuellen Vorgänge dürfen den Kindern nicht fremd sein.

Ich erinnere mich eines Mädchens, das sich ganz ungewöhnlich früh körperlich stark entwickelte, das durch die frühentwickelten körperlichen Formen auffallend von seinen Klassenkameradinnen und Altersgenossinnen kontrastierte, das sich selbst nicht darüber klar war, sich ängstlich beobachtete und die mit ihr vorgehenden Veränderungen zu verbergen suchte, um so mehr als ihre Mitschülerinnen sie in der Schule und auf der Strasse deswegen neckten und immer wieder mit Fingern darauf hinwiesen. Sie kam sich wie ausgestossen, wie geächtet vor und reagierte schliesslich mit eigentümlichen hysterisch-sexuell gefärbten Schlafzuständen, in denen sie sich auf einem Schiff nach Amerika fahrend glaubte und sich furchtsam gegen einen Neger verteidigte, der ihr Kind rauben wollte. Ich erinnere mich weiter eines Knaben, der einen anderen Knaben masturbieren sah und, als es bei ihm durch ähnliche Manipulationen zu einem Erguss kam, mit eigentümlichen ticähnlichen Bewegungen und Zwangsvorstellungen erkrankte, die er monatelang zu verbergen verstand, obwohl er beständig in Angst herumging, dass seine Erkrankung doch eines Tages ruchbar werden

müsse, weil er fest überzeugt war, dass irgend ein Organ bei ihm zerrissen oder geplatzt sei.

Nicht die körperlichen Vorgänge an sich sind es, die das Seelenleben der Jugend so gefährden, sondern weitmehr die dauernde nutzlose Beschäftigung mit ihnen, das Grübeln und Zweifeln und alle die vielen inneren Zwiespältigkeiten. Das Kind kann ja, solange ihm Verständnis und Erfahrung fehlt, nicht allein mit all dem Neuen, das auf es eindringt, fertig werden. Es wendet sich an Bücher, die es nicht erfasst, und fällt allzu leicht schlechten Ratgebern in die Hände, da nicht nur eine eigenartige Schamhaftigkeit es hindert, sich an die Eltern, an Angehörige oder Erzieher zu wenden, sondern da meist auch das Gefühl es davon zurückhält, dass zwischen diesen und ihm selbst etwas Unbekanntes trennend steht. Allenthalben drängen sich ja dem reifenden Kind neue Fragen auf. Es würde mich zu weit führen, im einzelnen darauf einzugehen.

Nur auf die religiösen Konflikte will ich noch kurz hinweisen. Es fällt ja in diese Zeit der Reife gewissermaßen auch die Reifeerklärung der Kirche, die Konfirmation. Wie überall Zweifel und Zwiespalt, so auch hier in religiöser Beziehung. Um so schwerer, je gewissenhafter das reifende Kind ist. Es kann nicht mehr wie früher alles gläubig hinnehmen, es kann seine Zweifel nicht mitteilen, aus Furcht, als verworfen angesehen zu werden, es fühlt sich oft selbst als verworfen, glaubt, das Glaubensbekenntnis nicht ablegen zu dürfen, und muss es doch bekennen. Und wenn es mit seinen Zweifeln und Sorgen — auch mit anderen Fragen — sich an Erwachsene wagt, wird es nur zu leicht spöttisch abgewiesen oder auf später vertröstet. Freilich, die Vogel-Strauss-Politik, die hier meist getrieben wird, ist gar einfach. Aber sie rächt sich insofern, als das Verhältnis zwischen Kindern einerseits und Eltern und Erziehern andererseits leidet, als Misstrauen entsteht, da wo Vertrauen herrschen sollte, als den Kindern die Zeit des Reifens, die doch besonders erhebend sein sollte, unnötig schwer gemacht wird.

Wenn wir dem reifenden Kinde mehr Verständnis entgegenbringen, wenn wir den Psychopathen während der Pubertät besonders berücksichtigen — und hier ist es dringend notwendig, nicht zu schematisieren, dringend notwendig, individuell zu behandeln —, so wird dies sicher für alle reiche Früchte tragen, und so manches Unglück, verfehlte Jahre, verfehlte Jugend werden wir verhüten können. Wir haben ja gesehen, dass selbst der moralisch Entartete bildungs-, erziehungsfähig ist. Wenn es nicht gelingt, altruistische Gefühle in dem Psychopathen zum Leben zu bringen, eine Art Pflichtgefühl in ihn hineinzutragen, seinen Willen zu stärken, wenigstens insoweit, dass die Überwindung von Unlustgefühlen ermöglicht wird, oder zum mindesten den Ehrgeiz in ihm zu wecken, so müssen wir eben alle moralischen Hinweise beiseite lassen und auf

intellektuellem Wege versuchen, auf ihn einzuwirken. Wir müssen versuchen, ihm einen Halt zu geben, wenn wir nicht selbst ihm ein Halt sein können. Vielen werden wir helfen können.

Es ist ja auch für den Arzt, das hoffe ich Ihnen gezeigt zu haben, oft nicht leicht, zu entscheiden, ob es sich bei den verschiedenen nervösen und psychischen Erscheinungen der Pubertät um Störungen handelt, die noch als physiologisch angesprochen werden können, ob sie psychopathische Störungen darstellen oder ob bereits eine ernstere Erkrankung im Anzug ist. Jedenfalls muss mit dieser Möglichkeit immer gerechnet werden. Die frühzeitige Untersuchung und Erkennung der Natur dieser Störungen wird allen in gleicher Weise zu gute kommen, und deshalb ist es natürlich auch dringend ratsam, wenn irgendwie besondere Erscheinungen oder Veränderungen bei den Kindern auffallen, möglichst frühzeitig ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Denn wir haben gesehen, dass es vor allem die vielfach missverstandenen nervösen und psychischen Störungen der Pubertät sind, die die Unterschiede verwischen, und dass auch das normale Kind in der Pubertät durch Verständnislosigkeit auf lange hinaus Schaden erleiden kann. Hier verstehend einzugreifen, das heisst helfen, ist die vornehmste Pflicht der Eltern und Erzieher.

Schlussfolgerungen.

Eine der Pubertät eigene oder ausschliesslich durch sie bedingte nervöse oder geistige Erkrankung, eine Pubertätsneurose oder Pubertätspsychose im engeren Sinne, gibt es nicht.

Wohl finden sich aber in der Pubertät auch normalerweise zahlreiche nervöse und psychische Störungen, die vor allem auf affektivem Gebiet sich abspielen und in der gleichen Art, nur in verstärktem Maße, bei Psychopathen vorkommen.

Die Pubertät schafft weiterhin einen günstigen Boden für das Auftreten von nervösen und psychischen Erkrankungen, und so tritt denn auch die Psychopathie gerade in der Pubertät besonders stark in Erscheinung; die Psychopathen zeigen häufig während der Pubertät schwerere nervöse und psychische Veränderungen. Es ist daher berechtigt, von Pubertätskrisen der Psychopathen zu sprechen.

Während die Pubertätsstörungen vor oder wenigstens mit dem Abschluss der Pubertät abklingen, brauchen die Pubertätskrisen der Psychopathen eine längere Zeit zum Ausgleich, weil sie ein von Haus aus minderwertiges Nervensystem treffen. Wir haben es bei Psychopathen häufig mit einer verzögerten und verlängerten Reifeentwicklung zu tun.

Die Pubertät beruht auf Stoffwechseländerungen, die nervösen und psychischen Störungen der Pubertät beruhen auf Stoffwechselstörungen. Man könnte im Sinne neuerer Forschung die Pubertätsstörungen als Folge innerer Selbstvergiftung bezeichnen. Bei den Analogien von Psychopathie und Pubertät liegt die Hypothese nahe, dass entsprechend vielleicht auch der Psychopathie eine Art Selbstvergiftung zugrunde liegt, sei es, dass die psychopathischen Störungen durch eine Vergiftung hervorgerufen werden, sei es, dass ihr Auftreten dadurch begünstigt wird.

Literatur[1]).

G. Anton, Vier Vorträge über Entwicklungsstörungen beim Kinde. Berlin 1908. S. Karger.

G. Anton, Über die Formen der krankhaften moralischen Abartung. Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Langensalza 1912. H. Beyer u. Söhne.

G. Anton, Über krankhafte moralische Abartung im Kindesalter und über den Heilwert der Affekte. Juristisch-psychiatr. Grenzfragen. Halle a. S. 1910. C. Marhold.

A. Cramer, Pubertät und Schule. Leipzig u. Berlin. B. G. Teubner. 1911.

Eulenburg, Schülerselbstmorde. Zeitschrift f. pädagogische Psychologie, Pathologie u. Hygiene. Jahrgang 9, April 1907.

H. Gudden, Pubertät und Schule. München 1911. Otto Gmelin.

Hermann, Grundlagen für das Verständnis krankhafter Seelenzustände beim Kinde. Langensalza 1911. H. Beyer u. Söhne.

A. Kohl, Pubertät und Sexualität. Würzburg 1911. Curt Kabitzsch.

Kraepelin, Psychiatrie. 8. Auflage. Leipzig. Joh. Ambrosius Barth.

Mönkemöller, Die Psychopathologie der Pubertätszeit. Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Langensalza 1912.

Neter, Der Selbstmord im kindlichen und jugendlichen Alter. Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Langensalza 1910.

A. Pick, Über einige bedeutsame Psychoneurosen des Kindesalters. Sammlung zwangloser Abhandlungen aus dem Gebiet der Nerven- und Geisteskrankheiten. Bd. 5, Heft 1. Halle a. S. 1904. Carl Marhold.

O. Pförringer, Affektstörungen bei Psychopathen. Medizinische Klinik. 1913. Nr. 37.

E. Siemerling, Über nervöse und psychische Störungen der Jugend. Berlin 1909. August Hirschwald.

Weygandt, Atlas und Grundriss der Psychiatrie. München 1902. J. F. Lehmann.

Ziehen, Die Geisteskrankheiten des Kindesalters. Berlin 1902/06.

" Psychiatrie. III. Auflage. Leipzig 1908. S. Hirzel.

[1]) Bei den aufgeführten Autoren, besonders bei Anton und Mönkemöller, ausführlichere Literaturangaben.

DRUCK von CARL RITTER, G. m. b. H.
WIESBADEN.

Der Einfluss von

Klima, Wetter und Jahreszeit auf das Nerven- und Seelenleben,

auf physiologischer Grundlage dargestellt.

Von

Dr. med. et phil. **B. Berliner**
Nervenarzt in Berlin-Schöneberg.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1914.

Der Einfluss von
Klima, Wetter und Jahreszeit auf das Nerven- und Seelenleben,

auf physiologischer Grundlage dargestellt.

Von

Dr. med. et phil. **B. Berliner**
Nervenarzt in Berlin-Schöneberg.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1914.

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben

von

Hofrat Dr. L. Loewenfeld in München.

Heft 96.

N. Zuntz

gewidmet.

Inhaltsübersicht.

		Seite
I.	**Die klimatischen Reize und ihre Wirkungsmöglichkeiten**	1
II.	**Die klimatischen Elemente in ihrem Einfluss auf das Nerven- und Seelenleben**	7
	1. Die thermischen Elemente	7
	2. Der Luftdruck	15
	3. Das Licht	18
	4. Luftelektrizität, Radioaktivität, Erdmagnetismus	22
III.	**Das Wetter**	25
	Gewitter	26
	Warme Winde	26
	Barometrische Depressionen (Zyklone)	28
IV.	**Die Klimate**	31
	Nord- und Mitteldeutschland	31
	Nordamerika	31
	Indifferentes Binnenklima, Waldklima und Grosstadtklima	32
	Klimate von geringerer Veränderlichkeit	32
	Tropisches Niederungsklima	33
	Tropisches Höhenklima	35
	Wüstenklima	35
	Hochgebirge	35
	Mittlere Höhenlagen, Alpenvorländer	40
	Seeklima	41
	Polarklima	44
	Subarktische Regionen	45
	Klima und Volksart	46
V.	**Die Jahreszeiten**	47
	Vorfrühling	48
	Hochfrühling	48
	Sommer	51
	Frühherbst	51
	Spätherbst und Winter	52
VI.	**Das Klima als Heilmittel bei Nervenkrankheiten**	53

I.

Die klimatischen Reize und ihre Wirkungsmöglichkeiten.

In den Forschungen über die Physiologie der Klimawirkungen ist die Frage nach den Einwirkungen der klimatischen Reize auf das Nerven-, insbesondere das zentrale Nervensystem in der letzten Zeit in den Mittelpunkt des Interesses gerückt[1]). Man hat wohl zuerst bei der hohen Bedeutung, welche die Lufttemperatur und die Erhaltung der Eigentemperatur des Körpers dieser gegenüber für Leben und Wohlbefinden des Menschen hat, in dem Verhalten des Stoffwechsels die primäre Reaktion des Organismus auf die klimatischen Reize gesucht. Dann aber lehrten exakte Stoffwechseluntersuchungen, die unter völliger körperlicher Ruhe angestellt wurden, dass der Erhaltungsumsatz des Körpers innerhalb weiter Grenzen von der Aussentemperatur unabhängig ist. Der Ruhestoffwechsel ist in den Tropen, in Europa und im arktischen Klima, im Sommer und im Winter, genau der gleiche, die Lebensflamme brennt unter der Wirkung der Kälte nicht lebhafter, als unter der Glutsonne Indiens. Höhere Umgebungswärme wirkt nicht sparend, niedrigere Aussentemperatur nicht befördernd auf den Grundumsatz des Körpers und die der Wärmeregulation dienenden chemischen Vorgänge[2]). Diesen Ergebnissen aber scheinen tausendfältige Erfahrungen zu widersprechen; des Widerspruches Lösung ist die Tatsache, dass der Mensch sich im Wachen nur ganz ausnahmsweise im Zustande völliger Muskelruhe befindet, auf thermische und, wie gezeigt werden soll, auch auf andere meteorische Reize dagegen mit Muskelaktionen reagiert, welche eine mächtige Einwirkung auf den Stoffwechsel haben. Solche Muskelaktionen sind teils reflektorisch, teils triebartig, teils willkürlich, in jedem Falle aber sind sie hervor-

[1]) Zuntz, Beiträge zur Physiologie der Klimawirkungen. I. Allgemeine Gesichtspunkte. Veröffentl. d. Zentralstelle f. Balneologie, Bd. I, H. 5. auch Zeitschr. f. Balneologie, Bd. IV.

[2]) Durig, Physiologische Wirkungen des Höhenklimas. Wiener klin. Wochenschrift 1911, S. 626. — Durig und Zuntz, Zur physiologischen Wirkung des Seeklimas. Biochemische Zeitschr., Bd. 39, 1912, S. 422.

gerufen durch Nervenreizungen, welche den primären Angriff der atmosphärischen Energien auf den Organismus darstellen. Die physiologischen Vorgänge, die sodann durch diese Nervenreize ausgelöst werden, beeinflussen weiterhin den Zustand der nervösen Zentralorgane und führen zu körperlichen und seelischen Reaktionen verschiedenster Art. Die Gesamtheit dieser primären und sekundären Beeinflussungen unseres Nervensystems, soweit sie unserer heutigen Erkenntnis zugänglich sind, soll der Gegenstand dieser Ausführungen sein.

Zum Verständnis der Klimawirkungen ist es notwendig, die Wirkungen des Wetters und, soweit möglich, der einzelnen Wetterelemente in den Kreis der Betrachtungen einzubeziehen. Verstehen wir unter Wetter die Gesamtheit der in einem Zeitpunkte vorhandenen meteorologischen Zustände, so ist das Klima gleichbedeutend mit dem Wetter in seiner zeitlichen Ausdehnung und seiner empirisch regelmäßigen Tages- und Jahresperiodik. Das Klima enthält also zunächst alle Elemente des Wetters; dahinzu kommt als ein spezieller klimatischer Faktor die tägliche und die jahreszeitliche Veränderlichkeit. Es kommt ferner hinzu, dass die verschiedenen Klimate die einzelnen Wetterelemente in verschiedener Intensität und Zusammenstellung enthalten, so dass durch einen Klimawechsel, wenn dieser auch in manchen Fällen für den Zeitpunkt des Wechsels identisch ist, mit einem Wetterwechsel, wie er auch innerhalb des heimatlichen Klimas vorkommt, doch in vielen Fällen das Individuum ganz neuen, dem Heimatklima fremden atmosphärischen Reizen ausgesetzt wird. Das Extrem hält in dieser Hinsicht das Höhenklima, das in dem Faktor der Luftverdünnung ein Element besitzt, das keinem andern Klima und keinem Wetter sonst zukommt.

Das Studium der Wetter- und Klimawirkungen hat daher zurückzugehen auf die Wirkung der einzelnen meteorologischen Elemente. Erst aus der Elementarwirkung kann die Komplexwirkung eines Klimas richtig verstanden werden. Dabei ist natürlich der Weg der Forschung der umgekehrte: von den allein empirisch gegebenen Komplexwirkungen ist zu den nur in der Abstraktion vorhandenen Elementarwirkungen vorzudringen. Sodann sind die Wirkungen der Kombinationen von meteorologischen Elementen, des Wetters, und endlich die der Wetterverhältnisse während längerer Zeitperioden, des Klimas zu betrachten. Die Klimaforschung endlich hat sich zu beziehen 1. auf die verschiedenen Klimate der Erde und 2. auf die verschiedenen Zustände ein und desselben Klimas, welche in den Jahreszeiten zum Ausdruck kommen.

Es ist nun aber ein grosser, oft begangener Irrtum, in den klimatischen Faktoren gleichsam biologische Konstanten (Rubner) erblicken zu wollen, die immer in der gleichen Art auf den Menschen wirken müssten und so, dass jedem Reize eine eigene, von der Wirkung der

andern Reize scharf unterschiedene Wirkung entsprechen müsste. In diesen Irrtum ist unter andern auch Hellpach[1]) verfallen, indem er meint: „Die tonische Wirkung einer Wetterform ist das Ergebnis der tonischen Einzelwirkungen der die Wetterform aufbauenden Wetterelemente. Wir können gleiche tonische Wirkung nur dort erwarten, wo die gleichen Elemente in ungefähr gleichem Verhältnis sich verbinden.“ Das ist nicht zutreffend. Die Erfahrung lehrt, dass die gleichen Wetterformen sehr verschiedene Wirkungen haben können je nach der Einstellung des Individuums, seiner Adaptation an vorhergegangene Reize und dem Grade seiner Akklimatisation, auch nach allgemeineren physiologischen Verhältnissen, wie Lebensalter, Ernährungszustand, Sexualfunktionen u. dgl. Man kann gar nicht genau genug sein Augenmerk auf die begleitenden physiologischen Zustände richten, um Beobachtungsfehlern aus dem Wege zu gehen. Treffend bemerkt Gallus[2]): „Nur zu gern suchte ja der Mensch von alters her in den Dingen zwischen Himmel und Erde, von denen die Schulweisheit nichts sicheres wusste, eine Erklärung für sonst unerklärliche Erscheinungen. Verhältnismäßig geringfügige physiologische Vorgänge können von erheblicherer Wirksamkeit sein, als die grossen Kräfte in der Natur.“ Und weiterhin lehrt die Erfahrung, dass sehr verschiedene Wetterformen gleiche oder ähnliche Effekte erzeugen aus dem einfachen Grunde, weil die Reaktionsmöglichkeiten des Organismus an Zahl weit beschränkter sind, als die klimatischen Reize. Die Kälte und die Luftverdünnung z. B. können ein ganz ähnliches Bild der Lähmung der geistigen Tätigkeit hervorbringen, weil die Unterkühlung des Körpers ebenso die vitale Tätigkeit der Ganglienzellen lähmt, wie der Sauerstoffmangel.

Von den meteorologischen Elementen ist für uns das wichtigste die Temperatur. Ausschlaggebend aber sowohl für unser Temperaturgefühl, wie für die Beeinflussung unseres Wärmehaushaltes ist nicht die thermometrische Lufttemperatur allein, sondern es spielen die gleichzeitigen Verhältnisse der Luftfeuchtigkeit, Luftbewegung und Wärmestrahlung eine sehr wesentliche Rolle. Diese Elemente vereinigen sich immer zu einer Komplexwirkung, und sie werden daher zweckmäßig unter dem Begriffe der thermischen Klimafaktoren zusammengefasst. Oberhalb eines individuell und je nach der Adaptation verschiedenen Indifferenzpunktes der Temperatur, der im allgemeinen zwischen 15 und 20° Celsius liegt, wird jede Zunahme der Luftfeuchtigkeit über einen Mittelwert von 60—70 % hinaus als ein Wärmezuwachs empfunden, weil die durch Wasserverdunstung vom Körper erfolgende

[1]) Willy Hellpach, Die geopsychischen Erscheinungen. Wetter, Klima und Landschaft in ihrem Einfluss auf das Seelenleben. Leipzig 1911. S. 35.

[2]) Gallus, Die allgemeinen Ursachen der Anfallshäufungen innerhalb grösserer Gruppen von Kranken. Epilepsia, Bd. III.

Wärmeabgabe erschwert wird. Feuchte Wärme bezeichnen wir als schwül. Bei kühlen Temperaturen dagegen steigert die Feuchtigkeit die Wärmeabgabe und dadurch die Kälteempfindung, weil feuchte Luft die Wärme besser leitet, als trockene. Solche Luft nennen wir nasskalt. Luftbewegung fördert stets die Wärmeabgabe, durch Begünstigung sowohl der Wärmeleitung, wie der Verdunstung. Die Wärmestrahlung der Sonne dagegen kann dem Körper soviel Wärme zuführen, dass wir in hohen Bergregionen bei Temperaturen unter dem Gefrierpunkte ungestraft im Schnee lagern können. Endlich steht dem Körper zur Entwärmung noch die Ausstrahlung von Wärme an kühlere Gegenstände der Umgebung oder in den freien Luftraum zur Verfügung.

Der Luftdruck oder die Dichte der Atmosphäre kommt für die Physiologie in zweifacher Hinsicht in Betracht: einmal als das mit bestimmtem Gewichte auf jeder Flächeneinheit der Körperoberfläche lastende allgemeine Medium, also mechanisch, und zweitens als Maß für das Vorhandensein respirablen Sauerstoffes, d. h. chemisch. Nach dieser letzteren Richtung ist der Luftdruck das wichtigste Element für die Physiologie des Höhenklimas. In mechanischer Beziehung interessieren nur die Veränderungen des Luftdruckes, und hier ist zu unterscheiden zwischen den groben barometrischen Schwankungen und feineren oszillatorischen oder stossförmigen Erschütterungen des Luftdruckes, welche die barometrischen Schwankungen zu begleiten pflegen bzw. ihnen vorhergehen, und die mit dem Variometer oder Variographen gemessen werden [1]).

Ein physiologisch überaus wichtiges Wetterelement ist das Licht. An der Sonnenstrahlung muss für die physiologische Betrachtung unterschieden werden zwischen der Wärmestrahlung, die zu den thermischen Wetterelementen zu rechnen ist, der optisch wirksamen Helligkeitsstrahlung und der chemisch wirksamen kurzwelligen, hauptsächlich ultravioletten Strahlung. Die von Dorno [2]) erfolgreich inaugurierten

[1]) Rosenbach, Beobachtungen und Experimente am Variometer. Meteorolog. Zeitschr. 1897, S. 201. — F. v. Hefner-Alteneck, Über einen Apparat zur Beobachtung und Demonstration kleinster Luftdruckschwankungen (Variometer). Verh. d. Physik. Ges. zu Berlin, 29. November 1895. — Frankenhäuser, Über die Wirkung der Zyklonen (barometrischen Minima) auf das Allgemeinbefinden. Zeitschr. f. physikal. u. diätet. Therapie, Bd. 16, S. 717. — W. Schmidt, Beobachtung und Analyse rascher Luftdruckschwankungen. Sitzungsberichte der Wiener Akad. der Wissenschaften, Math.-naturw. Klasse, Bd. 118, Abt. IIa, II. Halbband, S. 885, 1909. — Ders., Aufzeichnung kurzdauernder Luftdruckschwankungen. Meteor. Zeitschr. 1909, S. 414. — Behre, Das Klima von Berlin, Berlin 1908, S. 102 f.

[2]) C. Dorno, Studie über Licht und Luft des Hochgebirges, Braunschweig 1911. — Ders., Vorschläge zum systematischen Studium des Licht- und Luftklimas der den deutschen Arzt interessierenden Orte, gegründet auf ausgedehnten, im Hochgebirge angestellten Beobachtungen. Veröffentl. d. Zentralstelle f. Balneologie, Bd I, Heft 7, auch Zeitschr. f. Balneologie, Bd. V, 1912.

subtilen physikalisch-meteorologischen Untersuchungen sind vielleicht berufen, weiterhin befruchtend auf die physiologische Klimaforschung einzuwirken. Nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse können wir uns mit der obigen Einteilung begnügen.

Wenig bestimmtes wissen wir heute über physiologische Wirkungen der Luftelektrizität, der Radioaktivität der Luft und des Erdmagnetismus. Über die physikalischen Eigenschaften dieser Elemente sei auf die zuständige meteorologische Literatur verwiesen[1]).

Nicht zu unserem Thema gehören die Wirkungen der Landschaftsbilder auf unsere Vorstellungswelt. Wir verstehen hierunter die auf Objekte der Aussenwelt bezogenen Wahrnehmungen mit den ihnen anhaftenden höheren ästhetischen und ethischen Gefühlskomplexen. Dagegen rechnen wir alle auf den Zustand der eigenen Person bezogenen Sinnesempfindungen, so insbesondere die Empfindungen der Wärme und Kälte usw., zu den eigentlichen klimatischen, von Hellpach sogenannten tonischen Einflüssen. Wir befinden uns hier nicht ganz in Übereinstimmung mit Hellpach, der diese letztgenannten Empfindungen als „landschaftliche Erregungen der Hautsinne" bezeichnet. Es ist zuzugeben, dass die Unterscheidung zwischen tonisch-klimatischen und landschaftlichen Einwirkungen im Einzelfalle schwierig sein kann. Im Prinzip müssen aber die sensiblen Erregungen der Hautnerven und, wie gezeigt werden soll, selbst ein Teil der optischen Perzeptionen wegen ihrer reizauslösenden Bedeutung für tiefgreifende physiologische Vorgänge zu den tonischen Klimaeinflüssen gerechnet werden.

Auf welchen Wegen wird nun unser Nervensystem von den klimatischen Reizen affiziert?

Es sei hier nur eine allgemeine Übersicht vorausgeschickt, die in den folgenden speziellen Kapiteln im einzelnen erläutert werden wird. Es sind zu unterscheiden:

1. primäre Erregungen peripherer zentripetaler Nerven, insbesondere der Hautsinnesnerven, doch ist auch ein Teil der optischen Perzeptionen hierher zu rechnen;

2. primäre vasomotorische und chemische Einwirkungen auf äussere Körperteile (speziell Lichtwirkungen), auf das Blut und fortgeleitet auf die tieferen Organe, insbesondere die nervösen Zentralorgane (speziell Veränderungen der Atmungsluft); abnorme primäre Beeinflussungen des Stoffwechselchemismus durch inadäquate Temperaturen bei Insuffizienz der Wärmeregulation (Hitzschlag, Sonnenstich, Erfrierung);

[1]) Mache und v. Schweidler, Die atmosphärische Elektrizität. Braunschweig 1909. — Reichel, Beobachtungen über Luftionisation. Denkschr. d. Wiener Akad. d. Wissensch., Math.-naturw. Klasse, Bd. 86, 1909.

3. sekundäre, durch die Nervenreize unter 1 ausgelöste vasomotorische, chemische und motorische Vorgänge als Anpassungs- und Abwehrreaktionen des Organismus und die dadurch bedingten Zustände des Zentralnervensystems;

4. sekundäre sensible Erregungen, als Folgen der vorgenannten Reaktionen;

5. assoziative Rückwirkungen dieser letzteren sensiblen Erregungen auf den Ablauf seelischer Vorgänge.

Aus diesem allgemeinen Umriss ist ersichtlich, dass die klimatischen Beeinflussungen des Nervensystems überall aufs innigste mit den physiologischen Vorgängen im Gesamtorganismus verbunden sind und ohne diese nicht verstanden werden können.

Den Hauptteil unserer Materie bilden die Beeinflussungen seelischer Vorgänge. Zum Teil setzen die physikalischen Reize sich bereits in der Hautsensibilität in psychische Werte um. Dazu kommen die unter 4 genannten sekundären sensiblen Erregungen, als deren bekannteste Repräsentanten hier nur die neuralgischen und rheumatischen Schmerzen bei Witterungswechsel genannt seien. Alle diese sensiblen Vorgänge können bewusst sein, bis zu dem Grade, dass sie die Bewusstseinslage völlig beherrschen. Sie können aber auch im einzelnen unter der Schwelle der Wahrnehmung bleiben, gleichwohl aber das körperliche Gemeingefühl sehr erheblich, sowohl nach der Lust- wie nach der Unlustseite hin beeinflussen. Die Bedeutung des Gemeingefühles für unsere ganze seelische Verfassung und Leistungsfähigkeit scheint eine recht grosse zu sein. Die bedeutsamsten seelischen Einflüsse aber resultieren aus den Zustandsänderungen, die das Grosshirn durch die chemischen und vasomotorischen Einwirkungen erfährt. Hier wird weniger die inhaltliche Seite unseres Seelenlebens betroffen, als vielmehr die formale, die Dynamik des seelischen Geschehens, wie die Leistungen der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses, die psychomotorische Aktivität, die Assoziationstätigkeit usw.

Über die Mittel und Wege, die uns zur Kenntnis dieser seelischen Wetter- und Klimawirkungen gelangen lassen, sowie über die allgemeine Methodik der physiologischen Klimaforschung verweise ich auf meine Abhandlung: „Einige Richtlinien der klimatopsychologischen Forschung". Zeitschr. f. Balneologie, Bd. VI, S. 7, 1913, woselbst weitere Literatur verzeichnet ist.

II.

Die klimatischen Elemente in ihrem Einfluss auf das Nerven- und Seelenleben.

1. Die thermischen Elemente.

Die Empfindungen des Warmen und Kalten beruhen auf Erregungen der temperaturempfindenden peripheren Nervenapparate. Aber bei dieser anscheinend so einfachen psychophysiologischen Tatsache stehen wir bereits vor einem der verwickeltesten Probleme der Klimatophysiologie. Nur zum Teile sind die Temperatursinneserregungen primäre Reizwirkungen der physikalischen Energien auf die perzipierenden Nervenendorgane. Zum anderen Teile sind sie Indikatoren für den Eigenzustand der im Dienste der Wärmeregulation tätigen Hautorgane, insbesondere der Blutgefässe der Haut und der Schweissdrüsen[1]). Dadurch sind schon die anscheinend primären Temperaturempfindungen zu einem Teile zu den oben unter 4 genannten sekundären, durch reaktive vasomotorische und chemische Vorgänge ausgelösten sensiblen Erregungen zu rechnen, und beide Arten sind untrennbar miteinander verknüpft. Die Temperaturempfindungen sind die Vorposten der Wärmeregulation in doppeltem Sinne: sie geben dem Körper Signale über die Angriffe der thermischen Wetterfaktoren, und sie erstatten Meldung darüber, mit welchem Erfolge der Organismus den Angriffen begegnet ist. Denn die Wärmeempfindung — als elementare Empfindung ohne die begleitenden Vorstellungskomplexe betrachtet — ist ganz dieselbe, wenn man bei niedriger Wintertemperatur sich warm gearbeitet hat, oder wenn man ruhig im warmen Zimmer sitzt. Im ersteren Falle werden die wärmeempfindlichen Endorgane durch die Wärme des sie umspülenden Blutes erregt, welches zum Zwecke vermehrter Wärmeabgabe reichlich in die Haut tritt, im zweiten Falle wirkt vorwiegend der äussere Temperaturreiz.

Zu den sekundären sensiblen Erregungen sind auch diejenigen Empfindungen zu zählen, die sich auf die erschwerte oder erleichterte

[1]) Über die physikalische und chemische Wärmeregulation vgl. Rubner. Die Wärme. Handbuch der Hygiene von Rubner, Gruber u. Ficker, Bd I. 1911.

Wasserverdunstung von der Haut und den Schleimhäuten der Atmungsorgane beziehen, und die für die Wahrnehmung der Luftfeuchtigkeit und die Empfindung der Schwüle maßgeblich sind[1]). Namentlich die Schleimhaut der Nase und des Rachens besitzt eine feine Empfindlichkeit für die Luftfeuchtigkeit oder -trockenheit, die aber nicht eine primäre Sinneswahrnehmung ist, sondern durch den Grad der Wasserverdunstung von der Schleimhaut bedingt ist.

Diejenige Temperatur, die wir, soweit es in unserer Macht steht, uns immer künstlich herzustellen streben, die normale Zimmertemperatur — gewöhnliche Kleidung vorausgesetzt — empfinden wir als indifferent. Sie wird als „behaglich“ empfunden, sobald vorher besondere Anforderungen an den Wärmehaushalt entweder im Sinne der Wärmeretention und Wärmebildung oder im Sinne der Entwärmung gestellt worden waren, der Aufenthalt in der Normaltemperatur also den wärmeregulierenden Organen ein Ausruhen gestattet. Dieses Behaglichkeitsoptimum der Temperatur ist je nach der physischen und psychischen Einstellung auf die allgemeine Reizlage nicht unerheblichen Schwankungen unterworfen. So finden wir im Winter eine Zimmertemperatur von 22° Celsius selbst bei grosser Trockenheit der Luft unerträglich, während uns die gleiche Temperatur im Sommer behaglich kühl erscheint. Humboldt und seine Begleiter konnten in den Tropen bei 21,8° Lufttemperatur vor Frost nicht schlafen, und von den Negern in Gombé wird berichtet, dass sie bei 22° ihre Hütten mit Kohlenfeuern heizen, um sich gegen die Kälte zu schützen[2]).

Schon eine mäßige Zunahme der Temperatur über den jeweiligen Indifferenzpunkt oder eine Erschwerung der Wärmeabgabe durch höhere Luftfeuchtigkeit verursacht uns ein Gefühl des Unbehagens, der Müdigkeit, eine geistige Erschlaffung, eine Erschwerung des Denkens, der Fähigkeit zur Konzentration, eine Einengung unseres Bewusstseinsfeldes, die bei hoher Wärme in eine ausgesprochene Apathie übergehen kann. Die physiologische Erklärung dieser grob empirischen Tatsache verursacht heute noch sehr grosse Schwierigkeit. Man kann zunächst an vasomotorische Vorgänge denken und sich etwa vorstellen, dass durch die Blutüberfüllung der Haut, die stets eintritt, wenn die Wärmebildung im Körper den Bedarf übersteigt und deshalb eine erhöhte Wärmeabgabe erforderlich ist, dem Gehirne Blut entzogen wird. Durch neuere Untersuchungen, die aber noch recht widersprechend sind[3]), wird diese Annahme nicht sonderlich gestützt. Eher könnte man vielleicht ein

[1]) v. Dalmady, Die klimatologische Berechnung der Schwüle. Zeitschr. f. Baln., Bd. V, S. 409.

[2]) Hann, Handbuch der Klimatologie, 3. Aufl., 1910, Bd. II, S. 25.

[3]) Vergl. das Sammelreferat von Hirschfeld, Die Beeinflussung der Hirngefässe durch chemische, physikalische und psychische Reize. Zeitschr. f. d. gesamte Neurol. u. Psychiatr. Referate, Bd. IV, S. 209.

gewisses Bangigkeitsgefühl, das bei feuchter Wärme auftritt und mit stärkerem Schweissausbruch verfliegt[1]), auf eine Beeinflussung der Herztätigkeit — analog der Angst bei Angina pectoris — beziehen. Man hat ferner daran gedacht, dass bei erschwerter Schweissverdunstung infolge hoher Luftfeuchtigkeit eine „Schweissstauung" in den Schweissdrüsen stattfinden könnte[2]). Daran ist sicher richtig, dass das Haftenbleiben flüssigen Schweisses auf der Haut das Gemeingefühl im Sinne eines allgemeinen Unbehagens beeinflusst. Ob auch die chemischen Eigenschaften des Schweisses verändert werden und etwa eine Retention oder eine Bildung toxisch wirkender Stoffe stattfindet, ist eine Frage, für deren Beantwortung zurzeit die Unterlagen fehlen, die aber gestellt werden muss. Ob überhaupt schon bei geringeren, das Wärmegleichgewicht nicht störenden Temperatureinwirkungen toxische Stoffwechselprodukte im Körper auftreten, wie dies von der Hitzschlagerkrankung bekannt ist, ist bisher nicht erwiesen. Als sicher darf aber folgendes angesehen werden: im Stoff- und Kraftwechsel ist nicht das ökonomische Prinzip des geringstmöglichen Energieaufwandes vorherrschend, sondern der zur Aufrechterhaltung der Gesundheit und des Wohlbefindens nötige Energieumsatz übertrifft das lebensnotwendige Minimum fast dauernd um ein sehr erhebliches. Nur im tiefsten Schlafe befindet sich der Mensch in dem Zustande, in dem allein der Erhaltungsumsatz in Frage kommt, und deshalb haben die Untersuchungen über die Grösse des Erhaltungsumsatzes bei gewollter völliger Muskelruhe unter klimatischen Einflüssen bisher ein negatives Resultat gehabt und werden es voraussichtlich auch in Zukunft haben. In Wirklichkeit müssen dauernd grössere Energie- d. h. Wärmemengen umgesetzt werden, der Mensch muss seine Organe und seine Kräfte betätigen, andernfalls wird zum mindesten das seelische Wohlbefinden und die geistige Leistungsfähigkeit (als die empfindlichsten Lebensfunktionen) gestört. Und wenn bei Einwirkung höherer Aussentemperatur die Wärmeabgabe erschwert ist, so wird der Körper gezwungen, die Wärmebildung, d. h. den Energieumsatz unter das Maß, auf welches er vorher eingestellt war, herabzumindern. So ist es nicht sonderlich hypothetisch, anzunehmen, dass dadurch in besonderem Maße die hochempfindlichen zentral-nervösen Energien im Sinne einer Abschwächung betroffen werden.

Dahinzu kommt aber wohl als wichtigstes ein rein psychologisches Moment. Die Herabminderung der Wärmebildung erfolgt durch instinktives Unterdrücken aller entbehrlichen Körperbewegungen und durch Erschlaffung der Muskulatur. Damit entfällt ein grosser Teil zentripetaler Muskel- und Bewegungsempfindungen, welche in engster

1) Rubner, Die Lehre vom Kraft- und Stoffwechsel. Handb. d. Hygiene von Rubner, Gruber u. Ficker, Bd. I, S. 73.

2) Rubner, Die Wärme, ebenda S. 578.

assoziativer Verknüpfung mit Vorstellungen, Gefühlen und Willensakten stehen. So wie ein Willensakt oder ein aktiver Affekt mit einer Anspannung von Muskeln im Sinne der Ausdrucksbewegungen einhergeht, so fliessen auch umgekehrt der Willenstätigkeit von den Muskelempfindungen her zentripetale Impulse zu, und eine Hemmung dieser Impulse durch Einschränkung der Muskelaktionen hemmt zugleich die seelische Aktivität. Auf diesem Prinzip beruht zum grossen Teile auch der beruhigende Einfluss warmer Bäder oder der Bettruhe oder feuchter Einpackungen bei psychischen Erregungszuständen.

Gegenüber dieser empirisch bekannten Wärmewirkung bereitete mir das Experiment eine gewisse Überraschung. Bei experimentalpsychologischen Untersuchungen, die ich im Jahre 1911 an Schulkindern über die Wirkung des Seeklimas anstellte [1]), wobei unter anderm die Rechengeschwindigkeit nach Kraepelin und die Aufmerksamkeit mit einer einfachen Gedächtnismethode geprüft wurde, ergab sich an heissen schwülen Sommernachmittagen, an denen die Kinder klagten, sie seien wegen der Hitze so müde und könnten nicht rechnen, dass tatsächlich das Quantum der Arbeitsleistung ganz auffällig gesteigert, ja sogar maximal war. Zur Erklärung dieser Erscheinung kommen 3 Möglichkeiten in Betracht: 1. die Kinder haben sich gegenüber den stärkeren inneren Widerständen um so grössere Mühe gegeben und haben die Erschwerung überkompensiert; 2. könnte man sagen, die Hitze wirke gerade so wie ein Gift oder Toxin, das in kleinen Dosen erregend, erst in grösseren Dosen lähmend wirkt; und 3. ist es denkbar, dass die gesteigerte Rechenleistung gerade der Ausdruck einer herabgesetzten Gehirntätigkeit ist, insofern nämlich übergeordnete hemmende Impulse seitens der apperzeptiven Tätigkeit in Wegfall gekommen sind und die durch Übung stark mechanisierte assoziative Funktion des Rechnens dadurch gefördert wurde. Auch für diese dritte Auffassung lassen sich Analoga aus der Pharmakopsychologie heranziehen [2]). Eine gewisse, wenn auch noch nicht vollkommene Klärung der Frage brachte die gleichzeitige Prüfung der Aufmerksamkeit, die meist herabgesetzt war. Damit gewinnt der dritte Erklärungsgrund am meisten an Wahrscheinlichkeit, dass nämlich die höchststehenden Gehirnfunktionen, deren Ausdruck die Aufmerksamkeit ist, unter der Hitzewirkung am meisten gelitten haben, und, dass im Zustande einer herabgesetzten Bewusstseinshöhe eine so

---

[1]) B. Berliner, Beiträge zur Physiologie der Klimawirkungen. IV. Experimentalpsychologische Untersuchungen über die Wirkung des Seeklimas. Veröffentl. d. Zentralstelle f. Balneol., Bd. II, H. 1, auch Zeitschr. f. Balneol., Bd. VI, S. 246.

[2]) Münsterberg (Beiträge zur Psychologie, Heft 4, Freiburg 1892) fand unter Bromwirkung eine Beschleunigung des Addierens, und Loewald (Kraepelins Psychologische Arbeiten, Bd. I) stellte eine Erschwerung der Aufmerksamkeitstätigkeit fest und bezieht die Erleichterung der Rechenarbeit auf eine Ausschaltung innerer Hindernisse, die sonst durch ablenkende Einflüsse die Arbeit beeinträchtigen.

mechanische Arbeitsleistung, wie der Kraepelinsche Rechenversuch, leichter von statten geht: also eine psychomotorische Erregung infolge Abschwächung oder Wegfalles apperzeptiver Hemmungen.

Bei höheren Wärmegraden, insbesondere bei gleichzeitiger hoher Feuchtigkeit, und wenn durch stärkere Muskelarbeit eine erhöhte Wärmebildung stattfindet und dabei dicke Kleidung und ungenügendes Trinken die Entwärmung des Körpers verhindern, kann die Wärmeregulation insuffizient werden, es kommt zur Wärmestauung und Erhöhung der Körpertemperatur. Nun aber erfährt nicht mehr die chemische Wärmebildung durch regulierende Nerveneinflüsse eine Herabminderung, sondern im Gegenteil: unter der höheren Eigenwärme erfahren die Verbrennungsprozesse im Körper eine Beschleunigung, der Stoffwechsel steigt rapide, die Körpertemperatur nimmt erst recht weiter zu, giftige Stoffwechselprodukte überschwemmen das Blut, die Nieren vermögen dieselben infolge Wassermangels nicht auszuscheiden, die vorher ad maximum angestrengten Schweissdrüsen versagen den Dienst infolge Lähmung der sekretorischen Nerven, und mit dem Versagen der Schweissekretion ist die Katastrophe besiegelt. Die Körpertemperatur steigt weiter, und unter der inadäquaten Blutwärme und den giftigen Produkten des pathologischen Stoffwechsels erleiden die nervösen Zentralorgane jene schwere und oft tödliche Funktionsstörung, die als Hitzschlag bekannt ist. Das Bild des Hitzschlages ist ein ziemlich mannigfaltiges, anscheinend je nach der Individualität der betroffenen Gehirne. Neben komatösen und epileptoiden Formen sieht man psychische Erregungszustände, Delirien, Tobsuchtsanfälle, exzitierte Dämmerzustände mit Selbstmordneigung, sowie organische Herderkrankungen. Im übrigen sei auf die Spezialliteratur verwiesen [1]).

Dem Hitzschlag im klinischen Bilde ähnlich und häufig mit ihm kombiniert ist der Sonnenstich, der auf lokaler Überwärmung der Hirnrinde durch strahlende Wärme beruht. Die Hirnfunktion wird teils durch die direkte thermische Noxe, teils durch reaktive Hyperämie und seröse Durchtränkung der Hirnhäute gestört. Im übrigen sei auch hier auf die Spezialliteratur verwiesen [2]).

---

1) Besonders: Steinhausen, Die klinischen und ätiologischen Beziehungen des Hitzschlages zu den Psychosen und Neurosen. v. Leuthold-Gedenkschrift, Bd II, 1906. Hier reichlich Literatur. Ferner: Hiller, mehrere Arbeiten in der Deutschen militärärztlichen Zeitschr., Bd. 40 und 41; Deutsche med. Wochenschr. 1913 Nr. 25 und: Der Hitzschlag auf Märschen, Berlin 1902.

2) Marchand, Die thermischen Krankheitsursachen. Handb. d. allgem. Pathol. von Krehl u. Marchand, Bd. I, 1908. — P. Schmidt, Experimentelle Beiträge zur Frage der Entstehung des Sonnenstiches. Arch. f. Hygiene, Bd. 65, 1908. — P. Schmidt, Über Sonnenstich und über Schutzmittel gegen Wärmestrahlung. Arch. f. Hyg., Bd. 47, 1903. — H. Aron, Experimentelle Untersuchungen über die Wirkung der Tropensonne auf Mensch und Tier. Berliner klinische Wochenschr. 1911, Nr. 25.

Nur in diesen pathologischen Fällen der Überwärmung sehen wir die Wärme primär auf den Körperchemismus einwirken und zwar in durchaus unzweckmäßiger, das Leben gefährdender Weise nach dem Gesetze, dass im Körper aller Lebewesen die Materie sich proportional der Temperatur oxydiert (Pflüger). Sonst wird der Stoffwechsel durch Wärmereize nur sekundär durch nervöse Regulationsmechanismen beeinflusst.

Wie die Wärmeempfindung, so ist auch die Kälteempfindung keineswegs das eindeutige Produkt der Reizung der kälteperzipierenden Nervenelemente durch die betreffenden physikalischen Energien, sondern auch hier ist der Eigenzustand der Haut und ihrer Organe, die im Dienste der physikalischen Wärmeregulation stehen, mitbestimmend. Von pathologischen Fällen, wie dem Fieberfrost, sehen wir hier natürlich ab. Der Körper verteidigt sich gegen die Wärmeentziehung zunächst mit einer Konstriktion der peripheren Blutgefässe. Die Haut wird blutarm und kühl, und die Kälteempfindung wird zunächst gesteigert. Bis zu einer gewissen Grenze kann so die Normaltemperatur im Innern des Körpers aufrecht erhalten werden, ohne dass die chemische Wärmeregulation in Tätigkeit zu treten braucht. Wird, wie in Versuchen von Loewy u. a.[1]) die chemische Wärmeregulation durch gewollte absolute Muskelruhe künstlich hintangehalten, so erweist sich die physikalische Regulation als sehr leistungsfähig. Sofern nicht unwillkürliche Muskelbewegungen, wie Zittern und dergl., die Absicht des Experimentators durchkreuzen, so tritt eine vermehrte Wärmebildung nicht ein. Schliesslich aber sinkt die Körpertemperatur und gleichzeitig erfahren die Verbrennungsprozesse im Körper eine Verminderung wegen des langsameren Ablaufes der Oxydationen bei niedrigerer Temperatur. Sieht man von diesen künstlichen Bedingungen ab, so wird in Wirklichkeit die physikalische Wärmeregulation niemals bis an ihre äusserste Grenze ausgenutzt, sondern der Kältereiz löst reflektorisch oder triebartig, oder auf dem Wege bewusster Willkür Muskelaktionen aus, welche die Wärmebildung im Körper ansteigen lassen. Rubner und seine Schule lehren zwar, dass die chemische Wärmeregulation, auch ohne dass es zu eigentlichen Muskelbewegungen kommt, durch nervöse Einflüsse auf den Stoffumsatz in Aktion versetzt werde, während Zuntz, Loewy u. a. eine vermehrte Wärmebildung ohne Muskeltätigkeit nicht anerkennen. Dieser Streit bedeutet für die Klimaforschung eine falsche Fragestellung. Es kommt nicht darauf an, wie sich der Stoffwechsel bei Muskelruhe verhält, sondern darauf, ob überhaupt Muskelruhe vor-

[1]) Loewy, Einfluss der Abkühlung. Arch. f. d. ges. Physiologie, Bd. 46, S. 189. — Speck, Abkühlung, Lichtwirkung und Stoffwechselbeschleunigung. Therapie d. Gegenwart, 1901, Heft 11.

handen ist. In Wirklichkeit reagiert der gesunde Mensch unter normalen, d. h. nicht experimentellen Bedingungen auf einen Kältereiz stets mit Muskelanspannung und dadurch mit vermehrter Wärmebildung, auch wenn er theoretisch noch imstande wäre, die Abkühlung lediglich vasomotorisch zu kompensieren. Aus dieser Tatsache heraus kann allein die Wirkung der Kälte auf unser Nervensystem richtig verstanden werden.

Wenn der Sprachgebrauch eine leichte Abkühlung als „frisch“ oder „erfrischend“ bezeichnet, so ist damit schon der psychophysiologische Tatbestand dieser motorischen Reaktion gekennzeichnet: der Kältereiz wirkt stimulierend, erstraffend auf die Muskeltätigkeit, schafft damit erhöhte Aktionsgefühle und assoziativ eine Erstraffung der Willenstätigkeit und eine Anregung der psychischen Aktivität. Daher rührt die Lustbetonung der „Erfrischung“. Bei grösserer Intensität indessen oder längerer Dauer der Kälteeinwirkung geht diese Erstraffung in Ermüdung über. Zwar die Muskeln arbeiten weiter, aber ihre erzwungene Tätigkeit schafft Unlust und Erregung. Das Grosshirn ermüdet und zwar aus demselben Grunde, wie nach körperlicher Arbeit. Stoffwechselprodukte wirken teils lähmend, teils erregend auf die Ganglienzellen ein. Es erlahmen zuerst diejenigen Ganglienzellen, die der apperzeptiven Funktion dienen. Die Bewusstseinshöhe lässt nach, und durch den Wegfall übergeordneter hemmender Funktionen kommt es zu einer unruhevollen psychomotorischen Erregung, die höchst peinlich werden kann. Dieser Zustand tritt umso eher ein, je mehr der Körper ermüdet ist, also besonders nach Anstrengungen und Nachts. Der Schlaf oder überhaupt ein Ausruhen wird schon durch eine verhältnismäßig geringe dauernde Kälteeinwirkung unmöglich gemacht. Es ist mir gelungen, diesen Zustand der psychomotorischen Erregung mit herabgesetzter Bewusstseinshöhe unter Einwirkung kühlen Wetters im Experiment festzuhalten. Es zeigte sich bei den oben erwähnten Kindern eine Steigerung der muskulären Arbeitsleistung als Ausdruck der stärkeren Innervation der Muskeln, daneben eine zum Teil sehr erhebliche Steigerung der Rechengeschwindigkeit beim Kraepelinschen Versuch und eine Herabsetzung der Aufmerksamkeitsleistung. Diese beiden geistigen Leistungen verhielten sich also ebenso, wie einigemal unter Hitzewirkung, ein weiterer Hinweis darauf, dass eine Wetterwirkung nicht aus dem meteorologischen Reize allein, sondern weit mehr noch aus der Reaktionsweise des Körpers auf denselben zu verstehen ist.

Bei längerer intensiver Kälteeinwirkung erlahmen auch die niederen psychischen Funktionen, die Erregung geht in Apathie über. Endlich erlahmt auch die Muskelinnervation, die Körpertemperatur sinkt, und progressiv damit sinkt der Stoffwechsel und die weitere Möglichkeit der Wärmebildung. Die inadäquate Bluttemperatur lähmt die Tätigkeit

der nervösen Zentralorgane, ein tiefer Schlaf stellt sich ein, der unmittelbar zum Tode überführen kann. Der Erfrierungstod ist nicht bedingt durch ein Gefrieren der Körperflüssigkeiten, sondern er tritt durch diese zentrale Lähmung schon bei einer verhältnismäßig geringen Unterkühlung des Körpers ein. Es wird berichtet, dass dem Erfrierungstode ein Stadium völliger Apathie und Willenlosigkeit vorangeht, so dass Personen, noch bei wachem Bewusstsein und in voller Erkenntnis der drohenden Gefahr, aber schon alles Selbsterhaltungstriebes und aller Todesfurcht beraubt, sich in den Schnee werfen und trotz Drohungen oder Beschwörungen erklären, liegen bleiben zu wollen, bis sie einschlummern und nicht mehr erwachen. Indessen kommen reine Formen des Erfrierungstodes wohl nur sehr selten zur Beobachtung. Meist handelt es sich um Komplikationen mit Hunger, Erschöpfung, Alkoholismus, Infektionskrankheiten u. dgl.

Bei der Unterkühlung des Körpers sehen wir also, analog wie beim Hitzschlag, eine primäre Einwirkung der Kälte auf den Lebenschemismus; primär aber auch nur in diesem einen Falle. Alle anderen Kältewirkungen sind sekundäre vasomotorische, muskuläre und stoffwechselchemische Reflexe, bzw. zerebral bedingte Reaktionen, auf den von der Körperoberfläche perzipierten zentripetalen Kältereiz nebst den durch diese Reaktionen bedingten Haut- und Muskelempfindungen und den assoziativen Rückwirkungen der letzteren auf seelische Vorgänge.

Die Kälteeinwirkung wird begünstigt durch den Wind, der durch den gleichzeitigen taktilen Reiz stets in besonderem Maße erregend wirkt. Insbesondere ein starker und stossweise wehender Wind, der durch die Inkonstanz des Reizes immer erneute Einstellreaktionen seitens des Organismus verlangt, der zudem besondere Muskelanstrengungen durch das Ankämpfen gegen den Luftstrom erfordert, wirkt in hohem Grade ermüdend und dabei erregend, aufreizend. Die intensiven Hautreize, zu denen sich noch Gehörsreize gesellen, nehmen die Aufmerksamkeit einseitig in Beschlag, der Kreis der Gedanken engt sich ein, und dadurch pflegt die Stimmung leicht die Färbung der unlustvollen Erregung oder Gereiztheit anzunehmen. Insbesondere nervöse Personen vertragen daher den Wind sehr schlecht.

Der periphere sensible Kältereiz braucht, um die beschriebenen Reaktionen auszulösen, nicht notwendig bewusst zu sein. Auch Reize, die unter der Schwelle der Wahrnehmung liegen, können ganz die gleichen Wirkungen ausüben. Rubner[1]) zeigte, dass selbst geringfügigste Luftströmungen, die weder für unsere Haut, noch für die gebräuchlichen Instrumente wahrnehmbar waren, physiologische Effekte herbeiführten, die ganz der gröberen Kälteeinwirkung entsprachen. Nach längerer

1) Rubner, Über insensible Luftströmungen. Archiv für Hygiene 50. 1904.

Einwirkung führten sie durch Summation der Reize zu einem Gefühl der Kälte, ohne dass die Versuchsperson recht wusste, woher dieses rührte, mehr zu einer undefinierbaren Beeinflussung des Gemeingefühles nach der Richtung der Kältewirkung. Auf solchen feinen Luftströmungen mag zum grössten Teile der Empfindungscharakter und die Wirkung der „frischen Luft" bei Windstille beruhen. Auch durch Ausstrahlung von Wärme an kalte Mauern u. dgl. können ähnliche „insensible" Kälteeinwirkungen entstehen, die vielleicht für die Erklärung mancher „Erkältung" von Bedeutung sind. Diese unterschwelligen sensiblen Reize bilden für die physiologische Klimaforschung ein ganz besonderes Problem.

2. Der Luftdruck.

Über primäre sensible Einwirkungen des Luftdruckes ist nur wenig bekannt. Was wir in Höhenregionen als „leichte Luft" empfinden, ist nicht eine Wahrnehmung der Luftschwere, sondern ein Komplex thermischer und taktiler Empfindungen. Die Vereinigung und die vielfachen Kontraste von kühler und bewegter Luft mit starker Wärmestrahlung und den verschiedenartigen, örtlich sehr wechselnden lokalen Strahlungen und Luftströmungen, die auf ungleicher Erwärmung der festen Gegenstände und der Luft beruhen, bewirken meistens die Illusion der „leichten Luft", die man ebensogut wie im Gebirge auch am Meeresstrande haben kann.[1]) Sehr bekannt ist diese „Höhenluft" z. B. auch auf der bayerischen Hochebene, wenn vom Gebirge her kalte Winde in die sonnenwarme Landschaft wehen, und sie ist der wichtigste Bestandteil des überaus anregenden Klimas dieser Gegend. Die leichte, gehobene Stimmung wird auf die Luft übertragen, und dies sogar am meisten — wegen der übrigen Eigenschaften des Wetters — bei sehr hohem Barometerstande. Dass im Gebirge unter sonst ähnlichen Wetterbedingungen das Barometer eine verminderte Luftschwere anzeigt, kann als ein rein zufälliges Zusammentreffen betrachtet werden.

Bekannt sind einige indirekte Empfindungen, die durch verminderte Luftschwere hervorgerufen werden. Die Gelenke des Körpers, die durch den Luftdruck zusammengehalten werden, erfahren bei Luftdruckverminderung eine Lockerung. Dadurch entsteht möglicherweise einerseits eine freiere Beweglichkeit der Gelenke, anderseits aber eine stärkere Beanspruchung der das Gelenk überspannenden Muskeln.[2]) Viel Exaktes wissen wir hierüber nicht.

---

[1]) Berliner und Müller, Vergleichende meteorologische Beobachtungen am Strande und an der Binnenseite des Dünenwaldes in einem Ostseebade. Veröff. d. Zentralstelle f. Balneol. Bd. I. Heft 5. auch Zeitschr. f. Baln. Bd. IV, S. 551.

[2]) Jacoby, Zur Frage der mechanischen Wirkungen der Luftdruckerniedrigungen auf den Organismus. Deutsche med. Wochenschr. 1907, S. 17.

Eine andere mechanische Folge der Luftverdünnung ist eine Expansion der Darmgase, durch welche der Bauch aufgetrieben und das Zwerchfell nach oben gedrängt wird.[1]) Dadurch entstehen Beklemmungsgefühle und Erschwerungen der Atmung. Vielleicht bilden die oszillierenden variometrischen Luftdruckschwankungen durch Vermittlung der Aerostatik der Bauchhöhle einen unterbewussten taktilen Reiz für die sensiblen Nervenelemente im Bauchfell, welcher die Ursache für gewisse Störungen der Magen- und Darmtätigkeit sein könnte, die beim Herannahen eines barometrischen Minimums auftreten (s. unten). Von Frankenhäuser[2]) wird die Vermutung ausgesprochen, dass diese Luftdruckschwankungen auch durch Vermittlung der Luft der Paukenhöhle auf den Vestibularapparat wirken könnten.

Die mechanischen Einwirkungen der Luftdruckänderungen auf den grossen und kleinen Kreislauf, die von Zuntz und seinen Mitarbeitern, sowie von Jacoby eingehend studiert sind, können wir hier übergehen, da Rückwirkungen auf das Nervensystem wenig bekannt sind. Jedenfalls müssen aber vasomotorische Kompensationsmechanismen in Aktion gesetzt werden.

Bei sehr raschem Luftdruckwechsel, wie er bei Ballon- und Aeroplanaufstiegen bzw. -Landungen erlebt wird, scheinen diese mechanisch-vasomotorischen Einflüsse jedoch mehr in Betracht zu kommen. Neuerdings wird als „Fliegerkrankheit" eine Affektion beschrieben, die beim Aufstiege in Dyspnoe, Herzklopfen, Übelkeit, Ohrensausen, Kopfschmerzen, heftigem Harndrang und unerträglichem Kältegefühl besteht. Beim Abstiege sind ähnliche Erscheinungen in noch verstärktem Maße vorhanden: Ohrensausen, Kopfschmerzen, Schwindel, Benommenheit, Schlafsucht, Kongestionen, Blutdrucksteigerung etc.[3]) Hier stehen wohl die mechanischen Einflüsse im Vordergrunde, allerdings in starker Konkurrenz mit psychischen Faktoren, während die schon länger bekannte „Ballonkrankheit" die reine Form der Höhenkrankheit darstellt, bei der fast ausschliesslich das chemische Moment des Sauerstoffmangels das Krankheitsbild bestimmt. Bei der Bergkrankheit liegen die Verhältnisse wieder etwas komplizierter, worauf wir bei Besprechung des Höhenklimas zurückkommen.

[1]) Zuntz, Loewy, Müller, Caspari, Höhenklima und Bergwanderungen. Berlin 1906.

[2]) Frankenhäuser, Über die Wirkung der Zyklonen (barometrischen Minima) auf das Allgemeinbefinden. Zeitschr. f. phys. u. diätet. Therapie, 16, S. 717.

[3]) Moulinier und Cruchet, Académie des Sciences, 24. April 1911, ref. Münch. med. Wochenschr. 1911, S. 1535.

Cruchet et Moulinier, Le mal des aviateurs. Journ. de Physiol. et de Pathol. génér. 13, S. 387, 1911, ref. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr. Ref. Bd. III, S. 813.

Bei abnehmendem Luftdruck tritt zunächst infolge chemischer Reizung des Atemzentrums eine automatische Vermehrung der Atemzüge ein, die aber bald nicht mehr ausreicht, um dem Blute genügend Sauerstoff zuzuführen. Der Sauerstoffmangel in grösserer Höhe ist ein meteorischer Faktor, der primär und direkt den Körperchemismus beeinflusst. Die Zellelemente erleiden eine Abschwächung bis Lähmung ihrer vitalen Funktion. Am ehesten leiden die höchstdifferenzierten und empfindlichsten Zellen, das sind diejenigen Grosshirnzellen, die der apperzeptiven seelischen Funktion dienen. Das Denken und die Auffassung werden beeinträchtigt. v. Schrötter[1]) beschreibt, wie es ihm auf einer Ballonfahrt in Höhe von 4500 m unmöglich wurde, richtig zu denken, die Instrumente abzulesen, und die Zahlen richtig hinzuschreiben, überhaupt richtig zu schreiben. Es trat ein Zustand von Verwirrtheit ein, daneben Kopfdruck und Schwindel, sowie grosse allgemeine Schwäche und Zittern. Nach einigen Zügen Sauerstoff verschwand dieser Zustand. Fehlt es in solcher Lage an Sauerstoff, so tritt immer grössere Schwäche und Müdigkeit ein, bis das Bewusstsein schwindet. Schliesslich erlahmen auch die übrigen nervösen Funktionen und das Leben erlischt. Diese Todesart scheint grosse Ähnlichkeit mit dem Erfrierungstode zu haben.

Mehrfache Beobachtungen und Versuche sprechen dafür, dass in der Höhe die Erregbarkeit des Gehirns herabgesetzt ist. Galeotti[2]) stellte eine verminderte Erregbarkeit für das Schluckzentrum fest. Die Toleranz gegen Alkohol erweist sich in der Höhe grösser, d. h. die erregende Wirkung des Alkohols bleibt aus, was von Zuntz gleichfalls auf eine herabgesetzte Erregbarkeit des Hirns bezogen wird.

Der Stoffwechsel erfährt aber in der Höhe nicht einfach eine Herabsetzung infolge Sauerstoffmangels, sondern ganz analog, wie wir schon bei der Wärme- und der Kältewirkung sahen, kommt es, nachdem ein gewisser Grad von Gleichgewichtsstörung erreicht ist, zu unzweckmäßigen, das Leben erst recht bedrohenden, qualitativ abnormen Reaktionen. Man sollte a priori annehmen, dass in der Höhe die Verbrennungsprozesse eingeschränkt **wären.** Das Gegenteil ist richtig, der Stoffwechsel erfährt eine Steigerung bis zu dem Grade, dass die Körpertemperatur ansteigt[3]). Bei Ermangelung des Atmungssauerstoffes setzen die Zellen ihre Oxydationsarbeit zunächst fort auf Kosten von Sauerstoff, der dem eigenen Zellmaterial entzogen wird. Man nennt dies Anaerobiose. Dabei wird nicht nur, wie unter normalen

[1]) v. Schrötter und Zuntz, Ergebnisse zweier Ballonfahrten zu physiologischen Zwecken. Pflügers Archiv f. Physiol. Bd. 92, S. 479.

[2]) Zit. nach Zuntz, Loewy, Müller, Caspari a. a. O. S. 425.

[3]) Durig, Physiologische Wirkungen des Höhenklimas. Wiener klin. Wochenschrift 1911, S. 626. — Zuntz u. Mitarb. a. a. O., S. 428 ff.

Verhältnissen Kohlensäure gebildet, sondern es entstehen auch abnorme Zersetzungsprodukte, namentlich erhebliche Mengen organischer Säuren, die eine Abnahme der Blutalkaleszenz bedingen. Der Sauerstoffmangel wirkt positiv giftig (Pflüger). Die abnormen Zersetzungsprodukte wirken erregend nicht nur auf die Zentren der Atmung, was ja eine zweckmäßige Reaktion ist, sondern auch auf andere Bewegungszentren, z. B. die der Extremitätenmuskeln, unter Umständen bis zu dem Grade, dass es zu Krämpfen kommt[1]). Dadurch erklärt sich die Stoffwechselsteigerung. Jene Stoffe können nachträglich oxydiert werden, wodurch die Verbrennungsprozesse noch weiter ansteigen.

So sehen wir neben der primären chemischen Wirkung des Sauerstoffmangels, welche lähmend auf die nervösen Zentralorgane wirkt, eine sekundäre, welche erregend auf dieselben einwirkt. Unter den Produkten der Anaerobiose befindet sich auch das normalerweise bei Muskelarbeit gebildete „Ermüdungstoxin“ (Weichardt)[2]). Und so summieren sich in der Wirkung des Sauerstoffmangels: 1. primäre Lähmung hochstehender Nervenzentren bzw. Erregbarkeitsherabsetzung derselben, 2. Erregung motorischer Zentren, 3. Ermüdung im allgemeinen. Es ist selbstverständlich, dass diese Vorgänge in der mannigfaltigsten Weise ineinander übergreifen, und dass speziell an der psychologischen Seite der Erscheinungen Wechselwirkungen jeder erdenklichen Art auftreten.

3. Das Licht.

Das Licht wirkt auf zwei Wegen auf unseren Organismus ein, durch das Auge und durch die gesamte Körperoberfläche. Das Sehorgan hat sich phylogenetisch aus dem allgemeinen Hautsinnesorgan differenziert, und es lassen sich bis zum Menschen hinauf funktionelle Verwandtschaften zwischen Auge und Hautorganen nachweisen, welche von besonderer Bedeutung für das Verständnis der Lichtwirkungen als eines klimatischen Einflusses sind.

Bei niederen augenlosen Tieren oder Larven lässt sich eine allgemeine photodermatische Empfindung nachweisen. Auf Lichtreize reagieren die Tiere mit gesteigerten Bewegungen. Dabei sind die kurzwelligen, chemischen Strahlen die wirksamsten. Mit der zunehmenden Bedeutung des Sehorgans in der Tierreihe geht die lichtperzipierende Funktion mehr auf dieses über, aber noch bei Salamandern konnte Finsen beobachten, dass sie nur auf die photochemische Hautreizung mit gesteigerten Körperbewegungen reagieren, während die optisch wirksamsten grünen und gelben Strahlen indifferent blieben. Geblendete, selbst grosshirnlose

---

[1]) Zuntz u. Mitarb. a. a. O., S. 436.
[2]) Zuntz u. Mitarb. a. a. O., S. 434.

Frösche reagieren in der gleichen Weise, sehende Tiere allerdings stärker, woraus hervorgeht, dass bei diesen Tieren bereits der optische Reiz den photodermatischen übertrifft. Sowohl von der Haut als auch von der Retina aus bewirkt das Licht zentripetale Reize, welche reflektorisch oder triebartig, in jedem Falle vermittels des Zentralnervensystems, die motorischen Apparate in erhöhte Tätigkeit versetzen. Bei diesen tiefstehenden, bzw. grosshirnlosen Tieren können kompliziertere psychische Prozesse nicht in Frage kommen, es kann sich nicht um eine Reaktion auf bewusste Gesichtswahrnehmungen handeln, sondern nur um optisch-motorische Reflexe. Diese kann man sich rein somatisch denken, so etwa wie die Irisbewegungen beim Menschen; es kann sich aber auch lediglich um eine Steigerung der Erregbarkeit der motorischen Zentralapparate handeln, zu der noch ein psychisches Agens, wie Lust- oder Unlustgefühle, hinzukommen muss, um die Bewegungen auszulösen. Die mannigfachen Beziehungen der photodermatischen und optischen Sensibilität durch Vermittlung des Hirns erhellen besonders aus Wechselwirkungen zwischen Haut und Retina. Bei Fröschen, deren Augen lichtdicht verschlossen waren, verursachte Hautbelichtung dieselben Veränderungen auf der Retina wie direkte Lichtwirkung (Engelmann). Bei Reptilien, Amphibien und Fischen werden die Hautchromatophoren von der Retina her beeinflusst. Das bekannteste Beispiel dafür ist der Farbwechsel des Chamäleons[1]). Die bewegungsauslösende und bewegungsfördernde Wirkung des gesehenen Lichtes ist auch bei höheren Tieren und beim Menschen evident, obgleich hier die Frage schwierig zu entscheiden ist, ob es sich um den Einfluss von Vorstellungen handelt, die das Verhältnis der Person zu den wahrgenommenen Objekten betreffen, oder um unbewusste Tonussteigerung der motorischen Zentren. Beides trifft wohl meistens nebeneinander zu, aber mancherlei Beobachtungen lehren doch, dass die optisch-motorischen Reflexwirkungen auch beim Menschen noch eine grosse Rolle spielen, dass demnach der Optikus dem Hirn neben den bewussten Gesichtsempfindungen auch undifferenzierte, lediglich tonisch wirksame, allgemeine photische Reize zuleitet, ähnlich denen, die von der Haut perzipiert werden. Ein allgemein bekanntes Beispiel ist die Anspannung, die wir in den Gesichtsmuskeln empfinden, sobald wir uns im hellen Sonnenschein aufhalten, und die sich willkürlich nur sehr schwer oder gar nicht unterdrücken lässt. Sobald wir eine dunkle Brille aufsetzen, lässt augenblicklich die Spannung nach, woraus hervorgeht, dass es sich hier um eine von der optischen Bahn und nicht von der Haut aus vermittelte Reflexwirkung handelt.

---

[1]) **Näheres bei Jesionek,** Lichtbiologie, **Braunschw. 1910, und den in meiner oben erwähnten Abhandlung:** „Einige Richtlinien **der klimatopsychologischen Forschung" zitierten Autoren.**

Wie bei den thermischen Klimafaktoren, so hat man auch für das Licht nach Beeinflussungen des Stoffwechsels gesucht und denselben unter Lichtwirkung in der Regel gesteigert gefunden. Diese Steigerung beruht aber ebenso wie bei Kältereizen so gut wie ausschliesslich auf der gesteigerten Muskeltätigkeit, denn sie fehlt bei Versuchen unter völliger Muskelruhe (Speck). Aber diese Muskelruhe ist nur durch eine bewusste Gegeninnervation gegen die unwillkürlichen Bewegungsreize herzustellen, und sie gelang bei den Versuchen keineswegs immer vollständig, worin sich die unbewussten optisch-motorischen Einflüsse kundgaben, die fälschlich zur Annahme einer direkten Steigerung des Stoffwechsels durch Belichtung geführt hatten.

Eine Einschränkung muss hier allerdings gemacht werden: der optische Netzhautreiz führt als solcher bereits zu einer Steigerung der Gehirntätigkeit, die eine Stoffwechselsteigerung im Zentralnervensystem selbst zur Folge hat. Alexander und Révész[1]) fanden an Hunden, bei denen durch Vergiftung mit Curare oder mittels Durchschneidung des Rückenmarkes alle Muskelaktionen völlig ausgeschaltet waren, dass bei Belichtung der Netzhäute der Sauerstoffverbrauch des Tieres im Mittel um zirka 7,2 % zunimmt, dass also der Grundumsatz eine Erhöhung erfährt. Diese muss auf eine Umsatzsteigerung im Gehirne selbst bezogen werden, die mit seiner durch die Sinnesreize ausgelösten Tätigkeit einhergeht. Indessen ist diese Stoffwechselsteigerung als solche betrachtet nicht sehr bedeutend gegenüber der durch die Anregung der Körpermotilität bedingten. Anderseits aber beweist sie, dass die optischen Reize imstande sind, den Zustand des Zentralnervensystems in einer Weise zu beeinflussen, die sehr wohl mit der Annahme einer erhöhten Erregbarkeit seiner Zentren in Einklang gebracht werden kann.

Die chemisch wirksamen Strahlen üben auf der Haut und in den oberflächlichen Geweben primäre vasomotorische und chemische Einflüsse aus, die im grossen und ganzen mit dem Vorgange einer Entzündung identisch sind. Dabei sind nervöse Vorgänge insofern beteiligt, als nicht nur die direkt von den Strahlen getroffenen Körperteile dem Reize unterworfen sind, sondern dieser auch auf nicht belichtete Stellen weitergeleitet wird. Nach Bestrahlung nur der unbekleideten Hautgebiete kann sich auch am ganzen übrigen Körper das bekannte Brennen und Jucken des „Sonnenbrandes" einstellen[2]). Die Belichtung führt zu einer Lähmung der Muskulatur der Hautblutgefässe. Diese erweitern sich, die Haut wird sehr blutreich und tiefere Organe können unter Umständen Mangel an Blut leiden, zumal die Gefässerweiterung

[1]) F. Alexander und G. Révész, Über den Einfluss optischer Reize auf den Gaswechsel des Gehirns. Magyar Orvosi Archivum 1912, Nr. 3. nach Jahresbericht über die Fortschritte der Tierchemie 1912. S. 420.

[2]) Zuntz u. Mitarb. a. a. O., S. 422.

die Belichtung um sehr lange Zeit überdauern kann. Durch diese Erweiterung eines grossen Gefässgebietes sinkt der Blutdruck, daneben wird die Wärmeabgabe begünstigt, so dass Kältegefühl und Störungen des Wärmehaushaltes auftreten. Die primären chemischen Reize bestehen in Beeinflussungen des Zellstoffwechsels und der Gewebsatmung, die wir im einzelnen übergehen können, sowie in einer Steigerung der Photoaktivität des Hämoglobins (Schläpfer). Das Blut nimmt die Strahlenenergie als Luminiszenz in sich auf und trägt sie bis in die tiefsten Gewebe des Körpers, wo sie katalytisch wirksam wird. Diese Wirkungen der chemischen Strahlen insgesamt bilden das, was Finsen ein Inzitament für das Nervensystem, ein leben- und energieweckendes Agens nannte. Durch sekundäre, im einzelnen noch wenig bekannte vasomotorische und chemische Einwirkungen auf das Grosshirn stellt sich auch beim Menschen, ebenso wie bei den oben genannten Tieren, nach Hautbelichtung eine lebhaftere Motilität, ein gesteigerter Betätigungsdrang ein. Die Gemütsstimmung wird heiterer, angeregter, eine Art Immunität gegen deprimierende Eindrücke, selbst ein leichter manischer Zustand kann eintreten. Der Schlaf wird unruhig, oberflächlich, von kürzerer Dauer, aber trotzdem ausreichend, das Schlafbedürfnis ist herabgesetzt. Besonders anschaulich schildert der dänische Forscher Hasselbalch den Zustand, in den er nach „künstlichen Sonnenbädern" mittels Kohlenbogenlichtes geriet: „Spät abends war es mir unmöglich, zu gewöhnlicher Zeit schläfrig zu werden; ich fühlte mich lebhaft, gut aufgelegt und unermüdlich. Ich bemerkte, dass das gewöhnliche Kennzeichen der Schläfrigkeit, das Gähnen, sich nie oder fast nie an den Abenden einstellte, wo ich mittags ein Lichtbad genommen hatte. Meine nicht zu beherrschende Lebhaftigkeit und Unlust zum Schlafen waren mir selbst und meiner Umgebung umso auffälliger, als meine Stimmung sonst gewöhnlich eine indifferente oder leicht deprimierte war. Und während ich normaliter 8 Stunden Schlaf haben musste, hatte ich mich jetzt nach 6stündigem, leichtem und traumerfülltem Schlafe völlig ausgeruht. Die Nacht zwischen dem 19. und 20. April, wo ich wegen stark juckender Haut nicht einschlafen konnte, verbrachte ich in dem angenehmsten Gemütszustande mit allerlei Gedankenarbeit, stand dann auf und unternahm Respirationsversuche, schlief 2 Stunden und arbeitete nun den ganzen Tag mit ungemeiner Energie." Auch nach lange ausgedehnten Sonnenbädern kann man rauschartige Erregungszustände beobachten, die je nach der Individualität keineswegs immer von einem lustvollen Gefühlsinhalte sind, sondern wohl ebenso häufig mit Gereiztheit, Missmut, Angst und zornigen Affektausbrüchen einhergehen.

Sehr bemerkenswert ist die Feststellung von Lehmann und Pedersen, dass die chemisch wirksamen Strahlen des Sonnenlichtes die Muskelkraft fördern und zwar umsomehr, je stärker die Strahlung

ist. Darauf soll das Ansteigen der Muskelkraft im Frühling beruhen, welches solange andauert, bis in der höheren Luftwärme des Sommers ein entgegenwirkender Faktor zur Geltung kommt. Wir kommen bei Besprechung der Jahreszeiten darauf zurück.

Von weiteren nervösen Einflüssen der Lichtwirkung ist die von Hasselbalch und Lindhard genauer studierte erhöhte Erregbarkeit des Atemzentrums nach Lichtbädern, sowie im lichtreichen arktischen Sommer und im Hochgebirge zu nennen. Es handelt sich nach Annahme der Autoren um eine kompensatorische Reaktion darauf, dass das Vermögen des Blutes, Sauerstoff aufzunehmen und abzugeben, durch die Bestrahlung herabgesetzt wird [1]).

Von der Haut sowohl, wie vom Sehnerven aus, wirkt das Licht erregend auf nervöse Funktionen und den Lebenstonus steigernd, deshalb in der Norm lustbringend. Daraus müssen auf assoziativem Wege entsprechende Färbungen der gleichzeitigen objektiven Erlebnisse resultieren, und so ist es sehr wahrscheinlich, dass die sinnliche Wirkung des Lichtes, die Lust, der Bewegungsdrang, die Heiterkeit, die wir bei „heiterem" Wetter verspüren, eine Anpassung an die tonische Wirkung ist, dass wir uns deshalb des Lichtes freuen, weil es unserm unbewussten Lebenstonus förderlich ist. Denn eine Ausnahme ist bemerkenswert. Es gibt Menschen, denen das Licht Unlust bereitet, und die auch in ihren Behausungen das Dämmerlicht bevorzugen. In Dichtungen wird das „sanfte Dunkel" der nordischen Winternacht verherrlicht. Solche Menschen sind die muskelschwachen und innervationsschwachen Neurastheniker, denen der Anreiz zu stärkerer psychischer und motorischer Aktivität qualvoll ist, und die deshalb das Inzitament des Lichtes fliehen, ebenso wie sie die erfrischenden und erstraffenden Kältereize nicht ertragen können.

4. Luftelektrizität, Radioaktivität, Erdmagnetismus.

Die Literatur über den Einfluss der luftelektrischen und verwandten atmosphärischen Energien auf den menschlichen Organismus ergibt ein sehr eigenartiges und im Interesse exakter Naturforschung nicht durchweg erfreuliches Bild. Denn von jeher hat kaum eine Erscheinung zwischen Himmel und Erde so befruchtend auf die Hypothesenbildung gewirkt, wie die Elektrizität, insbesondere nach Entdeckung der elektrischen Vorgänge im Tierkörper. Alexander v. Humboldt meinte, dass die atmosphärische Elektrizität mächtig auf die ganze Tier- und Pflanzenwelt einwirke, nicht etwa bloss durch meteorologische Prozesse, durch Niederschläge von Wasserdämpfen, Säuren oder

[1]) Hasselbalch. Untersuchungen über die Wirkung des Lichtes auf Blutfarbstoffe und rote Blutkörperchen. Biochem. Zeitschr. Bd. 19, S. 435, 1909.

ammoniakalischen Verbindungen, die sie veranlasst, sondern auch unmittelbar als elektrische nervenreizende oder saftumlauffördernde Kraft. In van Bebbers Hygienischer Meteorologie (1895) heisst es dagegen: „Über den Ursprung und das Wesen der Luftelektrizität sind wir noch sehr im Unklaren, und ebenso sind die Wirkungen derselben auf den menschlichen Organismus, wenn sie überhaupt existieren, bis jetzt nicht bekannt. Daher dürfte es als selbstverständlich erscheinen, dass wir diese Erscheinungen von unseren Erörterungen ganz ausschliessen.“ Wiederum lautet ein Artikel von Escales (Münch. med. Wochenschr. 1908, S. 1110): „Bekanntlich sind in den Nerven elektrische Kräfte vorhanden. Es ist nun eine merkwürdige Erscheinung, dass viele — besonders nervöse Menschen — bei barometrischer Depression sich weniger wohlfühlen. Vielleicht lässt sich dies darauf zurückführen, dass bei sinkendem Barometerstand die Emanation von Radium und hierdurch die Ionisation der Luft vermehrt wird. Eine Folge kann die sein, dass Elektrizität aus dem menschlichen Körper abgeleitet wird, letzterer würde also in ähnlicher Weise wie ein Elektroskop entladen. Als Gegenmittel gegen oben erwähnte Indisposition sollten demnach in Betracht kommen: 1. Isolation des menschlichen Körpers von der ionisierten Luft oder 2. Zufuhr von Elektrizität zum Ersatze der abgeleiteten.“

In ähnlichem Sinne äussern sich zahlreiche andere Autoren. Ein positiver Beweis für diese Wirksamkeit der atmosphärischen Elektrizität wird nirgends versucht und dürfte wegen grosser technischer Schwierigkeiten auch nicht leicht zu erbringen sein. Häufiger werden Schlüsse per exclusionem gezogen, die aber durchweg unvollkommen sind, da die übrigen meteorologischen Faktoren, insbesondere die thermischen, sowie die wechselnde Reaktion des Organismus auf dieselben je nach der bestehenden Anpassung nicht genügend gewürdigt werden. Man wird einen Einfluss der Luftelektrizität auf den menschlichen Organismus nicht a priori leugnen dürfen, zumal unter den extremen Verhältnissen des Hochgebirges von Zuntz und seinen Mitarbeitern Beobachtungen gemacht worden sind, die das Bestehen eines solchen Einflusses immerhin wahrscheinlich machen. Bei Besprechung des Höhenklimas wird darauf zurückzukommen sein. Jedoch bewiesen ist bis heute nichts, und das negative Urteil van Bebbers besteht einstweilen noch zu Recht. Neuerdings sind Durig und seine Mitarbeiter selbst für das Hochgebirge zu einem negativen Resultate gelangt[1]).

Von Arrhenius[2]) ist die Theorie aufgestellt worden, dass die Phasen des weiblichen Geschlechtslebens, die in der Menstruation zum

[1]) Durig, Physiologische Wirkungen des Höhenklimas. Wiener klin. Wochenschrift 1911, S. 626.

[2]) Arrhenius, Die Einwirkung kosmischer Einflüsse auf physiologische Verhältnisse. Skandinavisches Archiv f. Physiol. 8. Bd., 98.

Ausdruck kommen, im Zusammenhange ständen mit dem Gange der Luftelektrizität, welche ihrerseits vom Mondumlauf abhängt. Die Feststellungen von Arrhenius bedürfen dringend der Nachprüfung. Vorläufig vermögen wir an diesen Zusammenhang nicht zu glauben.

Mit dem Erdmagnetismus beschäftigt sich eine Arbeit von Sokolow[1]), der eine Beziehung zwischen der Häufigkeit der epileptischen Anfälle und dem Gange des Erdmagnetismus gefunden zu haben glaubt. Die Beweisführung des Autors fasst nicht genügend die vielen anderen möglichen Ursachen der Anfallshäufung ins Auge. Nachprüfungen durch Reich[2]) und durch Gallus[3]) fielen negativ aus. Sonst ist unseres Wissens auf eine physiologische Wirkung des Erdmagnetismus nicht weiter Bezug genommen worden.

---

1) Sokolow, Einfluss meteorologischer Erscheinungen (besonders Erdmagnetismus) auf epileptische Anfälle. St. Petersburger med. Wochenschr. 1898, S. 130.

2) Reich, Über die Beziehungen zwischen der Epilepsie und den meteorologischen Faktoren. Allgem. Zeitschr. f. Psychiatrie, Bd. 60.

3) Gallus. a. a. O.. Epilepsia. Bd. III.

III.

Das Wetter.

Das Wetter ist ein Komplex meteorologischer Elemente in bestimmtem zeitlichem Verlauf. Ein Komplex ist etwas anderes als eine Summe. Die Elemente addieren sich nicht zueinander, sondern sie beeinflussen sich gegenseitig in qualitativer Beziehung. Wechselnde Feuchtigkeit der Luft verändert infolge verschiedener Brechungs- und Absorptionsverhältnisse die Qualität der Sonnenstrahlung (Elster und Geitel, Dorno); Luftdruck und Niederschläge beeinflussen die Bedingungen für das Austreten radioaktiver Bodenemanation und damit die Ionisierung der Atmosphäre; Luftfeuchtigkeit und Niederschläge stehen in inniger Wechselbeziehung mit der Temperatur usw. Bestehen solche Wechselwirkungen schon in physikalischer Hinsicht, so sind die physiologischen Verhältnisse noch ungleich komplizierter. Die Wirkung eines Elementes beeinflusst durch Veränderung der Körperbeschaffenheit die Wirkungsmöglichkeiten anderer. Der mechanische Reiz des Windes verengt die Blutgefässe der Haut und begünstigt damit die Wärmeretention; die Belichtung erschwert dieselbe infolge Lähmung der gefässverengernden Muskeln. Der physiologische Einfluss der Luftfeuchtigkeit ist ein mehrdeutiger, je nach der begleitenden Temperatur. Zu alledem kommt in Betracht, aus welcher Wetterlage heraus ein differentes Wetter in Wirksamkeit tritt. Endlich richtet sich die Wetterwirkung auf den einzelnen Menschen nach persönlichen Dispositionen. Als letzte, nicht zu unterschätzende Schwierigkeit der Beurteilung ist der Einfluss objektiv sinnlicher, d. h. landschaftlicher Eindrücke zu nennen. Wenn z. B. Goethe meinte, dass die Arbeit bei hohem Barometerstande besser vonstatten ginge als bei niedrigem, so spielt hier bei einem für Landschaftseindrücke so überaus empfindlichen Menschen sicher das landschaftliche Moment eine grosse Rolle, denn bei hohem Barometerstande haben wir in der Regel „schönes“, bei niedrigem „schlechtes“ Wetter. Von überwiegend landschaftlicher Bedeutung ist das Regen- und Schneewetter. Allgemeine hygienische und Nützlichkeitsmomente, die Kleidung und den Schutz gegen die Nässe

betreffend, spielen mit hinein. Deshalb ist es sehr schwierig, über die rein tonische Wirkung komplexer Wetterformen etwas auszusagen. Einigermaßen allgemeingültige Feststellungen haben wir nur für wenige, meteorologisch scharf umschriebene Wetterformen, das sind das Gewitter, das Auftreten warmer Winde und das Heranziehen bzw. Vorübergehen eines barometrischen Minimums.

Gewitter. Man muss richtiger von der Wirkung des Wetters vor Gewittern sprechen (Hellpach) Dieses ist im wesentlichen charakterisiert durch Schwüle, d. i. feuchte Wärme, Bewölkung, welche die Wärmeausstrahlung in den freien Luftraum verhindert, vielleicht auch terrestrische Wärme reflektiert[1]), besondere Verhältnisse der Luftelektrizität (die wir im einzelnen übergehen können, da ihre physiologischen Beziehungen noch ungeklärt sind) und Sinken des Luftdruckes unter variometrischen Oszillationen. In der Wirkung dieses Gewitterwetters findet man soviel Ähnlichkeit mit der der feuchten Wärme, wie sie von Rubner und seinen Schülern unter experimentellen Bedingungen studiert worden ist, dass man unbedenklich die Schwüle und die dadurch bedingte Behinderung der Wärmeabgabe als das überwiegende Agens ansehen kann, neben dem die übrigen Faktoren, wenn überhaupt, so doch nur eine untergeordnete Rolle spielen. Die Hauptsymptome der Gewitterwirkung, die natürlich je nach der individuellen Disposition sehr wechselnd sind, sind Mattigkeit, Unlust zu körperlicher und geistiger Arbeit, Unruhe, die häufig ängstlich gefärbt ist, nervöse Reizbarkeit, Neigung zu Affekt- und Triebausbrüchen, nicht selten auch in der sexuellen Sphäre, Erschwerung der geistigen Tätigkeit, verringerter Gedankenreichtum, ferner Beklemmungsgefühle, Kopfdruck, Schwindel, vasomotorische Störungen, neuralgische Schmerzen, Migräneanfälle, Schlafstörungen, Intoleranz gegen Alkohol, Störungen seitens der Verdauungsorgane und mancherlei andere nervöse Erscheinungen. Man kann aus diesen Symptomen zwei grössere Gruppen aussondern: zerebrale und vasomotorische Störungen. Zerebral: Schwäche der apperzeptiven (Aufmerksamkeits- und Willens-) Tätigkeit und psychische Erregungserscheinungen, die — zum Teil wenigstens — durch Fortfall apperzeptiver Hemmungen erklärt werden können. Die vasomotorischen Erscheinungen können leicht in Zusammenhang gebracht werden mit der mächtigen Blutverschiebung in die Haut, die immer stattfindet, wenn erhöhte Anforderungen an die Wärmeabgabe gestellt werden. In allen Einzelheiten freilich ist die Genese dieser sowie der übrigen aufgezählten Symptome heute noch recht dunkel.

Warme Winde. Die Wirkung der warmen Winde, die in Europa als Föhn und als Scirocco auftreten, ist im wesentlichen die gleiche

[1]) Dove und Frankenhäuser, Deutsche Klimatik. Berlin 1910, S, 127.

wie die der Gewitterschwüle. Der Föhn ist der trockenwarme Fallwind der Alpen, der Scirocco der feuchtwarme Südwind der europäischen Mittelmeerländer. Trotz des grossen Unterschiedes im Feuchtigkeitsgehalt ist die Wirkung auf unser Wohlbefinden so ähnlich, dass, wie Hellpach betont, die Begriffe „Föhn“ und „Scirocco“, in den Alpen und ihren Vorländern ganz allgemein vermischt werden. Dennoch fällt physiologisch der Unterschied der Feuchtigkeit nicht so sehr ins Gewicht, dass man genötigt wäre, mit Hellpach in der Luftelektrisierung als gemeinsamen physikalischen Bestandteil der feuchten Gewitter- und der trockenen Föhnluft auch die gemeinsame Ursache für die gleichartige Wirkung zu sehen. Gemeinsam ist der Gewitterschwüle, dem Föhn und dem Scirocco der physiologische Faktor der Erschwerung der Wärmeabgabe. Beim Föhn, der vorwiegend in der kalten Jahreszeit weht, also einen auf niedrigere Aussentemperatur adaptierten Organismus trifft, kommen Temperaturanstiege um bis zu 20° innerhalb weniger Stunden vor, und diese bedeuten trotz der erleichternden Wirkung der Trockenheit und Luftbewegung eine gewaltige Belastung unserer Wärmeregulation. Man wird den begleitenden Verhältnissen des Luftdruckes und der Luftelektrizität einen organischen Einfluss nicht a priori absprechen dürfen, aber einstweilen ist er wie beim Gewitter unbewiesen. Die erschlaffende und gleichzeitig erregende Wirkung des Föhn und des Scirocco ist so allgemein, dass nach Hellpach in den romanischen Ländern der Scirocco ein Entschuldigungsvorwand ist nicht nur für Pflichtversäumnisse, sondern selbst für Ausschreitungen, namentlich sexueller Art. Von italienischen Laiengerichtshöfen wird berichtet, dass sie sexuelle und verwandte Gewalttaten wegen Scirocco zur Zeit der Tat milder gerichtet oder gar exkulpiert haben sollen, und in Innsbruck soll an Föhntagen eine Steigerung des Verkaufs von Bromsalzen in den Apotheken festgestellt worden sein.

Unsere schon andernorts geäusserte Ansicht, dass die Wirkung des Föhns zum guten Teil auf der Adaptation des Körpers an die kältere jahreszeitliche Temperatur beruht, wird illustriert durch Berichte aus Westgrönland, wo ein durch die Fjorde herabsteigender Föhn vorkommt. Trotz der arktisch winterlichen Luftkälte erfahren diese Winde dynamisch, durch die Verdichtung der Luft beim Herabwehen von der Höhe, eine Erwärmung, die der Lufttemperatur auf dem Breitengrade etwa der Azoren entspricht[1]). Darüber berichtet Stade[2]): „Der Föhnwind wurde sehr unangenehm empfunden in der kalten Jahreszeit, wo er sich am meisten fühlbar macht. Er wirkt im Gegensatz zu der erfrischenden Winterkälte abspannend und erschlaffend; zu dem Gefühl

[1]) Hann, Handbuch der Klimatologie, 3. Aufl., Bd. I, S. 302.
[2]) Nach Hann, a. a, O., Bd. III, S. 668.

hochgradigen körperlichen Unbehagens gesellt sich ein beständiger quälender Durst."

In Spanien kommt ein trockenheisser Südwind vor, der Leveche. Bei der Berührung mit diesem Gluthauche erschlaffen Menschen und Tiere. Es stellen sich heftige Kopfschmerzen ein, und selbst dem gesundesten Eingeborenen liegt es „wie Blei in den Gliedern" [1]). Ein reichlich mitgeführter Staub macht ihn noch unerträglicher.

Andere heisse Winde sind der Khamsin Ägyptens, der Zonda Argentiniens u. a. Die Wirkung auf den Menschen wird immer übereinstimmend angegeben: Mattigkeit, Beklemmung, Unlust und Unfähigkeit zur Arbeit, neuralgische Schmerzen, Migräne (besonders bei Frauen), Schlaflosigkeit, Unruhe usw. [2]). Zur Zeit des Khamsin sollen in der Irrenanstalt von Kairo viele Geisteskranke ankommen, und die Insassen der Anstalt sollen sehr erregt sein, auch sollen die Verbrechen sich häufen (Heim).

Heim berichtet von einem besonders „nervenerregenden" Winde, der in Kapstadt vorkommt und „Kapdoktor" genannt wird. Diesem Winde fehlt die Wärme, er ist eher kühl, und der Autor sucht die Erklärung seiner Wirkung einmal in elektrischen Ladungen, die durch Reibung der Staubteilchen entstehen, und daneben in der allgemeineren Bedeutung des Witterungsumschlages. Damit kommen wir zu dem nächsten Abschnitt.

Barometrische Depressionen (Zyklone). Alle stärkeren Winde, insbesondere auch der Föhn, sind abhängig von einem die Situation beherrschenden barometrischen Minimum. Das veranlasst Trabert [3]), den Einfluss des Föhns überhaupt nur für mittelbar zu halten und in der barometrischen Depression die eigentliche Ursache für das schlechte Befinden an Föhntagen zu sehen. Uns will der Zusammenhang eher umgekehrt erscheinen, denn es ist schwer einzusehen, mit welchen Mitteln die Luftdrucksenkung stärker auf den Organismus einwirken könnte als durch die thermischen Veränderungen, die der Föhn herbeiführt. Gleichwohl muss die Tatsache, dass ein herannahendes Minimum von grosser physiologischer Wirksamkeit ist, heute als gesichert gelten.

Beim Heranziehen einer barometrischen Depression sinkt der Luftdruck unter variometrischen Vibrationen, Lufttemperatur und Luftfeuchtigkeit steigen meist plötzlich an, stärkere Winde erheben sich, es

---

[1]) Hann, a. a. O., Bd. III, S. 28.

[2]) Hann, a. a. O. – G. Heim, Nervenerregende Winde. Zeitschr. f. Balneol. Bd. VI, S. 159 ff., 1913.

[3]) W. Trabert, Innsbrucker Föhnstudien III. Der physiologische Einfluss von Föhn und föhnlosem Wetter. Denkschr. d. Wiener Akad. d. Wissensch., math.-naturw. Kl., Bd. 81, 1907. Die Arbeit ist wegen ihrer Methodik (Einfluss der Wochentage) sehr interessant.

kommt zu Bewölkung und Niederschlägen, die normalerweise positive Luftelektrizität wird negativ. Die Luft wird durch über den Boden hinstreichende Winde verunreinigt, die Luftdrucksenkung kann das Austreten von Kloakengasen und der überall an Kohlensäure und Zersetzungsprodukten reichen Bodenluft befördern [1]). Ganz allgemein gesagt: die Depression bringt „schlechtes Wetter"; bei sehr raschem Eintritt wird von „Wetterstürzen" gesprochen.

Es gibt nicht wenige Individuen, die auf bevorstehenden Wetterwechsel mit allerlei nervösen Beschwerden reagieren. Miller [2]), Farkas [3]) u. a. beschreiben das Auftreten neuralgischer, rheumatischer, gichtischer, tabischer usw. Schmerzen vor dem Barometerfall; Narben und Amputationsstümpfe werden empfindlich. Von Wichtigkeit ist die Feststellung von Farkas, dass Narben nur dann auf Wetterwechsel reagieren, wenn sie mit der Knochenhaut verwachsen sind, sonst nicht. Danach beruht die Erscheinung wahrscheinlich auf Beeinträchtigungen der Haut- und Gewebszirkulation. Auch auf das Gehirn machen sich die vasomotorischen Vorgänge geltend. Bürger [4]) fand eine beträchtliche Häufung der Apoplexien bei fallendem Barometer. Kisch [5]) fand bei Wetterstürzen eine rapide Zunahme der plötzlichen Todesfälle bei Koronarerkrankungen.

Neben peripher sensiblen Reizerscheinungen machen sich zentralnervöse Beeinflussungen geltend: reizbare Stimmung, Erregbarkeit, Niedergeschlagenheit, Müdigkeit, allgemeine Schwäche und Schlaffheit, Minderung der Willenskraft und des Denkvermögens, Angstgefühle, Schlafstörungen, Kopfschmerz, Ohrensausen, Schwindel, Übelkeit, Erbrechen, Hyperästhesien der verschiedensten Sinne, daneben Störungen der Herztätigkeit und Reizerscheinungen von Seiten des Magen-Darm-Apparates. Diese Zustände sind von Loewenfeld [6]) als „Witterungsneurose", von Frankenhäuser als „Zyklonopathie" oder „Zyklonose", von P. Cohn [7]) als „Meteoropathie" beschrieben worden. Die daran leidenden Personen sind vielfach, aber keineswegs immer, Neurastheniker. In der Regel scheint es sich um eine ganz besondere Disposition zu handeln, welche im übrigen ganz gesunde Menschen

[1]) Frankenhäuser, a. a. O.

[2]) Miller, Über das Auftreten von Schmerzen bei Witterungswechsel. Münchener med. Wochenschr. 1909, S. 802.

[3]) Farkas, Weitere Beiträge zum Wetterfühlen. Zeitschr. f. Balneol., Bd. V, S. 603.

[4]) Bürger, Über das Verhältnis der Schlaganfälle zu Luftdruck und Windrichtung. Württ. Korr.-Bl. 1882, zit. nach Frankenhäuser.

[5]) Kisch, Über Mors subita bei Herzkranken. Münchener med. Wochenschr. 1908, Nr. 14.

[6]) Loewenfeld, Über Witterungsneurosen. Münch. med. Wochenschr. 1896, S. 93.

[7]) P. Cohn, Nietzsches Leiden. Dtsch. med. Presse 1910, Nr. 19.

betreffen kann. Nietzsche gehörte zu diesen Meteoropathen und hat uns geradezu klassische Selbstbeobachtungen hinterlassen (P. Cohn). Bei heiterem Himmel und hohem Barometerstande befand er sich in einem freien, schaffensfrohen und schaffensfähigen, bei Bewölkung, feuchter Luft und sinkendem Barometer in einem gedrückten, gehemmten Gemütszustande. So wechselte sein ganzer Seelenzustand beständig zwischen einer gehobenen und einer depressiven Phase, und zeitlebens war er auf der Suche nach dem für ihn günstigsten Klima.

Wie dieser Einfluss des Wetterwechsels zu erklären ist, welche meteorologischen Elemente ihn hervorrufen, und auf welchen physiologischen Wegen wissen wir heute nicht. Zur Beantwortung dieser Frage sind noch viele spezielle Untersuchungen erforderlich, die sowohl in physikalisch-meteorologischer, wie in physiologischer Hinsicht weit detaillierter und umfassender sein müssen, als die bisher vorliegenden.

Auch für das Auftreten psychischer Erregungszustände bei Geisteskranken sowie von epileptischen Anfällen hat man Luftdruckschwankungen als Erklärung herangezogen [1]), doch sind diese Feststellungen von anderen Seiten bezweifelt worden.[2])

---

[1]) Lombroso, Arch. f. Psychiatr., Bd. 1, 1868/69, S. 186. — Lombroso, Der geniale Mensch, deutsch von Fränkel, Hamburg 1890. — Lomer, Witterungseinflüsse bei sieben Epileptikern. Arch. f. Psychiatr. 41, S. 1009, 1906. — Lomer, Über Witterungseinflüsse bei zwanzig Epileptikern. Arch. f. Psychiatr. 42. S. 1061, 1907.

[2]) Reich, Über die Beziehungen zwischen der Epilepsie und den meteorologischen Faktoren. Allgem. Zeitschr. f. Psychiatr. 1903, Bd. 60, S. 493.

Lähr, zit. nach Schmidts Jahrb. 241, S. 191.

Gallus a. a. O.

IV.

Die Klimate.

Für die Klimawirkungen sind ebenso wie für die Wetterwirkungen nicht einseitig die meteorologischen und geographischen Zustände bestimmend, sondern allein ihr Verhältnis zu dem physischen und psychischen Eingestelltsein des Individuums. Wenn wir von Klimawirkung sprechen, so meinen wir damit im allgemeinen die Wirkung eines Klimawechsels. Wie weit ein Klima bei dauernder Einwirkung die Artung eines Individuums oder eines ganzen Volksstammes bestimmt, ist eine sehr problematische Frage, auf die wir noch zurückkommen.

Unser heimisches **nord- und mitteldeutsches Klima** ist gekennzeichnet durch gemäßigte thermische Verhältnisse, die nur selten solche Extremwerte erreichen, dass sie nicht durch die kulturellen Hilfsmittel auf ein günstiges Verhältnis zum Körper eingestellt werden können, ferner durch einen scharf ausgeprägten Wechsel der Jahreszeiten und eine ziemlich grosse tägliche und interdiurne Veränderlichkeit. Ein gleichmäßiges Andauern einer bestimmten Witterung nur über zwei Wochen ist bei uns eine Seltenheit. Diese Veränderlichkeit, die immerwährende Herausforderung neuer Anpassungen des Organismus an die atmosphärischen Verhältnisse, ist ein für unser Wohlbefinden unentbehrlicher Lebensreiz. Das Ausbleiben einer Veränderung, wie z. B. nur der gewohnten nächtlichen Abkühlung, bereitet uns Unbehagen, Erschlaffung, Schlafstörungen und andere nervöse Beschwerden. Schon Hippokrates[1] hat besonders darauf aufmerksam gemacht, dass in den gemäßigten Zonen die starken und plötzlichen Witterungsschwankungen den Stoffwechsel begünstigen und den Verstand schärfen, und dass grössere Wärmeschwankungen Körper und Geist kräftig und wohltätig anregen, dass dagegen ein Klima mit gleichmäßigem Witterungsverlauf Untätigkeit hervorbringt.

In dem Rufe, besonders stimulierend auf das Nerven- und Seelenleben zu wirken, steht das Klima von **Nordamerika**. Es fällt besonders

[1]) Zit. nach van Bebber, Hygienische Meteorologie, S. 269.

schwer, gerade hier die sozialen und kulturellen Momente auszuschalten, denen man wohl zum mindesten eine gleiche Bedeutung zuschreiben kann, wie dem Klima, aber man muss doch ad notam nehmen, dass in Nordamerika, speziell im Innern des Kontinents, die Veränderlichkeit der Temperatur eine auffallend grosse ist Dazu gesellt sich meist eine hohe Trockenheit der Luft[1]), welche durch ihren verdunstungsfördernden und wärmeentziehenden Einfluss anregend wirkt.

Das **indifferente Binnenklima,** sowie das **Waldklima** haben besondere Bedeutung für den auf das **Grosstadtklima** eingestellten Menschen. Sie unterscheiden sich von letzterem wesentlich durch die grössere Reinheit der Luft. Die zahlreichen Staubteilchen, die der Grosstädter einatmet, üben einen beständigen Reiz auf die Schleimhäute der Atmungsorgane aus, bewirken Reizungs- und Schwellungszustände derselben, sowie eine reflektorische Verengerung der kleinen Bronchien (Zuntz, Lazarus). In staubfreier Luft erweitern sich die Bronchien, die Schleimhäute schwellen ab und die Atmung wird erleichtert. Dadurch werden vielerlei unlustvolle Empfindungen beseitigt und das Wohlbefinden gehoben.

Die Staub- und Rauchmassen in der Grosstadtluft schwächen das Sonnenlicht ab. Der Lichtverlust ist in Berlin etwa viermal grösser, als auf dem Lande[2]), das Landklima hat also vor dem Grosstadtklima den Vorzug einer weit stärkeren Sonnenstrahlung. Dass die Staubteilchen auch die Nebelbildung erheblich begünstigen, sei beiläufig erwähnt.

Die Versetzung in ein **Klima mit geringerer Veränderlichkeit** kann erhebliche Störungen im Gefolge haben. In Europa haben die Mittelmeerländer, speziell im Frühling, ein relativ konstantes, reizarmes Klima. Durch die Pracht ihrer Landschaft, den herrlichen Sonnenschein und die paradiesische Weichheit ihrer Atmosphäre können sie den Reisenden zunächst in das höchste Entzücken versetzen. Aber nur zu bald fällt dem Nordeuropäer das andauernd Paradiesische auf die Nerven. Die Lust am ästhetischen Geniessen lässt nach, der Konvention zuliebe, die berühmten Schönheiten schön zu finden, ertappt sich der Wanderer auf mancher inneren Unwahrheit. Die Schönheiten sieht er wohl, aber sie gehen seinem Herzen nicht recht ein. Die geistige Aufnahmefähigkeit erlahmt, Schlaffheit, Müdigkeit, Unlust stellen sich ein, häufig einhergehend mit körperlichen nervösen Störungen, wie Migräne u. dergl., die Stimmung wird gedrückt, gehemmt, missmutig. Die sinnlich-landschaftliche und die tonische Wirkung eines solchen Klimas können in einem überaus starken Gegensatze stehen.

[1]) J. van Bebber, a. a. O., S. 95, 104. — Hann, Handb. d. Klimatol., 3. Aufl., Bd. III. S. 386.

[2]) Behre, Das Klima von Berlin. Berlin 1908. S. 122.

Ähnlich berichten Dove und Frankenhäuser[1]) über das subtropische Klima Südafrikas. Dort kamen Fälle von ausgesprochener Melancholie bei sonst ganz gesunden Leuten zur Beobachtung, die darauf zurückgeführt wurden, dass ganze Jahreszeiten hindurch die Bewölkung fast völlig fehlte.

Es gibt auch in Deutschland eine Gegend, die sich durch ein mildes, reizarmes und relativ feuchtwarmes Klima auszeichnet, das ist die oberrheinische Tiefebene. Norddeutsche, die dorthin ziehen, verspüren sehr häufig ein Nachlassen ihrer Arbeitskraft, eine dauernde Schlaffheit und Trägheit, und es scheint recht lange zu dauern, bis man sich dort akklimatisiert.

Am schwersten zu ertragen ist für den Nordeuropäer das **tropische Niederungsklima,** weil sich hier mit der mangelnden Veränderlichkeit eine dauernde, exzessive feuchte Wärme verbindet, der gegenüber die Wärmeregulation des Weissen unzulänglich ist, und die eine Akklimatisation überhaupt unmöglich macht. Der nervöse Mechanismus der Wärmeregulation ist beim Weissen von vornherein unzulänglich. Auf der einen Seite werden die Hautnerven durch die dauernde Wärme verweichlicht und werden übermäßig empfindlich schon gegen geringe Temperaturerniedrigungen. Daher ist in den Tropen die Erkältungsgefahr besonders gross[2]). Anderseits versagen die der Entwärmung dienenden nervösen Apparate. Viele Weisse, besonders Neurastheniker, erschöpfen ihre Schweissdrüsentätigkeit, auch wenn sie keine körperliche Arbeit verrichten[3]). Der Schwarze verfügt nicht nur über bedeutend grössere Hautdrüsen, sondern auch über eine bessere Innervation derselben. Deshalb ist der Weisse genötigt, körperliche Tätigkeit zu vermeiden. Darin haben wir schon oben eine wesentliche Ursache seelischer Herabstimmung gesehen. Trotzdem können Europäer sich nicht ganz vor der Hyperthermie schützen. Besonders beim Eintritt in die Tropenregion erleiden sie Steigerungen ihrer Körpertemperatur von $^1/_2$—1°, die zwar nach einiger Zeit des Tropenaufenthaltes zurückzugehen pflegen, aber bei jeder körperlichen Anstrengung wieder auftreten[4]). Darin liegt die Quelle beständiger vasomotorischer und chemischer Schädigungen der nervösen Zentralorgane. Die dauernde Überfüllung der Hautgefässe mit Blut führt zu einem Blutmangel innerer Organe und damit zu Ernährungsstörungen und Schlaflosigkeit (Rubner). Allgemeine Mattigkeit, Abgespanntheit, Erschlaffung, Unaufgelegtheit

[1]) Dove und Frankenhäuser, Deutsche Klimatik. Berlin 1913, S. 61.

[2]) Hann, Handbuch Bd II, S. 25.

[3]) Däubler, Über die Klimawirkung der Tropenländer auf den Europäer im Vergleich zum Farbigen. Deutsche med. Wochenschr. 1912, Nr. 14.

[4]) Plehn. zit. nach Linser und Schmid, Stoffwechsel bei Hyperthermie. Deutsch. Arch. f. klin. Med. Bd. 79, S. 526.

und Unfähigkeit zu körperlicher und geistiger Arbeit, Trägheit, psychische Depression, Apathie treten ein. Auch Eingenommenheit des Kopfes, Kopfdruck, Oppression, Angstzustände, nervöse Herzbeschwerden, nervöse Dyspepsie werden geschildert[1]). Frauen leiden unter menstruellen Störungen und häufigem Abortieren[2]). Die Willenskraft ist schwer geschädigt, das Gedächtnis leidet, allmählich kommt es zu psychischen Veränderungen, die sich in Aberglauben, sexuellen Erregungen, abnormer Rührseligkeit, Widerstandsunfähigkeit gegen körperliche Schmerzen, stuporösen Zuständen, Angstanfällen und physischer und moralischer Widerstandsunfähigkeit gegen den in den Tropen besonders deletär wirkenden Alkohol äussern (Rasch). Der Alkohol ist besonders häufig das auslösende Moment jener neurasthenischen Erregungszustände, die gemeiniglich als „Tropenkoller" bezeichnet werden. Das Bild des Tropenkollers, der in seiner schweren Form wohl immer eine psychopathische Konstitution zur Voraussetzung hat, besteht in einer exzessiven Steigerung der Affekterregbarkeit, verbunden mit Selbstüberschätzung und rücksichtslosestem Egoismus, elementaren Zornexplosionen und Neigung zu impulsiven Gewalttaten, namentlich auch sexueller und sexuell-perverser Art. Dem Ausbruch folgt eine starke Erschöpfung (Rasch). Der Kern dieser Seelenstörung ist ein Versagen jener zentralen apperzeptiven Hemmungen, die allem, was man Wille, Charakter, Sittlichkeit etc. nennt, zugrunde liegen.

Diese Schwächung der apperzeptiven Funktion in den Tropen wurde von Grijns[3]) experimentell mit Hilfe des Reaktionsversuches nachgewiesen. Bei längerem Aufenthalte in den Tropen verzögerte sich die Reaktionszeit um 14,4 % gegen den Wert kurz nach der Einwanderung und um 16 % gegen die in Europa gefundenen Werte, während die Eingeborenen kürzere Reaktionszeiten hatten. Die Verlängerung der Reaktionszeit bezieht der Autor auf eine Erschwerung der Aufmerksamkeitskonzentration.

Es wird kaum einen Europäer, insbesondere keinen Angehörigen der blonden Rasse geben, der, auch wenn er von ernsteren körperlichen oder psychischen Erkrankungen verschont bleibt, nicht bei längerem Tropenaufenthalte eine Schwächung seiner geistigen Spannkraft erleidet. In dieser Hinsicht gibt es allem Anschein nach auch keine Gewöhnung an das Tropenklima, im Gegenteil, je länger der Aufenthalt dauert, umso grösser ist die Gefahr. Wenn nicht für längere und häufigere Er-

[1]) Rasch. Über den Einfluss des Tropenklimas auf den Menschen. Allgem. Zeitschr. f Psychiatr., Bd. 54, S. 745.

[2]) Steiger. Über den Einfluss des Klimas und der Rasse auf das weibliche Geschlechtsleben. Korrespondenzbl. f. Schweizer Ärzte 1913, Nr. 28.

[3]) Grijns, Bestimmungen der einfachen Reaktionszeit bei Europäern und Malaien. Engelmanns Arch. f Physiol. 1902, S. 1.

holungsreisen nach Europa gesorgt wird, so kann schliesslich eine dauernde und irreparable Schwächung des Nervensystems und der Willenskraft die Folge sein.

Etwas leichter zu ertragen ist für den Europäer das **tropische Höhenklima.** Die Temperaturen und Feuchtigkeitsgrade sind dort niedriger, gleichwohl leiden die Bewohner unter der Sonnenstrahlung, die in Höhenlagen ja noch intensiver ist, als in der Niederung, und an der mangelnden Veränderlichkeit. Deshalb reisen Weisse, die lange im tropischen Höhenklima gelebt haben, zur Erholung an die Küste, wo sie sich in dem zwar feuchtheissen, aber für sie differenten Klima in kurzer Zeit wieder erfrischen und stärken[1]).

Der Wirkung des Tropenklimas in mancher Beziehung entgegengesetzt ist die des **Wüstenklimas,** das sich durch grosse Trockenheit und infolgedessen seltene Bewölkung, also intensive Sonnenstrahlung, und starke Veränderlichkeit der Temperatur auszeichnet. Die Tage sind auch im Winter warm, die Nächte infolge starker Ausstrahlung kalt. Heim[2]) vergleicht das Klima der ägyptischen Wüste mit dem des Engadins, mit dem es die Trockenheit, die starke Sonnenstrahlung und die Temperaturschwankungen gemeinsam hat, und findet, dass das Wüstenklima in ähnlicher Weise erregend auf das Nervensystem wirkt wie das Hochgebirgsklima. Patienten, die im Hochgebirge keinen Schlaf fanden, schliefen auch in Ägypten nicht gut.

Von unseren heimischen Klimaten ist am eingehendsten das Klima des **Hochgebirges** erforscht. Das Höhenklima ist charakterisiert durch verminderten Luftdruck und dementsprechende Sauerstoffverarmung, durch niedrige Lufttemperaturen, intensive und langdauernde Wärme- und Licht-, insbesondere Ultraviolettstrahlung der Sonne, durch jähe Wechsel im Wasserdampfgehalt der Luft mit Vorwiegen grosser Trockenheit, starke Luftbewegung und Erhöhung des elektrischen Potentialgefälles, sowie der Ionisation der Luft[3]). Die thermischen Elemente sind also derart verteilt, dass niedrige Lufttemperatur, Trockenheit und Luftbewegtheit für eine energische Entwärmung und Verdunstung vom Körper sorgen, während die Strahlung reichlich Wärme zuführen kann. Dadurch ist der Körper oft einem sehr plötzlichen Wechsel thermischer Beeinflussungen ausgesetzt, der einerseits ungemein anregend auf Nerven- und seelische Vorgänge, anderseits aber auch in hohem Grade erschöpfend wirken kann. Von dem Einfluss der Luftverdünnung ist oben gesprochen worden. Diese ist bei weitem der vorherrschende Faktor im Höhenklima. Auch betreffs der Lichtstrahlung darf auf den

1) Däubler a. a. O.

2) Heim, Wirkung des Klimas Ägyptens auf Neurasthenie. Zentralbl. f. Nervenheilkunde u. Psychiatr. 1907, S. 732.

3) Zuntz, Loewy, Müller, Caspari, Höhenklima und Bergwanderungen.

Abschnitt über das Licht verwiesen werden. Die Wirkung der chemischen Lichtstrahlung ist der des Sauerstoffmangels bald gleichgerichtet, bald entgegengesetzt. So ist die Wirkung des Höhenklimas auf den Atmungsvorgang im allgemeinen eine erregende; in grösseren Höhen gerät jedoch das nervöse Zentralorgan der Atmung durch Sauerstoffmangel leicht in einen Zustand verminderter Lebensenergie, seine Erregbarkeit nimmt ab (Zuntz u. Mitarb.). Die ultraviolette Strahlung dagegen bewirkt eine Steigerung der Erregbarkeit des Atemzentrums[1], welche die unmittelbare Einwirkung lange überdauert. Aus dieser verschiedenen Beeinflussung erklären sich die divergierenden Angaben einzelner Beobachter über die Atemmechanik im Hochgebirge[2]. Auf der anderen Seite führt die ultraviolette Belichtung ebenso wie der Sauerstoffmangel zum Auftreten unvollkommener Oxydationsprodukte im Körper (Aminosäuren)[3]. Diese bedingen nervöse Irritationserscheinungen, Erhöhung der Körpertemperatur, Reizung der motorischen Neurone. Teils durch direkte chemische Reizwirkung auf die psychischen Grosshirnzentren, teils assoziativ durch die Anregung der Körpermotilität kommt es zu psychischer Erregung und zu Schlaflosigkeit, die wir auch bereits oben bei der Lichtwirkung kennen gelernt haben. Die thermischen Faktoren wirken fast immer in der gleichen Richtung, und so ist die Gesamtwirkung des Hochgebirgsklimas eine sehr starke psychische und psychomotorische Erregung, die erst bei extremem Sauerstoffmangel teilweise in Lähmung übergeht, die aber immer mit Erregung vermischt bleibt. Darüber weiteres bei der Bergkrankheit. Vielleicht beteiligen sich auch die elektrischen Zustände der Atmosphäre an diesem Einfluss. Zuntz und seine Mitarbeiter litten gelegentlich bei starker Ionisation der Luft an Beklemmungsgefühlen. Da aber die hauptsächlichste Quelle der Ionisation in höheren Luftschichten — neben der Becquerelstrahlung der radioaktiven Erdemanation — die ultraviolette Sonnenstrahlung ist[4], so wird die Abgrenzung dieser zwei Faktoren gegeneinander in physiologischer Hinsicht nicht leicht sein.

Der Grad, in dem die erregende Wirkung des Hochgebirgsklimas in die Erscheinung tritt, hängt sehr ab von der individuellen Disposition. Beim Neuankömmling zeigt sich ziemlich allgemein eine Verminderung

---

[1] Hasselbalch und Lindhard, Analyse des Höhenklimas in seinen Wirkungen auf die Respiration. Skandin. Arch. f. Physiol. Bd. 25, S. 361, 1911.

[2] Speck. Abkühlung, Lichtwirkung und Stoffwechselbeschleunigung. Therap. d. Gegenw. 1901, Heft 11.

[3] v. Heuss, Über eine Beziehung zwischen Muskeltonus, Aufmerksamkeit und erschwertem Einschlafen im Hochgebirge. Medizin. Klinik 1913, S 370. — H. v. Schrötter. Der gegenwärtige Stand der Heliotherapie der Tuberkulose. Berlin 1912, S. 91.

[4] Reichel, Beobachtungen über Luftionisation. Denkschr. d. math.-naturw. Kl. d. k. Akad. d. Wiss. zu Wien, Bd. 86, 1909.

der Schlaftiefe und Schlafdauer. Aber zugleich ist das Schlafbedürfnis herabgesetzt, so dass selbst nach schlaflos verbrachter Nacht die körperliche und seelische Leistungsfähigkeit nicht oder nur wenig beeinträchtigt zu sein braucht. Psychisch ist das allgemeinste Symptom der Anpassung an das Hochgebirge ein submanischer Zustand [1]), gehobene Stimmung, ein Gefühl der Erleichterung, verbunden mit lebhaftem Tätigkeitsdrang, ein „Gefühl gesteigerten Lebens" (v. Muralt). Viele Touristen schildern ein starkes und ganz objektloses Glücksgefühl. Der Tätigkeitsdrang führt leicht zu einer Überschätzung der Leistungsfähigkeit, oft mit tragischem Ende. Mit der Erregung können sich bei Disponierten jedoch auch depressive Zustände verbinden, während bei anderen die manische Erregung so stark werden kann, dass man von einem „Höhenrausch" oder „Hochgebirgskoller" [2]) gesprochen hat. Auch an das Herz und das Blutgefässystem stellt das Hochgebirge besondere Anforderungen, die wir im einzelnen übergehen können. Aber auch hier kommen Gleichgewichtsstörungen vor, wie Herzklopfen, Schwindel und dergl., und diese können zur Quelle nervöser Befindensstörungen werden. Die Akklimatisationsbeschwerden treten nicht in maximaler Stärke bei Ankunft im Hochgebirge auf, sondern sie erreichen sehr häufig wie durch eine Art Kumulativwirkung erst nach einigen Tagen ihren Höhepunkt [3]). Dann pflegt der Erregungszustand abzuklingen, kann aber beim Übergang in grössere Höhen — auch bei Einheimischen als erstes Stadium der Bergkrankheit — wieder ausbrechen. Als zum Bilde der Bergkrankheit gehörig müssen bereits jene psychischen Störungen betrachtet werden, die Zuntz und seine Mitarbeiter folgendermaßen schildern: „Das ganze Benehmen zeigt eine gewisse Unrast, eine Labilität der Stimmungen, die zwischen Niedergeschlagenheit und übermäßiger Lustigkeit schnell wechseln. Auf körperliche Leistungen, die im Flachlande kaum ermüden, folgt hier Apathie und Mattigkeit, oft auch Übererregbarkeit, die je nach dem Temperament des Betreffenden nach der melancholischen, meist aber nach der heiteren Seite hin ihren Ausdruck findet. So beschreibt Mosso, wie bei Ankunft in der Hütte die Ankömmlinge durch überlautes Sprechen, Gestikulieren, Prahlen und Wegleugnen jeder Müdigkeit auffallen und die Anwesenden nur allzu leicht stören. Die Bergführer wissen von derartigen Reizzuständen ihrer Schutzbefohlenen zu berichten, wenn die Erregung sich auf dem Marsche in übermäßiger Angst oder auch in Überschätzung der eigenen Kraft

[1]) Bezzola-Rohr, Zu den psychotherapeutischen Wirkungen des Hochgebirges. Zeitschr. f. Balneologie, Bd. III, S. 303.

[2]) H. Philippi, Die hauptsächlichsten Indikationen und Kontraindikationen von Davos. Zeitschr. f. Balneologie, Bd. IV, S. 64.

[3]) Stäubli, Über den physiologischen Einfluss des Höhenklimas auf den Menschen. Zeitschr. f. Balneologie, Bd. III.

und in Streitsucht zu erkennen gibt. Dann kostet es die ganze Überredungskunst des Führers, Unbesonnenheiten zu vermeiden oder den geschwächten Willen zu stärken. So erinnert das Bild des vom Hochgebirgsklima stark Angegriffenen an das des launenhaften und willensschwachen Neurasthenikers, dessen labiles Empfindungsleben den Einflüssen der Aussenwelt, wie seinen Organgefühlen schrankenlos ausgesetzt ist."

„In grossen Höhen kann sich die Erregung zu wirklichen Delirien steigern. Kräftige, berggewandte und schrittsichere Touristen taumeln auf unschwierigen Wegen wie Betrunkene, andere beklagen in bewegten Worten, dass sie sich soweit hinaufgewagt haben. Um jeden Preis wollen sie wieder in tiefere Regionen und lassen gern alle ihre Vorräte zurück, um nur schneller bergabsteigen zu können."

„Bei höheren Graden der Erkrankung, wie sie bedeutenderen Höhen eigentümlich ist, kommt zu der körperlichen die geistige Ermattung. Die Willenskraft ist erloschen, die Indolenz gegen die durch Kälte, Schnee und Sturm drohenden Gefahren und das Schwächegefühl sind so vollkommen, dass man es vorzieht, an Ort und Stelle zugrunde zu gehen, als einen Versuch zum Weiterkommen zu machen."

Wenn auch nach einer Reihe zuverlässiger Berichte die Bergkrankheit in durchaus typischer Weise auftritt, wenn man sich passiv, durch Reittiere, Tragsessel oder Bergbahnen in die Höhe tragen lässt, so ist sie doch in der Regel wesentlich mitbedingt und in ihren Symptomen modifiziert durch die körperliche Anstrengung des Bergsteigens. Die Muskelarbeit verlangt Sauerstoff und macht den Mangel desselben umso eher fühlbar. Deshalb versagen die Muskeln den Dienst und zwingen zum Rasten. Daneben bestehen Atemnot und Herzklopfen. „Hinzugesellen können sich ohnmachtsähnliche Zustände, die durch Schwindelerscheinungen und Schwarzsehen eingeleitet werden." Auch Übelkeit, Erbrechen und Diarrhöen, sowie allgemeine Schwäche treten auf. Durchaus vorherrschend im Krankheitsbilde sind aber die psychischen Störungen, die ein ungemein charakteristisches Nebeneinander von Erregungs- und Lähmungszuständen bilden. Wohl die psychologisch feinste und fesselndste Schilderung der psychischen Bergkrankheit gibt Widmer [1]), aus dessen Arbeiten wir das Folgende entnehmen: Schon bei Beginn der Tour macht sich bei den noch nicht ganz Akklimatisierten ein auffallender Tätigkeitsdrang, eine übertriebene Beweglichkeit und Geschäftigkeit geltend. Das Ichgefühl ist ausnahmslos ein sehr gehobenes, man erzählt sich von hochfahrenden Abenteuern, selbst der Bescheidene stimmt mit ein, weniger

[1]) Widmer, Die medizinische Seite der Berggefahr. Zeitschr. f. Balneologie. Bd. IV, S. 491. — Die Rolle der Psyche bei der Bergkrankheit und der psychische Faktor bei Steigermüdungen. Münch. med. Wochenschr. 1912, Nr. 17.

aus Ruhmsucht, als weil es sich unwiderstehlich dem Gedächtnis aufdrängt. Aber plötzlich versagt das Gedächtnis, Dinge von gestern sind entfallen. Immer grösser werden mit zunehmender Höhe die Gedächtnislücken. die alltäglichsten Vorstellungen sind ausgelöscht, und selbst ganze Lebensperioden, wichtigste Begebenheiten gehen aus dem Bewusstsein verloren. Es kommt vor, dass durchaus normale Menschen Mitteilungen, Kartengrüsse an Verstorbene, an abgeschiedene Mütter und Frauen richten. Mit den Vorstellungen entschwinden zugleich Hemmungen. Wir können von einem dummen Wort besessen sein oder von einer einfältigen Melodie. Oder wir erschöpfen uns damit, gewaltsam eines Dinges von gestern uns zu erinnern. Dieser weitere Ausfall erzeugt eine Haltlosigkeit, ein Wanken des Selbstvertrauens, wodurch scheinbar plötzlich das ganze Krankheitsbild mit lähmender Angst, Schwindel, Schwäche und Unfähigkeit zu einfachsten Handlungen manifest werden kann. Bei anderen wiederum entfällt die Ängstlichkeit und Unsicherheit, sowie die Vorstellung der Gefahr, und Sicherheit, Ausbalanziertheit, Weginstinkte werden grösser, erstaunliche Leichtigkeit und Geschicklichkeit treten zutage als Ausdruck des unterbewussten Synergismus der körperlichen Aktionen. Diese beiden Zustände können bei demselben Individuum innerhalb von Sekunden abwechseln. Durch den Fortfall der oberbewussten Hemmungen wird das Bild der Persönlichkeit enthüllt, wie im Rausche. Angelo Mosso sagte: „Zeige mir, wie du dich in der Klubhütte aufführst, und ich will dir sagen, wer du bist.“ Die am tiefsten wurzelnden Regungen werden aufgedeckt, nicht zum wenigsten die sexuellen. Selbst bei Personen von bester Erziehung und tiefsittlichem Empfinden kommen die sexuellen Vorstellungen zuweilen unvermutet als einziger Seeleninhalt zum Ausdruck, als wenn nichts anderes mehr da wäre, wovon man sprechen könnte. Die bekannte Sentenz, dass es auf der Alm keine Sünde gebe, mag hierin ihren Ursprung haben. Das letzte Stadium ist völlige Desorientiertheit, Verwirrtheit, Delirien. Die Bergkrankheit ist in ihrer Hauptsache eine Psychose, man darf nach dem oben Gesagten behaupten: eine Intoxikationspsychose.

Alle Forscher sind sich darüber einig, dass die Luftverdünnung wohl die wesentlichste, aber nicht die alleinige Ursache der Bergkrankheit ist. Loewy hat darauf hingewiesen, dass die Meereshöhe, in der die Bergkrankheit auftritt, polarwärts immer geringer wird, während der Luftdruck sich nicht ändert. Hier wird man geneigt sein, an das Licht zu denken, denn da Bergbesteigungen in der Regel im Sommer ausgeführt werden, so befindet man sich unter einer umso andauernderen Lichtfülle, je weiter man sich vom Äquator entfernt. Die Erfahrung Tschudis, dass in den Anden die Bergkrankheit bei klarem Wetter heftiger auftritt, sollte gleichfalls zunächst Veranlassung geben, die

Wirkung des Lichtes im Hochgebirge näher zu studieren, ehe man hypothetisch die Elektrizität und Radioaktivität der Atmosphäre zur Erklärung heranzieht [1]). Ferner hat die unbestrittene Tatsache, dass an einzelnen Orten im Gebirge ganz besonders leicht und plötzlich die Krankheit ausbricht, während man an wesentlich höher gelegenen Punkten noch von ihr verschont bleibt, den Gedanken an lokale Einflüsse nahegelegt. Auch hier sollte man zunächst die Hypothesen, die zum Teil recht phantastisch sind, beiseite lassen und untersuchen, in welchem Sinne die thermischen Klimafaktoren, die ja sehr von der Konfiguration des Geländes abhängen, wirksam sein können. Der Volksglaube in den Anden führt die Krankheit auf Erzadern und giftige Gase zurück [2]), von Forschern wird der Gehalt der Gesteine an Antimon und Arsen und vor allen Dingen die Luftelektrizität und Radioaktivität verantwortlich gemacht [3]). Diese letzteren Hypothesen werden von Durig bestritten, der besonders darauf hinweist, dass in den hochgelegenen Bergwerken der Anden, wo die Luft besonders hoch ionisiert sein muss, die Bergkrankheit fehlt. Auch haben, wie es scheint, die Untersuchungen Durigs und seiner Mitarbeiter in den Alpen und Ducceschis in den Anden diese Annahme widerlegt.

Beim Abstieg vom Gebirge in das Tiefland tritt das Negativ jenes Erregungszustandes ein, man fühlt sich matt, schlafbedürftig, energielos, gehemmt. Dem geht auf körperlicher Seite eine Erniedrigung des Stoffwechsels parallel, der vorübergehend unter die Norm sinken kann (Zuntz u. Mitarb.). Man wird nicht fehlgehen, den Fortfall der mächtigen körperlich und seelisch stimulierenden Reize, nachdem der Organismus sich an sie angepasst hat, dafür verantwortlich zu machen.

Die erregende Wirkung des Höhenklimas macht sich in schwächerem Grade auch schon in **mittleren Höhenlagen** geltend. Besonders die Vorländer der Alpen, die an den jähen Wechseln der Temperatur und der Feuchtigkeit und den frischen Luftströmungen des Gebirges partizipieren, wie z. B. die oberbayerische Ebene, üben einen seelisch überaus anregenden Einfluss auf den Ankömmling aus der Tiefebene aus. Das ist wohl der Grund, warum so mancher Norddeutsche, der in diesem Lande einige Zeit zugebracht hat, ihm zeitlebens eine grosse Liebe bewahrt. Dass dies nicht an dem landschaftlichen Eindrucke liegt, der auf der oberbayerischen Hochfläche ein sehr einfacher ist, sondern an der tonisch-klimatischen Wirkung, wird von Hellpach mit Recht betont.

[1]) Vgl. Saake, Ein bisher unbekannter Faktor des Höhenklimas. Münch. med. Wochenschr. 1904, S. 22.

[2]) Knoche, Ein Beitrag zum Wesen der andinen Bergkrankheit. Berl. klin. Wochenschr 1910, Nr. 17.

[3]) Vgl. auch Durig, Physiologische Wirkungen des Höhenklimas. Wiener klin. Wochenschr. 1911, S. 626.

Auch in physiologischer Hinsicht beginnen schon in mäßiger Höhe die typischen Hochgebirgsveränderungen sich geltend zu machen. Zuntz und seine Mitarbeiter fanden in einer Meereshöhe, die der von München gleich ist (520 m), bereits eine deutliche Einwirkung auf den Eiweissstoffwechsel im Sinne einer Tendenz zum Eiweissansatz und damit eine ganz charakteristische Hochgebirgswirkung. Die Ursache dafür erblicken die Autoren in folgendem: der Eiweissstoffwechsel wird durch die klimatischen Reize zunächst geschädigt, es kommt zu vermehrtem Eiweisszerfall. Dieser geht jedoch schnell vorüber, weil er den Organismus zur Kompensation reizt. Die Schädigung wird aber nicht einfach kompensiert, sondern überkompensiert, und der Endeffekt ist ein Gewinn an Eiweisssubstanz, welche in diesem Falle mit Muskelfleisch gleichzusetzen ist. Das Wort von der kräftigenden, verjüngenden Wirkung des Aufenthaltes im Gebirge, auch schon im Mittelgebirge ist damit in streng wissenschaftlichem Sinne bewiesen.

Von allen Klimaten ist das Höhenklima dasjenige, das die intensivsten und akutesten Wirkungen auf das Nervensystem ausübt, Wirkungen, die bei therapeutischer Anwendung die Grenze des Wünschenswerten oft genug überschreiten. Ähnliches gilt aber auch für dasjenige Klima, welches physikalisch dem Höhenklima in manchen Stücken direkt entgegengesetzt ist, nämlich das **Seeklima.** Wegen seiner grossen praktischen Bedeutung zu Kur- und Erholungszwecken ist dieses in den letzten Jahren Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen. Wir beschränken uns im folgenden auf das Klima der nordeuropäischen Küsten- und Inselplätze. Das Klima der Mittelmeerküsten besitzt durch seine subtropische Komponente einen eigenen Charakter. Ausserdem haben die Orte der französischen Riviera wegen der vorherrschenden Landwinde ein fast reines Festlandklima[1]). Das eigentliche Seeklima zeichnet sich aus durch reine, staubarme Luft, hohen Luftdruck, verhältnismäßig geringe Veränderlichkeit der Temperatur, grosse Luftfeuchtigkeit, Vorherrschen frischer Winde und starke Sonnenstrahlung, die durch reflektiertes Licht vom Wasser und vom hellen Sande her bedeutend verstärkt wird. Besonders die ultravioletten Strahlen werden von der Meeresoberfläche zurückgeworfen und ergänzen so die auf den Körper wirkende Strahlung zu einer Intensität, die der des Hochgebirges wohl nur wenig nachsteht[2]). Die Staubfreiheit der Luft erleichtert, wie schon oben hervorgehoben, die Atmung. Der Luftdruck bildet nur dann einen differenten Reiz, wenn man etwa von

[1]) Hiller, Lehrbuch der Meeresheilkunde. Berlin 1913.

[2]) Widmer, Die Identität der Heilfaktoren im Hochgebirge und an der See. Med. Klinik 1909, S. 1706.

Man darf den exakten Lichtmessungen, die bereits an mehreren Küstenorten n Angriff genommen sind, mit grossem Interesse entgegensehen.

der Höhe der Gebirgspässe mit der Eisenbahn in kurzer Zeit an die Mittelmeerküsten herunterfährt (Glax)[3]. In dem Falle sind besonders Personen mit Herz- und Kreislaufstörungen gefährdet. Wer dagegen aus der norddeutschen Tiefebene an die Nord- oder Ostseeküste reist und dabei nur einen Höhenunterschied von 40—50 Metern hinter sich lässt, wird, wie schon von anderer Seite betont wurde, an der Küste in vielen Fällen nicht nur keinen höheren, sondern sogar einen absolut niedrigeren Luftdruck antreffen, weil nämlich unsere Küsten den häufigsten Zugstrassen der barometrischen Tiefdruckgebiete genähert liegen. Auf den täglichen Wetterkarten sieht man gar nicht selten den Isobarenabstand zwischen Berlin und Swinemünde mehr als 5 Millimeter, zwischen Berlin und Borkum selbst über 10 Millimeter betragen, während der Höhenunterschied nur eine Differenz von zirka 4 Millimetern bedingt. Es würde überflüssig sein, dieses zu betonen, wenn nicht immer wieder in der Seebäder - Literatur auf eine physiologische Bedeutung des höheren Luftdruckes hingewiesen würde. Die geringere Veränderlichkeit der Temperatur macht das Seeklima nicht reizarm, denn die Gesamtheit der thermischen Klimafaktoren, insbesondere der Wind, stellen sehr bedeutende Anforderungen an unsere Wärmeregulation. Dazu kommt, dass man an der See der Wirkung barometrischer Minima mehr ausgesetzt ist als im Lande, aus welchem Grunde man nach dem Vorschlage Frankenhäusers Zyklonopathen nicht an die See schicken sollte.

Für das Seeklima, wenigstens im Sommer, sind zwei Wetterlagen charakteristisch: windiges, kühles Wetter und bei Ermangelung des Windes feuchte Wärme. Die windigen Tage sind die häufigeren und deshalb kann man den Seewind als den kardinalen Bestandteil des Seeklimas bezeichnen. Der Wind setzt sensible Hautreize, die psychisch erregend wirken. Denselben erregenden Einfluss übt das Sonnenlicht aus. Die Wärmeentziehung durch den Wind führt zu stärkerer Muskeltätigkeit und bewirkt damit einen weiteren psychischen Stimulus. Die Muskelarbeit aber wirkt ermüdend auf das Grosshirn, teils durch chemische Stoffwechselprodukte, teils infolge der Blutverschiebung in die Körperperipherie und die Muskeln. Vasomotorische Einflüsse von der Haut her können im gleichen Sinne wirksam sein. So kommt es zu einer Herabsetzung der Bewusstseinshöhe, die das Auftreten psychischer und psychomotorischer Erregung weiter begünstigt. Bei Windstille und schwülem Wetter dagegen ist die primäre Wirkung eine körperliche und seelische Erschlaffung. Erschlaffung und Erregung gehen nebeneinander her; je nach der Individualität überwiegt das eine oder das andere.

---

[3]) Bericht über den 5. internationalen Kongress für Thalassotherapie zu Kolberg 1911, S. 166.

Jeder Besucher der See kennt wohl jene Trägheit und Denkfaulheit, jene behagliche Lethargie, in der man frei von allen intellektuellen Bedürfnissen den ganzen Tag am Strande liegen kann. Der Versuch zu geistiger Arbeit begegnet einem erhöhten inneren Widerstande und das führt spontan zu einer „Ruhigstellung des Gehirns". Damit aber werden oberbewusste Hemmungen ausgeschaltet oder abgeschwächt, und dieser Umstand kann im Verein mit den primär erregenden Einflüssen jene nervösen Erregungszustände hervorbringen, die sich in Gereiztheit. Stimmungsschwankungen, Schlaflosigkeit, selbst hypomanischen, rauschähnlichen Zuständen äussern. Frauen und blutarme Personen werden besonders leicht von diesen Zuständen befallen, ferner reizbare Neurastheniker, während bei den trägen Neurasthenikern, sowie bei den meisten Gesunden der exzitierende Einfluss des Seeklimas selten über eine wohltätige Anregung der körperlichen und seelischen Aktivität hinausgeht. Nur eine feinere Beobachtung, sowie insbesondere das psychologische Experiment vermögen auch in den nicht nachteilig alterierten Fällen jenes Nebeneinander von Herabstimmung und Erregung der seelischen Funktionen nachzuweisen. So fand ich bei 32 Berliner Schulkindern, die ich im Jahre 1911 an der Ostsee psychologisch untersuchte [1], ganz konstant eine Steigerung der Arbeitsgeschwindigkeit bei fortlaufender geistiger Arbeit und daneben in der Regel eine Herabsetzung der Aufmerksamkeitsleistung. Wo diese letztere nicht zu konstatieren war, konnte aus Kontrollversuchen und aus dem allgemeinen Verhalten der Kinder geschlossen werden, dass sie nur durch den Effekt einer gleichzeitigen Erholung von den Lasten des Schulunterrichtes und schlechter sozialer Lage überdeckt war. Die meisten Kinder zeigten daneben eine zum Teil sehr bedeutende Zunahme der muskulären Arbeitsfähigeit, die eine primäre psychische Ursache in dem motorischen Stimulus der Wärmeentziehung hatte, im übrigen aber auf einer durch diesen Stimulus bedingten körperlichen Kräftigung beruhen dürfte, denn die Muskelarbeitskurven zeigen eine überraschende Parallelität mit dem Verlaufe des Körpergewichtes. Aber nicht nur die Muskel**kraft** war erhöht, sondern auch die **Zahl** der Muskelarbeitsleistungen (Pressungen an einem Arbeitsschreiber), die freiwillig in bestimmtem Tempo hergegeben wurden. Hierin zeigt sich wiederum die psychomotorische Erregung. Das Sinken der Aufmerksamkeit, d. h. der Bewusstseinshöhe begünstigt psychische Funktionen, deren Ablauf durch einen zu hohen Spannungsgrad der Aufmerksamkeit gehemmt zu werden pflegt. Das sind die sogenannten Präzisionsarbeiten. Jäger und Schützen bedienen sich zuweilen des „Zielwassers", d. i. des Alkohols, um ihre

[1]) B. Berliner. Experimentalpsychologische Untersuchungen über die Wirkung des Seeklimas. Veröffentlichungen der Zentralstelle für Balneologie. Bd. II H. 1, auch Zeitschr. f. Balneol., Bd. VI, S. 246 ff.

Leistungen zu verbessern. Bei meinen Kindern an der Ostsee verbesserte sich die Fähigkeit, Linien nach dem Augenmaß zu halbieren in demselben Maße, wie die Aufmerksamkeit sank. So mag auch wohl an der See, ähnlich wie im Hochgebirge, der Fortfall oberbewusster, apperzeptiver Hemmungen die Äusserungen tief wurzelnder Triebe deutlicher hervortreten lassen, z. B. der sexuellen. Bei aufmerksamer Beobachtung gewinnt man wohl den Eindruck, dass das erotisch gefärbte Treiben in den Seebädern nicht allein in sozialen Momenten, sondern auch in klimatophysiologischen seine Ursache hat.

Diese letzteren Momente sind vielleicht nicht einmal so einfacher psychologischer Natur, sondern sie stehen möglicherweise mit tiefergreifenden organischen Beeinflussungen im Zusammenhang. Bei Frauen werden Veränderungen der Menstruation unter der Wirkung des Seeklimas beobachtet und zwar sowohl ein vorzeitiges Auftreten mit abnorm starken Blutungen als auch eine Verspätung oder ein Aussetzen derselben [1]). Diese Störungen kommen durch Nerveneinflüsse zustande, sie mahnen aber gleichzeitig daran, bei zukünftigen klimatophysiologischen Studien auch den Drüsen mit innerer Sekretion, zu denen bekanntlich die Geschlechtsdrüsen gehören, und die von grösster Wichtigkeit für die Funktionen des Nervensystems sind, eine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Bei längerem Aufenthalte scheint die Wirkung des Seeklimas bei dem aus kontinentalem Klima kommenden eine ähnliche zu sein, wie die des milden feuchtwarmen Klimas, nämlich eine lange anhaltende, vielleicht gar dauernde Erschwerung der geistigen Arbeitsleistung. Die Arbeit bedarf stärkerer Willensanspannung, das psychische Gleichgewicht kann etwas labiler werden, namentlich grössere geistige Anforderungen können das Wohlbefinden stören. Die Psyche ist mehr auf behagliches Ruhen und Aufnehmen als auf Aktivität gestimmt [2]).

Die extremsten Lebensbedingungen bietet das **Polarklima.** Zwar weist Hann [3]) darauf hin, dass man sich über die zwei wesentlichsten klimatischen Elemente der Polarregion, nämlich die Kälte und die Winternacht leicht übertriebene Vorstellungen macht. Die Winternacht wird durch Mond- und Sternenlicht, etwas auch durch Polarlichter und vor allem durch refraktiertes Dämmerlicht gemildert. Durch die Refraktion, die bei grosser Kälte besonders stark ist, wird auch die Dauer der eigentlichen Nacht wesentlich abgekürzt. Die Kälte des Polarwinters wird durch grosse Trockenheit der Luft und durch Windstille ziemlich erträg-

---

[1]) Kurz, Die Einwirkung der Seeklimate und Seebäder auf die Erkrankungen der weiblichen Sexualorgane. Bericht über den 5. internat. Kongr. f. Thalassotherapie zu Kolberg 1911, S. 47.

[2]) Hellpach, a. a. O. S. 148.

[3]) Handbuch, Bd. III, S. 601.

lich gemacht. Bei feuchterer Luft im Frühling und Sommer, in dem zugleich die Luft häufiger und durchschnittlich stärker bewegt ist, werden selbst viel höhere Temperaturgrade weit schwerer ertragen. Auch die Lichtwirkung, die im arktischen Sommer besonders mächtig ist, führt durch die Erweiterung der Hautblutgefässe zu stärkerer Wärmeabgabe, und dadurch erklären sich wohl die Berichte mancher Polarforscher, dass sie im Sommer mehr unter der Kälte zu leiden hatten als im Winter (Lindhard).

Aber, wenn auch die Polarnacht zu allen Zeiten heller ist, als manche finstre Nacht in gemäßigten Klimaten, so ist doch ihr Einfluss auf das Nervensystem ein sehr grosser. Anfangs stellt sich eine fast unbezähmbare Schläfrigkeit, Abneigung gegen Bewegungen und Gleichgültigkeit ein, gegen Ende der dunklen Zeit dagegen tritt Schlaflosigkeit auf. Bei manchen wechseln Reizbarkeit mit starken Gemütsdepressionen. Ganz allgemein sind anämische Zustände. Die Gesichter bekommen eine blasse, grünlichgelbe Farbe. Parallel damit geht Dyspepsie, Verdauungsstörungen und andere nervöse Störungen, die auf dem Boden der Blutarmut entstehen [1]). Während der hellen Jahreszeit dagegen herrscht ausgeprägtes Wohlbefinden und grosse Arbeitslust. Der Schlaf wird kurz und unregelmäßig, aber weder dieser Umstand, noch das häufig auftretende Lichterythem stören das Wohlbefinden. (Lindhard.)

Die Kälte des Polarklimas stellt stets besondere Ansprüche an den Stoffwechsel. Denn wenn auch die Körperoberfläche durch die Kleidung geschützt werden kann, so ist allein durch die Atmung die Wärmeabgabe bedeutend gesteigert [2]). Dieser Wärmeverlust kann nicht mehr physikalisch, sondern muss chemisch reguliert werden, die Muskeln müssen stärker arbeiten. Daraus erklärt sich die leichte Ermüdbarkeit und die grosse Gefahr, dass die Polarreisenden bei der Rast einschlafen und erfrieren.

Die subarktischen Regionen sind durch die Lichtfülle des Sommers klimatisch und landschaftlich ausgezeichnet und sind dadurch für Erholungs- und Vergnügungsreisen in Aufnahme gekommen. Man darf jedoch nicht kritiklos in allen Fällen Heil vom Lichte erwarten, sondern bei manchen Personen wird Vorsicht am Platze sein, damit sie nicht unter einem Zuviel der exzitierenden Wirkung des Lichtes leiden.

Wir haben bisher nur die Einflüsse von Klimaveränderungen bei einzelnen Individuen ins Auge gefasst. Wenden wir uns nun noch

[1]) Nach den bei Hann. a. a. O. gesammelten Berichten.

[2]) Frankenhäuser, Die menschliche Wärmebilanz unter verschiedenen natürlichen und künstlichen Bedingungen. Zeitschr. f. experim. Pathol. u. Therap. Bd. 6, S. 777.

kurz der vielerörterten Frage zu, wie weit Eigenschaften eines ganzen Volksstammes der Ausdruck von Klimawirkungen sind. Es ist eigentlich ein Postulat des Denkens, dass an der Rassenbildung auch die klimatischen Einflüsse mitwirken müssen. Dennoch scheint es, dass dies innerhalb historischer Zeiträume nicht geschieht. Beweisbar ist vorläufig nichts nach dieser Richtung, und wenn auch hier und da der Volkscharakter im Einklang zu stehen scheint mit den akuten seelischen Einwirkungen des Klimas auf den Neuankömmling, so drängt sich die Gegenfrage auf, ob nicht der Volksstamm sich diesen Wohnsitz dereinst erst gewählt habe, weil das Klima seiner Rassenpsyche am meisten zugesagt hat. Und soviel Übereinstimmungen zwischen bekannten Klimawirkungen und Stammesart sich finden lassen, soviel Widersprüche sind auch vorhanden. Die Schweizer z. B. und die Tiroler oder Oberbayern leben unter völlig gleichen klimatischen, wie auch landschaftlichen Bedingungen, und doch welcher Unterschied in der Volksseele! Solche Beispiele sind von Hellpach in grösserer Zahl zusammengestellt worden als Einwände gegen Ratzels Theorien. Andererseits lassen sich Fälle häufen, in denen ein Volk trotz Klima und trotz Landschaft seine rassenmäßigen Gemütseigenarten bewahrt und ebenso erhält wie ein unter ganz anderen klimatischen Bedingungen lebendes stammverwandtes Volk. Bei diesen Diskussionen scheint sich zuweilen ein Denkfehler einzuschleichen, indem man diejenigen Eigenschaften eines z. B. südlichen Volksstammes als klimatisch bedingt anspricht, welche bei den eigenen, z. B. norddeutschen Landsleuten als Akklimatisationssymptome aufzutreten pflegen, wenn sie jenes südliche Land bereisen, die aber gerade entgegengesetzt sein würden, wenn diese Reisenden in tropischen Regionen beheimatet wären. Und in manchen Fällen ist das Volk, auf welches exemplifiziert wird, nachweisbar aus der entgegengesetzten Himmelsrichtung eingewandert, als aus der der Beobachter es ansieht. Mit anderen Worten: eine Klimawirkung ist für uns überhaupt nur zu verstehen auf Grundlage konstanter und als bekannt vorausgesetzter persönlicher Eigenschaften und Reaktionsweisen, ist also unter allen Umständen relativ. Wie weit im absoluten Sinne die klimatischen Faktoren formbildend auf die belebte Materie einwirken, ist eine Frage, die solange indiskutabel bleibt, bis die anderen Ursachen der Rassenbildung erforscht sind.

V.

Die Jahreszeiten.

Die Jahreszeiten sind die gesetzmäßigen klimatischen Perioden im Laufe eines Jahres. Wir kommen hier mit den üblichen vier Jahreszeiten nicht aus, sondern wollen Hellpachs Einteilung in sechs Jahresabschnitte übernehmen, nämlich: Vorfrühling (Ende Februar bis Mitte April), Hochfrühling (bis Mitte Juni), Sommer (bis Mitte August), Frühherbst (bis Mitte Oktober), Spätherbst (bis Mitte Dezember), Winter (bis Ende Februar).

Die Abhängigkeit der Lebewesen von der Jahreszeit ist eine ganz allgemeine, nicht nur das Nervensystem, sondern den Gesamtorganismus betreffende. Wir wissen nach Untersuchungen von Malling-Hansen[1]) und Daffner[2]), dass das Längenwachstum und das Körpergewicht bestimmten jahreszeitlichen Schwankungen unterworfen sind. Das Längenwachstum der Kinder ist am stärksten in der Zeit zwischen April und Ende Juli, schwächer von August bis November, am schwächsten von Dezember bis März. Das Körpergewicht dagegen nimmt von Anfang August bis Ende November sehr stark zu, etwa dreimal so stark wie von Anfang Dezember bis Ende März, vom April bis Ende Juli dagegen nimmt es entweder nur minimal zu oder sogar ab. Im Frühjahr bis Sommer nimmt also die Körperlänge zu und das Körpergewicht ab. Die natürliche Folge ist eine Schwächung der Körpermuskulatur, die man besonders bei schnell wachsenden Kindern oft sehr ausgesprochen vorfindet. So haben die bisher vorliegenden Untersuchungen über den jahreszeitlichen Verlauf der Muskelkraft [Schuyten[3]), Lehmann und Pedersen[4]), Berliner[5])] übereinstimmend ergeben, dass die muskuläre Arbeitsleistung vom Hochfrühling bis Sommer abnimmt bzw.

---

1) Malling-Hansen, Einfluss der Jahreszeit auf das Wachstum. Kopenhagen 1886.

2) Daffner, Das Wachstum des Menschen. Leipzig 1902.

3) Schuyten, Über Wachstum der Muskelkraft bei Schülern während des Schuljahres. Zeitschr. f. Psychol., Bd. 23, S. 101.

4) Lehmann und Pedersen, Das Wetter und unsere Arbeit. Leipzig 1907.

5) B. Berliner, Experimentalpsychologische Untersuchungen über die Wirkung des Seeklimas a. a. O.

stehen bleibt. In den von mir gefundenen Kurven ist diese Abnahme in vier Fällen sehr hochgradig. Diesem Absinken geht eine Zeit besonders grosser Muskelkraft vorher, welche von Lehmann und Pedersen mit der zunehmenden Lichtstärke des Frühlings erklärt wird. Über den Verlauf zu anderen Jahreszeiten sind die bisher vorliegenden Resultate widersprechend, jedoch auch nach ihrer Methodik nicht vergleichbar. Dem Höhepunkt der muskulären Leistungsfähigkeit im Frühling entspricht gleichzeitig nach den Untersuchungen Lobsiens[1]) ein Tiefstand der Leistungen der Aufmerksamkeit und des Gedächtnisses, welche im Januar zu sinken beginnen und im Hochsommer den niedrigsten Wert erreichen, während sie ihren Höhepunkt im Oktober bis Januar haben sollen. Im Frühling sehen wir also wieder jene Gegensätzlichkeit von muskulärer Tätigkeit und Bewusstseinshöhe, die uns schon wiederholt begegnet ist, und als drittes, das ganz gesetzmäßig dazuzugehören scheint, treffen wir auch im Frühling die psychomotorische Erregung an. Diese letztere tritt im Vorfrühling und im Hochfrühling in einer deutlich verschiedenen Gefühlsfärbung auf und gibt damit für uns den Hauptanlass zur Unterscheidung dieser beiden Jahreszeiten.

Der Vorfrühling übt den mächtigsten Einfluss auf unser Seelenleben aus. Man braucht nur das Wort „März“ auszusprechen, um gleich einen ganzen Akkord von Gefühlen in sich anklingen zu lassen. Die Wirkung dieser Jahreszeit ist eine allgemein gesteigerte Gefühlserregbarkeit, eine grössere Labilität der Psyche, man kann wohl sagen. bei jedem Menschen eine fragmentarische Wiederholung des Zustandes der Pubertät. Der Grundton ist sexueller Natur. Die Stärke der Gefühle kann die intellektuelle Seite des Seelenlebens sehr überwiegen. Der geistige Arbeiter fühlt sich mehr zu intuitiver, künstlerischer Betätigung als zu straffer Denkarbeit aufgelegt. Die Gefühle heben die Ideen an die Oberfläche. „Ostergeist, wenn die Gedanken auferstehen“ (Bölsche). Auch religiöse Gefühle, den sexuellen ja oft so nahe verwandt, regen sich stärker. Aber alles in allem bemerken wir im Vorfrühling mehr ein dumpfes Wogen der Gefühle in unserer Brust, als starke zur Expansion drängende Affekte.

Das wird anders im Hochfrühling. „Der Mai ist gekommen“ und „Hinaus in die Ferne!“ Die dunkle innere Spannung löst sich, der erwachende Wandertrieb, der bei Psychopathen in dieser Jahreszeit besonders leicht in pathologischen Formen auftritt, entspricht einem Drange zur Betätigung der Affekte. Die innere Erregung des Vorfrühlings wird zu aktiver Erregtheit. Die Statistik weist eine bedeutende Zunahme der Konzeptionen, der Sexualverbrechen und der Selbstmorde in den Monaten April, Mai und Juni nach. Von Lombroso und anderen Psychiatern wird

[1]) Lobsien, Die Schwankungen der psychischen Kapazität, Berlin 1902.

mitgeteilt, dass zur gleichen Zeit die psychischen Erkrankungen, insbesondere die psychotischen Erregungszustände sich häufen. Bei nervösen Personen sieht man mit grosser Regelmäßigkeit eine Steigerung der psychischen Krankheitssymptome. Lombroso fand in weitverzweigten Untersuchungen einen Kulminationspunkt für künstlerische Schöpfungen und grössere geistige Leistungen genialer Menschen in den Monaten April bis Juni. Wenngleich Lombrosos Beweisführung nicht ganz zwingend ist, so stimmt doch diese Feststellung sehr gut mit den sonstigen Erfahrungen überein, dass eine künstlerische oder geniale geistige Konzeption zu allermeist das Produkt gesteigerter Affekte ist.

Fragen wir nach der meteorologischen Ursache dieser Erscheinungen, so kommt zweierlei in Betracht: die zunehmende Wärme und die zunehmende Lichtmenge. Die Wärmezunahme bei Adaptation des Organismus auf niedrigere Temperaturen bewirkt, wie wir sahen, ein Herabgehen der Bewusstseinshöhe, der apperzeptiven Leistungen und damit eine Begünstigung der psychomotorischen Vorgänge und der Affektivität, gleichzeitig auf körperlichem Gebiete Erschlaffung. Die zunehmende Lichtmenge im Frühling scheint chronisch in demselben Sinne zu wirken, wie wir es für die akute Lichtwirkung kennen lernten. Dafür sprechen die sehr gründlichen und kritischen Untersuchungen, die Gaedeken[1]) über die Statistik der Konzeptionen, Sexualverbrechen und Selbstmorde unter den verschiedensten klimatischen und sozialen Bedingungen angestellt hat. Gaedeken hat ein ausserordentlich grosses Material zusammengetragen und führt uns vergleichend und analysierend über den ganzen Erdball von Grönland bis nach Australien und durch die verschiedensten sozialen Klassen, selbst durch verschiedene Jahrhunderte hindurch, um zu dem Resultat zu gelangen, dass die Steigerung der emotionellen Erregbarkeit, speziell in psychosexueller Beziehung im Frühling nicht durch Umstände sozialer oder wirtschaftlicher Natur, sondern durch die meteorologischen Verhältnisse dieser Jahreszeit, in erster Linie durch die zunehmende Lichtstärke verursacht ist. Um schliesslich den Einwand, dass nicht die meteorologischen Faktoren, sondern eine phylogenetisch ererbte innere Periodizität des Organismus die eigentliche Ursache sei, zu entkräften, weist er geradezu ein Experimentum crucis auf: unter den Kolonisten, die in allerjüngster Zeit zu Hunderttausenden wegen der Entdeckung der Goldminen nach Queensland und Westaustralien zogen, hat sich die psychosexuelle Disposition beim Übergang von der nördlichen auf die südliche Halbkugel entsprechend der entgegengesetzten Jahreszeit umgekehrt. Die Arbeit Gaedekens ist von besonderem Werte dadurch, dass sie nicht, wie so

[1]) Gaedeken, Über die psycho-physiologische Bedeutung der atmosphärischen Verhältnisse, insbesondere des Lichts. Zeitschr. f. Psychotherapie u. med. Psychol, Bd. III, S. 129.

manche statistische Arbeit, einfach Zahlen an Zahlen reiht und damit Beweise aufbaut, sondern dass der Autor sich überall bemüht, die Erscheinungen selbst ihrem Wesen nach kritisch zu analysieren. In einem Punkte vermögen wir Gaedeken freilich nicht zuzustimmen, das ist die Erklärung der Phänomene mit Hilfe der James-Langeschen Theorie der Affekte. Wenn der Autor meint, dass durch die chemisch wirksamen Lichtstrahlen die Nerven der Blutgefässe derart beeinflusst werden, dass der Organismus vasomotorisch in einen Zustand versetzt werde, der dem Symptomenkomplex bekannter Affektzustände entspricht, und dass durch diese vasomotorischen Vorgänge dann sekundär diese Affekte, nämlich „rücksichtslose Heftigkeit" und „unbeherrschte Angst" hervorgerufen werden, so erscheint diese Erklärung in Anbetracht unserer heutigen physiologischen Kenntnisse zu hypothetisch und diese Hypothese für eine feinere psychologische Analyse nicht zweckmäßig.

Dagegen drängt sich eine andere Vermutung auf. Die mächtige Anregung der Sexualfunktionen im Frühling, die bei manchen Tieren in Gestalt der Brunst noch viel evidenter ist, als beim Menschen, zwingt zur Annahme einer Steigerung der inneren Sekretion der Keimdrüsen. Der Gedanke liegt nahe, dass diese Organe durch die zunehmende Lichtstärke direkt gereizt werden, zumal sie auf eine andere strahlende Energie, die Röntgenstrahlen, in exquisiter Weise reagieren. Die Kleidung brauchte einen solchen Lichteinfluss nicht zu verhindern, da sie einmal das Licht nicht völlig abschliesst, und da zweitens, wie oben bemerkt, das photoaktive Blut die Lichtwirkung von innen heranträgt. Die den Lichtstrahlen so ausserordentlich exponierte Lage der Keimdrüsen beim Manne gibt nach dieser Richtung noch besonders zu denken.

Der Vergleich der psychischen Phänomene mit den meteorologischen Verhältnissen wirft nebenbei ein interessantes Schlaglicht auf die volkstümliche Wetterbetrachtung. Der April steht in dem Rufe einer ganz besonderen Veränderlichkeit. Das Gegenteil ist richtig. Die Meteorologie lehrt, dass der April in Mitteleuropa eine sehr geringe, hier und da sogar minimale Veränderlichkeit des Wetters besitzt[1]). Das „Aprilwetter" liegt nicht im Wetter, es liegt in unserer Stimmung. Die Stimmung ist veränderlich und schwankend und diese Veränderlichkeit wird fälschlich auf das Wetter übertragen[2]).

Sehr bekannt ist, sobald die ersten warmen und sonnigen Frühlingstage erscheinen, eine allgemeine körperliche Schlaffheit und Müdigkeit, die sogenannte Frühlingsmüdigkeit. Die Ursache derselben liegt wohl hauptsächlich in der noch ungewohnten Wärme. Dagegen wird von Quincke[3]) darauf hingewiesen, dass die Steigerung der Lufttemperatur

1) van Bebber, Hygienische Meteorologie, S. 95.

2) Gaedeken, a. a. O. S. 149.

3) Quincke, Über den Einfluss des Lichtes auf den Tierkörper. Pflügers Archiv f. Physiol., Bd. 57, 1894.

oft nur geringfügig ist, der anregende Einfluss des Lichtes dagegen habe die Ermüdung zur Folge. Zweifellos wirken hier beide Elemente in demselben Sinne, wenngleich nach unseren Kenntnissen das Licht mehr erregend und nicht so von vornherein ermüdend wirkt, wie wir uns an solchen Tagen schon vom frühen Morgen ab fühlen. Das wichtigste ist die Wärme, und wenn auch die Lufttemperatur nur wenig erhöht zu sein braucht, so fehlt doch meistens der Wind, und ausserdem darf die Wärmestrahlung der Sonne, die vom Thermometer nicht angezeigt wird, nicht vergessen werden.

Über den Sommer ist nicht viel zu sagen. Meist bringt er nach erfolgter Akklimatisation an Wärme und Licht die Psyche wieder ins Gleichgewicht. Betreffs der Wirkung heisser und schwüler Tage ist auf den Abschnitt über die Wärme zu verweisen. Wärmegrade von besonderer Wirksamkeit auf das Nervensystem sind in unserem heimischen Klima selten; die Unerträglichkeit der Sommerhitze ist in der Regel nur die Folge unzweckmäßiger Kleidung. Wenn eine Hitzeperiode längere Zeit anhält, wie z. B. im Jahre 1911, so findet bei gesunden Individuen eine weitgehende Akklimatisation statt. Nur die Fähigkeit zu schwerer körperlicher Arbeit ist durch die Gefahr der Überwärmung des Körpers und des Hitzschlages beeinträchtigt. Allerdings begegnet man den grössten individuellen Unterschieden. Viele nervöse Personen vertragen schon mittlere Sommertemperaturen sehr schlecht. Sie werden müde, reizbar, unfähig zu geistiger und körperlicher Arbeit und leiden unter Schlaflosigkeit. Diese Menschen fühlen sich meist im Winter am wohlsten und arbeitsfähigsten. Am ungünstigsten gestellt sind im Sommer die fetten Personen, die wegen der Schwierigkeit der Wärmeabgabe besonders leicht durch Wärmestauung gefährdet werden. Andererseits gibt es Neurastheniker, speziell blutarme und solche mit mangelhafter Innervation der Blutgefässe, die jede Sommerhitze nicht nur gut ertragen, sondern sich in ihr ganz besonders wohl fühlen, die dafür gegen Kälte sehr empfindlich sind.

Nach den Untersuchungen von Lehmann und Pedersen besteht ein gewisser Antagonismus zwischen Wärme und Licht. Unter der Lichtwirkung nimmt im Frühling die Muskelkraft zu, die höhere Lufttemperatur im Sommer dagegen ist für die muskuläre Betätigung ungünstig. Deshalb kommt der Anstieg der Muskelkraft im Sommer zum Stillstand, um mit dem Sinken der Temperatur im Frühherbst wieder einzusetzen. Danach könnte man auch umgekehrt sagen: der nachteilige Einfluss der sommerlichen Wärme wird durch das Sonnenlicht wieder ausgeglichen.

Von grösserer Bedeutung ist der Frühherbst. Klimatisch zeichnet sich der Frühherbst in unseren Gegenden durch ein Minimum von Veränderlichkeit aus [1]), das Wetter kann Wochen hindurch sehr

[1]) van Bebber, a. a. O., S. 104.

milde und reizarm sein. Die Wirkung ist auf viele Menschen eine beruhigende, unter Umständen erschlaffende, bei besonders Disponierten mit einem Einschlag von Melancholie. Diese Melancholie wird sekundär auf die Herbstlandschaft übertragen, die, rein landschaftlich betrachtet, wegen der Pracht ihrer Färbungen eher eine entgegengesetzte Stimmung hervorrufen sollte. Diejenigen Menschen, insbesondere Nervöse, die im Sommer den Tiefpunkt, im Winter den Höhepunkt ihrer geistigen Leistungsfähigkeit erleben, fühlen meist im Frühherbst beim Sinken der Tageswärme einen Aufschwung ihrer geistigen Regsamkeit. In Lombrosos Kurven der künstlerischen Schöpfungen und genialen Geistestaten weist der September ein zweites Maximum auf, das hinter dem Frühlingsmaximum nur wenig zurückbleibt. Man wird diese Erscheinung jedoch, ebenso wie im Frühling, weniger auf eine erhöhte intellektuelle Tätigkeit, als vielmehr auf eine gesteigerte Affektivität beziehen müssen, und so sehen wir hier wiederum zwei entgegengesetzte Einflüsse dasselbe bewirken: die frischeren Temperaturen regen die Gehirntätigkeit an, die Gleichmäßigkeit des Klimas wirkt auf die höhere Gehirntätigkeit herabstimmend und damit die Affektivität und die Psychomotorik begünstigend; beides nebeneinander lässt, mit Bölsche zu reden, „die Gedanken auferstehen".

Der Spätherbst und Winter sind neben den niedrigen Lufttemperaturen am meisten durch den Mangel an Licht ausgezeichnet. Die Kälte übt nach eingetretener Gewöhnung einen stärkeren Einfluss nur unter ungünstigen kulturellen Bedingungen aus, wirkt dann allerdings so überwiegend, dass der Einfluss anderer Wetterelemente ganz in den Hintergrund tritt. Der Mangel des Sonnenlichtes dagegen kann durch keine künstlichen Mittel ausgeglichen werden. Es gibt anscheinend nicht wenige Menschen, die im Winter unter geistiger und körperlicher Schlaffheit und unter Gemütsdepressionen, auch wohl besonderer Reizbarkeit der Stimmung zu leiden haben. Es ist freilich in diesem Falle am schwierigsten zu entscheiden, wieviel davon den sozialen, wirtschaftlichen und allgemeinen gesundheitlichen Einflüssen (Erkältungs- und Infektionskrankheiten) zur Last fällt, aber nach allem, was über die Wirkung des Lichtes bzw. des Lichtmangels bekannt ist, wird man a priori geneigt sein, in dem letzteren die Ursache der Winterdepressionen zu erblicken. Es scheint aber auch im Winter ein Antagonismus zwischen Licht- und Temperaturwirkung von Bedeutung zu sein. Die Kälte bleibt infolge ihrer Milderung durch kulturelle Hilfsmittel zu allermeist in den Graden, die erfrischend und anregend auf Körper und Geist wirken, und dadurch mögen die Folgen des Lichtmangels zum guten Teile ausgeglichen werden. Damit hängt es wohl zusammen, dass uns die warmen und trüben Winter ganz besonders unsympathisch sind.

VI.

Das Klima als Heilmittel bei Nervenkrankheiten.

Seit einer Reihe von Jahren bemüht man sich von vielen Seiten her auf das lebhafteste, die Klimatotherapie auf eine moderne exakte Grundlage zu heben, sie auf einer wissenschaftlichen Klimatophysiologie aufzubauen. Bisher war dieser Zweig der Heilkunde eine reine Erfahrungswissenschaft, die zwar viele glänzende Erfolge, aber auch manche entschiedene Misserfolge aufzuweisen hatte. Jeder Arzt kennt zur Genüge die Patienten, die aus einem klimatisch differenten Kurorte in ungebessertem oder verschlechtertem Zustande heimkehren, die am Kurorte selbst unter Störungen der Akklimatisation leiden oder sich ihnen durch schleunige Abreise entziehen. Am bekanntesten sind diese Misserfolge in den Seebädern.

Für eine erfolgreiche Klimatotherapie ist deshalb erforderlich: 1. genaue Kenntnis des Klimas, 2. Kenntnis der normalen physiologischen Wirkung der betreffenden Klimareize, 3. Kenntnis der Individualität des Patienten und seiner persönlichen Reaktionsweise auf die klimatischen Reize und 4. Gerüstetsein gegen Akklimatisationsstörungen.

Wir haben schon andernorts darauf hingewiesen, dass die klimatologischen Daten, die von den offiziellen meteorologischen Stationen gesammelt werden, für physiologische und therapeutische Zwecke nicht ausreichen, dass vielmehr besondere Methoden der meteorologischen Beobachtung ausgebildet werden müssen. Die gleiche Forderung ist schon früher von Dove und Frankenhäuser aufgestellt worden, und man beginnt in den Kurorten bereits in erfreulicher Weise damit, sie zu verwirklichen. Die meteorologischen Daten sind aber erst dann richtig zu verwerten, wenn man die geographischen und topographischen Verhältnisse des Kurortes genau kennt. Für den, der keine persönliche Anschauung derselben besitzt, sind deshalb Karten erforderlich, die weit genauer sein müssen, als sie heute für den gewöhnlichen Gebrauch existieren, am besten Reliefkarten, die die Höhenverhältnisse übersichtlich darstellen.

Die physiologischen Klimawirkungen lassen sich, wenn man den Inhalt der vorangegangenen Abschnitte noch einmal überblickt, in zwei grosse Gruppen einteilen, in Herabstimmung und Anregung nervöser Funktionen. Aber fast überall sieht man diese Einwirkungen nebeneinander bestehen und miteinander vermischt, und jede der beiden kann wieder eine doppelte unmittelbare Ursache haben: die Herabstimmung kann primär sein, und sie kann auf Ermüdung nach vorangegangener gesteigerter Tätigkeit beruhen; die Anregung kann gleichfalls eine direkte sein oder eine indirekte infolge Herabstimmung übergeordneter, normalerweise hemmender zentralnervöser Funktionen; und auch diese letztere Herabstimmung kann wieder die vorgenannte doppelte Ursache haben.

Und diese Vielseitigkeit wird nun kompliziert durch die individuelle Reaktionsweise. Der eine Mensch ist mehr den herabstimmenden, der andere mehr den erregenden Einflüssen zugänglich. Und beides kann im einzelnen Individuum in unerwarteter Weise nebeneinander auftreten oder in kurzen Zeiträumen wechseln. Beim Seeklima und Höhenklima nannten wir solche Fälle. Wo es sich um starke Klimawirkungen handelt, welche zu erheblicherer Störung der zentralen psychischen Funktionen führen, begegnen wir einem Krankheitsbilde, das nicht nur äusserlich, sondern auch seinem inneren Wesen nach grosse Ähnlichkeit mit dem manisch-depressiven Irresein hat. Äusserlich erscheinen Depression und Manie, Herabstimmung und Erregung entgegengesetzt und psychologisch sind sie sehr nahe miteinander verwandt, ja in den meisten Krankheitsfällen sind die manischen und depressiven Zustandsbilder nicht nur zeitlich einander folgend, sondern sie bestehen vermischt nebeneinander.

Bei solcher Mannigfaltigkeit der Reaktionsweisen ist es im Einzelfalle, sofern nicht frühere Resultate einen Anhalt geben, recht schwierig den Erfolg einer klimatischen Kur vorauszubestimmen, und so erklären sich die vielen Fehlschläge. Wenn jedoch eine Klimawirkung über das Maß des Gewünschten hinausgeht, so sind wir in den meisten Fällen imstande, durch ein zweckmäßiges allgemeines Regime dem entgegenzuwirken. Übermäßige Erregungszustände bei der Ankunft im Hochgebirge werden durch Einhaltung möglichster körperlicher Ruhe, nötigenfalls Bettruhe meist sehr gut beeinflusst, so dass nach kurzer Zeit völlige Akklimatisation eintritt. In derselben Weise lassen sich nach Ide[1]) die an der See häufig auftretenden Erregungszustände bekämpfen, so dass auch hier nach einer vorsichtig geleiteten Akklimatisation der beabsichtigte Kurerfolg erzielt wird. Die genaue Kenntnis der örtlichen

[1]) Ide, Die klimatischen Überreizungen an der See und ihre Vermeidung. Therapeut. Monatshefte 1904, H. 8.

klimatischen Eigentümlichkeiten wird in Seebädern überall eine Dosierung der klimatischen Reize ermöglichen. Bei starkem Seewind und intensiver Sonnenstrahlung müssen die zu Erregung Disponierten den Strand meiden und windgeschützte schattige Punkte aufsuchen. Schwieriger ist es, einer übermäßigen seelischen Herabstimmung zu begegnen. Der deprimierte und gehemmte Neurastheniker oder Zyklothyme, der an schwülen Frühlingstagen etwa an den oberitalienischen Seen anstatt der erhofften Erholung und Erfrischung nur eine Steigerung seiner Depression erfährt, wird sich nur damit helfen können, dass er ins Gebirge hinaufwandert — vorausgesetzt, dass er erkennt, dass das erschlaffende Klima die Ursache seiner Depression ist. Vor allem wird er den Alkohol meiden müssen, der im feuchtwarmen Klima stets schlecht vertragen wird. Die feuchte Wärme kann sich auch in Strandorten an windstillen Tagen sehr unangenehm fühlbar machen. Hier ist meistens das kalte Seebad ein vortreffliches Gegenmittel, das im allgemeinen die gleiche und wohl noch potenzierte Wirkung ausübt, wie der Seewind.

Es bedarf kaum eines Hinweises, dass von klimatischen Kuren bei Nervenleiden nur insofern ein Erfolg zu erwarten ist, als es sich um sogenannte „funktionelle“ Störungen handelt. Krankheiten, die auf anatomischen Läsionen im Nervensystem beruhen, können höchstens symptomatisch beeinflusst werden, indem der allgemeine Kräftezustand gehoben und eine begleitende Neurasthenie gebessert werden kann. Dagegen lassen sich bei Psychoneurosen und leichteren zyklothymischen Zuständen oft durchgreifende Erfolge erreichen durch die richtige Ausnutzung der anregenden und der herabstimmenden Klimareize. Dahinzu kommen dann alle die anderen Einflüsse, die mit einer Erholungsreise verbunden sind, das Herausgenommensein aus dem gewohnten Milieu, die Entlastung von Berufsgeschäften, die mannigfachen Erlebnisse der Reise, die landschaftlichen Eindrücke, sportliche Betätigung und vieles mehr. Neben den seelischen Klimawirkungen sind Beeinflussungen des Stoffwechsels von Wichtigkeit für die klimatische Behandlung der funktionellen Nervenleiden. Klimate, welche die Verbrennungsprozesse im Körper anregen, das sind insbesondere das See- und das Hochgebirgsklima, wirken erfahrungsgemäß günstig auf die exsudative Diathese der Kinder. Auch Gicht, Diabetes und Fettsucht werden im Hochgebirge oft vorteilhaft beeinflusst, das gleiche gilt für die anämischen Zustände durch die bekannte Anregung der Blutkörperchenneubildung. Auch an der See sind Veränderungen des Blutes beobachtet worden, die grosse Ähnlichkeit mit den im Hochgebirge gefundenen haben (Helwig, v. Kügelgen, Franz Müller, Haeberlin u. a.), und es ist künftigen Forschungen vorbehalten, festzustellen, ob diese Veränderungen mit den Erscheinungen von seiten des Nervensystems in Zusammenhang zu bringen sind. Auf Stoffwechselbeeinflussungen beruhen

wahrscheinlich auch die günstigen Wirkungen des Hochgebirges auf die Basedowsche Krankheit[1]) und auf die Migräne. Letztere soll nach manchen Autoren auch an der See günstig beeinflusst werden.

Es ist nicht unsere Absicht, hier eine spezielle Klimatotherapie der einzelnen Krankheiten zu geben. Denn nur wenige Heilanzeigen erfreuen sich einer durchgängigen Anerkennung aller Autoren. Überall begegnen wir in der klimatotherapeutischen Literatur erheblichen Widersprüchen, deren Ursache in der Verschiedenheit der Krankheitsfälle und den wechselnden Zuständen der Klimate zu suchen sein dürfte. Wenn es aber weiterhin gelingt, die gesetzmäßigen Beziehungen zwischen klimatischen Reizen und physiologischen Reaktionen aufzudecken, so wird auch die Klimatotherapie reichen Nutzen daraus ziehen, und die Unsicherheiten der Indikationsstellung dürften geringere werden.

Gleichwohl ist die Ausnutzung der Klimate zu Heilzwecken nicht das letzte Ziel unserer Forschung. Unser Streben wird sich stets in erster Linie auf die Erkenntnis jener gesetzmäßigen Zusammenhänge richten, die mehr als alles andere den Menschen an die grosse allumfassende Natur fesseln.

---

1) Nolda, Über die Indikationen der Hochgebirgskuren, für Nervenkranke, Halle a. S. 1909.

Stiller, Höhenluft bei Morbus Basedowii. Mediz. Klinik 1908, Nr. 9.

Grenzfragen
des
Nerven- und Seelenlebens.

Im Vereine mit hervorragenden Fachmännern des In- und Auslandes
herausgegeben von
Hofrat **Dr. L. Loewenfeld** in München.

72. **Die jugendlichen Verbrecher im gegenwärtigen und zukünftigen Strafrecht.** Von Prof. Dr. Ernst Schultze in Greifswald. M. 2.—
73. **Cesare Lombroso als Mensch und Forscher.** Von Dr. Hans Kurella in Kudowa. M. 2.40
74. **Abstinenz oder Mäfsigkeit?** Von Dr. A. Forel in Zürich. M. —.65
75. **Berühmte Homosexuelle.** Von Dr. Alb. Moll in Berlin. M. 2.40
76. **Vom deutschen Plutarch.** Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des deutschen Klassizismus. Von Dr. L. Sadée in Königsberg. M. 2.60
77. **Erblichkeit und Erziehung** in ihrer individuellen Bedeutung. Von Dr. Julius Bayerthal in Worms. M. 2.—
78. **Musik und Nerven. II. Das musikalische Gefühl.** Von Dr. Ernst Jentsch in Breslau. M. 2.80
79. **Die krankhafte Willensschwäche und ihre Erscheinungsformen.** Eine psychopathologische Studie von Dr. Karl Birnbaum in Berlin-Buch. M. 2.—
80. **Zur Psychologie und Psychopathologie des Dichters.** Von Dr. O. Hinrichsen, Privatdozent in Basel. M. 2.80
81. **Hector Berlioz.** Eine pathographische Studie. Von Dr. Oswald Feis in Frankfurt a. M. M. 1.—
82. **Ueber die Psychologie der Eifersucht.** Von Dr. M. Friedmann in Mannheim. M. 3.—
83. **Psychiatrisch-genealogische Untersuchung der Abstammung König Ludwigs II. und Ottos I. von Bayern.** Von Prof. Dr. W. Strohmayer in Jena. M. 1.80
84. **Das Problem des Schlafes.** Von Dr. Ernst Trömner in Hamburg. M. 2.80
85. **Sexualität und Dichtung.** Von Dr. O. Hinrichsen, Privatdozent in Basel. M. 2.60
86. **Die Halluzination,** ihre Entstehung, ihre Ursachen und ihre Realität. Von Privatdozent Dr. Kurt Goldstein in Königsberg. M. 2.—
87. **Ueber Gewöhnung** auf normalem und pathologischen Gebiete. Von Professor Dr. K. Heilbronner in Utrecht. M. 1.60
88. **Die Intektuellen und die Gesellschaft.** Ein Beitrag zur Naturgeschichte begabter Familien. Von Dr. H. Kurella in Bonn. M. 3.60
89. **Bewusstsein und psychisches Geschehen.** Die Phänomene des Unterbewusstseins und ihre Rolle in unserem Geistesleben. Von Hofrat Prof. Dr. L. Loewenfeld in München. M. 2.80
90. **Das Pathologische bei Otto Ludwig.** Von Dr. Ernst Jentsch in Breslau. Mit der Totenmaske Otto Ludwigs. M. 2.40
91. **Robespierre.** Eine historisch-psychologische Studie. Von Hans Freimark in Berlin-Friedenau. M. 1.30
92. **Der Lebensprozess der Nervenelemente.** Von Dr. V. Franz, Abteilungsvorsteher des neurol. Institutes Frankfurt a. M. M. 2.40
93. **Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Geisteswissenschaften.** Von Dr. Otto Rank und Dr. Hanns Sachs in Wien. M. 3.60
94. **Das Verbrechertum im Lichte der objektiven Psychologie.** Von Prof. Dr. W. v. Bechterew, St. Petersburg. Ins Deutsche übertragen v. Dr. T. Rosenthal. M. 1.60

Eugenik und Dysgenik

Ein Versuch

von

B. Laquer-Wiesbaden.

Mit drei Bildnissen (Gregor Mendel, dessen Denkmal, Francis Galton) sowie drei Textabbildungen.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1914.




DEM NATURFORSCHER
P. GREGOR MENDEL
1822 – 1884
ERRICHTET 1910 VON FREUNDEN DER WISSENSCHAFT

Eugenik und Dysgenik

Ein Versuch

von

B. Laquer-Wiesbaden.

Mit drei Bildnissen (Gregor Mendel, dessen Denkmal, Francis Galton) sowie drei Textabbildungen.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1914.

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben

von

Hofrat Dr. L. Loewenfeld in München.

Heft 97.

Vorwort.

Dieser «Versuch», die Unterlagen und Ziele der Eugenik in die Kreise der Ärzte und der gebildeten Laien zu tragen, wurde abgeschlossen am 60. Geburtstage von Paul Ehrlich, des Meisters biologischen Denkens, des Schöpfers neuer und vor ihm ungeahnter Möglichkeiten, zur Bekämpfung von Volkskrankheiten und Seuchen! Möge dieser geniale Praktiker des energetischen und eugenischen Imperativs noch viele von jenen Tagen erleben, welche er selbst nur dann sich wünscht, wenn er sie in rastloser Tätigkeit im Dienste der Wissenschaft zu erarbeiten vermag!

Wiesbaden, den 14. März 1914.

B. Laquer.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort an Paul Ehrlich	
Lebensschicksale und Arbeiten von Gregor Mendel	1—9
„ „ „ „ Francis Galton	10—11
Galton's „eugenische Forderung" und Johannsens „reine Linien" . .	12
Galton's Kritik durch F. Martius, E. Baur, H. Bayer, C. Correns	13—17
Umwelt und Anlage	17—19
Gegensätze von Mendel und Galton und ihren Anhängern	20
Bestrebungen für und gegen die Eugenik	21
Sog. Entartung in Deutschland	22
„ „ „ England	23—24
Syphilis, Erkrankungs- und Sterbeziffern	25
Kriminalitätsziffern	26
Wohlstand, Hygiene und das Sinken der Sterblichkeitsziffern	27
Die restriktive Eugenik	28
Die zehn „unreinen" Linien	29
Die Zahl der Asozialen in Neuseeland	29
„ „ „ „ „ Schweizer Kantonen	30
„ „ „ „ „ den Vereinigten Staaten	30
„ „ „ „ „ Grossbritannien	30
Die Fruchtbarkeit der Minderwertigen	31
Beispiel: Die Familie Kallikak	32
Die Zeugung im Rausch	33—34
Fruchtbarkeit in normalen und krankhaften Familien	35
Die Zahl der Asozialen in Deutschland	36
Die Unkosten derselben im Ausland	37
„ „ „ in Deutschland	38—39
Asoziale Jugendliche	40
„ Landstreicher	41
Die Eugenik im Ausland und ihre Ziele	43—49
in den Vereinigten Staaten	43
in Schweden	47
in der Schweiz	48
in Deutschland	49
Dysgenische Beispiele in Deutschland	50—55
Einwände gegen die Eugenik	56—57
Eugenik und Dichtung	58
„ „ Geburtenrückgang	59
Schlusssätze	60
Literatur	61

Wenn man in Indien reist und einen Hindu z. B. in Benares fragt: Ist das der Weg zum Ganges?, so wird der teils indolente, teils schüchterne, teils nicht orientierte Indier stets antworten: „Herr, das ist nicht der Weg zum Ganges“. — Diese persönliche Erfahrung möchte ich auch auf meine Ausführungen anwenden und vorerst betonen, was mit den folgenden Darlegungen nicht beabsichtigt wird. Es soll weder ein lückenloser, systematischer Aufbau, noch eine geschichtliche Entwicklung der Eugenik gegeben, sondern es sollen nur die wissenschaftlichen Hauptströmungen, die Gegensätze, die Fragestellungen, die Maßnahmen und Ziele in praktischer Hinsicht insbesondere auch im Ausland in möglichst elementarer Form geschildert werden.

Im Jahre 1843 trat der **1822** in einem kleinen östr.-schles. Flecken — Heinzendorf b. Odrau — von armen, aber begabten Eltern geborene Bauernsohn Johs. Mendel[1]) in das Augustinerkloster zu Brünn als Novize ein, nachdem er das Gymnasium in Troppau und Olmütz absolviert; 1847 wurde er Priester und Seelsorger und erhielt den Vornamen Gregor; da er besondere naturwissenschaftliche Neigungen aufwies, wurde er für zwei Jahre nach Wien zu Universitätsstudien beurlaubt; 1854 zurückgekehrt, lehrte er an der Brünner Ober-Realschule vierzehn Jahre lang Naturwissenschaften und wurde 1868 — leider — Kloster-Abt; denn diese leitende Stellung verwickelte ihn in einen jahrelang dauernden Streit mit der Staatsregierung und liess keinen Raum für weitere wissenschaftliche Untersuchungen. In den o. e. vierzehn Jahren stellte er im Klostergarten jene klassischen Versuche über Kreuzung von Erbsen-Sorten an, die seinen Namen unsterblich gemacht als Fortsetzer Darwins, wenigstens auf dem Gebiete der Vererbungswissenschaft. „Mendel hat uns — so sagt einer seiner englischen Verehrer, W. Bateson, in eine neue Welt geführt, deren Existenz man vor ihm nicht einmal ahnte“. Wie war denn in den 60er Jahren der Stand, der Pegel der Vererbungswissenschaft? Die Lehre Darwins begann damals ihren Siegeszug; auch in die Mendel nahestehenden Kreise der Brünner naturforsch. Gesellschaft war sie eingezogen, wie ihre „Berichte“ erweisen. Sie hatte die Erfahrungen und die Tatsachen

[1]) Dr. H. Iltis im Vorwort zu R. C. Punnetts „Mendelismus“ übersetzt von W. v. Prokowetz, Brünn 1910.

der künstlichen Züchtung auf die freie Natur übertragen; Darwin erklärte die unendliche Mannigfaltigkeit der Pflanzen- und Tierformen durch allmähliche Steigerung der zufälligen kleinen Abänderungen, der sogen. individuellen Variationen, d. h. durch die sogen. natürliche Auslese im Kampf ums Dasein; Darwins Lehre ermöglichte scheinbar dem Züchter durch eine planmäßige, viele Generationen umfassende Auslese, jede beliebige neue Form zu erzielen; es gab wohl eine mit Begeisterung aufgenommene Theorie der Vererbung, aber keine Gesetze der Vererbung; man sprach aber von „Gesetzen", obzwar nur die empirischen Möglichkeiten des Vererbungsverlaufs (V. Haecker)[1][2]) vorlagen; die Art als Ganzes war Gegenstand des Interesses, nicht aber die einzelnen Merkmale einer Art; diese letzteren nun in den Mittelpunkt gestellt, und durch und in Kreuzungen von Pflanzen, welche nicht in ihrem ganzen Aussehen, sondern nur in wenigen, scharf begrenzten Merkmalen differierten, wunderbare Gesetzmäßigkeiten entdeckt und berechnet zu haben, das ist das unsterbliche Verdienst Gregor Mendel's; seinen Namen trägt in England die Wissenschaft: der Mendelismus und die wissenschaftliche Zeitschrift: „Mendelian Journal"; mit ihm fangen alle neueren Werke, Broschüren, Vorträge über Vererbung an; man sagt oder liest auch: eine Eigenschaft, ein Merkmal mendelt. Er selbst aber erlebte diesen Nachruhm nicht; er starb, verbittert durch den Mangel an Anerkennung, geplagt von körperlichen Leiden (Brightsche Nierenkrankheit) 1884; auch hochstehende Fachgenossen, wie der 1891 verstorbene Botaniker Naegeli[3])-München, vermochten dem Hochflug Mendelscher Forschungen nicht zu folgen, wie der von C. Correns kürzlich herausgegebene Briefwechsel zwischen Naegeli und Mendel erweist.

Die Mitwelt war, wie so oft, für das Wirken des Genius noch nicht reif; es mussten erst jene knapp 51 Seiten umfassenden Beobachtungen und Funde Mendel's, welche in den Verhandlungen der Brünner naturforschenden Gesellschaft 1865 bzw. 1870 veröffentlicht bzw. eingesargt worden waren, Jahrzehnte später, im Jahre 1900 von drei Forschern (H. de Vries, C. Correns, E. v. Tschermak) wiederentdeckt, gewissermaßen ausgegraben werden; in Ostwalds „Klassiker der Naturwissenschaft" Nr. 121 wurden sie von E. v. Tschermak neu herausgegeben unter dem Titel: Versuche über

[1]) V. Haecker, Allgemeine Vererbungslehre, Braunschweig 1911.

[2]) C. Kronacher, Züchtungsbiologie, Berlin 1912.

[3]) An Naegeli's Werk: Die niederen Pilze in ihren Beziehungen zu den Infektionskrankheiten und der Gesundheitspflege (München 1877) verdiente Robert Koch seine ersten literarischen Sporen; diese Besprechung (Deutsche medizinische Wochenschrift 1878) ist heute noch lesenswert.

Pflanzenhybriden[1]), zwei Abhandlungen. (1866 u. 1870.) Von Gregor Mendel, III. Aufl. 1913. Vor vier Jahren wurde sein Denkmal in Brünn enthüllt, eine Festschrift[2]) zu seinen Ehren herausgegeben, an welcher zahlreiche Erblichkeitsforscher aus allen Ländern mitarbeiteten.

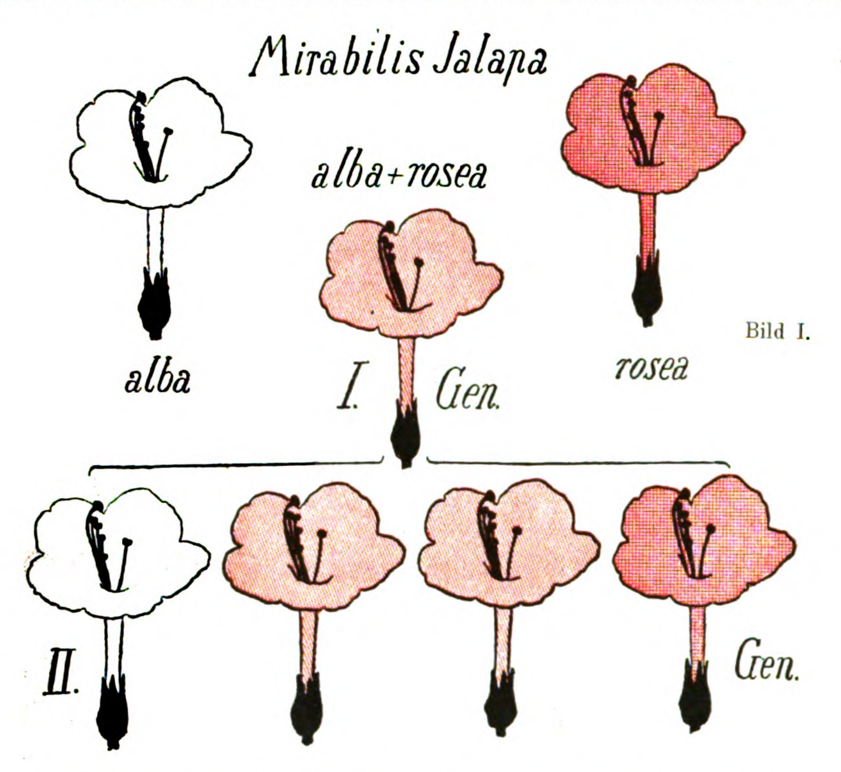


Bild I.

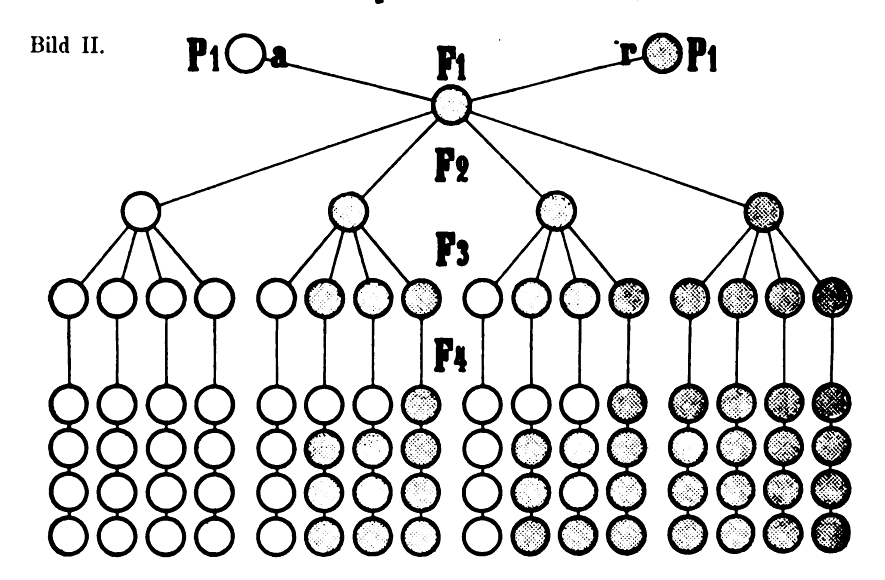
Wir sehen hier im Bild I [aus C. Correns (die neuen Vererbungsgesetze II. Aufl. 1912, Berlin)] schraffiert dunkelrot und hellweiss zwei Blüten der aus Westindien bei uns eingeführten „Mirabilis jalapa", der sogen. Wunderblume, deshalb so genannt, weil die windenartigen Blüten nur eine Nacht, vom Abend bis Morgen, offen stehen und sich dann für immer schliessen. Nun kreuzen wir diese Sorten, indem wir die Staubfäden der roten Blüten entfernen nnd die Narbe unter Schutz gegen Insektenzutritt mit den weissen Pollen der weissen Blüte bestäuben; es kann auch umgekehrt gemacht werden; die Staubfäden der weissen Blüte werden entfernt und mit den roten Pollen bestäubt. Das Ergebnis dieses Versuches sehen wir in dem schwach rosa gefärbten Bastard I. Gen.; auch Heterozygot genannt, weil aus der Vereinigung zweier

[1]) Hybriden d. h Bastarde; hybrid in der „hybris" d. h. im Übermut gezeugt; bastard von bastum, der Sattel d. h. im Sattel, unterwegs geboren nach F. Martius.

[2]) Verhandlungen der Brünner Naturforschenden Gesellschaft, Jahrg. 1910, Bd. 49.

verschiedener Gameten oder Keime gebildet; im Gegensatz zu Homozygoten, aus zwei gleichartigen Gameten entstanden. Nun überlassen wir diesen Bastard der üblichen Selbstbestäubung, indem wir ihn zum Schutz vor den fremde Pollen übertragenden Insekten mit Gaze zudecken; die Erwartung aber, dass die nunmehr entstehende 2. Generation wiederum hellrosa wird, geht nicht in Erfüllung; wir bekommen in der 2. Generation dreierlei Individuen, eine tiefrote, eine hellweisse, zwei hellrosa Blüten, d. h. der Bastard spaltet in einem bestimmten gesetzmäßigen Verhältnis 50 % hellrosa, je 25 % dunkelrot und weiss, die letzteren schlagen zurück.

Mirabilis Jalapa alba+rosea, Schema



Dieses Verhältnis 1, 2, 1 ist das typische, von Mendel entdekte Zahlenverhältnis. In der 3. Generation (vgl. Bild II) F_3[1]), welche entsteht, wenn wir alle vier Individuen von F_2, die rote, die weisse, die zwei rosa Blüten wiederum sich selbst befruchten lassen, finden wir, dass die weissblühenden Pflanzen nur weisse, die dunkelroten nur rote, die rosa Blüten hingegen aufs neue dreierlei Nachkommen geben, weisse, rosa und dunkelrote, wiederum im Verhältnis 1, 2, 1; ebenso in der 4. Generation F_4.

Wir sehen ferner im schematischen Bilde II: der Bruchteil der rosa Bastarde wird immer kleiner

in F_3 (= 3 ten Filialgeneration) ist er $^1/_4$
in F_4 (= 4 ten ") " " $^1/_8$

er wird schliesslich = 0; der Bastard verschwindet.

1) F = Filial, P = Paternal; das Schema ebenfalls aus C. Correns l. c.

Die Erklärung dieser Spaltungen, welche Mendel einst gegeben und welche jetzt allgemein gilt, ist die, dass der Rosa-Bastard (F_1) das weisse und das tiefrote Merkmal in seinen Keimzellen als Anlagen enthält; diese beiden Anlagen gehen von der Keimzelle in alle Zellen über; sie bewirken es gemeinsam, dass die hellrosa Bastardblüte entsteht. Fängt der Rosa-Bastard aber an, seinerseits Keimzellen zu bilden, so vertragen sich beide Anlagen nicht mehr, sie trennen sich und es kommt zu dem Zahlen- und Spaltungsverhältnis 1, 2, 1. Ebenso nun wie es sich mit dem Artmerkmal der Farbe verhält, wie die Farbe „mendelt", so verhält es sich auch mit dem der Form. Wir können dies an einem Bastard von zwei Brennesselarten, Urtica pilulifera, bzw. Dodartii verfolgen, von deren Eltern eins gesägten, das andere glatten Blattrand aufweist, vgl. beistehendes Bild III aus C. Correns l. c.

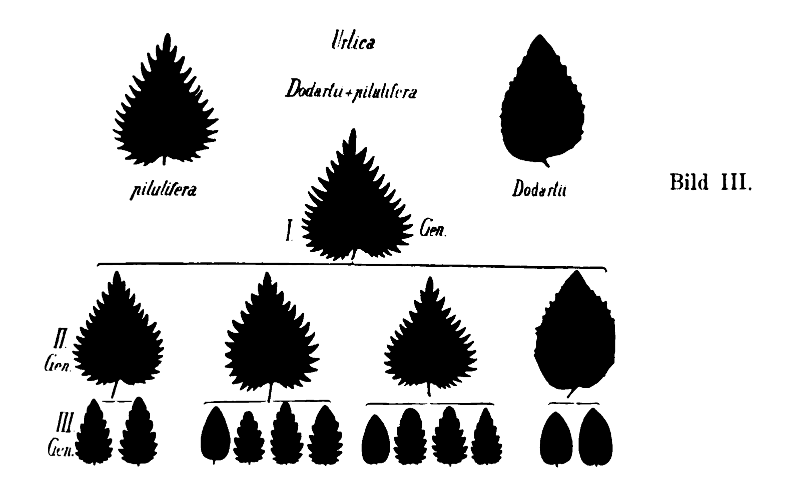


Bild III.

Man sagt auch, um mit Mendel zu reden, im Urtica-Bastard, der seinen Eltern immer sehr ähnlich sieht, dominiert der gesägte Blattrand über den glatten; der letztere ist im Bastard latent, ist in ihm rezessiv; oder auch die Bastarde sind uniform, sind isotypisch; sie sind — intermediär — zwischen den Eltern mit ihren Nachkommen konstant.

Die Mendelsche Regel lautet also: Wenn zwei gekreuzte Tier- oder Pflanzenarten in bezug auf ein Merkmal verschieden sind, so zeigen die Nachkommen der 1. Generation alle nur das Merkmal des einen der beiden Eltern. Dieses heisst „dominierendes". In der 2. Generation zeigt $^1/_4$ der Exemplare das rezessive, das scheinbar verschwundene, und $^3/_4$ das dominierende Merkmal. Erstere bleiben weiterhin konstant, von den letzteren bleibt $^1/_3$ konstant, $^2/_3$ werden in der nächsten Generation wieder ähnlich gespalten. Diese Regel gilt immer nur für

einige (nicht für alle) Eigenschaften einer Spezies. Man unterscheidet auch drei Mendelsche Gesetze: Das Gesetz der Uniformität der Bastarde, das Gesetz der Spaltung bei der Keimzellenbildung und das Gesetz der Selbständigkeit der Merkmale.

H. de Vries vergleicht die durch Befruchtung verbundenen elterlichen Anlagen oder Idioplasmen mit zwei Menschen, die sich vereinigen, um eine Strecke Weges gemeinsam zurückzulegen, nach einiger Zeit aber von einander Abschied nehmen, um dann ein Jeder sich einen neuen Begleiter für die nächste Wegstrecke zu suchen.

O. Hertwig bietet einen ähnlichen Vergleich: Zwei Heerscharen, haben sich zu gemeinsamer Aktion verbunden und nehmen während derselben einen Austausch in ihrem Personenbestande vor, bilden auch neue Formationen; bei ihrer späteren Trennung aber machen sie diese Veränderung nicht mehr rückgängig. — Die Mendelschen Regeln wurden in obigen Beispielen ganz elementar dargestellt; über ihre Verfeinerung und weitere Differenzierung verweise ich auf C. Correns l. c.; auch das Problem der Geschlechtsbestimmung ist durch die Mendelschen Regeln neu befruchtet worden. (Vergl. B. Goldschmidt, Einführung in die Vererbungswissenschaft, Leipzig 1913, 2. Aufl., und C. Correns u. B. Goldschmidt, Die Vererbung und die Bestimmung die Geschlechts, Berlin 1913.)

Aber nicht nur Farben, Formen, auch Funktionen „mendeln“; kreuzen wir z. B. die Hausmaus und die sog. japan. Tanzmaus, so verschwindet das Tanzen bei dem Bastard, es wird in ihm rezessiv und „schlägt“ erst wieder in der 3. Generation „durch“, wird dominant, „mendelt heraus“. — Nach den gleichen Regeln vollzieht sich auch die Vererbung von Anomalien und erblichen Krankheiten bei dem Menschen; nur sind wir wenigstens bei dem Menschen nicht in der Lage, Geschwister zu züchten, sondern wir vermögen nur Stammbäume und Nachkommenschaft zu studieren. Wenn ein Kranker z. B. an Nachtblindheit (Retinitis pigmentosa) leidet, d. h. unfähig ist, in der Dämmerung zu sehen, und er heiratet eine Gesunde, so dominiert obiges Artmerkmal bei den Kindern, ebenso die Bluterkrankheit, die Hyper- und Syndactylie wie dies Schlatter-Zürich kürzlich an einem klassischen Beispiele nachwies[1]).

M. v. Gruber und E. Ruedin geben in ihrem für die Dresdener Hygiene-Ausstellung ausgearbeiteten, vortrefflichen und illustrierten Gruppenführer: Fortpflanzung, Vererbung, Rassenhygiene, II. Aufl. 1911, eine

---

[1]) Korresp.-Blatt f. Schweizer Ärzte 1914, Nr. 8: Die Mendelschen Vererbungsgesetze beim Menschen an Hand zweier Syndaktylie-Stammbäume. Vgl. auch Fr. Pick-Prag: Über Vererbung von Krankheiten. Deutsche med. Wochensch. 1911 Nr. 32 und 1912, Nr. 11.

Übersicht über die wichtigsten vererblichen Missbildungen, krankhaften Anlagen und Krankheiten der Menschen.

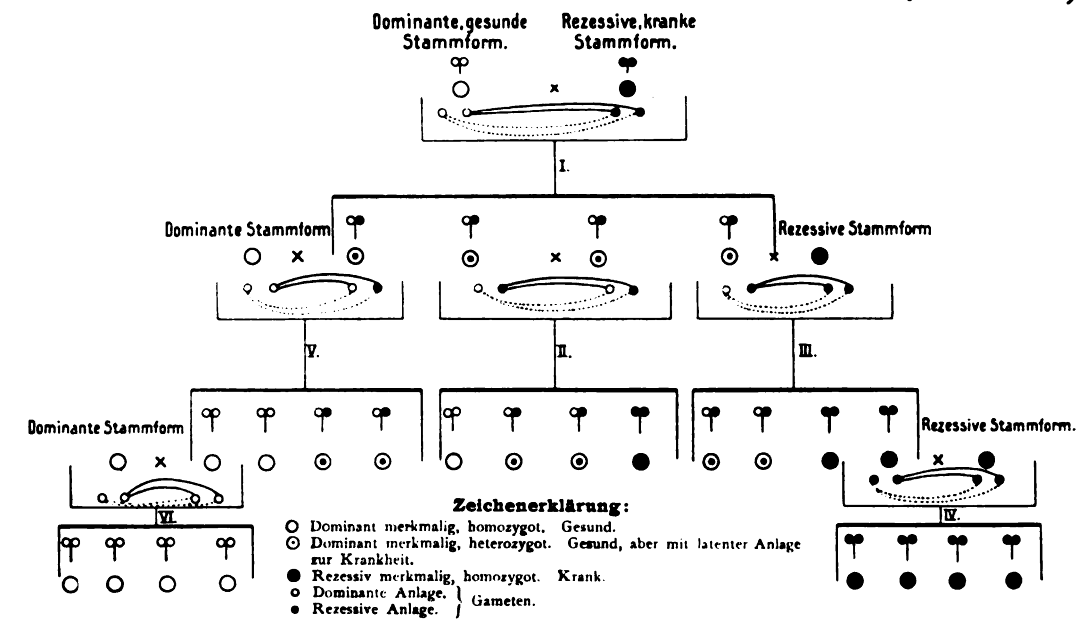
Hasenscharte
Wolfsrachen
Monodaktylie [1])
Polydaktylie [2])
Brachydaktilie [3])
Spalthand
Spaltfuss
Hypospadie [4]) und andere Entwicklungsstörungen der Genitalien
Aplasie der Brustdrüse [5])
Zwergwuchs
Riesenwuchs
Angeborener Katarakt [6])
Präseniler [7]) Katarakt
Angeb. Kolobom [8])
Hydrophthalmus [9])
Ptosis congenita [10])
Myopie
Farbenblindheit
Nachtblindheit
Retinitis pigmentosa [11])
Taubstummheit
Progressive Schwerhörigkeit
Situs viscerum perversus [12])
Alopekie [13])
Ungenügende Fruchtwasserbildung
Vererbl. Elefantiasis (Trophödem) [14])
Ichthyosis [14])
Prurigo [14])
Dermatitis bullosa congenita [14])
Psoriasis [14])
Pigmentmäler
Neurome [15])
Neurofibrome [1])
Exostosen [16])
Mikrokephalie [17])
Progressive Muskelatrophie [18])
Hämophilie [19])
Kurzlebigkeit
Cystinurie [20])
Diabetes insipidus [21])
Disposition zu Geistes- und Nervenkrankheiten (Debilität und Vulnerabilität des Nervensystems) [22])
Gicht
Fettsucht
Diabetes mellitus [23])
Morbus Basedowi
Arteriosklerose [24])
Lungenemphysem
Zahnkaries
Krebs (?) Tuberkulose (?)

---

1) Monodaktylie = Einfingrigkeit;
2) Polydaktylie = Mehrfingrigkeit;
3) Brachydaktylie = Kurzfingrigkeit (infolge Fehlens eines Fingergliedes);
4) Hypospadie = fehlerhafte Öffnung der Harnröhre;
5) Aplasie = Verkümmerung;
6) Katarakt = Augenstaar;
7) präsenil = vor dem Greisenalter auftretend;
8) Kolobom = Spaltbildungen im Auge;
9) Wasseransammlung im Auge;
10) Ptosis congenita = angeborenes Herabhängen des oberen Augenlides;
11) Retinitis pigmentosa = eine Netzhautentzündung;
12) Situs viscerum perversus = Vertauschung von rechts und links bei der Lage der Brust- und Baucheingeweide;
13) Alopekie = Fuchsräude (Haarausfall);
14) Verschiedene Hautkrankheiten;
15) Nervengeschwülste;
16) Exostose = Knochenauswuchs;
17) Mikrokephalie = Verkümmerung des Schädels;
18) Progressive Muskelatrophie = Fortschreitender Muskelschwund;
19) Hämophilie = Bluterkrankheit. Die geringsten Verletzungen können zu tödlichen Blutungen führen, da das aus den Gefässen austretende Blut nicht gerinnt;
20) Cystinurie = eine Stoffwechselkrankheit;
21) Diabetes insipidus = massenhafte Harnabsonderung;
22) Debilität u. Vulnerabilität = Schwäche und leichte Störbarkeit der Nerventätigkeit;
23) Diabetes mellitus = Zuckerkrankheit;
24) Arteriosklerosis = Verhärtung der Schlagadern.

In beifolgendem, von Lundborg[1]) stammenden Schema ist das „Mendeln“ von Krankheiten, das natürlich auch Ausnahmen kennt, wiedergegeben; vergl. darüber F. Martius: Konstitution und Vererbung. Kap. III, Berlin 1914.

Schema der Anlagen-Kombination bei Rezessivität einer monohybriden Krankheit (oder Anomalie).



Ebenso dominiert die Habsburger Unterlippe, wie wir sie bei Philipp II. auf dem Velasquezschen Bilde sehen, die Geisteskrankheit bei den Wittelsbachern; H. Bayer (Über Vererbung und Rassenhygiene, Jena 1912) gibt farbige, instruktive Ahnen-Tafeln, auf welche wir verweisen. Die Bluterkrankheit tritt merkwürdigerweise seltener bei Frauen als bei Männern auf, sie bleibt bei den weiblichen Mitgliedern rezessiv, geht aber auf die Söhne der freigebliebenen Tochter über. Sie gab ja den Stoff zu dem Roman von Ernst Zahn: „Die Frauen von Tanno“. Auch unsere geistigen Eigenschaften und Begabungen mendeln; nur können wir sie nicht rein isolieren, weil diese erblichen Merkmale oder „Gene“ weit komplizierter sind, als die Artmerkmale von Form, Farbe oder Körper-Funktionen und weil sie quantitativ uns zugemessen sind; ferner auch, weil sie aufs stärkste beeinflusst und verändert werden — von der Umwelt. Die oben erwähnten Merkmale verhalten sich selbständig wie biologische Einheiten; der Pflanzen- und Tierzüchter besitzt jetzt gesetzmäßig bestimmte Direktiven[2]). Ein praktisches Beispiel: Die Resistenz gegen Gelbrost ist bei verschiedenen Weizensorten verschieden; der Parasit

[1]) Lundborg, Medizinisch-Biologische Familienforschungen. Jena 1912.
[2]) Kronacher, Züchtungsbiologie. Berlin 1912.





(Puccinia glumarum) schädigt unsere Landwirte p. a. um mehrere Millionen Mark; rostimmune Rassen sind also hochwillkommen. Nun zeigte Biffen, dass die Empfänglichkeit für den Pilz in vererblicher Konstitution begründet ist, und dass sie den Mendelschen Spaltungsgesetzen folgt. Biffen konnte so neue Weizensorten ziehen, in denen andere gute Eigenschaften (reichlicher Kornertrag, gutes Stroh) mit Widerstandskraft gegen Rost sich vereinigten. Von diesen Mendelschen Gesetzen aus begreifen wir aber auch, dass ein Genie als Sprössling von durchschnittlich begabten Eltern auftreten kann, wie wir es bei Goethe und Bismarck sehen, und dass es keine Genies zu Nachkommen hat, und dass es Maler-, Musiker- und Mathematiker-Familien gibt; in dem einen Falle liegt eine glückliche Kombination von Anlagen einer Dominante vor, die im Sprössling des Genies wieder rezessiv wird; in dem anderen Falle eine „mendelnde" Vererbung von Anlagen.

Die Mendelsche Entdeckung hat dem früher gedankenlos gebrauchten Begriff „Atavismus" den Garaus gemacht und ihn „als biologische Elementar-Analyse der äusseren Erscheinung" (Johannsen) und der inneren Konfiguration neu entstehen lassen. Dass aber die Mendelschen Versuche so gut gelangen, zu so exakten Ergebnissen und Gesetzen führten, verdanken wir einem, auch von Mendel selbst s. Zt. noch nicht erkannten, glücklichen Zufall; wir deuteten schon an, dass die Versuche sehr sorgfältig von Mendel selbst an über 10000 Exemplaren von Erbsen, Bohnen etc. vorgenommen werden mussten; vor allem aber mussten sie an sogenannten „reinen Linien" vorgenommen werden.

Um diesen von Johannsen[1]), Professor der Botanik an der landwirtschaftl. Hochschule zu Kopenhagen, aufgestellten Begriff näher zu erläutern, muss ich zuvor den zweiten grossen Vererbungsforscher des XIX. Jahrhunderts hier anführen. Gleichaltrig mit Mendel, auch im Jahre **1822** geboren, kam er unter günstigeren Sternen, schon rein äusserlich zur Welt; glücklicher auch als Mendel erlebte er seinen Ruhm und sah sein Werk aufgebaut, als er vor drei Jahren (1911) hochbetagt (89 Jahre alt) starb. Es handelt sich um den Engländer Francis Galton und seine Wissenschaft, die Eugenik, die Lehre von der Wohlgeborenheit, auch Hygiene und Biologie der Rassen und Stammes-Förderung genannt[2]).

[1]) W. Johannsen, Die Erblichkeit in Populationen und in reinen Linien, Jena 1903 sowie Elemente der exakten Erblichkeitslehre, 2. Aufl., Jena 1913.

[2]) Es ist hier zu bemerken, dass gleichwertig mit Galton und unabhängig von ihm **1891** ein deutscher Arzt Wilhelm Schallmeyer, jetzt in Pasing bei München seine erste rassen-hygienische Schrift: „Über die drohende körperliche Entartung der Kulturmenschheit", (2. Auflage 1910) erscheinen liess, für welche Sch. fünf Jahre einen Verleger gesucht; auf Schallmeyers Arbeiten folgten die von O. Ammon, A. Ploetz, A. Grotjahn, W. C. Weinberg, R. Sommer, F. Martius; vgl. bei Gruber-Rüdin l. c. S. 121 die Einordnung der Rassenhygiene in die Wissenschaft, sowie ihre „Teilgebiete" von A. Ploetz: hier ist auch Ottokar Lorenz (†) zu nennen, welcher in seinem 1898 erschienen „Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie" etc. die genealogische Betrachtungsweise in die menschlichen Vererbungsfragen einführte.

Ich sagte günstigere Sterne: Galton war der Sohn eines reichen Bankiers und der Vetter von Charles Darwin; seine Mutter Violetta war eine geborene Darwin. Ebenso wie sein Vetter Charles wurde Francis Galton zur Medizin bestimmt, und ebenso wie Darwin 1831 auf dem „Beagle" fünf Jahre lang um die Welt reiste, so unternahm auch Galton 1850 eine grosse Forschungsreise nach dem Orient und nach dem Sudan. Nach Veröffentlichung seines Reiseberichts wurde Galton Vorsitzender der Londoner geographischen, dann der anthropologischen und schliesslich auch der statistischen Gesellschaft, er erhielt goldene Medaillen, die Ritterwürde und dergl. G. war einer jener hervorragenden Dilettanten, wie sie England so häufig hervorbringt; ich nenne ausser ihm nur Darwin, Spencer, Grote; auch der kürzlich verstorbene Lord Avebury, als John Lubbock besser bekannt, war ein solcher Dilettant; wir können ihnen bei uns höchstens den viel angegriffenen Houston Stewart Chamberlain, auch vergleichsweise den Geschichtsschreiber Rom's Gregorovius, und den von Florenz, Robert Davidsohn, an die Seite stellen; alle diese Männer bereicherten ohne Amt und ohne offizielle Stellung, die Geistes- oder Natur-Wissenschaften. Naturwissenschaftlich bedeutende „private men of distinction" gibt es oder gab es bei uns in neuerer Zeit[1]) nur einen Einzigen — Gregor Mendel. Galton nahm — wohl durch das Werk seines Vetters Charles Darwin angeregt — die biologische Statistik in Angriff; er begann mit der Analyse des wahrscheinlichen Fehlers. wie er sich bei etwa 100 und mehrmal wiederholten Schüssen auf die Scheibe als grössere oder geringere Abweichung vom Scheibenzentrum in einer sogenannten „Fehlerkurve" sich darstellen lässt, ein Problem, welchem schon der Mathematiker Gauss seine Aufmerksamkeit geschenkt; dem Willen des Schützen zum Ziel widerstreben die Rasanz der Kugel, die Luftwiderstände; der Münchener Hygieniker Max v. Gruber hat diese Galtonschen Forschungen mit grosser Klarheit im I. Bd. des Handbuches der Hygiene (1913) dargestellt; sie finden sich auch in dem o. e. v. Gruber-Rüdinschen „Führer", sowie bei Kronacher l. c. und bei C. Allers Münch. med. Wochenschr. 1911, Nr. 27.

Galton ging dann dazu über, den Brustumfang von Hunderten von Soldaten zu vergleichen oder die Verhältnisse von Körperlänge von Eltern zu der ihrer Kinder, die er als „Wechselbeziehungen" oder Korrelationen bezeichnete, zu messen. Die bei den Mendelschen Gesetzen erwähnten Merkmale stehen nämlich untereinander zuweilen in bestimmtem, auch zahlenmäßigem Zusammenhängen; so sind z. B. alle blauäugigen Katzen taub; dann ist ihr sog. Variabilitätskoeffizient = 1, d. h. es besteht völlige Korrelation; dem grösseren Körnergewicht des Hafers entspricht ein geringerer Fettgehalt; bei der Gerste hingegen

[1]) Robert Mayers Entdeckerschicksal ist doch wesentlich anders als das Gregor Mendel's.

steigt mit dem Gewicht der Stickstoffgehalt; Alkoholismus und Verbrechen bedeuten auch eine Form der Korrelation. Die o. e. Körperlängen der Eltern und ihrer Kinder variieren um 0,5. Im ganzen geraten die Kinder den Eltern in erheblichem Maße nach, wenn auch die Nachkommen um den Durchschnitt z. B. der Körperlänge weniger stark pendeln als die Eltern; diese Neigung zum Durchschnitt wird immer stärker, also i. G. werden die Generationen kleiner. Galton nannte dies „die filiale Regression", d. h. alle aus dem gewohnten Geleise heraustretenden Abweichungen verlieren sich langsam wieder in der breiten Masse der Mittelmäßigkeit. Die Riesen (auch die des Geistes) werden in ihrer Nachkommenschaft nicht riesiger, die Zwerge nicht zwerghafter; die dagegen wirkende Tendenz nannte Galton „Regression".

G. kam schliesslich zu seinem berühmten Gesetz vom Ahnenerbe und statuierte eine Art Grund- oder Veredlungsformel der Vererbungslehre: $\frac{1+0}{2} = {}^1/_2 \quad \frac{{}^1/_2+1}{2} = {}^3/_4 \quad \frac{{}^3/_4+1}{2} = {}^7/_8$ 1 = Vollblut gesetzt 0 = gewöhnl. Rasse!
(1 + 0 = Elternpaar; $^1/_2$ bzw. $^3/_4$, $^7/_8$ = Sprössling.)

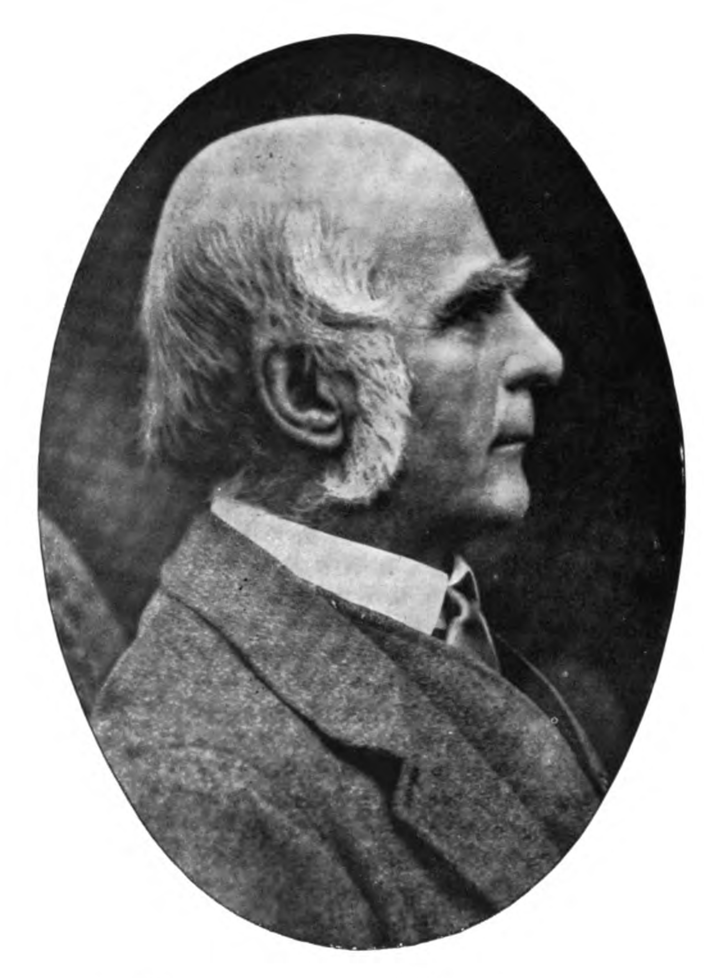
Leider war aber dieses Gesetz, wie Züchtungsversuche von Johannsen an Bohnen in den o. e. reinen Linien ergaben, fehlerhaft. Schon Vilmorin hatte nämlich bei Züchtung von Zuckerrüben auf höheren Zuckergehalt das sog. Isolationsprinzip, d. h. das Prinzip der individuellen Nachkommensbeurteilung, aufgestellt; die Untersuchungen von Nilsson in der botanischen Versuchsstation zu Svalöf sowie die Züchtung des Svalöfer Roggens, welcher in den wie „Ulanenlanzen stehenden Kornähren" der Kaiserlichen Domäne „Kadinen" wiederkehrt, gehören in dasselbe Gebiet der Pedigree-Reinheits-Beobachtungen. Es muss eben Selektion geübt werden; nur diejenigen Bastarde dürfen zur Anpaarung benutzt werden, welche die sog. Kombination der Vollblutmerkmale möglichst rein und „konsolidiert" aufweisen; daher der Ausspruch des edle Rasse-Hunde züchtenden englischen Lords: „Ich züchte viel; ich hänge aber auch viele"! Johannsen unterscheidet gen'otypische Beschaffenheit von Individuen; das sind solche mit gemeinschaftlich feststehenden (wie in Atom-Verbänden festgefügten) Genen oder Erbanlagen; diesen reinen Linien steht das phänotypische Wesen einer Population gegenüber, welche scheinbar den Eindruck von erblicher Gemeinsamkeit vortäuscht, in Wirklichkeit aber „pêle-mêle" d. h. nur statistische Durchschnittswerte umfasst. In einer Hundezüchterei z. B. findet man leicht eine Population von Dackeln, welche sehr rein, sehr echt aussehen; erwirbt man aus diesen phänotypischen Rudeln ein Elternpaar ohne die Kenntnis, ohne die genaueste Besichtigung ihrer Vorfahren, so wird man sicherlich grosse Enttäuschungen an der Nachkommenschaft dieses Dackelpaares erleben [1].

[1]) Vgl. die untenfolgenden Ausführungen bei Martius insbesondere über die Baursche Kaninchen-Zuchtwahl, S. 13.

Galton's Irrtümer, welche einzusehen Galton wohl schon zu alt und zu starr war, führten zu der sog. eugenischen Forderung; auf der ersten Seite seines Werkes „Hereditary Genius" (1861, II. Aufl. 1892, deutsch. 1910 u. d. T. „Ingenium u. Vererbung") kennzeichnet er sie mit folgenden Worten: „Ich will in diesem Buche zeigen, dass die natürlichen Fähigkeiten eines Menschen durch Vererbung erworben sind, unter den völlig gleichen Beschränkungen, welche für die Form und die physischen Merkmale der gesamten organischen Welt gelten. Wenn es also ungeachtet dieser Beschränkungen möglich ist, durch sorgsame Auslese eine beständige Hunde- oder Pferderasse zu erhalten, die mit besonderer Schnelligkeit oder einer ähnlichen Fähigkeit ausgestattet ist, müsste es möglich sein, durch wohlausgewählte Ehen während einiger aufeinander folgender Generationen eine hochbegabte Menschenrasse hervorzubringen." Diese weit übers Ziel und über alle theoretischen Möglichkeiten hinausführende Auffassung ist vor allem durch Johannsen selbst, der ursprünglich Galton's Ideen anhing und sie eigentlich an Bohnenversuchen nur nachprüfen wollte, sowie durch deutsche Forscher sehr stark eingeschränkt worden. Auch W. Bateson, ebenfalls ein Anhänger Galton's geriet in Gegensatz zu dieser Lehre. Friedrich Martius-Rostock, welcher das Verdienst hat, die Bedeutung der Erblichkeitsforschung im Zusammenhang mit der neuerdings so stark betonten Frage der Konstitution als einer der Ersten — lange Zeit alleinstehend — erkannt zu haben, widmet Galton's „eugenischer Forderung" eine ausführliche und einschränkend kritische Betrachtung [1]):

„Aus Johannsens ersten klassischen Versuchen stammt der Begriff der reinen Linien. „Eine reine Linie ist der Inbegriff aller Individuen, welche von einem absolut selbstbefruchtenden Individuum abstammen", (und die dabei immer weiter Selbstbefruchtung treiben). Weder beim Menschen, noch bei den Experimenten der Tierzüchter kann so etwas je vorkommen. Bei der Auslesezüchtung der Tierzüchter, die allen menschlichen Rasseverbessern als Ideal vorschwebt, handelt es sich nie um Selbstbefruchtung, sondern stets um Paarung zweier Individuen. (Baur, Einführung in die experimentelle Vererbungslehre, Berlin 1911, S. 254 nennt das „Züchtung bei obligat allogamen Organismen").

[1]) Martius betont mit Recht, dass das Studium der Vererbungslehren durch die verhängnisvolle Neigung, namentlich der Mendelianer, zu neuen Begriffs- und mehr noch zu neuen Wortbildungen derart erschwert wird, dass wie von Hansemann bemerkt, jedem dieser Werke eigens ein besondres Lexikon beigegeben werden müsste. F. Martius: Konstitution und Vererbung in ihren Beziehungen zur Pathologie, Berlin 1914; das jüngste und interessanteste Werk des Rostocker Klinikers, in welchem die mannigfachen, auch die noch nicht gelösten Fragen der menschlichen Vererbungslehre in unübertrefflicher Weise aufgerollt werden.



Francis Galton

„Bei diesen Organismen", sagt Baur, sind fast alle Individuen einer jeden Rasse, die nicht schon sehr weitgehend rein gezüchtet sind, kompliziert heterozygotisch. Auch hier kommt es ausschliesslich darauf an, eine Rasse zu gewinnen, welche homozygotisch alle die gewünschten Eigenschaften aufweist, aber hier ist das ungemein schwierig".

Um das verständlich zu machen, konstruiert Baur einen schematischen Versuch, aus einer Population — einer unreinen Zucht — von schwarzen, braunen, gelben und weissen Kaninchen eine absolut konstante schwarze Rasse zu züchten. Das ist nach den Regeln des experimentellen Mendelismus theoretisch durchaus möglich, praktisch aber deswegen sehr schwierig, weil (nach Analogie berechnet) unter 729 herausgegriffenen schwarzen Pärchen erst ein homozygotisch schwarzes sich befinden würde. „Nur dieses eine Paar unter 729 schwarzen Paaren gibt sicher in der Descendenz eine absolut konstante schwarze Rasse", die in sich weiter gezüchtet, schwarz bleibt. Wie soll ich aber dies eine Paar herausfinden? Dass ich es nicht finde, hat eine Wahrscheinlichkeit von 728 zu 1. Bei allen anderen Paaren besteht die Möglichkeit, dass durch Spaltung in der nächsten Generation doch wieder neben den schwarzen, braune, gelbe und weisse Tiere „herausmendeln". „Mit einer Selektion von Pärchen wird man demnach sehr wenig Freude erleben".

Aber das ist Sache der Tierzüchter. Für uns kommts auf den Menschen an. Und da liegt die Sache — nicht biologisch — sondern in ihren Endzielen ganz anders. Nehmen wir an, es lasse sich erweisen, dass „musikalische Anlage" ebenso ein genotypisch mendelndes Merkmal beim Menschen ist, wie die schwarze Farbe beim Kaninchen. Dann liegt die Sache biologisch ganz ebenso hier wie dort. Die Züchtung einer konstant homozygotisch musikalischen Rasse wäre, wenn auch technisch noch schwieriger (man denke an die Langfristigkeit des Versuchs beim Menschen und vor allem an die Unmöglichkeit fortgesetzter Geschwister-Inzucht), so doch theoretisch möglich. Aber was wäre damit gewonnen? Sollen wir bei der zielbewussten Rassifizierung (man verzeihe das hässliche Wort) alle anderen Eigenschaften vernachlässigen? Die Frage aufwerfen, heisst sie beantworten!

Und damit kommen wir auf Johannsen zurück! Den Rassefanatikern schwebt so etwas vor, als handle es sich um die Möglichkeit der Züchtung etwa des Germanen „in reinen Linien".[1]) „Reine Linien" der Menschen im Sinne der Biologie gibt es nicht und kann es nicht geben. Rassenreinheit im Sinne der Biologie bezieht sich auf einzelne Merkmale und damit ist uns nicht gedient.

[1]) Verfasser hält es aus diesen wissenschaftlich einleuchtenden Gründen für notwendig, dass der Begriff und das Wort „Rassenbiologie", welche immer an o. e. Phantasiegespinnste erinnern und leicht irreführen, durch Eugenik ersetzt werden. Wenn die Eugenik „völkisch" wird, so wird diese Wissenschaft zur Leidenschaft. Denselben Standpunkt vertritt A. Grotjahn in seinem das „Archiv für Frauenkunde und Eugenik", Bd. I, 1914 einführenden Aufsatz.

Die ganzen Verhältnisse werden noch klarer, wenn wir den Gedankengängen Johannsens weiter folgen und sie auf den Menschen anwenden.

Bisher haben wir von genotypischen Unterschieden der einzelnen Menschen gesprochen. Diese stets vorhandenen Unterschiede betreffen nur ein oder höchstens mehrere Merkmale. Nehmen wir nun aber nicht einzelne Eigenschaften, sondern den komplexen Gesamtmenschen, so ist derselbe ebenfalls im ganzen genotypisch (d. h. erblich) bestimmt. Es handelt sich, wie Johannsen sagt, um „einen genotypischen Gesamttypus", und diesen bezeichnet er als einen „Biotypus." Die erblich bestimmten Gesamteigenschaften des Biotypus sind nun — und das ist eine der wichtigsten Thesen Johannsens — nicht fliessend, sondern „fest". Der Biotypus Mensch ist, wie ich es schon lange ausdrücke, ein artfest gewordener Gesamttypus. Zwar bestehen vielfache einzelne genotypische Unterschiede zwischen den Individuen, aber die Art, der Biotypus, ist „fest". Johannsen braucht diesen Ausdruck immer wieder. Ist das richtig, so folgt, dass, wie wir das täglich sehen, durch Erbvariation zwar sehr verschieden begabte Individuen, aber nie ein neuer Biotypus entstehen kann. (Wiederum sei auch in diesem Zusammenhange daran erinnert, dass der komplexe „statistische" oder Zahlen-(Phäno-) typus — der „Numerotypus", wie Johannsen hier sagt — kein Biotypus ist).

So ergibt sich denn als Hauptproblem, die grosse umfassende Frage der Descendenzlehre (oder besser der Evolutionsphilosophie): Wie können neue Biotypen entstehen, bzw. wie sind sie phylogenetisch entstanden? Im Grunde genommen sind es (nach Baur a. a. O., S. 259) nur zwei Erklärungsversuche, die allen ernsthafteren Artbildungstheorien zugrunde liegen. Das eine Erklärungsprinzip ist die Selektionstheorie, das andere die Lehre von der Erwerbung erworbener Eigenschaften".

Beide lehnt Johannsen ab. Die Selektion schafft keine neuen genotypischen Unterschiede. Sie kann ausmerzen, d. h. auf dem Erbwege nicht gewünschte Gene aus der Erbmasse der Biotypen einer Population entfernen, aber nichts Neues hervorbringen. Ebensowenig erkennt Johannsen, wie wir bereits sahen, den Lamarkismus an. Dass eine täglich und stündlich wirkende Vererbung erworbener Eigenschaften in der Lebewelt mit Johannsen's Konstruktion des „festen" oder „konstanten" Biotypus ebenso unvereinbar ist, wie mit der Weismannschen Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas leuchtet ein.

So bleibt denn für Johannsen zur Erklärung des Evolutionismus (neben der Neukombination von Genen bei Kreuzungen, die aber offenbar keine grosse Rolle spielt) nur die Mutation als einzig sicher nachgewiesene Form der Neubildung von Biotypen übrig. Der Begriff der Mutation wurde von Hugo de Vries (Die Mutationstheorie, 2 Bde.,

Leipzig 1901—1903, und Die Mutationen in der Erblichkeitslehre, Berlin 1912) in die Wissenschaft eingeführt. Er versteht darunter unvermittelt und sprunghaft auftretende Abänderungen des Typus, die vererbbar sind. Dass es derartige Erscheinungen gibt, ist den Tier- und Pflanzenzüchtern längst bekannt. Man beobachtete, dass gelegentlich (d. h. ganz unvermutet) in konstanten, reinen, augenscheinlich von Kreuzungen frei gehaltenen Zuchten ganz plötzlich einzelne Individuen auftreten, welche neue, den Eltern fremde Eigenschaften aufweisen und diese Eigenschaften von Beginn in mehr oder minder grossem Umfange weitervererben. (Es sind das die „Sports“ der Züchter, die „single variations“ Darwins, die auch als Sprungvariationen bezeichnet werden.) In der modernen Vererbungslehre ist der Ausdruck „Mutationen“ herrschend geworden. Das Wesentliche dabei ist, dass die neuen Eigenschaften von vornherein vererbbar sind. Derartige Mutationen kommen nun selbstverständlich, wie Johannsen sagt, nicht „von selbst“ vor. Wie sie aber entstehen, d. h. wie „die Faktoren der Lebenslage hier auf die betreffenden genotypischen Grundlagen einwirken“, das ist uns noch völlig unklar (Johannsen)“.

Sehr feinsinnig sind auch Heinrich Bayers Ausführungen l. c. über Galtons „eugenische Forderung“:

„Bei einer menschlichen, gemischten Bevölkerung haben wir es natürlich mit einem Phänotypus zu tun, und für einen solchen bestreitet auch Johannsen die Wirkung der Selektion keineswegs. Es wäre ja auch traurig bestellt um das Menschengeschlecht, wenn in ihm immer ein vollkommener Rückschlag wie in einer reinen Linie erfolgte oder erfolgt wäre. Alle Bemühungen, die Menschheit auf ein höheres, gesundheitliches, geistiges, sittliches Niveau zu erheben, wären dann von vorn herein zwecklos; die ganze Rassenhygiene kätte keinen Sinn; es wäre überhaupt unverständlich, wie sich aus niederen Uranfängen der heutige Kulturzustand entwickeln konnte. Die Geschichte beweist doch unwiderleglich, dass in der Menschheit Selektion gewirkt hat.

Die biologische Analyse hat uns gelehrt, dass diese Selektion nur eine Selektion reiner Linien gewesen sein kann, dass also aus dem Gemenge einzelne, besser adaptierte Linien allmählich herausgehoben und herangezüchtet wurden. Damit sind aber auch der Auslese ihre natürlichen Grenzen gesteckt: sie kann, kurz gesagt, nicht weiter gehen, als bis zur Isolierung der besten Linien. Auch hier ist dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Züchtung eines „Übermenschen“, einer den menschlichen Typus überragenden Art ist nicht möglich; möglich ist nur die Ausmerzung der schlechten Linien und dadurch eine Selektion der besseren. Insofern wird den Forderungen der Eugenik durch die neuen biologischen Erfahrungen der Boden

keineswegs entzogen. Man könnte allerdings daran denken, dass nach einer scharfen Selektion, d. h. nach einer planmäßig durchgeführten Fortpflanzungshygiene, am Ende die letzten und höchsten Linien allein erhalten bleiben, und dass die Menschheit auf diese Weise zwar bis zur äussersten Grenze ihrer Variabilität emporgehoben, damit aber auch in einen Zustand äusserster Erstarrung versetzt würde, aus welchem der Ausweg nur in Verfall und Degeneration hineinleiten müsste. Indessen, wir sind noch weit genug von diesem Ende entfernt, und können es vorläufig der Phantasie eines Nietzsche überlassen, ein Bild von diesen „letzten Menschen" zu konstruieren".

Auch C. Correns l. c. beschränkt sich auf folgende Betrachtung:

„Einstweilen wissen wir ja sehr wenig Genaues über die Gültigkeit der neuen Gesetze beim Menschen. Man kann aber, auch ohne ein Prophet zu sein, behaupten, dass von unseren Eigenschaften immer mehr gezeigt werden wird, wie sie diesen Gesetzen unterworfen sind. Schon jetzt können wir, wenn uns genügende Angaben über die Vorfahren vorliegen, zuweilen genau sagen, welche Chancen bestehen, dass das Kind eine bestimmte Anomalie oder Krankheit erbt. Wenn wir einmal über alle jene Eigenschaften ebensogut unterrichtet sein werden, durch welche der Mensch für seinen Nebenmenschen unnütz wird, ihm lästig fällt und ihn schädigt, oder mit denen er sich nützlich machen kann, so wird sich auch naturgemäß das Verlangen einstellen, die Konsequenzen aus dieser Erkenntnis zu ziehen und die Gesetze auf uns selbst anzuwenden.

Eine beabsichtigte Kombination oder Häufung vorteilhafter Anlagen ist von vornherein ausgeschlossen, so lange wir nicht unsere ganze Kultur umgestalten wollen. Es bleibt nur die Möglichkeit, die Entstehung des Ungeeigneten zu verhindern. Ansätze zu einem Vorgehen in dieser Richtung sind schon jetzt (z. B. in manchen Staaten der amerikanischen Union) zu finden. Bevor man aber allgemein in das Leben des Einzelnen eingreift, wird man sich erst überzeugen müssen, ob die dann unvermeidliche Härte wenigstens durch den Erfolg ihre Berechtigung erhält. Das wird nicht leicht sein; handelt es sich doch dabei um sehr komplizierte Probleme.

Schon allein davon, ob die in Frage stehende Eigenschaft dominiert oder rezessiv ist, hängt sehr viel ab. Wer, um ein drastisches Beispiel zu wählen, nicht will, dass die Hälfte seiner Kinder ein Fingerglied zu wenig oder einen ganzen Finger zu viel hat, weiss, was er nicht tun darf. Sie dominieren, hat sie weder der Vater noch die Mutter, so ist keine Gefahr vorhanden, dass sie bei einem der Kinder auftritt. Die Möglichkeit, dass sie ganz neu entsteht, ist nicht ausgeschlossen, kommt aber kaum in Betracht. Derartige dominierende Eigenschaften lassen sich, wenn es der Mühe wert ist, durch Vermeidung

der Fortpflanzung der betreffenden Individuen ganz ausrotten. Anstrengungen in dieser Richtung sind ja auch bei der Bluterkrankung schon gemacht worden („Frauen von Tanno").

Anders ist es, wenn die fragliche Eigenschaft rezessiv ist, und zwar so stark verborgen, dass sie sich gar nicht verrät, wenn ihre Anlage neben der für den normalen Zustand in einem Individuum vorhanden ist. Dann kann man nie sicher sagen, dass die Kinder alle frei davon sein müssten, auch wenn beide Eltern den Fehler nicht gezeigt haben, denn diese Eltern könnten die Anlage doch enthalten haben, darin heterozygotisch gewesen sein. Kann man den Stammbaum einige Generationen weit zurück verfolgen, so hilft das etwas, aber nicht viel.

Wir stehen hier erst auf der Schwelle eines neuen Forschungsgebietes. Nur die ganz sorgfältige Aufstellung und Untersuchung möglichst zahlreicher und umfangreicher Stammbäume unter wirklicher Berücksichtigung dessen, was das Experiment bei Tier und Pflanze lehrt, kann hier weiter helfen. Dazu braucht es aber viel Geduld und guten Willen und — Kenntnisse."

Bezeichnend für die Galtonsche, in ihren Zielen so übertreibende Auffassung ist auch die Leugnung der Milieu-Einflüsse; nur die Anlage (nature), nicht die Umwelt (nurture) sei bestimmend. Alfred Hegar[1]), ein so erfahrener und weltweiser Arzt, schlägt den Einfluss des Milieus auf $^1/_3$ an; zu $^2/_3$ sei der Mensch fertig, wenn er das Licht der Welt erblickt.

Besonders gründlich hat H. W. Gruhle[2]) diese Frage an 105 Insassen der Badischen Zwangs-Erziehungs-Anstalt in Flehingen untersucht; als wichtigste Ergebnisse seien hier etwa folgende hervorgehoben: „$7^1/_2$ % der untersuchten jugendlichen Verwahrlosten entstammen Verbrecherfamilien; fast die Hälfte war durch irgend eine Abnormität mindestens eines Elternteils erblich belastet; bei rund $^1/_3$ aller Elternfamilien der Verwahrlosten war mindestens ein Elternteil tuberkulös; grosse Bedeutung kommt dem elterlichen Alkoholismus als Hauptfaktor der Milieuschädigung der verwahrlosten Jugendlichen zu (weniger als belastendes Moment); von den verwahrlosten Jugendlichen selbst waren 41 % körperlich und geistig gesund; 45 % waren psychisch gesund, während die übrigen 55 %, also reichlich die Hälfte, psychisch in irgend einer Hinsicht abnorm waren, wovon allerdings nur 29 % als ausgesprochen krankhaft, der Rest (26 %) nur als psychisch jenseits des Durchschnitts stehend anzusehen war; etwa $^1/_5$ erwies sich als von Geburt schwachsinnig; dem Milieu kommt in

[1]) A. Hegar-Freiburg, Zur chinesischen, deutschen und amerikanischen Kriminalistik, der Kampf gegen Minderwertigkeit und Verbrechen. J. F. Bergmann Wiesbaden 1914.

[2]) Hans W. Gruhle, Die Ursachen der jugendlichen Verwahrlosung und Kriminalität („Heidelberger Abhandlungen"), Berlin, J. Springer 1912.

59 % der Gesamtzahl der Fälle eine ausschlaggebende, kausale Bedeutung zu, und zwar erschienen als Ursachen der Verwahrlosung in 18 % der Fälle das Milieu allein oder hauptsächlich, in 41 % der Fälle Milieu und Anlage zu ungefähr gleichen Teilen, in 21 % der Fälle die Anlage allein oder hauptsächlich, ohne dass diese als abnorm zu bezeichnen war, in 20 % der Fälle die abnorme Artung allein; der Anteil, den die Gutbegabten an der Verwahrlosung nehmen, ist in der Stadt beträchtlich grösser; auf dem Lande dagegen scheint die geringe Begabung eine Hauptvorbedingung des Herunterkommens zu sein; die vielfach rückfällig gewordenen jugendlichen Verwahrlosten scheinen vorzüglich durch ihre Anlage zur verbrecherischen Lebensführung gekommen zu sein; das schlechte Milieu als alleinige Ursache der Verwahrlosung führt vorwiegend zu sehr früher Verwahrlosung, scheint jedoch eine solche Form asozialer Lebenshaltung zu verschulden, die von schwerer Kriminalität freibleibt[1]).

Immerhin hat Galton nicht nur als Erster[2]) gegenüber dem Decadence- und Entartungsgerede besonders seitens der Franzosen zum ersten Male regenerative, rassenhygienische Forderungen aufgestellt; er versuchte auch als Erster gegenüber den „ideographischen“ und naturwissenschaftlich fadenscheinigen Lehren Gobineaus, die in H. St. Chamberlain einen begeisterten Apostel fanden, eine „nomothetische“ Richtung durchzusetzen; er widmete auch sein erhebliches Vermögen der Gründung seines Vererbungs-Forschungs-Institutes; letzteres wird von seinem Schüler und Mitarbeiter K. Pearson in London in der Gower-Street geleitet; das Institut unterhält eine Zeitschrift „Biometrica“, veranstaltet Vorträge und Untersuchungen, Enquêten, sammelt Vererbungsmaterial. Galton's Forderungen und Forschungen wurden sehr lebhaft in Nordamerika aufgenommen, insbesondere von den Geschwistern Davenport, in Deutschland von A. Ploetz, M. v. Gruber, R. Sommer, W. Weinberg. Auf der internat. Hygiene-Ausstellung 1911 in Dresden gab es eine von v. Gruber und Rüdin vortrefflich zusammengestellte selbständige Gruppe: Rassenhygiene; im Jahre 1912 fand in London ein Kongress für Eugenik statt, welchen Galton, der 1911 schon gestorben war, nicht mehr erlebte und seine Schule boykottierte[3]). Besonders hervorzuheben ist w. o. e. Schallmeyer's Werk[4]): „Schallmeyer sucht nach der Erklärung der Tatsache, warum hohe Kulturentwicklung, mit grosser Regelmäſsigkeit zu baldigem Verfall führt, wofür die Geschichtswissen-

[1]) Archiv für Sozialpolitik, Bd. 35, Nov.-Heft 1912, Ref.: O. Spann.

[2]) Vgl. aber das über W. Schallmeyers Verdienste S. 9, Anm. 2 Gesagte.

[3]) Auch der in Giessen 1912 von R. Sommer veranstaltete „Kurs und Kongress für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre“ (der Bericht darüber erschien Halle 1913) ist hier zu nennen.

[4]) W. Schallmeyer, „Über die drohende körperliche Entartung der Kulturmenschheit“, Jena 1910, 2. Aufl.

uns keinen tieferen Grund aufdecken konnte". Er gelangt dabei zu der Erkenntnis, dass jene Aufeinanderfolge „nicht innerlich bedingt und nicht unvermeidlich" ist und zeigt uns Wege, auf denen wir, die Träger der heutigen Kultur, ihr entgehen können.

In ungemein klaren Ausführungen wird dargelegt, wie die Zukunft eines jeden Volkes von der Verwaltung seiner organischen Erbgüter abhängt. Erhebliche Verschlechterungen derselben führen unvermeidlich früher oder später zu kulturellem und politischem Niedergang. „Und die Geschichte scheint uns zu lehren, dass es zu einer solchen Verschlechterung der Erbanlagen nicht etwa der unabsehbar langen Zeiten bedarf, deren die Naturauslese zur Höherzüchtung einer Rasse vermutlich bedurft hatte. Jede Politik, die mit den Erbgütern des Volkes Misswirtschaft treibt, ist eine schlechte Politik, mögen die momentanen Ergebnisse noch so glänzend sein. Eine solche Politik ist nicht anders zu beurteilen als das Verfahren eines Verschwenders, der um Glanz und Macht zu entfalten, von dem ererbten Kapitel zehrt, das seine Vorfahren im Laufe vieler Generationen angesammelt haben." Vier Ursachengruppen sind es, die die leiblichen und geistigen Erbanlagen der Kulturvölker zu schädigen pflegen. Erstens führt die Beherrschung der äusseren Lebensbedingungen, je mehr sie gelingt, umsomehr zu einer Abschwächung der natürlichen Lebensauslese. Je höher die soziale und kulturelle Entwicklung steigt, umsomehr wird weiter die Entscheidung in der Daseinskonkurrenz, sowohl der Staaten wie der Individuen, von dem nichtvererbbaren Kulturbesitz und um so weniger von den ererbten und vererbbaren Eigenschaften abhängig. An dritter Stelle wird angeführt, dass eine hohe Zivilisation mit ihrer weitgehenden Arbeitsteilung nur von einem kleinen Teil der Gemeinschaftsglieder höhere Hirnqualitäten verlangt. Die Mehrzahl kann auch mit so geringen ihr Dasein behaupten und Nachkommen hinterlassen, wie sie unter primitiven Kulturzuständen (wenigstens in schweren Zeiten) dazu nicht ausreichen. Noch rascher und verheerender als die bisher genannten Ursachen wirkt aber die unter hohen Kulturvölkern überall beobachtete, der natürlichen entgegengesetzte Fruchtbarkeitsauslese. Sie ist in der aus unserem heutigen Kulturkreis uns allen geläufigen Tatsache gegeben, dass die begabteren Gesellschaftsklassen und Individuen sich im allgemeinen in schwächerem Verhältnis fortpflanzen als die schwächer begabten. — „So allein hingestellt mögen diese Sätze manchem wie Phantasien erscheinen; aber wer sich dadurch nicht abhalten lässt, der Begründung freundliche Aufmerksamkeit zu schenken, der wird finden, wie zwingend diese Anschauungen sind." Kein aufmerksamer Leser wird das klar und vornehm geschriebene Buch weglegen, ohne von der ungeheuren Verantwortlichkeit ergriffen zu sein, die in ihm schon für die heutige Generation der kulturtragenden Völker nach-

gewiesen wird. „Erst wenn es gelungen sein wird, der Kultur den völkermordenden Giftzahn auszuziehen, wird diese in Zukunft zu bisher unerreichten Höhen emporsteigen können. Denn alsdann wird die Menschheit künftiger Zeiten nicht nur die Kulturerrungenschaften der Vergangenheit, sondern auch die guten und vielleicht noch gesteigerten geistigen Anlagen der Schaffer hoher Kulturen überkommen, während bis jetzt die jeweils höchst kultivierten Völker regelmäßig durch solche mit geringerer Kultur ersetzt wurden." [1])

An der Hand des Lebensganges der beiden grossen führenden Erblichkeitsforscher Gregor Mendel und Francis Galton, zeigten wir in Umrissen den gegenwärtigen Stand der Lehre; Gregor Mendels Weg war wissenschaftlich klar und unabweisbar richtig; das dem Weg entsprechende Endziel hätte er wohl als katholischer Priester nicht aussprechen dürfen. Bei Galton war der wissenschaftliche Eifer bewundernswert, der Weg lang, weniger klar und reich an Irrtümern, das Ziel im Kern richtig, wenn auch weit übertrieben. Im Lebensgang beider schon welche Verschiedenheit: Der einsame, unerkannte Forscher, ein Priester, dem schon seine Stellung (wenngleich er eine liberale Natur war, ein „Modernist", wie seine Zeitgenossen bezeugen) verboten hätte, auf den Markt hinaus zutreten und aus den Gesetzen der menschlichen Vererbung die praktischen Folgerungen zu ziehen! Ihm gegenüber der durch Herkunft und Besitz freie, unabhängige, lebhaft werbende Privatgelehrte, in einem Lande lebend, welches zwar die Tradition sehr hoch schätzt — der Engländer ist ein Mensch „full of respectability" —, welches aber auch leicht bereit ist, neue Talente, neue Forschungen zu fördern und die notwendigen Mittel reichlich zur Verfügung zu stellen; Gregor Mendel, selbständig, original, treffsicher, genial, voll des starken Bewusstseins, dass seine Forschungen ihn überleben würden; Galton sich anlehnend, receptiv und abirrend, aber organisatorisch und praktisch veranlagt und zäh in seinem Wollen! Gregor Mendel hat wie einst Leverrier die Bahn des Planeten Neptun berechnete, so die Vererbungsregeln „das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern" ausgerechnet; Galton gleicht dem Entdecker des Neptuns, Galle, er sah das Problem. Ihre Schüler, die einen experimentierende Biologen, die anderen Biometriker und Statistiker.

Kronacher l. c. beschliesst seine Darstellung der Galtonschen Lehren mit den Worten: Die mathematisch-biometrische Methode in der Erblichkeitsforschung hat sich in alleiniger Anwendung als ungeeignet erwiesen, das Vererbungsproblem zu lösen.

Das ändert aber gar nichts an der ausserordentlichen Bedeutung der Variationsstatistik für die Analyse des Materials, das der biologischen

[1]) K. E. Ranke in der Münch. mediz. Wochenschr. Nr. 5, 1912.

Beobachtung bzw. dem Vererbungsexperiment zugrunde liegt, und vor allem auch für die rechnerische Verwertung der experimentellen Ergebnisse.

„Zahlengemäße Kritik für sich allein kann nicht die Fallgruben der Erblichkeitsforschung überbrücken, biologisches Verständnis und Taktgefühl aber auch nicht; ein Zusammenwirken beider ist nötig, um festen Grund für die Forschung zu schaffen. Die Studien über Erblichkeitsfragen haben sehr darunter leiden müssen, dass die Biologen oft ganz verblüffend wenig zahlentechnisch gebildet waren, aber fast ebenso viel darunter, dass mathematisch geschulte einschlägige Forscher gar keine morphologischen und physiologischen Vorkenntnisse besassen."

Dass diese Vererbungslehren — der Verschollenheit entrissen — schon in einem Jahrzehnt, dann aber auch auf der ganzen Linie, siegreich geworden, beruht auf der Durchschlagskraft der genialen Mendelschen Regeln — dass sie aber doch sehr langsam alle die traditionellen Hindernisse, die „vires inertiae" überwinden und wohl erst in Generationen zur praktischen Anwendung kommen dürften, beruht auf den vielen „Rührmichnichtans" und den Imponderabilien, welche Zeugung, Geburt und Fortpflanzung von Altersher überall umgeben und immer noch wirksam sind.

Die katholische Kirche, z. B. wie v. Hentig[1]) ausführt, steht diesen Bestrebungen feindlich gegenüber; sie bestreitet[2]) einem katholischen Arzt das Recht, aus sozialer Indikation zu sterilisieren, dem katholischen Patienten, sich operieren zu lassen, dem Staat, eine solche Operation zu dulden. In Pennsylvanien wurde ein Sterilisationsgesetz durch katholischen Widerstand zu Fall gebracht. Die Gründe der Kirche liegen auf rein theologischem Gebiet; die Gesellschaft habe keine Befugnis, dem Individuum ein von Gott gegebenes Recht zu nehmen. „Im sittlichen Leben spendet der alte Glaube gegenüber dem Gedanken der erblichen Belastung und der menschlichen Ohnmacht die alte Gnadenkraft der Religion" (Donders-Münster).

Vor allem aber ist es die Not der Zeit, welche Eugenik fordert; der Rückgang der Geburtenzahl infolge der Rationalisierung der Fortpflanzung, das stärkere Auftreten der degenerativen Elemente in den Massen, unsere grade die kräftigsten Menschen verzehrende Industrialisierung[3]), unsere die Familie und ihre Grundlagen atomisierende Ver-

---

[1]) H. v. Hentig: Strafrecht und Auslese. Eine Anwendung des Kausalgesetzes auf den rechtbrechenden Menschen. Berlin 1914.

[2]) Rein theoretisch; in praxi liegen die Verhältnisse anders (d. Verf.).

[3]) In Industrie und Landwirtschaft wurden (Statist. Jahrb. d. Deutsch. Reich Bd. 34, 1913) im Jahre 1911 9317 in versicherungspflichtigen Betrieben tätige Arbeiter (auf 30000 Versicherte je 3,3) getötet, d. h. fast 1/4 soviel, als im Deutsch-Französischen Kriege 1870/71 fielen; jene hinterliessen 1911 19617 Hinterbliebene, welche entschädigt wurden; Unfallverletzte gab es 1912 132914, d. h. etwas (3000) mehr als Verwundete und Kranke 1870/71. Vgl. P. Kaufmann, Präsident des Reichsversicherungs-Amts: Schadenverhütendes Wirken in der deutschen Arbeiterversicherung Berlin 1913.

stadtlichung. Auch wächst die Erkenntnis, dass unsere Kämpfe gegen die Volksseuchen — Tuberkulose, Syphilis, Alkoholismus —, welche bisher immer nur gegen exogene Feinde, also gegen die Umwelt gerichtet waren, ja dass unsere Sozialgesetzgebung als Trägerin dieser Kämpfe wirksamer gestaltet werden können und müssen durch Einbeziehung der Eugenik, durch Kampf gegen die endogenen Anlagen.

Die Frage, sind wir degeneriert, bedarf unsere Rasse, unsere Population aus innerlichen, in ihrer Anlage und Entwicklung begründeten Ursachen, der Aufbesserung, wollen wir hier gar nicht erörtern; das Zahlenmaterial, welches für etwelche im Verhältnis zu früheren Zeiten schon eingetretene Entartung[1]) beigebracht wird, leidet an dem so gefährlichen Umstand, dass es zu kurze Zeitspannen miteinander vergleicht. Auch O. Bumke[2]) antwortet auf die Frage sind wir entartet nicht mit ja oder nein. „Entartungsvorgänge spielen sich auch bei uns ständig ab — wie bei allen Völkern und zu allen Zeiten. Infektionskrankheiten und Gifte, Alkohol und Syphilis voran, lassen jahraus, jahrein Tausende auch nervös krank werden und schädigen zugleich ihre Nachkommenschaft. Es mag sein, dass in dieser Hinsicht manches schlimmer geworden ist, und dass wenigstens die progressive Paralyse häufiger vorkommt. Dass die Geisteskrankheiten im ganzen wesentlich zugenommen hätten, ist nicht bewiesen[3]); möglich ist auch das; gross kann dieser Zuwachs nicht sein. Aber die Kurve des Selbstmords und die des Verbrechens sind, die eine schneller, die andere langsamer, zu noch nie erreichter Höhe gestiegen. Die funktionellen Nervenkrankheiten sind häufiger geworden, und die Unfallneurosen gefährden die gesamte Arbeiterschaft. Und endlich: durch unser ganzes Leben geht ein nervöser Zug, ein leises, oft nur bei Betrachtung des Ganzen erkennbares Zittern, das vor wenigen Jahrzehnten noch nicht da war.

Ist das der Verfall, stehen wir vor dem Untergang?

„In einem Lande, dessen Bevölkerung stetig zunimmt, dessen Sterblichkeitsziffer[4]) anhaltend sinkt, das in beispiellos kurzer Zeit eine

[1]) Vgl. auch die beherzigenswerten Worte über Art und Wertigkeit der herrschenden Degenerationsfurcht bei F. Martius l. c. und die in meiner Schrift: „Die Grosstadt-Arbeit und ihre Hygiene" Halle 1912 wiedergegebene Darstellung der „guten alten Zeit" von Hans Delbrück (Preuss. Jahrb. 1891).

[2]) O. Bumke: Über nervöse Entartung. Berlin 1912.

[3]) Vgl. auch A. Hoche's Rektoratsrede: Geisteskrankheit und Kultur, Freiburg 1910 und die ältere Schrift von A. W. Freund, Wie steht es um die Nervosität unseres Zeitalters (1894); auch dass die technischen Fortschritte und ihre Ansprüche an unsere Nerven schneller sich entwickeln als die Anpassungsfähigkeiten der letzteren ist behauptet worden.

[4]) Auch der Prozentsatz der nach Wehr-Ordnung § 38 wegen körperlicher oder geistiger Gebrechen dauernd Untauglichen ist von 1901 bis 1911 von **8,1%** der Heerespflichtigen auf **6,3%** gesunken; ebenso die der „Unwürdigen" von **0,3%** auf **0,1%**. Die selektive Bedeutung unserer Heereseinrichtungen, ihre hohen antidegenerativen Wirkungen sind überhaupt noch nicht gewürdigt worden.

glänzende Industrie geschaffen und die Mittel aufbringt zur stärksten Heeresmacht der Welt, kann man gewiss nicht von einer Dekadenz, einem kulturellen Rückgang im allgemeinen sprechen." So urteilt W. His, und wie er stellen Lamprecht und Hoche den Symptomen des Rückgangs stärkere Zeichen des Fortschritts gegenüber und weisen Uebertreibungen zurück.

„Auch die nervöse Degeneration ist eine soziale Erscheinung. Kein Fatum, kein unaufhaltsames, geheimnisvolles Geschick, sondern ein sichtbarer, verwundbarer Feind, das ist die nervöse Entartung."

Ebenso spielt das persönliche Ressentiment [1]) der Kultur-Pessimisten keine geringe Rolle; ich denke dabei an Persönlichkeiten wie Walter Rathenau und Werner Sombart; an Jakob Burkhard's „Weltgeschichtliche Betrachtungen", an seine aus dem Nachlass herausgegebenen Briefe an Alioth, an Geymüller. Die Hintergründe der „guten alten Zeiten" im Mittelalter schildert K. Bücher in „Die Entstehung der Volkswirtschaft" 8. Auflage 1911. Auch die dichterisch übertriebenen [2]) Darstellungen von erblicher Belastung, welche der Laie aus dem Romanzyklus der Rougon-Macquart von Zola und aus Ibsen's „Gespenster" zur Genüge kennt, haben die Degenerations-Angst erzeugen helfen; es gibt glücklicherweise auch eine „erbliche Entlastung". Die Eugenik soll uns ja grade helfen, diese Entlastung in grossem Styl zu Wege zu bringen.

Wir wollen hier nur die Frage anschneiden: Liegen öffentliche Lasten und Schäden und solche privater Art vor, welche es gebieterisch fordern, mit den durch die Erblichkeitsforschung uns jetzt schon gegebenen Direktiven, mit staatlichen oder privaten Maßregeln gegen die vorhandenen Minuvarianten der Rasse, gegen ihre asozialen Elemente vorzugehen? Oder auch: sollen wir den Prozess der Auslese wie bisher der Natur überlassen — er ist ein langsamer, ein teurer und ein harter —, die Hände in den Schoss legen und uns auf Laboratoriumsforschungen, auf populäre Aufklärung durch Schriften und Vorträge beschränken? Die erste Frage muss bejaht, die zweite verneint werden; die Eugenik muss allmählich aus einer theoretischen eine praktische Wissenschaft werden. Das britische [3])

[1]) S. a. meinen Aufsatz über W. His: Medizin und Überkultur, in Ztschr. f. Psychotherapie u. mediz. Psychologie, Bd. 1, Heft 2, 1912.

[2]) Über „Psychiatrie und Dichtkunst" vergl. G. Wolff-Basel in „Grenzfragen" Nr. 22, 1903; für die „wissenschaftliche" Zergliederung eines Lear, Hamlet, Orestes gilt das Goethe-Wort:

„Ewig jung ist nur die Phantasie;
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!"

[3]) Über französische Verhältnisse vergl. Paul Leroy-Beaulieu: La Question de la population Paris 1912 und die Gegenschrift von O. Effertz; sowie Oskar A. H. Schmitz: Französische Gesellschaftsprobleme, 2. Aufl. 1914; auch die vor vierzig Jahren erschienenen Aufsätze von Karl Hillebrand: Frankreich und die Franzosen sind heute noch nicht veraltet.

Parlament wählte anknüpfend an die Erfahrungen im Burenkriege 1903 ein „Commitee on physical Deterioration"; 1904 erschienen drei grosse Bände; H. Herkner berichtet über das Ergebnis in v. Schmollers Jahrbuch, Bd. 31, 1907: „Soweit eine Entartung nachgewiesen werden kann oder wahrscheinlich gemacht worden ist, beruht sie nicht auf einer Abnahme der Rassetüchtigkeit, nicht auf erblicher Belastung und einer angeborenen Erschöpfung der Volkskraft, sondern ganz einfach auf abscheulichen Wohnungs- und Ernährungszuständen sowie auf der Trunksucht, welche durch erstere so sehr begünstigt wird. Die Entartungsfrage ist in ihrem Kerne ein Ernährungsproblem! Gegenüber der immer mehr anschwellenden rassebiologischen oder nationalbiologischen und sozialanthropologischen Literatur mit all ihren mehr oder minder geistreichen, aber meist sehr kühnen Hypothesen und noch gewagteren Züchtungsidealen mag dies einfache, nüchterne und prosaische Resultat vielleicht abgeschmackt erscheinen.

Und will man das Ergebnis der Untersuchung schlagwortartig, im Plakatstile, zusammenfassen, so lautet es: für die Stadtverwaltungen tatkräftige, wackre Oberbürgermeister nach deutschem Vorbilde und für die Familien hauswirtschaftlich leistungsfähige Frauen! Der Deutsche könnte diese Resultate mit dem Gefühle der Genugtuung aufnehmen, zu welchem der Besitz eines Gutes gegenüber demjenigen verleitet, der es erst erwerben muss, wenn nicht die unerbitterliche Statistik die herbe Lehre verkündigen würde, dass in grossen deutschen Städten die Kindersterblichkeit noch höher steht als in denjenigen englischen Stadtbezirken, deren Verhältnisse als abnorm ungünstig angesehen werden." (Doch ist inzwischen die Säuglingssterblichkeit in Deutschland i. J. 1912 um 3,8, d. h. um 20 v. H. gegenüber dem Durchschnitt des letzten Jahrzehnts gefallen; sie betrug nur **14,7** i. J. 1912 gegenüber 18,3 i. J. 1902; in 77 Städten von England und Wales beträgt sie 1911 **14,9** ‰.)

Eine gegenteilige Auffassung über englische Zustände vertritt v. Schulze-Gaevernitz, dessen Werk: Britischer Imperalismus und englischer Freihandel, Leipzig 1906 ein Kapitel: Die kapitalistische Erschlaffung enthält; vgl. auch Carl Peters: England und die Engländer, Berlin 1912 [1]).

Unsere ganze ärztliche Wissenschaft stand und steht ja wie o. e. — ich nenne nur Lister, Pasteur, Koch, Behring, Ehrlich — zur Zeit im Kampf gegen die grössten Feinde des Menschengeschlechts, gegen die Infektions-Krankheiten, (Wundinfektionen, Cholera, Tuberkulose, Diphtherie, Syphilis); dazu kommt noch der Kampf gegen den Alkoholismus; gilt doch der Alkohol als eins der stärksten Rassen- und Keimgifte!

---

1) Nach K. Struve, Die strafrechtliche Behandlung der Jugend in England, Berlin 1914, erhielten in England und Wales 251 837 Kinder unter 16 Jahren (in London 34 565) d. h. 2% der Gesamtbevölkerung eine Armenunterstützung; im Armenhaus oder in anderen Anstalten waren davon 70 698 Kinder untergebracht.

Frankreichs Entvölkerung bezieht der kürzlich vorstorbene Statistiker J. Bertillon auf sexuelle Verhältnisse und auf Trunksucht[1]. Neben dem Alkohol ist die Syphilis der stärkste Degenerator der Völker; in Paris sterben jährlich 3000 Menschen an den Folgen der Syphilis. Über die Sterblichkeit der Luetiker besteht eine noch wenig bekannte Statistik (aus v. Gruber: Der Alkoholismus und seine Bekämpfung, Bd. V, Berlin 1908); etwa 1 % der Menschheit dürfte von dieser Krankheit und ihren Nachkrankheiten befallen sein; nur 5 % suchen die Krankenhäuser auf; 95 % bedrohen die Umwelt; nur 10 % lassen sich dauernd und hinreichend behandeln, vgl. Münch. med. Wochenschr. 1914, Nr. 5.

Wenn die Sterblichkeit der Nichtluetiker = 100 gesetzt wird, so berechneten: **17** englische Lebensversicherungsgesellschaften die der Luetiker im Mittel auf 128,5; **9** skandinavische Lebensversicherungsgesellschaften die der Luetiker im Mittel auf 175,6; die der Gothaer Lebensversicherungsbank 1852—1905 die der Luetiker im Mittel aller Altersklassen auf 168, die der 15—35 jährigen Luetiker auf 138, bei 36—50 jährigen auf 186, bei 51—70 jährigen auf 161, bei 70—90 jährigen auf 140.

an	Es starben von je 100 Versicherten: von nicht nachweislich Syphilitischen	Es starben von je 100 Versicherten: von Luetikern	Sterblichkeit der Luetiker, wenn Sterblichkeit der Nichtluetiker = 100
Paralyse	2,90	18,1	624
Tabes	0,58	4,5	776
Gehirnapoplexie (unter 50 Jahren)	2,20	5,6	254
Gehirn- u. Rückenmarksleiden (unter 50 Jahren) .	0,56	3,4	607
Erweiterung der Aorta . .	0,41	2,27	554
Herztod, Myokarditis . . .	0,87	9,0	1034

Diese Zahlen wurden vor der Wassermannschen Entdeckung festgestellt, welche die Diagnose der latenten Syphilis vereinfachte und sicherte.

Dass der Prozentsatz der Geschlechtskranken (Gonorrhöe und Syphilis) in unserer Armee von 3,5 im Jahrfünft 1881—86 auf 2,0 im Jahrfünft 1896—1901 infolge allgemein hygienischer Maßregeln, vielleicht auch infolge der Einführung der zweijährigen Dienstzeit herabgegangen, bemerkt F. Prinzing in seinem „Handbuch der medizinischen Statistik", Jena 1906[2].

Völker sterben ja überhaupt nicht an Altersschwäche, sondern an vermeidbaren Krankheiten; „die „Senilität" der Nationen ist von der

[1] J. Bertillon, l'Alcoolisme et les moyens de le combattre, jugès par l'Experience, Paris 1904.

[2] Vgl. auch meinen Aufsatz: Das Salvarsan in der Heilkunde, Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, herausgegeben von M. Cornicelius, Nr. 6, 1912.

Liste der Krankheiten zu streichen. Sie ist eine eingebildete Krankheit wie jene zahlreichen anderen, an welche vergangene Jahrhunderte glaubten und welche von der modernen Wissenschaft verscheucht wurden" (O. Effertz); wir haben den Tod schrittweise zurückgeworfen; für die Entwicklung der Menschheit zur Lebensdauer hat keine frühere Staats- und Gesellschaftsform das getan, was die gegenwärtigen leisten; man hat den wirtschaftlichen Wert den einzelnen überlebenden Menschen auf 16000 anberechnet. Dem gegenüber weist v. Hentig l. c. auf die Kehrseite unserer Erfolge hin:

„Wir sind auf den Rückgang der Mortalität und die Zunahme der Lebensdauer stolz. Die ärztliche Wissenschaft hat mit erstaunlichen Erfolgen in den Gang der Natur eingegriffen. Aber die Natur hat ihre Rache bereit; auch sie ist mit langem Leben der Menschen einverstanden. Aber nur mit dem Leben derer, die zu leben verdienen. Und so scheint in den Ländern des alten Europa eine trübe Flut von Minderwertigkeit bis an den Hals der Kultur zu steigen."

Bayern.

Auf 100000 Einwohner trafen Sterbefälle an:

	1886	1896	1906	1910
Tuberkulose	281,7	295,2	266,6	222,8
Diphtherie und Krupp	112,0	39,2	19,6	20,7
Typhus	18,0	5,7	2,7	1,7
Kindbettfieber	7,7	5,6	4,8	4,8

Deutsches Reich.

Auf 100000 der strafmündigen Zivilbevölkerung trafen Verurteilungen wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze:

	1886	1896	1906	1910	1911
Verurteilte überhaupt	1020	1197	1229	1173	1182
Jugendliche von 100000 Jugendlichen	565	701	764	659	639
Männer von 100000 Männern	1742	2079	2152	2043	2049
Frauen „ 100000 Frauen	361	389	374	365	374

Die Kriminalitätsziffer ist i. J. 1911 um 18,7 % höher als i. J. 1882.

Wäre die Kriminalität im Deutschen Reiche in dem gleichen Maße gefallen wie die bayerische Mortalität an Typhus, so würden wir im Jahre 1910 ungefähr 30454 Verurteilte zu zählen haben an Stelle von 538225 Individuen, die in Wirklichkeit verurteilt worden sind. Vgl. auch F. Aschrott: Dreissig Jahre deutscher Kriminalstatistik in Ztschr. f. d. ges. Strafrechtswissenschaft Bd. 35, 1913/14 (das Jahr 1912 bringt wieder eine starke Steigerung; fast 30000 Gesamt-Verurteilte mehr als 1911); doch ist obiger, von Hentig l. c. angeführte Vergleich zwischen Typhus und Kriminalität natürlich nur cum grano salis zu verstehen. Diese Dinge sind eigentlich schwer zu vergleichen.

Eine starke Steigerung der Minusvarianten findet sich in der Schweiz:

	In Schweizer Schulen eingetretene Kinder:	Mit Gebrechen behaftet:
1901	51 949	5 746
1910	66 351	7 544

Schweizer Bevölkerung		In Anstalten für Schwachsinnige	In Irrenanstalten
1901	3 516 124	962	7 954
1910	3 735 049	1 391	8 916

Die beiden folgenden Tabellen beweisen, dass weniger der Wohlstand, als die hygienischen Maßregeln und die Fortschritte der Heilkunde die Sterblichkeit herabsetzen, wie dies auch die von K. Bücher l. c. angeführten Sterblichkeits-Zahlen der Städte Frankfurt a. M., Basel etc. im Mittelalter erweisen.

Abnahme der Sterblichkeit in Schweden nach v. Gruber l. c.

Alter (Jahre)	1751—1760	1811—1820	1816—1840	1881—1890
	Von 10 000 der betreffenden Altersklassen starben jährlich:			
0—10	535	468	380	267
10—20	64	59	50	43
20—30	87	86	80	61
30—40	115	119	115	71
40—50	165	168	165	90
50—60	242	274	260	150

Europäische Fürstenhäuser

Absolute Anzahl der Todesfälle. — Eltern getraut in den Jahren:

Alter (Jahre)	1750—1799		1800—1839		1840—1881	
	erwartete Todesfälle:	beobachtete Todesfälle:	erwartete Todesfälle:	beobachtete Todesfälle:	erwartete Todesfälle:	beobachtete Todesfälle:
0 - 5	212,7	219	207,3	126	204,8	79
5—25	86,1	87	92,2	80	54,6	34
25—55	202,2	180	185,4	115	16,0	3
55—	350,8	299	75,5	51	—	—
	851,8	785	560,4	372	275,4	116

Unser wirtschaftlicher Aufschwung, die damit verbundene Besserung der Ernährung und Behandlung aller Schichten, die intensiv betriebene

und erfolgreiche Hygiene [1]), die soziale Gesetzgebung wirken überwiegend antidegenerativ; die letztere hält wohl manchen körperlich Schwachen länger am Leben als notwendig, aber sie kräftigt und stützt doch so viele Tausende, welche sonst zugrunde gegangen wären und die zu erhalten sich, abgesehen von humanitären Gründen, auch rein wirtschaftlich durchaus lohnt, dass die Bilanz dieser von anderen Staaten mit nicht immer glücklicher Hand nachgeahmten Gesetzgebung schliesslich eine eugenisch-positive wird.

Wenn man sich nach v. Gruber's treffendem Vergleich einen Kreisel vorstellt, welcher eben abgeschnellt, sich mit grosser Stetigkeit dreht, über allerlei Unebenheiten und Widerstände hinwegtanzt, allerlei Püffe verträgt — allmählich wird er langsamer, empfindlicher, die kleinste Störung wirft ihn um. „Erst gross und mächtig, nun aber geht es weise, geht's bedächtig". Die Rotationsgeschwindigkeit ist unsere Anlage, die Hindernisse und Püffe sind unsere Umwelt. All die o. e. Entdeckungen der grossen Ärzte und Forscher galten in erster Linie der Umwelt. Den in unserer inneren Anlage vorhandenen Feind zu bekämpfen, uns mit einem guten Horoskop auf die Welt zu bringen, ist die Aufgabe der Eugenik. Dabei wollen wir die o. e. phantastischen Ausschweifungen [2]) beiseite lassen und uns nur auf die restriktive Seite beschränken, nämlich auf die Ausmerzung der schlechten Elemente, der schlechten Linien, um mittelbar dadurch eine Auslese und eine Raumfreiheit der besseren Elemente zu erzielen; Spreu vom Weizen sondern! „Und das Saatkorn darf nicht vermahlen werden", heisst es im Wilhelm Meister! Wie gross ist die Zahl dieser schlechten Linien, dieser widerstandsuntähigen Elemente? Welche Linien müssen als sozial minderwertig bezeichnet werden? Wie ist ihre geldliche Bedeutung? Wie hoch die Belastung von Staat und Gemeinden durch die unreinen Linien. „Unrein" und „rein" sind in diesem Falle sittliche und Wert-Forderungen, welche mit den o. e. biologischen Begriffen nur den Namen gemeinsam haben, ihnen nur sehr entfernt ähneln.

---

[1]) Der Jahreshaushalt der deutschen Krankenhäuser (7500 im Ganzen und jährlich von etwa 1 1/2 Mill. Kranken belegt; etwa 50000 Krankenpfleger und Krankenflegerinnen sind im Dienst) beträgt 150 Mill. Mk. (bei einer Milliarde in Grund und Boden, in Bauten, Einrichtungen festgelegten Kapitals).

[2]) Galton l. c. suchte die hochbegabten Familien zahlenmäßig festzustellen und schätzte das Verhältnis wirklich bedeutender Männer zu der Gesamt-Population Englands wie 250:1 Million = 1:4000 (Leute über 50 J.); im „Degener" („Wer ist's?") Aufl. IV, 1914, stehen für Deutschland, Österreich, Schweiz 20000 Namen, das sind 1:60000. Der Begriff „hochbegabt" ist subjektiv und darum ungeheuer schwankend! Ich verweise auch auf H. Kurella's geistreiche Abhandlung: Die Intellektuellen und die Gesellschaft, ein Beitrag zur Naturgeschichte begabter Familien, Wiesbaden 1913, sowie auf Reibmayr's, Entwicklungsgeschichte des Talents und Genies, 2 Bde., 1908. München. Vgl. die Begabungsstatistik S. 34.

Wie stellt sich nun aber die „Praxis der Asozialen" dar, welches sind die zur langsamen Austilgung bestimmten, sog. „unreinen" und deteriorierenden Linien? Es sind ihrer zehn:

1. Schwachsinnige;
2. dauernd Unterstützungsbedürftige mit gewissen angeborenen Gebrechen;
3. die Verbrecherklasse, d. h. die Gewohnheits- und Affekt-Verbrecher (Unzucht, Notzucht, Raub und räuberische Erpressung, Brandstiftung, Mord und Totschlag, gefährliche Körperverletzungen auf alkoholisch-degenerativer Grundlage, insbesondere die Rückfälligen); hochstaplerische Psychopathen, insbesondere auch erblich verbrecherisch veranlagte sog. kriminell Jugendliche (ein Teil der sog. Fürsorge-Zöglinge);
4. sieche Tuberkulöse;
5. erblich Geisteskranke und Idioten, Epileptiker;
6. die ihrer körperlichen Anlage nach in zweiter Generation dauernd Schwächlichen;
7. Personen mit deutlich ausgesprochenen Anlagen zu gewissen vererbbaren Krankheiten;
8. erblich belastete Krüppel von bestimmter Beschaffenheit;
9. Personen mit erblich kranken Sinnesorganen;
10. erblich belastete, unheilbare Trinker; gewisse Kategorien von schwachsinnigen Landstreichern und Vagabunden.

Die Frage nach der Zahl der asozialen, minderwertigen und gebrechlichen Elemente, welche zurzeit und dauernd den Haushalt von Staat, Städten, Gemeinden, Versicherungen und Stiftungsverwaltungen belasten, und die Fragen nach der Höhe dieser Belastung und nach dem Prozentsatz dieser „Minusvarianten" erheischen dringend eine Antwort; die kriminal-anthropologische Bedeutung dieser Fragen erörtert H. v. Hentig l. c. Eine statistisch einwandfreie Zählung dieser Elemente hat in Deutschland überhaupt noch nicht stattgefunden; die Schwierigkeiten der Zählung behandelt F. Prinzing in der „Festschrift" für Georg v. Mayr, München 1911 [1]); eine Möglichkeit, diese gebrechlichen Elemente wenigstens einer bestimmten Altersklasse zu zählen, würde die Einsicht in die Heeres-Stammrollen gewähren, vergl. S. 22, Anmerkung 4.

Wenn man aber den australischen Zensus [2]) für 1901 zugrunde legt, welcher im Vergleich zu uns bei der Beschaffenheit der starkrassigen Einwohner Neuseelands vielleicht [3]) relativ zu niedrig ausfällt, so kommt

[1]) Die sozialpathologische Beschreibung und Analyse der „unreinen Linien" nach dem Muster von H. W. Gruhle, Bonnhoeffer, Wilmanns u. a. müsste ihrer Zählung folgen, und sie ergänzen. (l. c. S. 17, Anm. 2.)

[2]) Prinzing, „Über die neuesten medizinisch-statistischen Arbeiten" etc. in Conrad's Jahrbüchern Bd. 37, 1909.

[3]) Andererseits fallen $^2/_5$ des Prozentsatzes der Gebrechlichen bei den Männern Neuseelands auf vorausgegangene, nicht ererbte Krankheiten, Unfälle etc.

man zu einem Prozentsatz von $3^1/_4$ % „Minderwertigkeit". Der Kanton Zürich wies 1888 9,68 %, der Kanton Bern 8,5 % Gebrechliche auf, davon 7,15 % Unheilbare! (Hentig l. c.) Von den in den letzten fünf Jahren in Nordamerika eingewanderten, im allgemeinen gewiss kräftigen Volksmassen, wurden nach G. von Hofmann (Die Rassenhygiene in den Vereinigten Staaten, München 1913) 8 % als minderwertig und ungeeignet zur Landung zurückgewiesen; doch sind in diesen 8 % zahllose sog. Kontrakt-Arbeiter, d. h. solche, die mit fertigem Arbeits-Vertrag landen und aus lediglich wirtschaftspolitischen Gründen, um unliebsame Konkurrenz fernzuhalten, zurückgeschickt werden, ferner Mädchenhändler und ihre Opfer, Trachom-Kranke, Analphabeten, völlig Unbemittelte etc. im Ganzen mehr als die Hälfte obiger 8 % enthalten.

v. Hoffmann betont im Vorwort l. c., dass der Begriff des Schwachsinns und der Minderwertigkeit überhaupt in Amerika Menschenklassen einbezieht, welche in Europa vielfach noch als normal gelten und bei uns gewissermaßen „durchgeschleppt" werden.

„Amerika ist bestrebt, jene obere, an das Normale grenzende und laut zahlenmäßigen Untersuchungen sehr zahlreiche Schicht geistesschwacher Personen in Anstalten zu verwahren; Amerika hält sie für minderwertig und sucht Abwehrmaßregeln — während Europa diese Menschensorte frei herumlaufen lässt. Man sollte es doch beschämend finden, dass Amerika den Durchschnitt der geistigen Fähigkeiten um so viel höher annimmt; dass der Mann, der in Amerika als schwachsinnig, unerwünscht, anstaltsbedürftig gilt, bei uns höchstens ein „dummer Kerl" ist." Das hängt wohl aber mit dem Tempo des wirtschaftlichen Lebens und dem rascheren Verbrauch und Zusammenbruch der Schwachen in U. St. zusammen.

Nach einer Schätzung der „Eugenic Section of the American Breeders Association" waren im Jahre 1900 7 000 000 oder 10 % der Gesamtbevölkerung minderwertig und zwar gerade noch imstande, sich durchs Leben zu schlagen und sich Handlungen zu enthalten, die zu Verwahrungsmaßnahmen geführt hätten, aber vollständig ungeeignet, Eltern nützlicher Staatsbürger zu werden. Bedenklich lauten auch die Zahlen für England. Die Kommission von 1908 schätzte den Bestand von geistig Minderwertigen auf 149 628 Defekte, davon 66 509 dringend Verwahrungsbedürftige [1]; die amerikanischen Zahlen umfassen offenbar vielmehr Kategorien von Minderwertigen als die englischen.

Die Ausjäte seitens der Natur ist langsam, teuer und hart. Gerade die missratenen Stiefkinder der Schöpfung, die asozialen Elemente sind kinderreich, wie die in der Entartungsliteratur bekannten Familien der Jukes, der Zero, der Ham und andere beweisen. Von Ada Jukes,

[1]) v. Hentig l. c.

die im Jahre 1740 zur Welt kam, stammen nach Dugdale 700 Nachkommen, davon wurden

140 Personen Landstreicher, 106 wurden unehelich geboren,
142 Bettler,
64 Arme;

sie verursachten 5 Millionen Mk. Unkosten innerhalb 75 Jahren. Von der schweizerischen Familie Zero stammen 310 völlig verwahrloste Personen, hiervon 181 Prostituierte,
76 Verbrecher (7 Mörder); aber auch zahlreiche Gutgeartete; man wird dabei an die von R. Semon eingeführte „sensible Periode der Keimzellen", d. h. an ihre temporär gesteigerte Überempfänglichkeit[1]) für Keimgifte (Alkohol, Lues-Spirochäten) denken können.

Sehr interessant ist die Geschichte der Familie Kallikak[2]) nach H. v. Hentig's Darstellung:

Aus England waren die Kallikaks in die Vereinigten Staaten eingewandert; — der Name ist fingiert, wird sich aber in der Wissenschaft der Eugenik und Dysgenik neben den Jukes und den Zero's, erhalten, — sie hatten durch vier Generationen tüchtig und arbeitsam sich als Farmer durchgeschlagen. Da brach im 18. Jahrhundert der „Unabhängigkeitskrieg" aus, und ein Mitglied der Familie, Martin Kallikak senior, trat in eine der zahlreichen Freischaren ein, die sich damals bildeten. In einer Soldatenkneipe traf er ein schwachsinniges Mädchen, es kam zu der Geburt eines unehelichen schwachsinnigen Knaben.

Hier beginnt das Experiment: Der schwachsinnige uneheliche Knabe nämlich war Martin Kallikak junior, der Urgrossvater der kleinen Insassin von Vineland[3]). In zwei Reihen ziehen sich die Familien bis in die Gegenwart. Während aus der legalen Ehe des älteren Kallikak mit einer gesunden und normalen Frau ein Stamm von lebenstüchtigen, nervenstarken, nützlichen Menschen entsprossen ist, bietet sich auf der anderen Seite ein Bild, das tiefsten Eindruck machen muss.

Zwischen der kleinen Anstaltinsassin und ihrem Urgrossvater, dem jüngeren Kallikak, dem unehelichen und schwachsinnigen Sohn des geistig minderwertigen Mädchens haben sich 480 Deszendenten feststellen lassen. Von diesen 480 Menschen waren nur 46 normal, 143 waren schwach-

---

[1]) Die biochemische Erforschung der Keimerzeugung in den tierischen Sexual-Organen vermittels der von P. Ehrlich in die Wissenschaft eingeführten „Vitalen Färbung" dürfte, wie auch Professor Edwin Goldmann (†) brieflich bestätigte, dieses bislang gänzlich unerforschte Gebiet aufzuhellen berufen sein.

[2]) „The Kallikak Family, a Study in the heredity of feeble-Mindeness" by Henry Herbert Goddard. New York, the Macmillan Company. 1913.

[3]) Vineland ist das grosse Asyl für Schwachsinnige im Staate New York, vgl. „Kalender für heilpädagogische Anstalten im In- und Ausland" 10. Jahrg. 1914/15, über den Anteil der geistig Minderwertigen an den einzelnen Straftaten berichtet Ch. Goring, the english Convict, London 1913, bei H. v. Hentig l. c., S. 160.

sinnig, und der Rest war unbekannt und zweifelhaft. Unter den 480 Abkömmlingen liessen sich 36 uneheliche Kinder, 33 Personen von unsittlichem Lebenswandel, grösstenteils Prostituierte, 24 schwere Alkoholiker, 3 Epileptiker, 3 Kriminelle und 8 Inhaber öffentlicher Häuser ermitteln; 82 starben in früher Jugend.

Aber das Unheil geht weiter seinen Gang. Diese 480 Personen heirateten nämlich in andere Familien hinein, und zwar meist auch in schwachsinnige oder imbezille Familien. „Les Psychopathes se rapprochent". 1146 Personen zählen 262 Defektmenschen in ihrer Mitte, nur 197 sind als normal anzusehen und 581 sind unbestimmt. Prüft man die einzelnen Lebensläufe, die H. H. Goddard beschreibt, so treffen wir von Martin Kallikak dem Jüngeren, bis zu dem kleinen Mädchen in der Anstalt herab auf eine beinahe endlose Kette von Laster, Schlechtigkeit oder, naturwissenschaftlich ausgedrückt, von gehemmter Entwicklung, Krankheit und Unglück. Die Männer sind Alkoholiker, die Frauen sind entweder Prostituierte oder laufen ohne Hemmung und Schamgefühl von einem Mann zum andern; einzelne Mitglieder verschwinden spurlos vom Erdboden und kommen nie wieder zum Vorschein; andere ertrinken, verbrennen im Rausch oder erleiden sonstige Unglücksfälle; die Mehrzahl wird wirtschaftlich, gesundheitlich und sexuell ausgenutzt oder begeht langsam Selbstmord durch zuchtlose Lebensweise. Interessant ist das geringe Vorkommen von Kriminalität. Aber auch dafür liegen in der allgemeinen Willenschwäche und dem Ersatz durch sexuelle Exzesse und quasi kriminelle Handlungen, wie dem Halten von Bordellen, die Gründe nicht fern.

Wie ein Sinnbild des sozialen Aufbaus und seiner Entstehung mutet es an, wenn wir hören, dass einzelne Mitglieder der defekten Linie im Dienste der intakten Familienreihe standen und dort niedere Arbeit bei Juristen, Ärzten und Pfarrern verrichteten, ohne ihre Verwandtschaft zu ahnen.

In den Kern obiger Betrachtungen führen die Fragen: **hat die Zeugung im Rausch jedesmal eine Keimschädigung zur Folge? Ist die Schädigung eine unmittelbare oder eine mittelbare?**

Nach der Sage (deren Zeugnisse Naecke[1]) mit Unrecht vermisst, denn schliesslich haben solche Überlieferungen nur dekorativen Wert) erzeugte Zeuss den lahmen Hephästos im Rausch; Lykurg und die Gesetze der Karthager geboten, den Verkehr (auch in der Hochzeitsnacht) nur dann auszuführen, wenn die Konnubienten nüchtern wären. Dies ist immerhin ein Niederschlag reichlicher Erfahrung über die Schädlichkeit

[1]) Zeugung im Rausch. Zeitschr. f. d. ges. Neurologie, Bd. XI, 1/2, 1912, vergl. auch mein Referat in der XIX. Sektion des Londener internationalen Ärzte-Kongress über „Alkohol und Nachkommenschaft" b. J. F. Bergmann 1913.

des Gegenteils; Abderhalden wies ja darauf hin, dass gar nicht selten, wenn in einer Familie nach der Geburt von zwei oder drei Kindern nach längerem Zwischenraume ein Spätling erscheint, dieser minderwertig und nicht lebensfähig sei, ohne dass Gesundheit und Alter der Eltern es rechtfertigen oder erklären; die Eltern hätten eben ihre lange und energisch durchgeführte Absicht, Nachkommenschaft zu verhüten, nicht freiwillig, sondern unter dem willen- und sinnelähmenden Einfluss des Rausches aufgegeben; dabei wäre die Befruchtung erfolgt. Holitscher hat aus seiner Praxis ähnliche Fälle mitgeteilt. Unsere Hausärzte sollten weitere derartige Fälle sammeln. Es ist ferner bekannt, dass gerade in unteren Schichten und zuweilen auch in den oberen seitens des Brautpaares am Hochzeitstage dem Alkohol ausgiebig gehuldigt zu werden pflegt; desgleichen werden an alkoholreichen Lohn- und Sonntagen häufig Kinder gezeugt. Vielleicht hängt damit die von Karl Pearson, D. Heron, Goring u. a. aufgestellte Behauptung zusammen, dass die erstgeborenen Mitglieder einer Familie an Geisteskrankheiten, der Tuberkulose und dem Verbrechen am meisten ausgesetzt sind. Cramer konstatierte bei einem neunzehnjährigen schwachsinnigen Mädchen, dessen geistige Abnormität in der Familie (gesunde Eltern und Grosseltern, 5 gesunde Geschwister) durchaus singulär war, dass dasselbe vor der Verehelichung in tragischer Weise gezeugt worden war: der Geschlechtsakt wurde von rohen Burschen, die dem Brautpaar nachgegangen waren, plötzlich mit Laternen beleuchtet; dieser Coitus Interruptus gab zusammen mit dem Alkoholgenuss einen aus Schreck und Scham erzeugten Nervenchok; gerade dieser Aktus führte dann zur Geburt des schwachsinnigen Mädchens; auch folgender von Schweighofer veröffentlichte Fall gehört hierher: eine gesunde Frau zeugt in erster Ehe mit einem gesunden Manne drei normale Kinder, in zweiter Ehe mit einem Trinker drei kranke, in dritter Ehe mit einem gesunden Mann wieder drei normale Kinder. Solche Fälle haben fast den Wert eines Experimentes. Auch die Totgeburten, uneheliche Schwängerungen, Übersterblichkeit der unehelichen Kinder hängen wohl mit Zeugungen im Rausch zusammen, was statistisch noch genauer erforscht werden muss. Ebenso die Auffassung der österreichischen Schullehrer, nach welcher gute Weinjahre zu schlechten Schulklassen, den sogenannten „Rauschkindern“ führen.

Die Schwachsinnigen nehmen fast zweimal so rasch zu wie die Bevölkerung im allgemeinen; Tredgold[1]) konstatierte in 82 % der von ihm untersuchten Fälle von Schwachsinn Vererbung des Schwachsinns von nervös defekten Eltern; Schäden des Milieus hingegen waren nur in 10 % seiner Fälle nachweisbar; in Vineland (N.-Y.) fand man in einer

[1]) Nach Schallmeyer, Krankheit und soziale Lage, München 1912. Bd. III₄

Familie von 319 Personen 119 Schwachsinnige und nur 42 Normale. E. Sayer verglich je 100 durchschnittlich normale Familien mit ebensoviel belasteten und fand deren Kinderzahl 5 bezw. 7,6; nach Tredgold[1]) hatten 150 Schwachsinnige 1119 Geschwister (davon 531 unehelich); die durchschnittliche Kinderzahl einer solchen Familie betrug 7,3 (inkl. Totgeb. 8,4); 1500 Kinder werden p. a. in englischen Armenhäusern geboren[2]). „Die Schwachsinnigen sind von Natur aus fruchtbar und sollten zur Verhütung der Fortpflanzung abgesondert werden". So das „Bureau of Analysis and Investigation" in N.-Y., das erste rassenhygienische Amt für den Staat. Aus K. Pearson „über Zweck und Bedeutung der nationalen Eugenik", München 1908, stammt folgende Tabelle:

Fruchtbarkeit in krankhaften und normalen Familien.

	Untersucher	Dauer der Ehe	Grösse der Familie
a) Krankhafte Familien.			
Taubstumme (England) . . .	Schuster	wahrscheinlich vollendet	6,2
„ (Amerika) . . .	„	„	6,1
Tuberkulöse	Pearson	„	5,7
Albinotische	„	„	5,9
Geisteskranke	Heron	„	6.0
Entartete aus Edinburg . . .	Eugenik-Laboratorium	unvollendet	6,1
Geistig Defekte aus London . .	„	„	7,0
„ „ „ Manchester	„	„	6,3
Verbrecher	Goring	vollendet	6,6
b) Normale Familien.			
Englische Mittelklasse	Pearson	mindestens 15 jähr. Dauer der Ehe	6,4
Familienstammbaum-Besitzer .	„	„	5,3
Englische Intellektuelle . . .	„	„	4,7
Arbeiterklasse, Neu-Südwales .	Powys	„	5,3
Dänische Angehörige der freien Berufe	Westergard	mindestens 15 Jahre	5,2
Dänische Arbeiterklasse . . .	„	„ 25 „	5,3
Normale Handwerker, Edinburg	Eugenik-Laboratorium	unvollendet	5,9
„ „ London .	„	„	5,1
Amerikanische Graduierte . .	Harvard	vollendet (?)	2,0
Englische Intellektuelle . . .	S. Webb	wahrsch. vollendet	1,5

[1]) Havelock Ellis, Rassen-Hygiene und Volks-Gesundheitspflege 1912.

[2]) B. und S. Webb in „Eugenik und Armut", Kap. III von: Das Problem der Armut. Jena 1913.

Interessante Zahlen über den Kinderreichtum von Moskauern Trinkern gibt L. Minor[1]).

Eugenisch wichtig erscheint auch folgende „Begabungsstatistik“.

		Gut- und darüber begabte Kinder	Mittel- und unter mittelbegabte Kinder	Schwachbegabte Kinder	Schwachsinnige, Blödsinnige (Idioten)
1	Nach Otto Ammon, Geistige Staffelung der Gesellschaft	24 %	60,14 %	14,70 %	1,16 %
2	Nach Galton, Eine Million Menschen nach Begabung	24,42 %	67,59 %	7,72 %	0,27 %
3	Nach Ernst Hahn, Lehrer in Dresden, 4062 nach Befähigung geordnete Volksschüler	29,96 %	56,40 %	13,10 %	0,54 %
4	Statistik der Mannheimer Volksschule: 863 Schüler im Schuljahr 1900/01	20,52 %	65,35 %	14,13 %	Ausgeschlossen, in besonderen Anstalten
5	834 „ „ „ 1901/02	28,01 %	59,28 %	12,63 %	„
6	795 „ „ „ 1902/03	25,48 %	62,17 %	12,37 %	„
7	712 „ „ „ 1903/04	22,95 %	64,07 %	12,98 %	„
8	874 „ „ „ 1904/05	23,35 %	63,23 %	13,42 %	„
	Zensuren	I I^b II^a	II II^b III^a III	III^b IV V[2])	V

Eine überraschende Mitteilung über die stellenweise Häufigkeit des Schwachsinns brachte das Korrespondenzblatt für Schweizer Ärzte von 1906 unter der Überschrift „Statistisches von der Rekrutenaushebung“ von A. Jung[3]). Dieser fand unter 506 Rekruten, die er untersuchte, 47, (d. i. 9,2 %) offenkundig schwachsinnig. Zu diesen zählte er nur solche, die auch den Laien ohne weiteres als „Trottel“ auffielen. Von den 211 Untersuchten aus der Stadt Luzern waren 5,6 % schwachsinnig; von den 232, die vom Lande kamen, sogar 13 %. „Die Imbezellität meiner Fälle war so deutlich, dass im Falle eines Verbrechens ein ev. psychiatrisches Gutachten Unzurechnungsfähigkeit angenommen hätte.“ Ähnliche Untersuchungen stellte auch schon E. Schultze-Göttingen an. — Bemerkenswert ist auch die von Rob. R. Rentoul (Liverpool) der Jahresversammlung der „British Medical Association“ von 1906 vorgetragene Mitteilung, dass unter 60 721 Schwachsinnigen, die im Jahre 1901 in Grossbritannien gezählt wurden, 18 900, also fast $^1/_3$ verheiratet waren oder gewesen waren, und von den 1901 gezählten 117 274 Geisteskranken verhältnismäßig noch mehr, nämlich 46 800, d. i. etwa $^2/_5$. Nach E. Faulks sind von den Frauen, die als geheilt, gebessert oder ungeheilt aus den Irrenanstalten entlassen werden, etwa

[1]) Zeitschr. f. d ges. Neurol. u. Psychiatrie, IV. Bd., 1911.

[2]) Von M. Lutz nach L. Laquer, ärztliche und erziehliche Behandlung von Schwachsinnigen aus „Klinik f. psychische und nervöse Krankheiten 1906“.

[3]) Deutsche med. Wochenschr. 19 6, Nr. 31.

$^3/_4$ im fortpflanzungsfähigen Alter und von den entlassenen Männern sogar $^9/_{10}$; nur allzu richtig bemerkt F. hierzu, dass die überwiegende Mehrzahl von ihnen nicht das geringste Verantwortlichkeitsbewusstsein in bezug auf rasseschädliche Fortpflanzung besitzt [1]).

Wie liegen nun diese Verhältnisse bei uns in Deutschland:

Grotjahn („Soziale Pathologie“ Berlin 1912, S. 654) zählt auf 100000 der Bevölkerung in Deutschland:

300 Geisteskranke und Idioten,
150 Epileptiker,
200 Trunksüchtige,
60 Blinde,
30 Taubstumme,
260 Verkrüppelte und
500 Lungenkranke in vorgerücktem Stadium,
dazu kommen (schätzungsweise):
180 Schwachsinnige,
420 Dauer-Arme mit angeborenen Gebrechen (etwa 10 % aller in Armenpflege Befindlichen),
60 Landstreicher,
70 Jugendlich-Kriminelle, Fürsorgezöglinge,
10 asoziale Verbrecher [2]),
10 erblich Kranke, Psychopathen.

In Summa 2250 auf 100000 Einwohner; davon haben schätzungsweise $^2/_3$ ihre Minderwertigkeit ererbt.

Man wird also wohl nicht fehlgehen, wenn man die mittlere Zahl von 1,5 %—2 % der Bewohner Deutschlands als dauernd unterwertig und dauernd für Erzeugung von Nachkommenschaft ungeeignet bezeichnet; nicht eingestellt wurden in obiger Schätzung die weiblichen Psychopathen, welche in der Prostitution zu treffen sind sowie alle jene luetisch Infizierten männlichen und weiblichen Geschlechts, welche streng genommen einen hohen dysgenischen Faktor bilden [3]).

Und nun die Kosten dieser Minusvarianten zuerst im Auslande:

Die Ausgaben der öffentlichen und privaten Wohltätigkeit im Staate New-York, soweit sie dem staatlichen Wohltätigkeitsamte untergeordnet sind, überstiegen im Jahre 1910 den Betrag von vierundzwanzig Millionen Dollar und die Ausgaben nehmen jährlich

[1]) Schallmeyer l. c. vgl. die dysgenischen Parade-Fälle bei A. Hegar, S. 48 ff.

[2]) Nur $^1/_3$ der schweren Verbrecher wird gefasst; auch gibt es eine „Hauskriminalität“ Hentig l. c.

[3]) Vgl. betr. zukünftiger genauerer Berechnung, S. 29 und S. 22 Anm. 4. v. Gruber nimmt in seinem Vortrag: Die Bedeutung des Geburtenrückganges (Deutscher V. f. öff. Ges.-Pflege, 38. Versammlung zu Aachen 1913) 20 % als untauglich, die Ehe einzugehen an.

um über eine Million Dollar zu. Für ungefähr **2** % der Bevölkerung des Staates wird in Anstalten gesorgt, während weitere **2** % aus öffentlichen Geldern unterstützt werden. Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass ein grosser Teil der öffentlichen und privaten Wohltätigkeitsgelder New-Yorks für die Erhaltung der minderwertigen Klassen und der erblich belasteten Unterstützungsbedürftigen benötigt wird, nachdem laut Erklärung der besten Kenner über ein Drittel der auf eine öffentliche Unterstützung angewiesenen Schichten geistig minderwertig ist und 25 % der Insassen in den verschiedenen Besserungsanstalten erblich schwachsinnig sind [1]).

England gibt für Geisteskranke, Schwachsinnige, Verbrecher, Trunkenbolde, Verarmte jährlich 35 Mill. Pfd. = 700 Mill. Mk. aus [2]) (ebensoviel übrigens für Sport, s. Daily-Mail-Kalender f. 1914); für Armenpflege, ärztliche Behandlung und Unterricht der unteren Klassen p. a. **70** Mill. Pfund.

Genauer untersucht für Deutschland ist die wirtschaftliche Belastung durch die Minusvarianten infolge eines Preisausschreibens der „Umschau", lautend: Was kosten die schlechten Rassenelemente den Staat und die Gesellschaft? Hier hat eine fleissige und gründliche Arbeit im „Archiv für soziale Hygiene" 1913, S. 214—322 von L. Jens, einem Beamten der Hamburger Armenverwaltung, für Staat und Stadt Hamburg den Nachweis geliefert, dass der Staat Hamburg und die vorhandenen, gemäß altem Herkommen, Tradition und Wohlhabenheit der Hamburger recht reichlichen Stiftungen jährlich 15 ½ Millionen Mark für die genannten Zwecke ausgeben; wenn man die Kosten der Sozial-Versicherung Hamburgs mit 16 ½ Millionen Mark hinzurechnet, so kommt als Gesamtbetrag 30½ Millionen Mark heraus, d. h. soviel als das jährliche Einkommen der Hamburger Einwohner beträgt. Würde man die Zahl von 15 ½ Mill. Mk. ganz Deutschland zugrunde legen, so ergäbe sich ein Gesamtbetrag von einer Milliarde Mark oder falls diese Zahl einem zu hohen Standardmaß entspräche und rechnungsmäßig zu hoch wäre, so erreichte jedenfalls der nach Hamburger Vorbild evt. notwendige reichliche Bedarf diese Summe; dieselbe ist etwas niedriger als die o. e. britische Ausgabe, wenn man Einwohnerzahlen gegenüberstellt und den verschiedenen Geldwert berücksichtigt. Interessant ist in der Jensschen Arbeit auch der Nachweis, welchen F. Zahn in einer grösseren Arbeit [3]), und ich selbst in einer kleineren

---

1) v. Hoffmann l. c.

2) Die Kosten betrugen in Schottland nach v. Hentig l. c. jährlich:

für einen Gefangenen . . . . 501 M.
„ „ Zuchthausinsassen . . . . 870 „
„ „ geisteskranken Verbrecher . . . . . 994 „

3) Archiv für Sozialwissenschaften u. Sozialpolitik, Bd. 35, 1912.

Zusammenstellung[1]) geliefert, dass die Sozialversicherung die Armenlasten der Gemeinden um ein Bedeutendes verringert; während die Bevölkerung von 39 deutschen Städten von 1885—1900 sich ungefähr verdoppelte, stieg ihr Aufwand für die Armenpflege nur um das $1\,^1/_2$ fache, z. Zt. beträgt der öffentliche Gesamt-Armenaufwand in Deutschland schätzungsweise 200 Mill. Mk.[2]).

Leider hat Jens die Zahl der die obigen gewaltigen Unkosten verursachenden asozialen Glieder des Hamburger Staatswesens nicht aufgeführt[3]). Wohl aber kann man sagen, dass die geldlichen Kosten und Stiftungen im wesentlichen von demjenigen Hamburger Anteil jener deutschen Familien getragen werden, welche man als die oberen, wirtschaftlich und geistig Führenden bezeichnen kann; denn die minderwertigen Elemente, welche in den oberen Schichten unserer Gesellschaft selbst erzeugt werden, die besser nicht geborenen, werden zum grossen Teil auch von den oberen Schichten selbst erhalten; vgl. S. 50 über den Begriff: führende Oberschicht.

1908 wurden für die blosse offene Armen- und Waisenpflege (ohne die Armenkrankenpflege und ohne die Fürsorge für Geisteskranke und Gebrechliche) folgende Summen ausgegeben:

in Berlin	11 811 557	M.
„ Charlottenburg . . .	868 516	„
„ Breslau	1 113 421	„
„ Dresden	1 236 578	„
„ Frankfurt a. M. . . .	996 578	„
„ Hamburg	3 197 690	„

[1]) „Der Alkoholismus". Bd. III 2, N. F. 1906.

[2]) H. Popert berechnet in seiner Schrift: Hamburg und der Alkohol, 2. Aufl. 1913, Hamburg, für 1901 die durch Alkoholmissbrauch verursachte Armenausgabe des Hamburger Staates — also für den 76. Teil der Bevölkerung Deutschlands auf rund eine Mill. Mk.

Die Aufwendungen für Armenpflege in Bayern betrugen 1911.

1. Gemeindliche Armenpflege	17,4	Mill. Mk.
2. Wohltätigkeitsanstalten unter Aufsicht der Gemeinden, Kapital 126,2 Mill. Mk.	11,9	„ „
3. Distrikte	1,9	„ „
4. Private Wohltätigkeitsanstalten, Kapital 15,2 Mill. Mk.	6,5	„ „
5. Wohltätigkeitsvereine	3,6	„ „
Zusammen . .	41,3	Mill. Mk.

Da Bayern ungefähr 10% der gesamten Reichsbevölkerung umfasst, lassen sich — nach bayrischen Verhältnissen berechnet — die öffentlichen und privaten Ausgaben für Arme im Deutschen Reich auf **410 Mill. Mk.** also beinahe eine halbe Milliarde schätzen. Vgl. auch H. Buehl, Das Armenwesen, Jena 1904.

[3]) Wenn man schätzungsweise die Summe von 100) Mk. pro Jahr und pro unterstützte Person ansetzt, so wären dies für Hamburg 15 500 Asoziale d. h. 1,5% vgl. o. e. Schätzung für Deutschland.

ohne Waisenpflege

in Leipzig	1163332 M.
„ München	1328569 „
„ Nürnberg	768771 „

Auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, schwankt die Ausgabe zwischen 4,23 M. (Berlin), 2,61 M. (Hamburg) und 2,34 bezw. 2,22 in Rostock und Bonn.

Recht erheblich sind in einzelnen Grosstädten die Kosten für die Unterbringung der Geisteskranken und Gebrechlichen; so in Berlin für das Jahr 1908: 7184000 M., in Hamburg 893026, Leipzig 774994, Frankfurt 500747, Dresden 569521.

Die Zahl der Berliner Volksschulkinder betrug 1913 .	224187
darunter Schwachsinnige	2830
	d. h. über 1 %

und zwar 1657 Knaben und 1173 Mädchen. 75 % haben diesen Defekt ererbt! In Deutschland gibt es z. Zt. in 330 deutschen Städten 1850 Hilfsschulklassen mit 40000 Schülern und Schülerinnen [1]).

Die Zahl der in den Irrenanstalten Preussens befindlichen Geisteskranken ist nach dem preussischen „Ministerialblatt für Medizinalangelegenheiten“ (1913 Nr. 49) im Zeitraum 1901—1911 in beharrlichem Wachstum von 73955 auf 132982 gestiegen. Die Frage ist umstritten, ob diese Zahlen eine wirkliche Vermehrung bedeuten, oder ob die Steigerung nur eine scheinbare ist. Die genannte amtliche Veröffentlichung erwähnt die verschiedenen Umstände, welche für die letztere Auffassung geltend gemacht werden, fährt dann aber fort: „Wenn auch diese Gründe im allgemeinen nicht in Abrede zu stellen sind, so steht es doch ausser Frage, dass die moderne Kultur mit ihrem Hasten und Treiben, die grössere geistige Anstrengung, die stärkeren Aufregungen und Gemütsbewegungen, der Missbrauch von alkoholischen Getränken und narkotischen Mitteln etc. mehr Geisteskrankheiten zur Folge haben, als dies früher der Fall war.“ Werden die Nervenkranken, Morphiumsüchtigen, Alkoholisten etc. mitberücksichtigt, so belief sich die Zahl der Verpflegten während des Jahres 1911 auf 147143 (81342 männl., 65801 weibl.) Fälle. Was speziell die letztgenannte wichtige, vermeidbare Ursache geistiger Erkrankungen betrifft, so wurden im Jahre 1911 in den Irrenanstalten Preussens wegen „Alkoholismus“ aufgenommen 4747 Personen, 4413 männl., 334 weibl. Davon waren erblich belastet 822. Daneben sind auch bei den übrigen Formen von Geisteskrankheiten grosse Prozentsätze als Trinker angegeben, so bei Epilepsie (4781 Zugänge) rund 29 %, bei „einfacher Seelenstörung rund 21 %.

[1]) Eine Sammelforschung über „Hilfschule, Ehe und Nachkommenschaft“, also über die dysgenische Kette ist z. Zt. im Gange und wird im Herbst d. h. vom Verf. u. A. veröffentlicht werden.

Lehrreich für die Frage der Belastung öffentlicher Mittel durch die asozialen Elemente sind auch die laufenden Ausgaben für die Fürsorge-Erziehung auf Grund des Gesetzes vom 2. Juli 1900. Sie betrugen — in Preussen allein — in den Rechnungsjahren:

1905	6766116 M.
1906	7588735 „
1907	8259238 „
1908	9021932 „
1909	10102770 „
1910	11257958 „

Untergebracht waren nach der amtlichen Statistik bis zum 31. März 1911 71548 Zöglinge, noch in Fürsorge-Erziehung befanden sich um diese Zeit 47563; insgesamt war bis dahin für Zwecke der Fürsorge ein Betrag von rund 71 Millionen Mark ausgegeben worden.

Die Zahl der Jugendlichen, welche infolge von Verwahrlosung der Landstrasse anheimfallen, lässt sich nicht genau angeben. In folgenden Ziffern liegen immerhin einige Anhaltspunkte. Von den 6110 mittellosen Wanderern, die im Jahre 1905/06 in Berlin bei dem Verein „Dienst an Arbeitslosen“ Hilfe suchten, waren 80 noch nicht 14 Jahre alt, 962 zwischen 14 und 16, 1418 zwischen 17 und 20. Im ganzen waren demnach 2460, d. i. 40 % noch nicht 20 Jahre alt. Im Jahre 1908/09 betrug der Anteil dieser Altersklassen 2394 von 8582, d. i. 28 %, 1909/10 2049 von 7877, d. i. 26 %, 1910/11 1900 von 6553, d. i. 29 %.

Über die Berliner Asyle schreibt von Bodelschwingh folgendermaßen: „Ist es nicht eine geradezu erschütternde Tatsache, wenn wir hören, dass unter den 3300000 Obdachlosen, die in den letzten fünf Jahren in den beiden Berliner Hauptasylen genächtigt haben, 273116 Jünglinge unter 20 Jahren gewesen sind, die hier unter Anleitung der erfahrensten Verbrecher aller Länder zu allen entehrenden Verbrechen angeleitet worden sind?“

„Der arbeitsscheue Vagabund hält sich wie ehedem abseits der vielbetretenen Wege auf. Er ernährt sich vom Bettel, Diebstahl und ähnlichem mühelosen Tun. Er belastet die Gefängnisse, Arbeits- und Zuchthäuser wie auch die verschiedenen Fürsorgeanstalten, die sich seiner nicht erwehren können. Die Zahl dieser unsozialen Elemente kann nicht festgestellt werden, da sie sich jeder auch nur annähernd zuverlässigen Berechnung entziehen. Ebensowenig lässt sich die anscheinend grössere Zahl derer ermitteln, die aus wirklicher Not wandern. Wenn wir aber erwägen, dass die Arbeiterkolonien alljährlich mehr als 12000 Aufnahmen zu verzeichnen haben und ständig 4 bis 5000 mittellose Wanderer beherbergen, dass die mit den Herbergen zur Heimat verbundenen Verpflegungsstationen jährlich etwa 6 bis 700000 Stationsgäste zählen, dass ferner der Verein „Dienst an Arbeitslosen“ in Berlin jährlich von

etwa 7000 mittellosen Wanderern um Hilfe angesprochen wird, und dass endlich die 1909 eingerichteten Wanderarbeitsstätten Württembergs im ersten Betriebsjahre rund 9500 Wanderscheine ausgestellt haben, so können wir ungefähr ahnen, wie viele Tausende unglücklicher Menschen auf unseren Land- und Stadtstrassen dahinirren und dort ihrem physischen und moralischen Ruin entgegengehen, wenn sich ihnen keine rettende Hand darbietet" [1]).

Nach einer privaten Mitteilung von K. Wilmanns-Heidelberg, einem Spezial-Forscher [2]) auf diesem Gebiet geben einen Anhaltspunkt für die Berechnung der Zahl der Gewohnheitsbettler folgende Zahlen: „Unsere Korrigenden-Anstalten haben Platz für etwa 13000 Männer und 4000 Frauen. Der jährliche Zugang beträgt an Männern etwa 10—12000, an Frauen 1300. Das badische Arbeitshaus Kislau hatte während der letzten 10 Jahre (1903—1912) 2017 Männer-Aufnahmen, die sich, da viele wiederholt aufgenommen werden, auf 1576 Personen verteilen. Davon waren 671 Badener. Nehmen wir einmal an, dass der badische Landstreicher innerhalb 10 Jahren mindestens ein Mal nach Kislau kommt, so würde Baden mit seinen 2 Millionen etwa 650 professionelle Landstreicher zählen. Nehmen wir wieder an, die Verhältnisse im übrigen Reiche seien die gleichen, so würde Deutschland 30×650 männliche Landstreicher, also rund 20000, zählen. Da in Baden relativ günstige soziale Verhältnisse bestehen, dürfen diese Zahlen jedoch nicht ohne weiteres auf das übrige Reich übertragen werden.

In Baden verteilen sich die 2000 Aufnahmen auf 1500 Personen. Nehmen wir an, dass die Verteilung im übrigen Reiche die gleiche ist, so würden rund 100000 Aufnahmen in sämtlichen Anstalten etwa 75000 Landstreicher betreffen. Diese Zahl ist wieder zu hoch. Denn in Baden finden verhältnismäßig viel Fremde Aufnahme, da die grosse Landstreicherstrasse vom Norden über Frankfurt, die Bergstrasse und das Rheintal hinunter in das Württembergische und Bayrische führt. In den Arbeitshäusern des Nordens wird der Bestand ein stabilerer sein. Die Zahl der Vagabunden in Deutschland wird aber unter Berücksichtigung aller Fehlerquellen sich um 30—40000 bewegen."

Besonders gross ist die Gefahr für die unehelichen Kinder, die von vornherein in einem gewissen Gegensatze zu ihrer Umgebung stehen und in sehr vielen Fällen nirgends ein dauerndes Heim finden, in dem sie sich ruhig entwickeln könnten. Statistische Untersuchungen haben ergeben, dass über ein Drittel der unehelichen Kinder dauernd bei

[1]) Pater E. Ricking O. F. M.: Die deutschen Wanderarbeitsstätten, M.-Gladbach 1912.

[2]) K. Wilmanns, Das Landstreicher- und Bettlertum der Gegenwart in „Kultur u. Fortschritt" Nr. 393/394 und zur Psychopathologie des Landstreichers, eine klinische Studie. Leipzig 1906.

Fremden gepflegt wird, ferner, dass die Kriminalität der Unehelichen um rund ein Drittel höher ist als die der Ehelichen, die Verwahrlosung aber viermal so gross, beides ausserdem auch qualitativ ungünstiger. O. Spann[1]) zieht aus seiner diesbezüglichen Untersuchung das Fazit, „dass die Unehelichen, welche das zarte Jugendalter überleben, einer körperlichen, moralischen und beruflichen Degeneration entgegengehen, sofern sie nicht rechtzeitig in der Stiefvaterfamilie oder bei Verwandten oder durch Verwaisung dauernden Schutz gefunden haben." Erschütternd schildert der Afrikaforscher Henry Stanley (eig. James Rowland) in seiner Biographie[2]) solche Verhältnisse, wie er sie — er war ein Findling — am eigenen Leibe erfuhr.

Flint[3]), der vor allem amerikanische Verhältnisse im Auge hat, gibt vier Wege an, auf denen Kinder dem Vagabundenleben zugeführt werden. „Einige werden da geboren, andere werden dahin getrieben durch die Not, manche werden verlockt und nicht wenige gehen freiwillig." Von 1200 Berliner Fürsorgezöglingen sind 500 kriminell geworden[4]).

Diese Darstellungen und Zahlen erhärten, wie notwendig nicht nur, sondern wie rentabel die eugenischen Bestrebungen sind, die jene asozialen Elemente ausmerzen sollen; wie rentabel sind der vielgerühmte Sport, die Anti-Alkoholbewegung, der Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit, gegen Tuberkulose, die Syphilis! Wie viel öffentliche und private Ausgaben werden durch die Erfolge im Kampf gegen diese Krankheiten schliesslich überflüssig. Martin Kirchner, der hochverdiente Organisator der Seuchenbekämpfung, berechnete die öffentliche jährliche „Ausgaben für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in Deutschland auf 90 Mill. Mk., die durch den Alkoholismus verursachten Schäden sind p. a. noch höher; von dem deutschen Jahreseinkommen von 42 Milliarden Mk. werden fast 10 %, nämlich 3 ½ Milliarden Mk. p. a. in Alkoholizis umgesetzt. Hier sind neue Wege, neue Untersuchungen und Forschungs-Methoden, eine neue Wissenschaft notwendig!

---

[1]) O. Spann, Die Lage und das Schicksal unehelicher Kinder. Gehe-Vortrag 1909, Dresden. Vgl. auch Auguste Lange, Die unehelichen Geburten in Baden. Eine Untersuchung über ihre Bedingungen und ihre Entwicklung (volkw. Abhandlungen der bad. Hochschulen) Karlsruhe 1912 und C. Rauhe, die unehelichen Geburten als Sozialphänomen. G. v. Mayr's Abhandlungen, München 1912 und O. Rühle, Das proletarische Kind, München 1911 (letzteres zu sehr Pamphlet).

[2]) Henry Stanley, Mein Leben. 2 Bde 1911.

[3]) J. Flint, Tramping with the tramps („auf der Fahrt mit Landstreichern"). herausgegeben von Andrew White, übersetzt von Lily Du Bois-Reymond Berlin 1904.

[4]) B. Stade, Pfarrer, Das Problem unserer Fürsorge-Erziehung 1914 und W. Polligkeit in „Das Jugendgericht in Frankfurt a. M." Berlin 1912.

Wir erwähnten oben die Begeisterung für Eugenik in U. St. und die amerikanischen Zahlen! Jeder, der das Land besucht hat, „the Land of contrasts", rühmt das jugendliche Draufgängertum, den Optimismus, welcher in öffentlichen Dingen drüben waltet und eine Art von Korrektur gegenüber den schweren öffentlichen Schäden dem mangelnden Rechtsgefühl, der Korruption, gerade in der Selbstverwaltung der Grossstädte[1]), der Ausbeutungspolitik durch Trusts und Monopole u. a. bildet; ich brauche wohl nicht erst zu sagen, dass ich wie jeder „gute Europäer" in letzter Linie auf kulturelle, qualitative Dinge eingestellt bin und für die vielfach drüben vorhandene Schätzung des Quantitativen, des nur in Zahlen und Maß Ausdrückbaren und Gewerteten, nicht viel übrig habe; viele Amerikaner setzen eben „big" und „great" einander gleich; dennoch möchte ich die Erinnerung an U. St. als Ganzes nicht missen! Mit einer geradezu gläubigen Seelenstimmung aber geht man „drüben" auch an die Fragen der Rassenhygiene heran, wobei als fördernder Umstand die Furcht vor der russisch-südosteuropäischen Überflutung und vor der Masseneinwanderung Minderwertiger hinzukommt; ich nannte ja schon oben die Prozentzahlen der Zurückgewiesenen; die Russen und Südosteuropäer bildeten

1861—70 = **1,5** % der Einwanderer
1901—10 = **72** % „ „

Seit 1892—1912 d. h. innerhalb zwanzig Jahren landeten $13^1/_2$ Millionen Menschen von denen wie oben erwähnt 8 % = 865 000 zurückgewiesen wurden; der Rest muss eben „amerikanisiert" werden, was „drüben" übrigens innerhalb zwei Generationen gelingt, d. h. bisher wenigstens gelungen ist.

Worin die Begeisterung für Rassenhygiene in den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Einzelnen auch begründet sein möge, „drüben" sind Francis Galton und Gregor Mendel Halbgötter; alles was „soziale Reform" heisst, ob es sich nun um Prostitution, welche man drüben immer nur „the vice" oder „the social evil" nennt, oder um Tuberkulose oder um den Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit oder um Jugendgerichte, oder um das Problem der Armut handelt — Alles beginnt und endet mit — Eugenik. „Das ganze Land ist erwacht und erkennt die ausserordentliche Bedeutung der menschlichen Vererbungswissenschaft, sowie deren Anwendung zur Veredlung der menschlichen Familie", so heisst es in Woodrow Wilson's Rede, mit welcher er seine Präsidentschaft übernahm.

---

[1]) Vgl. E. Münsterberg, Das ausländ. Armenwesen, Nr. 35 und Nr. 36 der Schriften des Deutschen V. f. Armenflege etc. 1905.

[2]) Vgl. Franco Savorgnan, Verschmelzung und gegenseitige Penetration der Rassen und Nationalitäten. Arch. f. Sozialw. und Sozialpolitik, Bd. 35, 1912.

Fast jede Nummer der weitverbreiteten, vorzüglichen Wochenschrift für soziale Fürsorge in New-York, The Survey (was hier bei uns etwa die „Soziale Praxis“ ist), enthält Aufsätze oder wenigstens Bemerkungen rassenhygienischen Inhaltes, und am 2. März 1912 (Bd. 27, S. 1838—1890) erschien eine ganze Nummer, welche nur dieser Frage gewidmet war. (v. Hoffmann l. c.). Auch „Social Diseases“, eine in U. St. erscheinende Zeitschrift, enthält zuweilen z. B. Januar 1912, April 1913 ausschliesslich eugenische Aufsätze.

Galton's Prophetie: Die Rassenhygiene würde eine Glaubenssache werden, erfüllt sich bereits drüben; Pearsons o. e. Aufsatz wirkt ja auch in der Tat wie eine Predigt oder ein Bekenntnis. Es gibt eine Eugenik-Farm (Geschwister Davenport sind ihre Leiter). Cold Spring Harbor bei New-York, auf welcher mit grossen Carnegieschen Mitteln Züchtungsversuche an Pflanzen und Tieren unternommen werden; von solchen an Menschen berichten folgende von mir gesammelte Zeitungsausschnitte:

In der Harvard-Universität bei Boston ist ein Kindergarten mit strengster Beobachtung der wissenschaftlichen Entwicklung der Kinder eingerichtet worden. Das Bryn-Mawr-College in Pa. richtete eine Freiluftmusterschule für Mädchen ein, Leiterin Fräulein M. Carey-Thomas. Ziel: Erziehung des amerikanischen „Überweibs“ laut Prospekt, 20 junge Mädchen zwischen 10 und 12 Jahre alt, werden nach körperlicher Beschaffenheit und elterlichem Stammbaum ausgewählt. Sieben Klassenzimmer aus Holz und Glas mit verschiebbaren Wänden! Sommer und Winter in freier Natur! Im Winter Eskimoanzüge in Pelzen! Hygienische Atemkurse! Kallisthenic's im Stil von Dalcroze. Mit 17 Jahren Sprachen, Mathematik, Geschichte, Zeichnen, Modellieren, künstlerische Sehübungen. Die beste Schülerin erhält zum Schluss eine Prämie von 10000 Mk.!

In Philadelphia wurde an 50 Kindern, welche warm gekleidet, aber in ungeheizten Zimmern Unterricht erhielten [erst bei 10° C. (Aussentemperatur) begann die Heizung], besseres Lernen der Kinder, gesteigerte Lernbegier, geringere Ermüdung, bessere Disziplin festgestellt.

In Pennsylvanien trauen die Pfarrer nur nach Vorlegung eines ärztlichem Attestes über die eigene Gesundheit und über die Gesundheit der Eltern! Staatsbeamte fragen aus! In Pittsburg kehrten 30 Paare um und gingen — über die Grenze in den anderen, weniger strengen Staat!

In New-York wurde kürzlich ein Ehebund kirchlich eingesegnet, der auf rein „eugenischer“ Grundlage abgeschlossen wurde. Es handelt sich um ein Ehepaar Menzel, das bereits standesamtlich getraut ist, und dessen Bund in der Kirche des „Neuen Gedankens“ die religiöse Weihe erhalten hat; die Zeremonie wird allgemein als ein „erhabenes eugenisches Ereignis“ gefeiert.

Welch weitgehendem Interesse die junge eugenische Wissenschaft in den Vereinigten Staaten begegnet, erhellt zur Genüge daraus, dass sich die Cornell-Universität genötigt gesehen hat, einen eigenen Lehrstuhl für die neue Disziplin zu errichten und regelmäßige Vorlesungen über die einschlägigen Fragen der Vererbungs- und Rassenverbesserungstheorien sowie die nötigen Baulichkeiten einzurichten. Mrs. Harriman stiftete an 200 000 Mark. Andererseits hat man aber im Staate Wisconsin, wo seit dem 1. Januar 1913 das neue Heiratsgesetz mit dem obligaten Gesundheitsattest in Kraft ist, mit der Umsetzung der eugenischen Theorien in die Praxis recht böse Erfahrungen gemacht. Zumal die Ärzte weigern sich entschieden, die erforderlichen umständlichen und langwierigen Untersuchungen der Ehekandidaten für die von der Behörde festgesetzte geringe Honorartaxe auszuführen, und zum anderen führen die Kaufleute bittere Klage, dass der durch die rigorose Ehegesetzgebung bedingte Rückgang der Eheschliessungen ihnen enorme Verluste zufügt, die sie auf 40 000 Mark pro Tag berechnen. Sind doch seit Jahresbeginn in Milwaukee, der Hauptstadt von Wisconsin, nicht mehr als fünf Heiratslizenzen ausgefertigt worden, während man vor der Einführung des eugenischen Heiratsreglements dort einen Tagesdurchschnitt von dreissig Eheschliessungen verzeichnete.

Die vor einigen Jahren gegründete „American Breeders Association" setzt sich ja das Ziel, auf den Erlass von Gesetzen hinzuwirken, durch welche vorgeschrieben werden soll, dass keinem Brautpaar die Ehegenehmigung zu erteilen sei, welches sich nicht vor der Trauung einer genauen körperlichen und geistigen Untersuchung durch den Staatsinspektor unterzöge und von diesem ein Attest über geistige und körperliche Gesundheit und Tauglichkeit zur Nachzucht erhielte[1]).

Das Eugenic Record office lässt in allen Teilen der U. St. Erblichkeitsstudien und Stammbäume ausführen; für diese Arbeit geschulte „Field Workers" erforschen die Familien, befragen die Nachbarn etc. wie Klatter[2])-Zürich l. c. verfuhr.

Zwei Maßnahmen werden drüben überall oft und lebhaft erörtert bzw. in einzelnen Staaten schon praktisch angewandt.

---

[1]) Diese Gesellschaft, bezw. deren Eugenic Section, macht auch Propaganda für die Gründung von Kolonien zur Unterbringung von Blödsinnigen, Gewohnheitstrinkern und anderen physisch oder moralisch degenerierten Personen, um deren Fortpflanzung zu verhindern; eine solche Asylierung der Asozialen hat kürzlich auch Grotjahn vorgeschlagen in „Krankenhauswesen und Heilstätten-Bewegung im Lichte der sozialen Hygiene". Berlin 1908. Ein solches Asyl für geistig zurückgebliebene (schwachsinnige) Kinder, welche das 14. Lebensjahr überschritten, das 30. Lebensjahr noch nicht erreicht haben, und infolge ihrer Anlage nicht erwerbsfähig wurden, will der Berliner Erziehungs- und Fürsorge-Verein für o e. Kinder 1914 errichten; es gingen bereits 250 Meldungen dafür ein.

[2]) S 6, Anm. 1.

I. Das staatliche Eheverbot der „besser nicht Geborenen“.

(better not born.)

Folgendes sind die Einwände [1]) (in den Vereinigten Staaten) gegen dasselbe:

1. Die Maßnahme ist verfrüht.
   a) Unsere Kenntnisse über Erblichkeit sind noch zu gering und noch zu unreif;
   b) Die Öffentlichkeit ist noch nicht genügend aufgeklärt;
2. Eheverbote fördern die Unsittlichkeit;
3. Eheverbote schliessen uneheliche Fortpflanzung nicht aus;
4. Minderwertige kümmern sich nicht um Verbote;
5. Entartete Familien erlöschen auch ohne Verbote;
6. Eheverbote sind undurchführbar;
7. Eheverbote beeinträchtigen die Bevölkerungszunahme; viel wichtiger ist eine rassenhygienische Einwanderungspolitik;
8. Eheverbote sind gesundheitsschädlich;
9. Zwangsmaßregeln sind überhaupt in Eheschliessungsfragen zu verwerfen;
10. Andere Einwände ideologischer und gefühlsmäßiger Art.

II. Die Sterilisierung.

Die Einwände gegen diese Maßregeln decken sich zum Teil mit den gegen die Eheverbote vorgebrachten:

1. Die Durchschneidung der Sperma- und Ovulumleiter fördert die Unsittlichkeit;

2. Einwände ideologischer und gefühlsmäßiger Art. Rechtsfragen und zweifelhafte Rechtsauffassungen, z. B. das Recht eines jeden Menschen, am eigenen Körper keinerlei Verletzung oder Verstümmelungen zu erdulden [2]) [3]).

3. Das Unfruchtbarmachen widerspricht dem bisher gültigen Gedanken der Besserung durch Belehrung;

4. Die Angst vor der Operation erhöht die Furcht vor Anstaltsverwahrung;

5. Das Unfruchtbarmachen dürfte die Zahl der unerwünschten Geburten kaum vermindern, weil ja nur ein Glied einer asozialen Kette aus einer minderwertigen Familie ausgeschaltet wird.

---

[1]) Nach v. Hoffmann l. c.

[2]) Vgl. F. L. Gerngross: Sterilisation und Kastration als Hilfsmittel im Kampfe gegen das Verbrechen, München 1912.

[3]) Vgl E. H. Rosenfelds Ausführungen in dem o. c. „Bericht“ über den Giessener Kurs, S. 110.

Es sind drüben bislang im ganzen etwa **1000** Sterilisierungen vorgenommen worden; die Sterilisierung (die Durchschneidung des Spermastranges bzw. des von dem Ovarium zum Uterus führenden sog. Eileiters) ist ungefährlich, in Zukunft wird man wohl auch durch Röntgenbestrahlung den gleichen Erfolg erzielen können. Die Folgen der Sterilisierung körperlicher und seelischer Art sind noch nicht genügend erforscht; die Libido bleibt erhalten[1]; doch sind Untersuchungen darüber im Gange; ein Fragebogen „on Effects of Sterilisation" wurde kürzlich veröffentlicht.

Rassenhygienische Eheverbote gibt es in 12 der 48 Staaten von Nordamerika. So verbietet Connecticut, Indiania, Kansas, Michigan, Minnesota, New-Jersey, Ohio, Utah und Washington den Epileptikern die Ehe; Michigan, Utah, Washington den mit einer Geschlechtskrankheit Behafteten, Indiania bei jeder übertragbaren Krankheit; Delaware, Indiania, Maine, Vermont lassen Personen, welche der Armenpflege zur Last fallen (diese sind ja zumeist nicht nur wirtschaftlich Schwache), nicht zur Trauung zu, Ohio und Washington die schweren Alkoholiker, Washington ausserdem gewohnheitsmässige Verbrecher und Lungenschwindsüchtige in vorgeschrittenem Stadium. Endlich fordern zwei weitere Staaten North-Dakota und Oregon ärztliche Gesundheitszeugnisse bei der Eheschliessung. Leider scheint es um die Durchführung dieser Gesetze nicht allzugut bestellt zu sein. Das liegt zum grössten Teil daran, dass in den Vereinigten Staaten, in denen man eine bürgerliche Eheschliessung in der bei uns üblichen Form nicht kennt, in denen zwar eine staatliche Ehebewilligung notwendig ist, aber zur Vornahme der Trauung die verschiedensten Kategorien von Personen befugt sind, die, da sie diese Funktion oft nur sehr vorübergehend ausüben, vielfach nicht genügend in der betreffenden lokalen Gesetzgebung bewandert zu sein scheinen. Dazu kommt, dass die Frage, ob die Ehekandidaten den gesetzlichen Anforderungen entsprechen, vielfach auf Grund der eigenen eidlichen Aussagen der Verlobten entschieden wird.

Gegenüber dem leidenschaftlichen Eifer, mit welchem man in U. St. Rassenhygiene treibt, tritt Europa zurück. Dasjenige Land, welches das bisher umfangreichste Werk in deutscher Sprache über Eugenik herausgegeben und die Wege zur wissenschaftlichen Erforschung von kranken Linien und von degenerierten Stämmen gewiesen, ist Schweden; Lundborg[2]), ein Psychiater, z. Z. in Uppsala, wurde gelegentlich seiner Assistententätigkeit an der Irren- und Nervenklinik zu Lund auf eine familienweise auftretende schwere Kombination einer Nervenkrankheit, Paramyoclonus multiplex mit der sog. Dementia

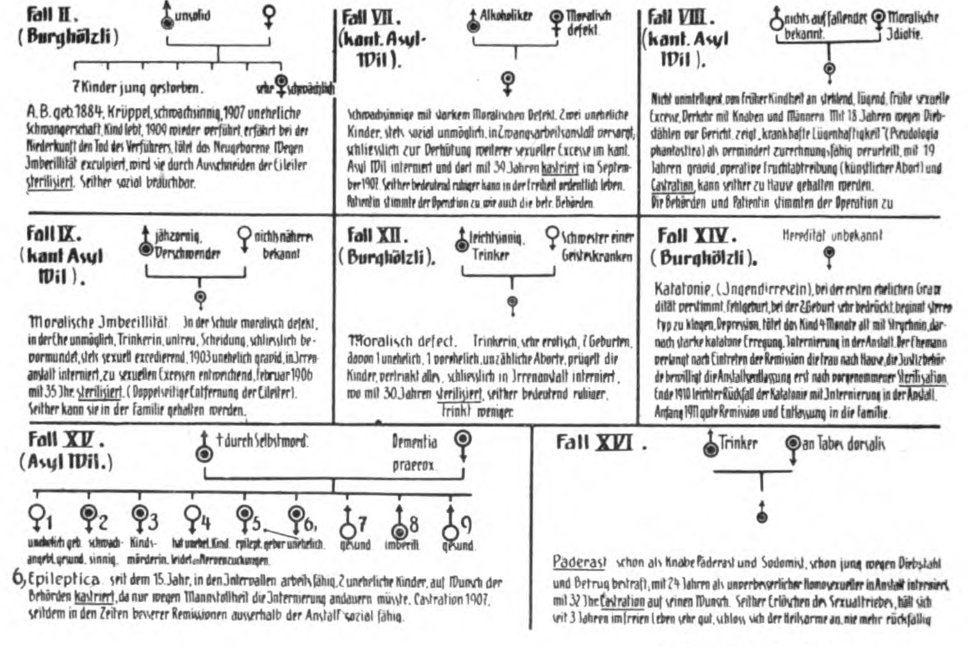
[1]) Waldschmidt, Die Unterdrückung der Fortpflanzungsfähigkeit und ihre Folgen, Stuttgart 1913.

[2]) H. Lundborg, Medizinisch-Biologische Familienforschungen, Jena, 1913.

praecox (Jugend-Irresein), aufmerksam; er ging dem Ursprung dieser eigentümlichen Verkoppelung nach und gelangte schliesslich dazu, ein 2232 köpfiges Bauerngeschlecht in der schwedischen Provinz Blekinge (im Südosten des Landes), an welchem der Verf. fast fünfzehn Jahre gearbeitet, in mühevoller Forschung auf Grund eigener Untersuchungen und ausführlichen Aktenmaterials familienbiologisch zu analysieren. Das Werk darf als vorbildlich bezeichnet werden, sowohl was die Gründlichkeit der Untersuchung und ihre Darstellung, als was die Kritik in der Verwertung des Materials anbetrifft.

Aus der Schweiz führen in ihrem o. e. „Kataloge“ v. Gruber und Rüdin Beispiele der Sterilisation an, sie sind so charakteristisch, dass sie hier wiederzugeben zu werden verdienen:

Castration und Sterilisation von Geisteskranken aus sozialen Gründen.
in den schweizerischen Anstalten Burghölzli-Zürich und Asyl Wil-St. Gallen.



Über die ev. Wirkung der Sterilisation in Preussen, in **einem** Jahre, bei einer bestimmten Gruppe von Verbrechern teilt v. Hentig (privatim) folgende Zahlen mit:

Wegen Mordes, Totschlags, gefährlicher Körperverletzung, Raub, Erpressung und Unzucht mit Gewalt wurden im Durchschnitt der Jahre 1910—1912 in preussische Zuchthäuser eingeliefert 877 Männer.

Von den eingelieferten Männern ist ungefähr ein Drittel (34 %) verheiratet.

Die eingelieferten Männer (verheiratete, verwitwete oder geschiedene) hatten durchschnittlich 2,1 Kinder.

Es würden demnach bei frühzeitiger Sterilisierung der oben genannten Gewaltverbrecher jährlich ungefähr 600 Nachkommen nicht erzeugt worden sein. Dabei ist die Fruchtbarkeit der Kriminellen nach ihrer Entlassung aus dem Zuchthaus nicht in Betracht gezogen.

Und nun Deutschland selbst: Wir haben das nicht sehr verbreitete „Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie" (10. Jahrg. 1914), welches von A. Ploetz in München herausgegeben wird; in Dahlem entsteht, unter Förderung durch die Kaiser-Wilhelm-Forschungsgesellschaft, ein Institut für experimentelle Vererbungsforschung. Ihre zukünftigen Leiter sind C. Correns-Münster und R. Goldschmidt-München. In Berlin[1]) besteht eine Zweiggesellschaft der „Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene", welche ihren Hauptsitz in München hat; in Leipzig besteht unter der Leitung von A. Breymann eine Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte[2]); in Dresden werden von der „Eugenischen Beratungsstelle"[3]) Merkblätter herausgegeben und unentgeltliche Beratungen erteilt. Ich selbst habe kürzlich in einer Denkschrift[4]) Alkohol-Forschungs-Institute gefordert mit den Schlusssätzen:

„Wenn diese Alkoholinstitute einmal errichtet sind und ihre Wirkungen in der Hebung der Volksgesundheit, der Wehrkraft, in der Minderung der geldlichen Lasten auch zahlenmäßig zum Ausdruck gekommen sind, so werden sie den Kern bilden für eine Ausweitung nach der Richtung von rassenbiologischen und rassenhygienischen Forschungen, wie solche in jüngster Zeit auch von anderer Seite (Kraepelin, Lundborg) gefordert worden sind. Der Alkohol gilt mit Recht als eines der stärksten Rassen- und Keimgifte. Jede grosse Irrenanstalt, jede Nervenklinik wird ja in absehbarer Zeit von der bisherigen rein klinischen und kurativen Tätigkeit zu der grösseren und wichtigeren Frage der systematischen Erforschung des Wesens und der Ursachen von Geistes- und Nervenkrank-

[1]) Max Hirsch-Berlin steht im Begriff ein „Archiv für Frauenkunde und Eugenik" im Verlag C. Kabitzsch-Würzburg im Verein mit Fachgenossen herauszugeben.

[2]) Vgl. auch A. Crzellitzer, Der gegenwärtige Stand der Familiengeschichte in „Sexualprobleme". April 1912.

[3]) Leiter: Dr. Artur Braune, Bismarckplatz 12.

[4]) Bei J. F. Bergmann, Wiesbaden 1913.

heiten übergehen und damit die grösste Frage, welche die Kultur-Menschheit berührt, die Qualitätsbesserung unseres Nervensystems und somit eine Höherzüchtung des menschlichen Geschlechts in Angriff nehmen müssen."

Es mehren sich in letzter Zeit aber auch bei uns die Stimmen — darunter sehr gewichtige — welche mit grösster Entschiedenheit für ein gesetzgeberisches Vorgehen eintreten. Bis jetzt aber können in Deutschland Epileptiker, Schwachsinnige, Geisteskranke usw., wenn sie nicht entmündigt sind, unbeanstandet heiraten, oder wenn verheiratet, Kinder erzeugen, und auch wenn sie entmündigt sind, können sie mit Zustimmung des Vormundes heiraten. Welche fast unhaltbare Zustände daraus hervorgehen, erweist ein Aufsatz des jüngeren Hegar, welchen ich, um seine geradezu erschütternden Wirkungen nicht abzuschwächen, teilweise ungekürzt wiedergebe.

August Hegar, Oberarzt an der Heil- und Pflegeanstalt bei Wiesloch in Baden, hat die 150 letzten Aufnahmen von Männern, welche mit dem Strafgesetz in Konflikt gekommen waren, in Rücksicht auf die Fälle darauf durchgeprüft, welche für die Sterilisation in Betracht kämen, aber nur 3 gefunden:

Der eine ein 22jähriger früherer Zwangszögling, eine psychopathische Persönlichkeit mit Alkoholsucht und Intoleranz, schon mehrfach wegen Betrügereien bestraft, er hat bereits ein uneheliches Kind und macht gern Heiratspläne. Der andere ist jetzt 27 Jahre, leidet an Epilepsie mit Alkoholsucht, er ist libidinös, verlobt sich öfters. Er wurde schon früh wegen Betrügereien auf seinen Geisteszustand untersucht. Er ist seit 1907 in der Irrenanstalt, wo er durch seine Neigung durchzugehen der Überwachung grosse Schwierigkeiten macht. Der dritte ist ein mit Potatorium und Verbrechen erblich belasteter, intellektuell und besonders moralisch schwachsinniger Mensch von 29 Jahren, der seit seinem 16. Jahre zahlreiche Strafverfolgungen wegen Diebstahls und Körperverletzung erlitt. Die Entlassungsveruche misslangen immer. Seine letzte Aufnahme wurde durch seinen Entschluss beschleunigt, eine übelberüchtigte Person zu heiraten. Eine dauernde Verwahrung wird sehr schwer sein.

Wenn diese 3 Fälle ausgenommen werden, so ist die übrige grosse Masse für die Fortpflanzung bisher nicht in Betracht gekommen und kommt auch kaum in Zukunft in Frage. Die Kranken waren in ihrem geschlechtskräftigsten Alter in Gefängnissen und Irrenanstalten eingesperrt, die kurzen Freiheitszeiten hindurch führen sie ein unstätes Leben, verkehrten wohl nur[1]) mit Prostituierten, sind zum Teil sexuell pervers, sind durch Krankheit und Entbehrung geschwächt. Nach H.s Ansicht fallen sie für die Frage der Belastung der Nachkommenschaft und damit der Sterilisation aus.

Eine gesonderte Besprechung widmet H. noch den Sittlichkeitsverbrechern: es sind unter den 150 Kranken 17, davon einer mit Sodomie im 16. Jahre, 1 Exhibitionist, 2 mit Inzest, bei 7 handelt es

[1]) Doch ist dies nicht einwandsfrei nachgewiesen. D. Verf.

sich um wiederholte Vergehen gegen § 176,3 (unzüchtige Handlungen an Kindern unter 14 Jahren), einmal mit Knaben, 5 hatten Notzuchtsverbrechen hinter sich. Für die Entlassung kommen im ganzen nur drei in Betracht, davon ist nur einer in rassehygienischer Hinsicht bedenklich, es handelt sich um den schon erwähnten verheirateten Epileptiker. Bei den Notzuchtsverbrechern ist eine Entlassung nicht vorauszusehen, zwei scheiden aus wegen frühzeitiger Verblödung, die anderen drei könnte man höchstens prophylaktisch wegen Fluchtgefahr, die ja nie völlig auszuschliessen ist, sterilisieren. Diesen Kranken schliesst H. noch gesondert die Lebensgeschichte eines Notzuchtsverbrechers an, für den ein eigenes Kastrationsgesetz berechtigt gewesen wäre:

K. St. ist jetzt 54 Jahre alt. Schon mit 11 Jahren stand er vor Gericht. Zwangszögling. Mit 20 Jahren wegen Tobsucht aus dem Strafvollzug in eine Irrenanstalt. Die nächsten 2 Jahre jeweils wieder einige Monate in 2 Irrenanstalten. Dazwischen kleinere Strafen. Mit 25 Jahren Notzuchtsversuch; Beobachtung in einer Universitätsklinik, nach § 51 exkulpiert: Schwachsinn mit epileptoiden Zügen. Dann in eine Irrenanstalt übergeführt; er entwich das nächste Jahr, konnte bald wieder zurückgebracht werden. War dann 13 Jahre ununterbrochen in der Anstalt, machte anfangs grosse Schwierigkeiten durch sein brutales und erregtes Wesen. In seinem 38. Jahre gebessert entlassen. Er trieb sich vagabundierend in Süddeutschland herum, verübte bald unsittliche Handlungen an Kindern; wieder zur Beobachtung in eine Anstalt, nach § 51 ausser Verfolgung gesetzt. Die Unterbringung in eine Anstalt wurde erwogen, jedoch nicht ausgeführt. Im nächsten Jahre verübte S. vier Sittlichkeitsverbrechen hintereinander, ein Kind missbrauchte er nach seiner Angabe fünfmal, ein anderes eine halbe Stunde lang, an zwei weiteren nahm er Cunnilingus vor. Nochmalige Begutachtung in einer psychiartrischen Klinik, wieder § 51; er wurde in seine Heimat verbracht und, solange nicht über seine weitere Unterbringung beschlossen war, im Krankenhaus interniert. Dort entwich er und verübte gleich wieder zwei Delikte: er missbrauchte ein Kind und unter Anwendung brutaler Gewalt ein junges Mädchen, das dann von einem Kinde entbunden wurde. Seither wieder dauernd in der Anstalt. In seinem 50. Jahre gelang es ihm für kurze Zeit zu entweichen. Nur der Umstand, dass er sich draussen etwas Geld zu verschaffen wusste und damit eine Prostituierte bezahlte, ist es wohl zu verdanken, dass es nicht noch einmal zu einem Verbrechen kam.

Ähnlich wie bei den männlichen kriminellen Geisteskranken liegen wohl die Verhältnisse bei den weiblichen. Von 20 Frauen, die zurzeit in der Anstalt Wiesloch untergebracht sind, sind 16 ledig, von diesen sind 10 als steril zu bezeichnen, haben infolge von früh erworbener Gonorrhöe oder Lues nie ein Kind gehabt, die anderen 6 haben zusammen 14 uneheliche Kinder, von diesen starben gleich nach der Geburt 7, davon 2 durch die Hand der Mütter, die anderen scheinen, soweit die Ermittlungen reichen, am Leben geblieben zu sein. Von den 4 verheirateten war eine von vornherein steril, die anderen 3 zeugten 7 Kinder, von denen 5 bald starben. Rein statistisch betrachtet, ist die lebende Nachkommenschaft dieser erblich stark belasteten, von Geburt an minder-

wertigen, meist imbezillen Personen, nicht sehr gross. Dazu kommt noch, dass die Kinder mit einer Ausnahme — die Kranke kam zweimal gravida in den Strafvollzug — zu einer Zeit gezeugt wurden, als sie noch nicht die kriminelle Laufbahn betreten hatten (aber doch schon die krankhafte erbliche Anlage auf die Kinder zu übertragen in der Lage waren, d. Verf.). Fast alle bleiben dauernd interniert.

Aug. Hegar ist der Ansicht, dass eine wesentliche Reinigung des Volkes und eine Verringerung der Zahl der Insassen von Gefängnissen und Irrenanstalten durch die Sterilisation von geisteskranken Rechtsbrechern nicht zu erwarten. Die Kriminalität ist als Anzeige für die rassenhygienische Sterilisation nicht zu verwerten. Das bisherige amerikanische Vorgehen erscheint — soweit aus den vorliegenden Berichten ein Urteil überhaupt möglich ist — rassehygienisch von keinem grossen Werte. Es ist wohl sicher, dass die Annahme der nordamerikanischen Gesetze, dadurch der Allgemeinheit besonders erleichtert und plausibel gemacht wurde, dass die Kastration und Sterilisation an Verbrechern ausgeführt wurde. Das kalifornische Kastrationsgesetz von 1907 führt ausdrücklich die Sexualverbrecher an; man fand wohl eine Art Sühne darin, dass diese speziell da gestraft wurden, wo sie gesündigt hatten.

Man müsste mit der Sterilisation, um überhaupt etwas zu erzielen, schon in früheren Lebensjahren beginnen. Die beste Gelegenheit böte sich bei den Zwangszöglingen, unter denen sich naturgemäß die schlimmsten Elemente finden, die allen Erziehungsmaßnahmen Trotz bieten. Wir wissen aus übereinstimmenden Untersuchungen der letzten Jahre, dass die erbliche Belastung mit Alkohol und Kriminalität bei ihnen eine sehr erhebliche ist, dass über 50 % als psychisch abnorm bezeichnet werden müssen. Bei fast der Hälfte der Mädchen über 14 Jahre sind Sittlichkeitsdelikte der Einweisungsgrund. Die Art der Kriminalität ist bei ihnen allen schon früh erkennbar. Wenn wir die Sexualtätigkeit rechtzeitig einschränken könnten, wäre manches Übel vermeidbar. Die Sterilisation scheint, im Gegensatze zur Kastration nur geringe Ausfallserscheinungen zu bewirken, allerdings wären noch sichere Beobachtungen an jungen Personen nötig. Schliesslich spielen jedoch derartige Veränderungen keine grosse Rolle gegenüber den sonstigen schon vorhandenen angeborenen Defekten. Der Nutzen der Sterilisation für das Individuum und die Allgemeinheit wäre sicher ein grösserer als der eventuelle Schaden.

Um einen Nutzen durch die Sterilisation zu bringen, müsste man schon die Erzeuger solcher defekten und verbrecherischen Individuen treffen. Bei der nahen Beziehung zwischen Irresein und Verbrechen werden wir das Verbrechen wirksam bekämpfen, wenn wir überhaupt die Entstehung der Geistesstörungen verringern. Dazu müssen wir aber

die verschiedenen Quellen, aus denen immer wieder neue Insassen unserer Anstalten entsteigen, kennen lernen. Die nachfolgenden gleichartigen Beobachtungen, alle aus dem letzten Jahre, sollen dazu einen Beitrag liefern:

1. B. P., geb. 1880, Werkmeisterfrau. Über erbliche Belastung nichts bekannt. Aus dem Lebensgang nichts wesentliches mitzuteilen. Stets schwächlich. Heirat im Jahre 1903; zwei gesunde Kinder. 1904 und 1905 geboren. Der Beginn der geistigen Erkrankung fällt schon in das Jahr 1909: sie wurde misstrauisch, äusserte Verfolgungs- und Beobachtungsideen, hatte Sinnestäuschungen wurde zeitweise sehr erregt. Ging körperlich zurück. Am 7. VI 1911 in unsere Anstalt aufgenommen. Sie litt an Dementia praecox, bot ein ganz einförmiges Bild: sie war geistig schon sehr geschwächt, brachte in monotoner Weise eine Reihe von hypochondrischen Klagen vor, fühlte sich magnetisiert, eingeschnürt etc. Ohne besonderen Affekt lebte sie stumpf dahin, lag ständig zu Bett, bedurfte der Nachhilfe beim Essen und der Toilette, zeigt keinerlei Interesse, war nicht imstande, eine Frage sinngemäß zu beantworten. Am 28. VI. wurde die Kranke mit Zustimmung des Ehemannes von den Eltern gegen unseren Rat nach Hause genommen, blieb dort aber nur ein paar Tage und kam dann zum Manne zurück. Am 9. VII. wurde die Kranke in einem ängstlichen Erregungszustande ins Krankenhaus und von dort wieder nach Wiesloch gebracht. Es wurde dann im weiteren Verlaufe ihres Anstaltsaufenthaltes Gravidität festgestellt. Die Verblödung war noch weiter vorgeschritten. Die Kranke wurde dann zu ihrer Entbindung nach Hause entlassen[1]).

2. B. C., geb. 1884, Aufsehersgattin. Der Grossvater mütterlicherseits Potator. Körperliche und geistige Entwicklung ohne Störung. Heirat 1906. Patientin gebar 1907, 1908, 1909 je ein Kind, das zweite starb nach einem Monat. Am 24. X. 1910 wieder Entbindung eines noch lebendes Kindes. Schon in der Schwangerschaft wurde die Kranke erregt, war misstrauisch, wurde gleichgültig für Familie und Haushalt. Zu Beginn des Jahres 1911 heftiger Ausbruch der Psychose; sie glaubte, der Mann machte ihr heimlich Morphiumeinspritzungen, im Essen sei Gift, sie fühlte sich beobachtet, glaubte, sie könne mit künstlichen Apparaten in die Ferne sehen, werde magnetisiert, elektrisiert. Sie wurde dann am 9. III. 1911 in die psychiatrische Klinik zu Heidelberg aufgenommen, dort am 1. IV. ungeheilt und gegen ärztlichen Rat vom Manne abgeholt. Zu Hause verstärkten sich die psychopathischen Erscheinungen, sie wurde ängstlich, äusserte immer Wahnideen. Schliesslich setzte ein starker Erregungszustand ein, sie wollte sich aus dem Fenster stürzen, drohte ihr Kind umzubringen, so dass ihre Aufnahme in die Klinik am 26. XI. wieder nötig wurde, von dort kam sie dann nach Wiesloch. Es bestand bei ihr ein sehr vorgeschrittener Grad von Dementia praecox; sie ist stumpf, bringt ganz ohne Kritik eine Fülle von Verfolgungsideen vor, fühlte sich durch «Pantomime» nächtlich missbraucht, spürt Gift im Essen, hörte fast ständig Stimmen, ist ganz sprachverwirrt. Im März 1912 fand ihre Entbindung von einem noch lebenden Kinde statt. Ihre Angehörigen sind sehr entrüstet, dass der Ehemann durch die neue Gravidität die Krankheit verschlimmert habe[1]).

3. B. B., geb. 1875, Arbeiterfrau. Vater war Trinker, später geisteskrank, ertränkte sich; Mutter starb mit 56 Jahren an Apoplexie. Der Grossvater mütterlicherseits erhängte sich; bei mehreren Verwandten der Mutter kamen Apoplexien vor. — Entwicklung und Lebensgang der Kranken boten

[1]) Was ist aus den Kranken geworden? D. Verf.

nichts besonderes. Heirat 1900. 4 Kinder geboren 1901, 1904, 1906, 1908. Beginn der geistigen Erkrankung nach der letzten Entbindung im Mai 1908; Auftreten eines heftigen manischen Erregungszustandes mit völliger Verwirrtheit. Die Kranke wurde im Juni 1908 in die Irrenanstalt verbracht. Die Erregung dauerte bis Mitte 1910 fort; es blieb dann ein Zustand vollständiger Desorientiertheit mit hochgradiger Gereiztheit, Neigung zu Gewalttätigkeiten und Zerstören zurück. Ihre Redewendungen waren zerfahren, koprolalisch, enthielten stereotype Wiederholungen und Wortneubildungen. In ihrem Benehmen und Reden trat ein starker Grössenwahn hervor. Erst Herbst 1910 besserte sich der Zustand insofern, als die Kranke ruhiger und geordneter wurde, anfing Heimweh zu äussern. Es wurde daher dem dringenden Wunsche des Ehemannes nach Entlassung nachgegeben; dieselbe erfolgte am 19. I. 1911. Die Kranke verkannte noch die Personen, hielt z. B. den Arzt für einen Mann ihres Heimatsortes, kam noch leicht in ein wirres und erregtes Reden hinein. Die letzte Periode war am 10.—14. I. eingetreten. Nach einem Briefe ihres Mannes war sie im März 1911 noch nicht gesund, besorgte aber ihren Haushalt. Im Dezember 1911 erhielten wir die Nachricht, dass sie am 27. X. ein Mädchen geboren habe. Die Kranke leide noch an Kopfweh und sei aufgeregt [1]).

4. A. M., geb. 1875, unehelich, Schlossersfrau. Mutterschwester an Dementia paralytica gestorben. Als Kind lange Zeit an Bettnässen gelitten. Mit 19 Jahren erster epileptischer Anfall, zusammen mit dem ersten Auftreten der Periode; zuerst kamen die Anfälle nur prämenstruell, später häufiger, besonders nachts. Seit 1908 häufen sich die Anfälle, oft drei- bis viermal täglich. Patientin war wochenlang halb bewusstlos, hatte Sinnestäuschungen, Erregungszustände mit grosser Reizbarkeit und Gewalttätigkeit. 1910 Rippenfellentzündung. Heirat 1902. Enbintdungen 1903, 1904, 1905, 1906, 1907, 1909, 1910. Ein Kind starb an Gichtern, ein Kind liess die Mutter im Anfall fallen.

Am 9. I. 1911 wurde die Kranke in die Anstalt Wiesloch gebracht, da sie in fremde Häuser lief, dort Streit anfing, ihre Angehörigen nicht mehr kannte. Bei uns bot sie das typische Bild der epileptischen Demenz. Am 19. VI. wurde die Kranke gegen unseren Rat auf ständiges Drängen des Ehemannes entlassen. Derselbe machte glaubhaft geltend, dass sein Hausstand zugrunde gehe, dass sein Verdienst zum Unterhalt der Kinder nicht mehr ausreiche. Schon am 26. VI. wird die Kranke wieder gebracht: sie hatte zu Hause wieder häufiger Anfälle. Sie gab an, dass sie mit ihrem Mann öfters verkehrt habe. Im März 1912 gebar sie dann ein noch lebendes Kind. Dem Ehemann war bei der Entlassung vom Arzt dringend vom Verkehr abgeraten worden.

Wir haben es also — wie A. Hegar weiter ausführt — mit vier Frauen zu tun, die alle während einer versuchsweisen Entlassung aus der Anstalt kurze Zeit nach derselben geschwängert wurden. Bei dreien bestand eine schwere Psychose mit bereits deutlichem geistigen Zerfall, bei der vierten eine schwere Epilepsie mit Verblödung. Alle vier waren auch für den Laien erkennbar geistesgestört.

Wir sind zwar noch nicht imstande zu sagen, welche Erblichkeitsgesetze hier gültig sind; das ist aber sicher, dass Kinder, die von solchen

[1]) Anmerkung bei der Korrektur im Januar 1913: Die Kranke ist jetzt wieder gravid.

geisteskranken Müttern abstammen, eine unheilvolle Erbschaft antreten und schon im Keime als geschädigt angesehen werden müssen.

Wie lassen sich nun solch traurige Vorgänge verhindern? Laien in psychiatrischen Dingen betonen bei derartigen Fragen, man dürfe eben solche Kranken erst nach ihrer Heilung entlassen. Ich möchte mich auf eine Feststellung, wann und ob diese eintreten kann, hier nicht einlassen, es ist fraglich, ob bei solchen Psychosen überhaupt je mehr als eine Besserung möglich ist. Derartige Kranke bleiben immer für ihre weitere Nachkommenschaft gefährlich. Bei jeder Entlassung aus der Irrenanstalt machen sich eine Reihe von Faktoren geltend: das Drängen der Angehörigen, die ökonomische Lage, die Gefahr der Auflösung der Familie, die Sorge für den Hausstand und die Kinder. Wir müssen bei der Überfüllung der Anstalten immer an Entlassungen denken. Endlich sind wir — wenigstens bei uns in Baden — gesetzlich gar nicht berechtigt, Kranke, die keine Gefahr für sich und andere bilden, für deren Aufsicht und Pflege gesorgt ist, noch weiter zurückzuhalten. Auf eine Heilung können wir also nicht warten. Die Möglichkeit einer Schwängerung ist kein Grund, eine verheiratete Frau in der Anstalt zu behalten. Die Irrenärzte würden auch gar keine derartige Bestimmung wünschen. Viele Frauen müssten bis zum Klimakterium bleiben, eine Konsequenz, die auch der schärfste Rassenhygieniker nicht auf sich nehmen würde.

Es bleibt noch der Ausweg, den Ehemann zu belehren: eine aussichtslose Arbeit. Wir haben das ja bei unseren Kranken getan. Man könnte dann noch an den künstlichen Abort denken; ob derselbe hier gesetzlich zulässig ist, erscheint zweifelhaft. Auf jeden Fall wäre es nur ein einmaliger Erfolg, da wir bei der Fruchtbarkeit der Mütter im nächsten Jahre wohl wieder vor der gleichen Frage ständen.

Derartige Kranke sollten dauernd für die Zeugung ausgeschaltet werden; die Indikation für die Sterilisierung scheint mir hier gegeben zu sein; sie wird noch unterstützt durch eine Reihe von Nebengründen: erneute Schwangerschaft bringt auch meist stärkere psychotische Erscheinungen; die minderwertig gewordene Mutter wird nicht vor vermehrte Aufgaben und Sorgen gestellt; die materielle Lage wird nicht verschlechtert. Da schon eine Reihe von Kindern vorhanden sind, ist der Kreis der „Entwicklungsmöglichkeiten" nicht eingeschränkt, d. h. es war die Möglichkeit gegeben, dass aus der Ehe brauchbare Kinder hervorgehen. Da unsere Kranken schon geistig geschwächt waren, so wären auch von der Operation keine Gewissenskonflikte oder sonstige psychische Schädigungen zu erwarten, der Wille zum Kinde war nicht da; hinsichtlich des körperlichen Gesundheitszustandes bestände keine Kontraindikation.

Sollte die Sterilisierung in einem künftigen Spezialgesetze wenigstens fakultativ erlaubt werden, so wäre meiner Ansicht nach eine strenge Trennung von allen anderen Motiven darin auszusprechen, die oben erwähnten sozialen Motive wären zu verbieten. Dadurch würden auch die rein medizinisch Motive, die zu Heilzwecken, deren Nachweis dem Operateur obliegt, klar darliegen. Der Staat kann bei der künstlichen Einschränkung des Nachwuchses nur ganz genau abgrenzbare Ausnahmen gestatten.

Wiesloch ist nur eine Anstalt unter Hunderten in Deutschland!

Gegenüber dem Einwand, dass wir mit der Sterilisierung nur einen Teil einer schädlichen, unreinen Linie treffen und ausmerzen, dass die Geschwister der sterilisierten Asozialen frei bleiben, ist zu betonen, dass die Ausmerzung nicht in einer Generation, sondern in vielen aufeinanderfolgenden erfolgen soll. Rassenhygiene ist ja keine „Polizeiverordnung", welche vom 1. Januar 1915 ab in Kraft tritt; auch die Einwände des Strafrechtslehrers E. H. Rosenfeld-Münster sind hinfällig. (Deutsche med. Wochenschr. 1912, Nr. 3: „Die Frage des Zusammenhangs zwischen Rasse und Verbrechen").

Alle diese Ideen müssen sich erst unter uns Ärzten verbreiten, dann folgen die Gebildeten; doch hört man schon die Äusserung: „Ich heirate nicht; meine Familie soll aus ärztlichen, rassehygienischen Gründen aussterben". In besseren Familien wird der Stammbaum vor der Ehe geprüft wie schon seit langem in den Fürstenhäusern; gegen Verwandtschaftsehen erklärt sich schon die aufgeklärte, kühl rechnende, vom Geist der Romantik emanzipierte Jugend. Ein Regenerationstyp ist ihr Ideal; „Durchsonnungs"tendenzen walten vor; die „Freie Schule" mit ihren Zielen versucht sich durchzuringen. Noch hat die sog. gute Gesellschaft zu wenig Verständnis für den inneren Frevel der jungen Männer, welche belastete, hysterische, aber millionenreiche Mädchenruinen heiraten. Was andererseits ein ungeratener, entarteter Sohn für eine Familie bedeutet, brauche ich wohl nicht zu schildern. Es wird in der Eugenik wie mit dem Begriff „Versicherung" werden; die oberen Schichten versichern sich selbst und ihre Familie auf den Todesfall, gegen Unfall, Feuer usw. durch freie Entschliessung, die unteren Schichten müssen versichert werden — durch Zwang. Wollen die oberen Schichten führend bleiben, so müssen sie auf „Klasse" halten. „Die Besten in sich aufnehmend, alles Verdorbene von sich weisend, muss die Oberschicht ihrer Führerrolle wie in Fels verankert sicher sein".

Der Begriff „führende Schicht" kann geldlich erfasst werden; dann wären ihr jene 3,8 % zuzurechnen, deren Einkommen nach Helfferich[1]) in Preussen im Jahre 1896 hinunter bis 3000 Mark, im Jahre 1912 bis nahezu 4000 reichte. Das Einkommen von 3000 Mark hatte 1896

[1]) Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913, 3. Aufl. Berlin 1914.

nur Einer von 35 Zensiten, im Jahre 1912 Einer von 20 Zensiten; im ganzen 782877 Zensiten = 5 % gegenüber 14916737, welche unter 3000 Mark Einkommen hatten. Aber auch der Prozentsatz der Schichten welche die Volks-, Privat- und höheren Schulen Deutschlands besuchen, kämen für die Unterscheidung von oberen und unteren Schichten in Betracht. Im Jahre 1911 wurden sie von insgesamt 11463358 Schülern und Schülerinnen besucht, davon in den höheren Schulen (einschliesslich höherer Privatschulen) **6,22 %** (Vorschulen 0,43, Knabenschulen 3,7, Mädchenschulen 2,09 %).

Dem Einwand gegenüber, dass die Ziele der Eugenik die Population vermindern, ist zu erwähnen, dass andere Maßregeln, reichliche Förderung der Fortpflanzung der „reinen Linien“, der kräftigen gesunden Volksbestandteile dieses Minus der unwillkommenen Nachkommenschaft ausgleichen sollen [2]); uneheliche Kinder starben 1911 im ersten Jahre allein **50000** = 2/7 der 1911 unehelich Geborenen in Deutschland! Von den 1911 geborenen 1900000 Kindern waren 177000 = 9,2 % unehelich; 56000 Kinder waren totgeboren (in der Mehrzahl durch Syphilis der Eltern bedingt, d. h. infolge dysgenischer Faktoren).

Bei dieser Gelegenheit mag auch die so oft wiederkehrende Behauptung, dass Beethoven aus einer degenerierten Trinkerfamilie stamme, als Argument gegen die Sterilisation wiederlegt werden (vgl. Aug. Hegar l. c. nach K. Jentsch: „Wäre der Vater B. bei seiner starken erblichen Belastung und seiner Trunksucht nach dem ersten missglückten Versuch Nachkommen zu bekommen, sterilisiert worden, so wäre das grösste musikalische Genie nie geboren worden.“) Beethoven's Grossmutter wurde erst Trinkerin — der Gatte war ja Weinhändler — nachdem sie Beethovens Vater geboren; von B's Mutter aber ist nichts Belastendes bekannt [3]). Auch die Grotjahnsche Auffassung, dass das Heer der Psychopathen einen notwendigen von der Natur gewollten Umweg zum Genie darstelle, möge erwähnt werden; abgesehen davon, dass diese Auffassung an sich nicht haltbar ist, hat sie mit der restriktiven Rassenhygiene der Massen wenig zu tun.

Wir werden ja gemäß den o. e. rein wissenschaftlich-theoretischer Erwägungen nie in den Stand gesetzt werden „reine Linien“ unmittelbar zu schaffen; aber wir vermögen die Fortpflanzung zu leiten; wir wollen in der Sozialen Hygiene und in der Individual-Hygiene Mitleid üben, praktisches Christentum pflegen, aber nicht in der generativen Hygiene.

[1]) Vgl. auch R. Michels, Probleme der Sozialphilosophie, Leipzig 1914, Kap. VII, VIII, IX.

[2]) Vgl. die Vorschläge von Max v. Gruber auf der 38. Jahresversammlung des deutschen V. f. öff. Gesundheitspflege 1913. (Deutsche Vierteljschr. f. öff. Ges.-Pfl., Bd. 46_1, 1914.

[3]) Vgl. P. Bekker Beethoven-Biographie. Berlin 1912.

Die Zukunft gehört den Völkern, welche aristokratische Züchteranschauungen und Menschenökonomie, die Kraftökonomie mit sozialem Gewissen vereinigen und demgemäß handeln.

Victor Hehn hat im „zweiten Vorwort“ zu seinem „Italien“ vor mehr als dreissig Jahren in poetischer Form Eugenik gepredigt, wir bringen diese Betrachtung schon aus Begeisterung für den klassischen Styl derselben. „Ich habe mich manchmal an dem Gedanken ergötzt die Bevölkerung der norddeutschen Ebene durch Mischung mit der des Apenninengebirges zu einer dritten und vierten, veredelten, mit den schönsten Anlagen und Eigenschaften ausgestatteten Rasse zu machen. Könnte man zehntausend Jungfrauen von der Weser und Elbe auf Schiffe setzen, sie in Apulien oder Kalabrien landen und dortigen Männern zu Frauen geben; könnte man gleichzeitig zehntausend kalabrische Mädchen einschiffen, sie in Bremen, Hamburg und Rostock wieder ausschiffen, und tüchtigen hannöverschen, holsteinischen, mecklenburgischen Landleuten als Gattinnen zur Seite stellen! Die ersteren, mit der durchsichtigen Haut und dem seidenen Haar, Milch und Blut auf den Wangen — wie würden sie dem zappelnden Südländer Gelassenheit lehren, sein Haus fleissig kehren und rein halten, dass es ihm lieber würde als Markt und Kaffeehaus, ihm Butter aufs Brot schmieren und Fleisch und Grütze auf den Tisch stellen, den Söhnen und Töchtern aber, die sie ihm schenkten, Gemüt und ehrliche Bedächtigkeit, einen umschleierten, nach innen gewandten Blick, Freude am Walde und am Vollmonde, an Kuh und Gans und deren Gaben, auch an hallendem Chorgesang und einem reichlichen Trunk mit auf den Lebensweg geben! Und jene andern aus dem vulkanischen Süden, mit der bronzefarbenen, wie mit einem Sonnenstrahl leicht vergoldeten Haut, dem aufmerksamen Auge, dem zarten Knochenbau, dem elastischen Gang, den feinen Händen und Füssen — wie würden sie ein wenig Phantasie in das deutsche Bürger- und Bauernhaus bringen, in dem nur die alte Schwiegermutter Trockenheit waltet, ihrer männlichen und weiblichen Nachkommenschaft aber natürliche Anmut und schnelle Gedanken, Takt und Form, absichtslose Liebenswürdigkeit und Lust an Darstellung, wenn auch zweckloser, als Erbteil hinterlassen!“

Die Zukunft wird das Goethe-Wort hinfällig machen:

> Wie an dem Tag der dich der Welt verlieh'n
> Die Sonne stand zum Grusse der Planeten
> Bist also bald und fort und fort gedieh'n,
> Nach dem Gesetz wonach du angetreten,
> So musst du sein; dir kannst du nicht entflieh'n
> So sagten schon Sibyllen, so Propheten.
> Und keine Macht der Welt zerstückelt
> Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Als ein wesentliches Moment ist aber mit R. Goldscheid[1]) zu beachten, dass die Schäden, die heute auf die breiten Massen auch in ihren eugenischen Verhältnissen einstürmen, in ebensolchem Maße die Frauen treffen wie die Männer, und bei der Frau kann gewiss nicht behauptet werden, dass bei ihrem viel innigeren Zusammenhang mit dem generativen Prozess Schädigungen, die sie treffen, nicht auch ihre Fortpflanzungsarbeit ungünstig beeinflussen. Ihr erschöpfter und ruinierter Organismus muss für das befruchtete Ei zweifellos ein weitaus ungünstigeres Milieu abgaben, als ein gesunder, nicht durch zahllose Insulte in seinem Leistungsvermögen herabgesetzter. „Auch die Härte des Gattungsdienstes, zu der die Frau innerhalb aller bisherigen Geschichte verurteilt war, ist eine Folge des hohen Menschenverbrauchs gewesen, mit der wir unsere Kulturerrungenschaften erzielten. Es ist ja ganz klar: wenn die Gesellschaft mit dem einzelnen Menschenleben im hohen Maße verschwenderisch umgeht, wenn sie fest davon überzeugt ist, dass der Mensch ein im Überfluss vorhandenes Gut bedeutet, dann ist die Sterblichkeit eine relativ grosse, und es muss dann auch auf eine hohe Geburtenfrequenz hingewirkt werden. Gehen wir hingegen weniger verschwenderisch mit dem vorhandenen Menschenmaterial um, dann sind auch die Lücken geringere, die durch neue Geburten auszufüllen sind und im selben Maße mildert sich der Gattungsdienst der Frau. Innerhalb des Bestehenden ist die Frau zu unfruchtbarer Fruchtbarkeit verurteilt, sie muss viele Kinder gebären, weil sie unter Verhältnissen lebt, die es ihr nicht gestatten, qualitativ hochwertige Produktion hervorzubringen, und weil ihr Nachwuchs in ein mörderisches Milieu gerät, in dem nur wenige und keineswegs immer die Tüchtigsten sich zu erhalten vermögen. Lässt darum die Gesellschaft dem einzelnen Menschen eine erhöhte Sorgfalt angedeihen, dann kann sie mit einer niedrigeren Geburtenfrequenz auskommen und die Frau ist von der Härte ihres Gattungsdienstes soweit befreit, dass sie auch Kräfte freibekommt zur Entfaltung ihrer Persönlichkeit.“ Auch Naumann's Worte gehören in den Rahmen dieser Betrachtungen:

Je mehr das technische System des Kapitalismus sich verfestigt, desto mehr verändert es die ihm befindlichen Menschen selbst und macht sie zu denkenden Nützlichkeitsinstrumenten. Der Wille zum Leben verliert seine Naturhastigkeit und wird zur überlegten Klugheit. Das ist eine Änderung des tiefsten Menschenwesens und bringt grosse Gefahren mit sich. Die internationale Zivilisationsfrage des Geburtenrückganges ist das sichtbarste Merkmal der zweiten Periode des kapitalistischen Systems. Die Naturüberwindung rächt sich an ihren eigenen Trägern. Aus der lebenfördernden Technik wird die Verhinderungstechnik geboren.

[1]) Rud. Goldscheid, Darwin als Lebenselement der modernen Kultur. Leipzig 1909.

Am Ende vieler bewundernswerter Leistungen sieht die Menschheit sich vor einem leeren Raume, vor dem Versinken nach dem Aufstieg. Wozu war alles, was gearbeitet, geleistet, gehofft und gesündigt worden ist, wenn dann vor Anbruch der Endzeit die obersten Völker lebensmüde werden? Frankreich zeigt, wie schwer es ist, nach begonnenem Abstieg nochmals in die Höhe zu kommen. Ist das auch unsere Zukunft? Der Zweckgedanke tötet sich selbst, wenn er die Alleinherrschaft erlangt, denn er tötet dann die Urkraft, den Willen zum Leben. Das ist die Krankheit, durch die wir hindurch müssen. Ob es aber eine Krankheit zum Tode ist, wissen wir noch nicht, denn noch hat kein Volk ernstlich den Kampf mit ihr aufgenommen. Viele kleine und grosse Mittel und Arbeiten gehören zu diesem Kampfe, mit blossem Klagen ist gar nichts getan. Der Wille zum Leben als dunkler Naturwille ist nicht mehr stark genug. Wir fragen, ob er als bewusster Kulturwille sich selbst erhalten kann. Zunächst muss diese Frage selbst in ihrer ganzen Wucht begriffen werden."

Schliesslich aber gilt von der Eugenik, der Rassen- und Stammes-Förderung dasselbe, was von so vielen sog. End- und Hochzielen der Hygiene gilt: sie sind nicht dazu da, um erfüllt zu werden, sondern um uns in Atem zu halten; doch ist grade für diese neue Wissenschaft und ihre Ziele mehr „Licht" als „Hitze" notwendig.

I. Die wissenschaftlichen Forschungen über die Erblichkeit stehen erst an der Schwelle der Erkenntnis; ihre weitere Ausbildung ist von umwälzender Bedeutung für unsere Gesamt-Volkskultur.

II. Die positive Eugenik kann für die oberen Schichten vorläufig nur in der Aufklärung über die individuellen Pflichten der Gattenwahl nach eugenischen Grundsätzen liegen; für die unteren Schichten (etwa 95 % der Bevölkerung) kommt hingegen in einer nicht gar zu fernen Zukunft der Ausbau einer restriktiven, viele Generationen durchhaltenden, Eugenik in Betracht, d. h. die zwangsweise Ausmerzung der asozialen Linien insoweit sie sich durch Vererbung auf der Grundlage von schlechten ungeeigneten Keimen entwickeln; Sterilisierung oder Asylierung sind in kleinen geschlossenen Staaten und Verbänden sorgfältig zu erproben, bevor sie von den grossen Kulturvölkern aufgenommen werden.

III. Die Fragen nach Zahl, Herkunft, Kinderreichtum und nach den wirtschaftlichen Minuswerten dieser asozialen Linien, ihre Anlagen, ihre Umwelt bedürfen dringend der weiteren wissenschaftlichen Erforschung: sie haben einen hohen sozialpathologischen Wert.

IV. Institute für experimentelle Psychiatrie wie sie E. Kraepelin, Alkohol-Forschungs-Institute wie sie der Verf. gefordert, dienen obigen Zielen.

Und nun noch ein persönliches Bekenntnis. Wenn ich, media in vita, auch ohne äussere Anerkennung, auf ein reiches Leben zurückblicken darf, so verdanke ich dies einer „ererbten“ Interessiertheit, welche mich immer von Neuem dazu treibt, die Höhen menschlicher Erzeugnisse und Strebungen, wie sie auch immer die Scholle, die fremden Länder und die auf beiden gewachsenen Kulturen und Persönlichkeiten darbieten, aufzusuchen, und soweit als möglich in mich aufzunehmen. Auf dieser „Erbschaft“, der einzigen und liebsten, die mir zu Teil geworden, beruht auch dieser elementare Versuch.

Weitere Literatur zur Eugenik:[1])

1. W. Bechterew, Das Verbrechen im Lichte der objektiven Psychologie. J. F. Bergmann 1914.
2. Bonhoeffer, Ein Beitrag zur Kenntnis des grosstädt. Bettel- und Vagabundentums 1900 und „chron. Alkoholismus und Vererbung“ in „Der Alkoholismus.“ Bd. III. 1906.
3. Crzellitzer, Der gegenwärtige Stand der Familienforschung. Aus „Sexualprobleme“ April 1912.
4. Friedel, Zur Frage der Sterilisation. Deutsch. med. Wochenschr. 1913. Nr. 20.
5. R. Goldscheid, Menschenökonomie. Leipzig 1912.
6. K. Goldstein, Über Rassenhygiene. Berlin 1912.
7. W. Johannsen, Erblichkeitsforschung, in Bd. 3 von E. Abderhaldens, Fortschritte der naturwissenschaftl. Forschung. Berlin 1912.

7a. Th. Jolly, Über Heredität bei Geistesgesunden und Geisteskranken. Med. Klinik 1913, Nr. 11.

7b. B. Laquer, Alkohol und Nachkommenschaft. Wiesbaden 1913. Referat a. d. Londoner internat. Ärztekongress 1913.

8. Pater Ephr. Ricking, Die deutschen Wanderarbeitsstätten. M. Gladbach 1910.
9. Marchand-Krehl, Handbuch der allgemeinen Pathologie. Leipzig 1912. Art. „Vererbung“ von P. v. Baumgarten.
10. P. Moebius, Über Entartung in „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.“ H. 3. Wiesbaden 1900.
11. P. Pollitz, Die Psychologie des Verbrechers, Leipzig 1909 und Strafe und Verbrechen, Leipzig 1910.
12. F. Prinzing, Handb. d. med. Statistik. Teil II. Kap. 13. Die Entartung. Jena 1906.

---

[1]) Ich habe im Text absichtlich die Autoren, auch die mit entgegengesetzter Ansicht ausführlich zu Wort kommen lassen, erstens weil die Fragestellungen einer doppelten und dreifachen Belichtung bedürfen, und zweitens weil eine Kürzung eine Verstümmelung bedeutet hätte.

13. R. Semon, Über Vererbung erworbener Eigenschaften. In Abderhalden l. c. Bd. 2. 1912.
14. Schweighofer, Alkohol und Nachkommenschaft. Das österr. Sanitätswesen. 1912. Nr. 25–27.
15. Verhandlungen des II. Kongr. f. Soziologie in Berlin. Heidelberg 1913. Referate von Frz. Oppenheimer und Diskussion von W. Sombart, Weber u. a.
16. W. Weinberg, Vererbung und Soziologie. Berl. klin. Woch. 1912, Nr. 22.
17. F. Veit, Eugenik und Gynäkologie. Deutsche med. Wochenschr. 1914. Nr. 9.
18. Wlassak, Das Problem der Degeneration. Int. Mon.-Schr. zur Erforschung und Bekämpfung des Alkoholismus. 1910.

Druck von Carl Ritter, G. m. b. H. in Wiesbaden.

98

Das
manisch-depressive Irresein

dargestellt von

Professor Dr. **Wilhelm Strohmayer**
in Jena.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1914.

Das

manisch-depressive Irresein

dargestellt von

Professor Dr. **Wilhelm Strohmayer**
in Jena.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1914.

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben

von

Hofrat Dr. L. Loewenfeld in München.

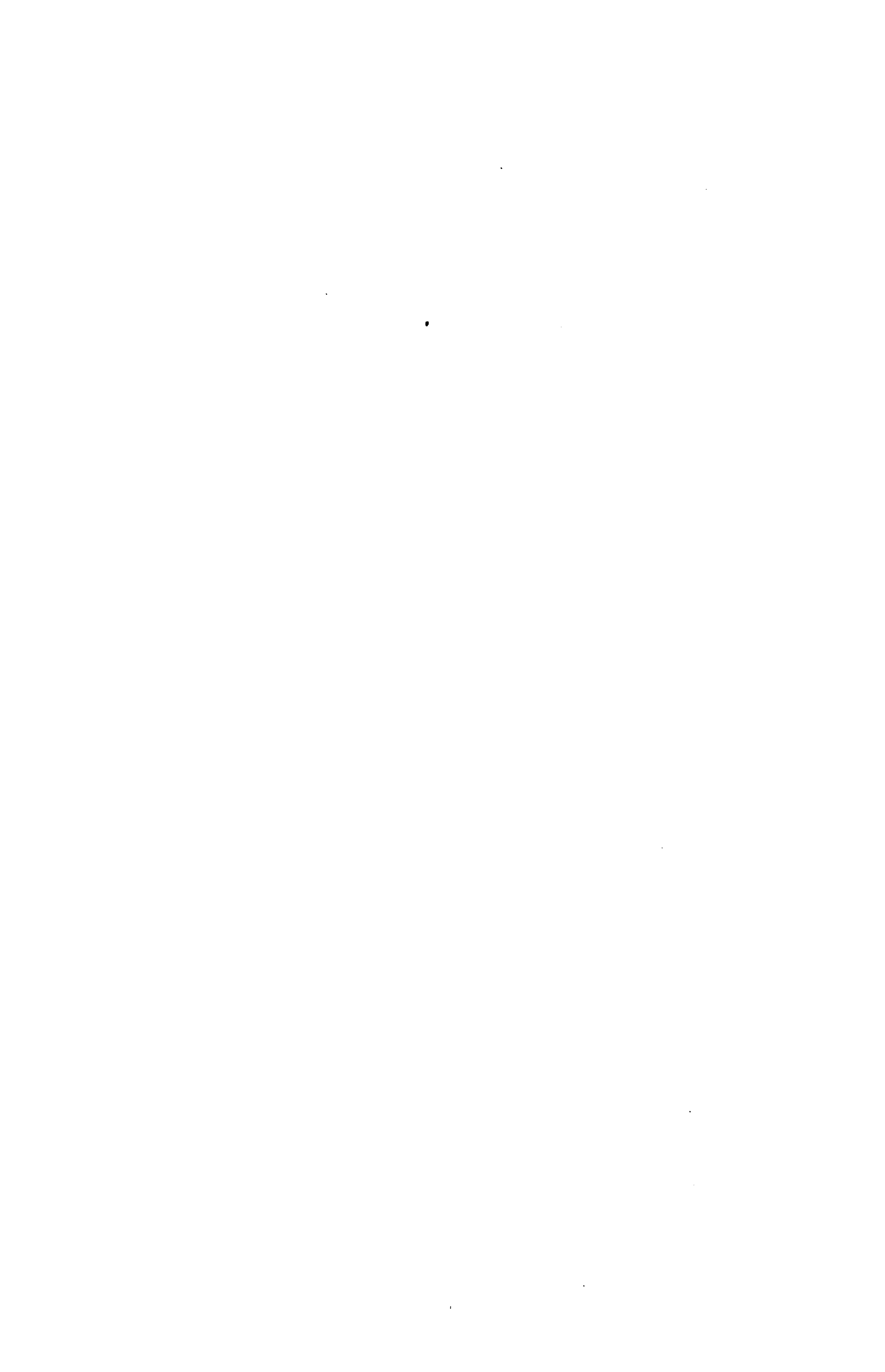
Heft 98.

Vorwort.

Ich möchte diese kleine Studie nicht ohne eine Erklärung in die Welt gehen lassen. Als mich der Herr Herausgeber dieser Sammlung der «Grenzfragen» aufforderte, das manisch-depressive Irresein nach dem derzeitigen Stande der psychiatrischen Wissenschaft für einen weiteren Leserkreis darzustellen, hatte ich Bedenken, dies zu tun, da es sich um ein Kapitel der Psychiatrie handelt, wo sich noch manches im Flusse befindet. Wenn ich doch einwilligte, so war es deshalb, weil vieles Wichtige schon feststeht, über das einen Überblick zu geben, sich lohnen dürfte. Es muss auch für den Fernerstehenden interessant sein, zu sehen, wie in der Werkstatt des Psychiaters die Probleme hin- und hergeschoben werden, und auch der ärztliche Leser, der in unserer Spezialwissenschaft nicht zu Hause sein kann, wird sich vielleicht des Bewusstseins freuen, dass in der Psychiatrie, die vielen als eine trostlose Wissenschaft gilt, eine fördernde Arbeit herrscht unter der Führung grosser Männer. Dass ich in allen Stücken Kraepelin gefolgt bin, bedarf für den Eingeweihten keines besonderen Hinweises.

Jena, im März 1914.

Wilhelm Strohmayer.



Inhaltsübersicht.

Seite

I. **Begriffsbestimmung** 1
II. **Manische Zustände** 16
III. **Depressive Zustände** 23
IV. **Mischzustände** 29
V. **Grundzustände** 33
VI. **Verlauf und Prognose** 40
VII. **Ursachen** 45
VIII. **Körperliches** 53
IX. **Differentialdiagnose** 55
X. **Behandlung** 64
Literatur 69

I.

Begriffsbestimmung.

Möbius sagt in seiner Pathographie über Goethe, in dessen psychischem Leben er das „Periodische" als das Krankhafte seiner überragenden Individualität aufdeutet, dass das ganze irdische Leben periodisch sei. Dem wird nicht zu widersprechen sein. Unsere seelische Gesamtdisposition schwankt andauernd, ohne dass wir in der Lage wären, dafür immer einen Grund anzugeben. Zu gewissen Zeiten reagieren wir anders auf äussere Erlebnisse und innere Vorgänge unseres Ichs, als zu anderen und fast jeder wird von sich sagen können, dass bei ihm nicht nur die Stimmung und andere Gefühlsresultanten spontan eine eigentümliche Wellenbewegung erkennen lassen, sondern auch die an der Produktivität zu messende intellektuelle Seite der Persönlichkeit. Nicht nur das pflanzliche und tierische Leben richtet sich nach der Jahreszeit, auch der Mensch spürt gelegentlich, dass er ein anderer ist, wenn der neue Saft in die Bäume schiesst, als wenn das Jahr zur Küste geht und sonnenarm langsam verdämmert. Je nach der Sensitivität des Individuums schwanken die wechselnden Phasen des Lebens und bei besonders labilen Menschenkindern genügt bekanntlich die verschiedene Bedeckung des Himmels, um Laune oder Arbeitsdisposition zu beeinflussen. Bis zu gewissem Grade ist auch das Geschlechtsleben des Menschen periodisch. Ich denke dabei nicht nur an die ausgesprochenen Schwankungen des gemütlichen Gleichgewichts, denen das weibliche Geschlecht im Zusammenhange mit der Menstruation unterworfen ist. Auch die Männer haben wohl bewusst oder unbewusst ihre Perioden, die mit lebhafterem sexuellem Impetus, gesteigerter Reizsamkeit und Aggressivität (ähnlich der Brunstzeit der Tiere) einhergehen. Bei künstlerisch veranlagten Naturen, wo die Produktion von der mehr oder weniger ergiebig fliessenden Quelle phantasievoller Begeisterung abhängig zu sein pflegt, ist der periodische Faktor im Leben nur allzu bekannt und manches kleine Genie verkümmert oder geht unter, weil es vergeblich auf die Inspirationsphase wartet, die das grosse Ereignis seines Lebens einleiten sollte. Wobei nicht zu leugnen ist, dass bei vielen und

nicht eben den schlechtesten Menschen, die die Pfade der Kunst wandeln, tatsächlich die Schaffenskraft, der Arbeitshunger und das Zuströmen von Ideen ebenso periodisch ist, wie bei anderen die Sucht nach Reizmitteln und stimulierendem Genusse. Ich denke zuvörderst an den Alkohol.

Die leichten phasischen und periodischen Schwankungen fallen in den Bereich des Physiologischen und sind deshalb nicht Gegenstand psychiatrischer Betrachtung und Behandlung. Wie überall auf dem Gebiete des Seelenlebens aber, so gibt es auch hier fliessende Übergänge von der Norm zum Krankhaften. Von dem sog. Stimmungsmenschen, der innerhalb der physiologischen Breite den Typus für die Herrschaft der Phase und Periode im Seelenleben darstellt, führen Wege in ganz allmählicher Steigung zu den ausgesprochenen periodischen Erkrankungen des Gemütslebens, die als krankhafte Verstimmungszustände in die Domäne des Psychiaters passen. Hierher gehören die „dysphorischen" Zustände von Tagen und Wochen, die wir auf rein endogener Grundlage oder manchmal auf Veranlassungen inadäquater Art als alleiniges Krankheitssymptom oder im Verlauf einer anderen Grundkrankheit auftauchen sehen. Ich nenne die Verstimmungszustände bei Epileptikern, die Dysphorien, die die Grundlage des pathologischen Wandertriebs (Poriomanie) und der dipsomanischen Anfälle sind. Die auffallendsten phasischen und periodischen Erkrankungen sind aber zweifellos die manischen und depressiven Zustände, die schwereren Gemütserkrankungen, die man neuerdings nach dem Vorgange von Kraepelin unter dem klinischen Begriffe des manisch-depressiven Irreseins zusammengefasst hat.

Die Manie und die Melancholie, die klassischen Repräsentanten der sog. affektiven Psychosen, deren überwiegende und primäre Symptome Affektstörungen sind, zählen mit zu den ältesten und gesichertsten Besitztümern der Psychiatrie. Beide standen als wohlabgegrenzte klinische Krankheitstypen da, charakterisiert durch die Gegensätze der krankhaften Exaltation und Depression. Man braucht gar nicht sehr weit in der Entwicklungsgeschichte der Psychiatrie zurückzugreifen, um eine noch durchaus saubere Scheidung dieser beiden Gemütserkrankungen zu finden. Ich verweise z. B. auf die aus der ersten Hälfte der 90 er Jahre des vergangenen Jahrhunderts stammende Schilderung von Ziehen. Dass beide die Neigung haben, dasselbe Individuum mehrmals heimzusuchen, dass sich diese Rückfälle bei dem einzelnen mit einer gewissen Periodizität einstellen, dass dabei die gegensätzlichen affektiven Geistesstörungen sich gewissermaßen ablösen können, so dass eine Art von krankhaftem Zirkel entsteht, all das sind geläufige Bestandteile auch der älteren Lehrbuchdarstellungen. Ja noch mehr: es konnte keinem klinischen Beobachter entgehen, dass das eine Krankheitsbild

gelegentlich markante Züge aus dem gegensätzlichen entlehnt und für längere oder kürzere Zeit im Verlaufe festhält. Man sah, dass der Maniakalische zuweilen zornmütig-reizbar, ja sogar weinerlich sein kann. Die dem heiteren Grundaffekt der Manie widersprechende, nicht selten beobachtete Mischung aus Reizbarkeit und Weinerlichkeit wurde psychologisch erklärt; sie sollte dadurch zustande kommen, dass die Wirklichkeit den Maniakus oft genug über die Hilflosigkeit und Bedeutungslosigkeit des überschätzten Ichs aufkläre. Man sprach ferner von einem melancholischen Vorstadium der Manie, in dem die Stimmung gedrückt erscheint, hypochondrische Besorgnisse den Kranken quälen und leichte Beängstigungen mit Neigung zu Selbstanklagen und Lebensüberdruss auftreten. Im Gegensatz zum Hauptkrankheitsbild sei in diesen Einleitungsstadien eine leichte Hemmung der assoziativen Prozesse unverkennbar. Erst allmählich verdränge gewissermaßen das echte Symptombild der maniakalischen Erregung: die heitere Verstimmung, die Beschleunigung des Vorstellungsablaufs und der Bewegungsdrang unter einigem Hin- und Herschwanken das melancholische Prodrom. Ähnlich sprach man unter dem Eindruck klinischer Tatsachen von einem depressiven Nachstadium der Manie; ebenso sollte die Melancholie nicht selten von einer „reaktiven“ Hyperthymie gefolgt sein. Freilich musste man zugeben, dass diese Vor- und Nachstadien sich symptomatisch und zeitlich so sehr steigern können, dass sie unbedingt als eine ganz neue Psychose aufgefasst werden müssen und dass man, ehe man sich's versieht, vor einer ausgesprochenen Teilphase des „zirkulären“ Irreseins stehe.

Dieser schwankenden Grenzbestimmung zwischen den einzelnen Repräsentanten der affektiven Psychosen gegenüber konnte es nicht ausbleiben, dass die klinische Psychiatrie den Versuch wagte, höhere Gesichtspunkte der Klassifizierung zu gewinnen. Hier klärend im besten Sinne des Wortes und zugleich in der klinischen Beobachtung aussergewöhnlich befruchtend gewirkt zu haben, ist das grosse Verdienst von Kraepelin und seiner Schule. Die Beobachtung am Krankenbette lehrte mit zwingender Aufdringlichkeit, dass von der sog. einfachen Manie die zahlreichen Fälle mit 2, 3 oder 4 Anfällen im ganzen Leben unmerklich zu der periodischen Form dieser Erkrankung hinüberführen und dass wir ungezwungen von dieser zum zirkulären Irresein durch jene Fälle gelangen, wo die vorerwähnten sog. depressiven Vorstadien und reaktiven Melancholien das reine Bild der Manie trüben. Auf Grund dieser Überlegungen hat Kraepelin den Begriff des manisch-depressiven Irreseins in die klinische Psychiatrie eingeführt. Freilich haben die Grenzen des neuen Sammelgebietes bislang erheblich geschwankt. Kraepelin selbst hat verschiedentlich die Grenzpfähle hin- und hergerückt und wie es immer geht, wenn neue Ideen zur Bearbeitung kommen, so hat es auch unter denen, die seinen Spuren folgten, nicht

an Psychiatern gefehlt, die in mehr als einer Hinsicht den neu aufgestellten Begriff zu missbräuchlichen Weiterungen benützten. Anfänglich umfasste der Begriff des manisch-depressiven Irreseins nach dem Vorgange Kraepelins das ganze Gebiet des sog. periodischen und zirkulären Irreseins, sowie die einfache Manie. Dagegen stellte er als „Melancholie“ die Beobachtungen, die man früher als einfache und als Angstmelancholie zu bezeichnen pflegte, sowie den depressiven Wahnsinn und die senilen Depressionszustände ausserhalb des Kreises des manisch-depressiven Irreseins. Es hat mir immer geschienen, als ob auch für Kraepelin die Abtrennung dieser Melancholie nichts Befriedigendes hatte. Konnte man ihm mit gutem Gewissen beistimmen, dass fast alle depressiven Verstimmungen des jugendlichen Alters mit grösster Wahrscheinlichkeit entweder dem manisch-depressiven Irresein oder der Dementia praecox oder dem Entartungsirresein oder gar der Hysterie angehören, so erschien die Grenzbestimmung der „melancholischen Zustände des Rückbildungsalters“ gegenüber dem manisch-depressiven Irresein recht künstlich, zumal wenn man bedenkt, dass sich dieses auch bisweilen erst in den klimakterischen Jahren entwickelt. Im Verlaufe sei die langsame Entwicklung, die lange Dauer, die allmähliche Lösung und namentlich die zweifelhafte Prognose für die Melancholie des Rückbildungsalters entscheidend, meinte Kraepelin. Das waren unsichere diagnostische Handhaben. Die Unterscheidung wurde um nicht viel sicherer durch den Anhalt, der differential-diagnostisch in dem psychomotorischen Verhalten der Patienten gegeben sein sollte: in dem Benehmen der Melancholiker in allen Stücken der natürliche, agitierte Ausdruck ihrer ängstlichen oder reizbaren Stimmung, in den Depressionszuständen des zirkulären Irreseins die Entschlussunfähigkeit, die Verlangsamung und Erschwerung aller Willenshandlungen. Beim Melancholiker sollte die Reizbarkeit das Gepräge der inneren Beängstigung tragen, beim zirkulären Irresein dagegen die reizbare Verstimmung regelmäßig mit lebhaftem Tätigkeits- und Rededrang einhergehen. Kraepelin musste überdies zugeben, dass auch diese seine Melancholie eine gewisse Neigung zur Wiederholung zeige. 15 % seiner Kranken hatten ja vor der beobachteten Melancholie schon eine überstanden, regelmäßig ebenfalls in den Rückbildungsjahren.

So kam es denn, dass Kraepelin die Frage der Melancholie einer Revision unterzog, die zu anderen Resultaten führte. Er hat konsequent das ganze Gebiet der periodischen Melancholie dem manisch-depressiven Irresein eingeordnet. Dabei haben ihm die Erwägungen kein Kopfzerbrechen gemacht, ob man z. B. Fällen mit nur einmaliger Erkrankung durch die Annahme sehr langfristiger Pausen die Zugehörigkeit zu dem streng „periodischen Irresein“ ermöglichen müsse. Es muss Kraepelin zugestanden werden, dass kein Mensch in der Lage ist, einem manischen

oder melancholischen Anfalle anzusehen, ob er der einzige im Leben bleiben wird. Klinische Erfahrungen, die dartun, dass zwischen einzelnen Anfällen 20, 30 ja 40 Jahre liegen können, mahnen zur äussersten Vorsicht im Urteil. Darum hat er überhaupt schliesslich die Frage der Periodizität fallen lassen und für die Eingliederung eines einzelnen Anfalles in das manisch-depressive Krankheitsbild seine grundsätzliche und vollkommene klinisch-symptomatologische Übereinstimmung damit stipuliert. Im weiteren Verfolge seiner Abgrenzungsversuche hat Kraepelin einsehen müssen, dass seine Umgrenzung der depressiven Erkrankungen des Rückbildungsalters als einer besonderen klinischen Form, als Melancholie s. str., nicht haltbar ist. Ausser den schon vorhergenannten Gründen musste z. B. auch das Charakteristische gerade dieser Form im Sinne eines ungünstigen Ausganges in geistige Schwäche angezweifelt werden, da dieser Umstand sich auch durch das Hinzutreten seniler oder arteriosklerotischer Erkrankungen ungezwungen erklären liess. Die überwiegende ängstliche Erregung der präsenilen Formen gegenüber der Willenshemmung des manisch-depressiven Irreseins hat sich zudem als ein Verhalten herausgestellt, das mit zunehmendem Alter auch in denjenigen Fällen sich bemerkbar macht, die Jahrzehnte vorher in der gewöhnlichen Form erkrankt waren.

Gegen die Kraepelinschen Ausführungen bezüglich der Abgrenzung einer „Melancholie" als selbständiges Krankheitsbild vom manisch-depressiven Irresein hat besonders energisch Thalbitzer Front gemacht. Er hielt die Grenzen zwischen Melancholie und zirkulärer Depression für gekünstelt. Denn zahlreiche Fälle von zirkulärem Irresein beginnen mit mehreren reinen depressiven Anfällen. Damit ist die Grenze zwischen periodischer Melancholie und manisch-depressivem Irresein beseitigt; erkennt man aber der Melancholie eine gewisse Neigung zur Wiederholung zu (wie dies Kraepelin tat), so existiert auch keine Grenze zwischen ihr und der periodischen Depression. Das Zustandsbild der in Frage stehenden „Melancholie" hielt Thalbitzer für einen Mischzustand aus manischen und depressiven Symptomen, der sich mit der von Weygandt beschriebenen agitierten Depression decke: depressiver Affekt, psychomotorische Erregung und Ideenflucht setzten sie zusammen. Die agitierte Depression leite sich von der Manie ab, indem an Stelle der gehobenen die depressive Stimmung trete. Thalbitzer verwahrte sich auch gegen die Bestrebungen Kraepelins, im Interesse der Aufrechterhaltung seines Melancholiebegriffes Stimmungspsychosen in das Gebiet der Manie einzuzwängen, die mit ihr nichts zu tun haben. Kraepelin hatte nämlich gemeint, wenn in dem Krankheitsbilde der Manie an die Stelle der heiteren die depressive Verstimmung trete, so entstehe ein Bild, das man als „zornige Manie" bezeichnen könne. Im

Gegensatz zu Kraepelin weist er den Fällen sog. einfacher und Angstmelancholie ohne weiteres einen Platz innerhalb des Rahmens des manisch-depressiven Irreseins an, desgleichen den senilen Depressionszuständen. Dagegen trennte er den „depressiven Wahnsinn“ von der Melancholie ab. Maßgebend waren ihm dabei folgende Überlegungen: in der reinen melancholischen Stimmungspsychose wird man immer eine gewisse Proportionalität zwischen der Tiefe der Verstimmung und der Barockheit der depressiven Wahnvorstellungen entdecken können. Beim depressiven Wahnsinn begegnet man einer grösseren Unabhängigkeit der Wahnvorstellungen und einem Missverhältnis zwischen Stärke des depressiven Affektes und der „raffiniert grausamen und blutrünstigen“ Wahnvorstellungen.

Auch Hübner wandte sich gegen die Sonderstellung der Kraepelinschen Melancholie, im Sinne einer Involutionsmelancholie. Er erkannte zwar auf Grund seines Materials die Tatsache an, dass die im höheren Lebensalter erstmalig auftretenden Melancholien eine wesentlich geringere Neigung zur Wiederholung hätten, als die im jugendlicheren Alter erstmalig aufgetretenen. Aber er bestritt, dass in dem psychomotorischen Verhalten und in der Art der Entwicklung entscheidende Merkmale zwischen der Melancholie des Rückbildungsalters und der zirkulären Depression gegeben seien. Er sieht den Beweis der Zugehörigkeit der Melancholie zum manisch-depressiven Irresein in der Tatsache, dass, wie Übergänge von der einmaligen zur periodischen Manie, von dieser zur zirkulären Psychose, von der rezidivierenden zur periodischen Melancholie bestehen, so auch die Involutionsmelancholie durch vielgestaltige Zwischenstufen mit anerkannten Gliedern des manisch-depressiven Formenkreises verbunden sei.

Der gewichtigste Anlass für Kraepelin zu einer Änderung seiner Stellungnahme in der Melancholiefrage erwuchs ihm im eigenen Lager. Dreyfus hat katamnestische Erhebungen über die in den Jahren 1892—1906 unter der Diagnose der Melancholie (im Kraepelinschen Sinne) in der Heidelberger Klinik aufgenommenen Kranken angestellt. Von insgesamt 79 Fällen erwiesen sich bei genauerer Erhebung 70 als Manisch-depressive. Es stellte sich nämlich heraus, dass manche der Fälle schon vor der im Rückbildungsalter aufgetretenen Melancholie einmal oder mehrfach in Heilung ausgegangene Anfälle von Depressionen durchgemacht hatten. Nach der erstmals zur Zeit der Involution aufgetretenen Melancholie, die in Heilung ausgegangen war, fanden sich ein- oder mehrfache leichtere oder schwerere geheilte Rezidive der Depression oder nach der Melancholie eine Manie. Was speziell den von Kraepelin als charakteristisch postulierten Ausgang in einen geistigen Schwächezustand betrifft, so erwies er sich nach den Dreyfusschen Nacherhebungen als ungemein viel seltener, als man anzu-

nehmen geneigt war. Sehr häufig wurde ein Schwachsinn nur durch die aussergewöhnlich lange Dauer der melancholischen Erkrankung vorgetäuscht. Geheilte Fälle mit 5—12 jähriger Krankheitsdauer waren nicht selten. Ferner: Dreyfus fand bei einer grossen Anzahl der Nachuntersuchten typische „zirkuläre Symptome", als da sind Stimmungsschwankungen nach der manischen Seite, an Manie erinnernde Züge der Erregbarkeit im Sinne einer Empfindlichkeit, Reizbarkeit, eines Querulierens, einer Ablenkbarkeit, sowie auch sonstige manische Symptome, wie Mitteilungsbedürfnis, Rededrang, Gedankenflucht, gehobenes Selbstgefühl etc., und schliesst daraus: finden sich bei einer so übergrossen Mehrzahl der Nachuntersuchten typische, wenn auch nur vereinzelte zirkuläre Symptome, so müssen sie sich bei genauester Analyse des Zustandsbildes, das der Kranke bietet, bei schärfster Beobachtung des Verlaufs immer finden. Er ist seiner Sache so sicher, dass er meint, es bleibe zukünftigen Beobachtern melancholischer Krankheitsbilder vorbehalten, diese Ansicht zu bestätigen. Mit dem Unterscheidungszeichen der Melancholie von der Depression des manisch-depressiven Irreseins von Kraepelin, d. h. dem Fehlen der psychomotorischen Hemmung bei der ersteren, hat sich Dreyfus durch die Einführung des Begriffs der „partiellen subjektiven psychomotorischen Hemmung" abgefunden, ein Symptom, das bei der Melancholie nie vermisst werde. Die Kranken klagen dann über Entschluss- und Arbeitsunfähigkeit, über das Gefühl innerer Verödung, während das Gedächtnis, das Denken und die sonstigen intellektuellen Funktionen nicht gehemmt erscheinen. Oft kämen die Hemmungssymptome nur den Kranken zum Bewusstsein (partielle subjektive Hemmung), ohne dass sie objektiv feststellbar wären. Bezüglich der Rezidivmöglichkeit verweist dann Dreyfus auf das Vorkommen von depressiven Abortivanfällen, die sich im Gefolge des melancholischen Zustandsbildes, das als erster Anfall im Rückbildungsalter auftritt, ebenso zeigen, wie bei jenen Kranken, die mehrere melancholische Anfälle in ihrem Leben durchmachen. Die Abortivanfälle dauern nur wenige Stunden, Tage oder Wochen und können der Umgebung vollkommen verborgen bleiben. Sie sind charakterisiert durch Verstimmung, Angst, innere Unruhe, seltsame, trübe Gedanken, Selbstvorwürfe, pathologisch gesteigertes Reuegefühl, Reizbarkeit, plötzliche Selbstmordgedanken und psychomotorische Hemmung. Diese abortiven Anfälle sind bei der Beurteilung der Periodizität der Melancholie von grösster Wichtigkeit.

Dreyfus findet nach alledem keinen stichhaltigen Grund, um zwischen Melancholie und manisch-depressivem Irresein zu scheiden. Er sieht keinen prinzipiellen Unterschied zwischen der von Kraepelin für die Zirkulären geforderte Willenshemmung und seiner partiellen

subjektiven Hemmung. Die auffallende Häufung der Depressionen im vorgerückten Lebensalter kann er aber auch nicht als einen Grund für ihre Abtrennung von dem manisch-depressiven Irresein anerkennen, auch nicht der Involution die Erzeugung selbständiger depressiver Erkrankungen zuschreiben, sondern nur die Rolle einer auslösenden Ursache. Er formulierte dann schliesslich seine Ansicht dahin, dass die von Kraepelin geschilderte Melancholie (Melancholia simplex, Melancholia agitata, depressiver Wahnsinn) ein Zustandsbild des manisch-depressiven Irreseins sei. Sie habe die gleiche günstige Prognose, wie die zirkuläre Depression, die nur durch das Hinzutreten können arteriosklerotischer Hirnveränderungen einigermaßen getrübt werde. Ganz ähnlich übrigens wie bei manischen Erkrankungen im höheren Alter. Die senile Depression sei kein selbständiges Krankheitsbild. Führe eine Melancholie zum Schwachsinn, so handle es sich um eine zirkuläre Depression in Verbindung mit einer arteriosklerotischen Hirnerkrankung.

So hat sich denn Kraepelin, nicht zum wenigsten unter dem Eindruck der Arbeiten von Thalbitzer und Dreyfus, zu einer Neuregulierung entschlossen. Von seiner ehemaligen Auffassung der Sonderstellung der Melancholie des Rückbildungsalters gegenüber dem manisch-depressiven Irresein blieb schliesslich nur noch die eine klinische Tatsache bemerkenswert und haltbar, dass in den Rückbildungsjahren die einmaligen Erkrankungen an Depressionszuständen ganz unverhältnismäßig häufig sind. Wieweit das Auftreten depressiver Krankheitsbilder gerade durch die Umwälzungen dieses Lebensabschnittes in besonderem Maße begünstigt werden, oder wieweit dabei arteriosklerotische oder senile Veränderungen mitspielen, lässt sich noch nicht mit Sicherheit entscheiden. Noch heute aber trennt Kraepelin von dem manisch-depressiven Irresein folgende Formen depressiver Erkrankungen ab:

1. Krankheitsfälle, die unter äusserst heftigen, ängstlichen Erregungszuständen vielfach zum Tode führen. Diese deliriösen Formen, die besonders im 6. Lebensjahrzehnt vorkommen, erinnern in ihrem Verlaufe mit steigender Erregung und Verwirrtheit sehr an das Delirium acutum.

2. Krankheitsfälle, die durch Zustandsbilder mit überwiegend depressiven Wahnvorstellungen und Angst mit allmählichem Übergang in psychische Schwächezustände ausgezeichnet sind. Das Leiden beginnt subakut mit Selbstvorwürfen und Verfolgungsideen. Dazu gesellen sich in der Regel mehr oder weniger unsinnige hypochondrische Wahnvorstellungen zum Teil nihilistischen Inhalts. Ruhigere Zeiten wechseln mit solchen ängstlicher Agitation mit lautem Jammern. Durch immer abenteuerlicher werdende Wahnbildung, Gedankenarmut und Urteilslosigkeit, durch eine Verdrängung der tieferen gemütlichen Reaktionen durch eintöniges Jammern, allmähliche Teilnahmslosigkeit gegenüber der

Umgebung kündigt sich die fortschreitende Verblödung an. Gewisse katatonische Züge mischen sich diesen Endstadien gerne bei. Das merkwürdige Krankheitsbild hebt sich scharf vom manisch-depressiven Irresein ab. Es verträgt aber auch nicht die — sehr naheliegende — Unterordnung unter die arteriosklerotischen Geisteskrankheiten. Denn einerseits haben die meisten der hierhergehörigen Fälle trotz ihres verhältnismäßig jugendlichen Alters in den 40er Jahren von Anfang an die Tendenz der fortschreitenden Verblödung, andererseits fehlen dauernd die für die arteriosklerotischen Erkrankungen typischen Züge (Gedächtnisstörungen) und die bei ihnen häufigen Herderscheinungen. Am meisten erinnern diese Fälle an die sog. Spätkatatonien. Ganz ähnlich verlaufen Fälle, die hauptsächlich Frauen zwischen dem 45. und 50. Lebensjahre betrafen. Sie unterscheiden sich von ihnen aber durch ganz auffallend schwere, gleichartige anatomische Krankheitsprozesse der Hirnrinde (Zellveränderungen, Gliawucherungen, starke Anhäufung von lipoiden Abbaustoffen um die Gefässe herum und in den Gefässwandzellen). In einer dritten kleinen Untergruppe dieser präsenilen Krankheitsfälle, deren Wesen mehr oder weniger noch in Dunkel gehüllt ist, kommt es nach einer Periode mit depressiven Ideen zu einer lebhaften Erregung mit ausgesprochenen Grössenideen und einer Mischung von manischen, katatonischen und paralytischen Zeichen. Die anatomischen Veränderungen in cerebro erinnern an die vorhergenannten.

So umgreift also das manisch-depressive Irresein heute das „ganze Gebiet des sog. periodischen und zirkulären Irreseins, andererseits die einfache Manie, den grössten Teil der als Melancholie bezeichneten Krankheitsbilder und eine nicht unerhebliche Anzahl von Amentiafällen“ (Kraepelin). Dazu kommen dann noch gewisse leichte und leichteste, teils periodische, teils dauernd krankhafte Stimmungsfärbungen, die als Vorstufe schwererer Störungen anzusehen sind, oder ohne scharfe Grenze in das Gebiet der „persönlichen Veranlagungen“ übergehen.

Die gemeinsamen Gesichtspunkte, unter denen diese Irreseinsform zusammengefasst werden kann, sind folgende:

1. Im Mittelpunkte der Krankheitssymptome steht ein Kern von Störungen, der allerdings in sehr mannigfaltiger Ausprägung vorwiegend die affektive Seite der Psyche betrifft. Manische und depressive Züge in wechselnder Intensität und Zusammensetzung sind die beiden Pole, in denen das Zustandsbild ruht.

2. Die zu einer klinischen Einheit zusammengefassten Krankheitserscheinungen können — und darin liegt das stärkste, verknüpfende Band — ineinander übergehen, in ein und demselben

Krankheitsfalle einander vertreten und ablösen und in einem Anfall weitgehend zu Mischformen verschmelzen, die die scheinbar sich ausschliessenden Affektgegensätze in sich tragen.

3. Alle zum manisch-depressiven Irresein gerechneten Krankheitsformen haben eine einheitliche Prognose. Mag sich ein Krankheitsfall als ein leichter oder wegen der Zahl und der langen Dauer der Anfälle als ein schwerer charakterisieren, niemals führt das Leiden zu einer direkten geistigen Schwäche oder Verblödung, auch dann nicht, wenn einzelne Anfälle des Irreseins fast das ganze Leben ausfüllen.

4. Ein viertes gemeinsames Band zwischen den verschiedenen Zustandsbildern des manisch-depressiven Irreseins ist ein konstitutioneller Faktor. Wie im klinischen Bilde, so können nach alter Erfahrung auch im Erbgang einer Familie, in den verschiedenen Generationen und unter Geschwistern die Manie, Melancholie, die periodischen und zirkulären Formen sich gegenseitig vertreten und ablösen. Gerade an dem endogenen Faktor der gleichartigen Erblichkeit gemessen, erweist sich mit einer kaum zu übertreffenden Beweiskraft die Zusammengehörigkeit der einzelnen Formen des manisch-depressiven Irreseins.

Bei der versuchten Grenzbestimmung möchte ich aber Stransky im vollen Umfange recht geben, wenn er es tadelt, dass man sich unter dem Einflusse der vorstehend angedeuteten Gedankengänge gewöhnt hat, mit dem Begriffe der affektiven Störungen die Periodizität als etwas Selbstverständliches zu verknüpfen und unter einer periodischen Geistesstörung schlechthin eine affektive zu verstehen. Das manisch-depressive Irresein ist nicht identisch mit dem periodischen Irresein. Besondere Schwierigkeiten bieten die Fälle von paranoidem Charakter, die sowohl in ihrem Verlaufe, als durch ihre stark affektive Färbung enge Beziehungen zum manisch-depressiven Irresein haben können. Hier sind die Fälle periodischer Paranoia zu nennen, die auf dem Boden der erblichen Degeneration beobachtet werden und die Formen von Irresein, wo, wie Stransky sagt, die paranoiden Bildungen so sehr an das Auftreten der manisch-depressiven Phasen gebunden sind, dass man kaum entscheiden kann, welche Form der Erkrankung vorliegt. Bei der Paranoiafrage muss des originellen Versuchs gedacht werden, den Specht unternahm, auch die chronische Paranoia in den Kreis des manisch-depressiven Irreseins einzubeziehen, speziell die reinste Form der Paranoia, den Querulantenwahnsinn. Seinen Ausführungen ist eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen und man sieht an diesem Beispiel, dass es einem geistreichen Kliniker gar nicht zu schwer wird, alte scheinbar gut fundierte „Tatsachen" geradezu auf den Kopf zu stellen. Das Paradigma der chronischen Verrücktheit, der Querulantenwahn, ist für Specht nichts anderes als eine chronische Manie. Die Manie mit ihrer Affektstörung

erkläre das Wahnsystem und nicht umgekehrt. Ausserdem bestehen zahlreiche andere Beziehungen zwischen Paranoia und manisch-depressivem Irresein. Wahnbildungen finden sich in mehr oder weniger ausgeprägtem Maße in allen Phasen des letzteren. Die „sog. Paranoia" beginnt in der Mehrzahl der Fälle mit einer Depression und zeigt periodische Stimmungsschwankungen. Der Affekt ist bei der Wahnbildung das Primäre, die Wahnform ist individuell verschieden und klinisch jedenfalls gegenüber dem abnormen Affekt, der zur Wahnbildung führt, unwichtig. Dass besonders in dem Bilde der Manie Züge auffindbar sind, die auch dem paranoischen Prozesskrämer eignen, ist einleuchtend. Chronische Manien und Querulantenwahnsinn sind eng sich berührende Grenzgebiete. Aber dennoch ist der Versuch Spechts auf der ganzen Linie der klinischen Psychiatrie abgelehnt worden. Und das mit Recht. Man wird mit Bumke sich dagegen sträuben, zwei Krankheitsgruppen prinzipiell unter einem Hut zu vereinigen, weil es „gewisse leichtere Spielarten der chronischen Verrücktheit einerseits und ungewöhnliche Formen habitueller chronischer Manie gibt, bei denen es schwer fällt, die Entscheidung ihrer Unterordnung unter die Paranoia oder das manisch-depressive Irresein zu treffen".

Aber auch abgesehen von diesen extremen Ausdehnungsbestrebungen des manisch-depressiven Irreseins ist noch keine ganz restlose Verständigung in der Gebietsaufteilung erzielt worden. Die wichtigsten Bedenken über die Umgrenzung des manisch-depressiven Irreseins hat Bumke ausgesprochen. Hier ist erstens zu nennen die Schwierigkeit in der Abgrenzung dieser Krankheitsgruppe gegenüber den leichten Stimmungsschwankungen der Degenerierten oder „Nervösbelasteten". Man sträubt sich natürlich gegen eine Konsequenz, die schliesslich nicht nur jeden nervösen Menschen, sondern auch den Gesunden — denn welcher Gesunde hätte nicht gelegentlich Verstimmungen oder Stimmungsschwankungen? — in den Gesichtswinkel des „Manisch-depressiven" rückt. Indessen, diese Bedenken scheinen mir sehr untergeordneter Art zu sein. Kein Mensch kann leugnen, dass die Grenze zwischen „geistesgesund" und „geisteskrank" noch nicht gefunden ist, nie gefunden werden kann. Wir brauchen uns also auch nicht zu alterieren bei der Sorge, die haarscharfe Grenze zwischen einem Nervösen mit Stimmungsschwankungen und einem Manisch-depressiven zu ziehen, zumal wir alle davon überzeugt sind, dass beide auf dem endogenen Boden der psychopathischen (vielfach erblich degenerativen) Konstitution erwachsen. Jede Konsequenz kann schliesslich sinnlos werden, wenn man nicht an einem bestimmten Punkte Halt macht. Ganz ähnliche Erwägungen tauchen auf, wenn es gilt, sich mit dem Begriffe der „Periodizität" auseinanderzusetzen. Es wird immer der individuellen Entscheidung anheimgegeben bleiben, wenn man anfangen will, von einer „Periodizität" von Ver-

stimmungen zu sprechen, und ob man dann, wenn eine körperliche Indisposition damit zusammenfällt (z. B. Zyklothymie mit Störungen der Verdauungsorgane), dem einem oder dem anderen Faktor die ursächliche Priorität zubilligt oder beide als koordinierte Krankheitserscheinungen einer „endogenen Schwankung" der Gesamtpersönlichkeit betrachtet.

Die grössten Bedenken hat aber Bumke gegen die restlose Einordnung der Melancholie des Rückbildungsalters in den Komplex des manisch-depressiven Irreseins. Er hält die Aufstellung des Begriffes der partiellen subjektiven Hemmung von Dreyfus für gekünstelt, das Symptom überhaupt für kein Krankheitssymptom, sondern vielmehr für eine normale psychologische Begleiterscheinung der meisten gemütlichen Verstimmungen. Er meint, Dreyfus könne unmöglich durch den Nachweis dieser partiellen subjektiven Hemmung in seinen angezogenen Fällen das Symptom der „Hemmung" erweisen, das zur Einreihung der Melancholien des Rückbildungsalters in die Gruppe des manisch-depressiven Irreseins nötig sei. Bumke will auch nicht anerkennen, dass es sich in den Fällen von Dreyfus, wo nach Angabe der Angehörigen vorübergehend, oft nur für Tage, die Zeiten der Heilung durch stärkere Erregung oder deutliche Verstimmung mit Hemmung unterbrochen wurde, um einen periodischen oder zirkulären Verlauf handle. Er möchte manche Fälle einfach so aufgefasst wissen, dass von einem jahrelang dauernden depressiven Leiden eine gewisse Stimmungslabilität zurückbleibt. Er verweist auf die Charakteristik Gaupps von den Depressionszuständen des höheren Lebensalters: „Ausgang in einen leichten depressiven Schwächezustand mit Verzagtheit, ängstlich-hypochondrischer Stimmung, die auf äussere Anlässe sich verschlimmert". Es muss zugegeben werden, dass es im einzelnen Falle fast unmöglich sein dürfte, den reinen endogenen Charakter einer „periodischen" Stimmungsschwankung zu erweisen.

Ich sehe aber den Grund nicht ein, warum soviel darum geredet wird, ob der Melancholie des Rückbildungsalters eine Sonderstellung eingeräumt werden soll. Es mag richtig sein, dass sie ihre klinischen Eigentümlichkeiten hat. Ich werde auf diese Frage später an der Hand der Untersuchungen zurückkommen, die Berger an dem Material der hiesigen Klinik angestellt hat. Es mag ferner richtig sein, dass die Involutionsmelancholie keine rein endogene Störung ist (Bumke), was auch aus der von den Autoren betonten geringeren erblichen Belastung im Verhältnis zum manisch-depressiven Irresein hervorgeht. Aber man könnte auch anders argumentieren: nämlich, dass aus dem familiären Vorkommen der im Klimakterium einmalig sich abspielenden Melancholien neben allen anderen Formen des manisch-depressiven Irreseins die innere Zusammengehörigkeit beider erkannt werden kann. Wenn man die von Kraepelin selbst jetzt noch ausgeschiedenen Formen (vgl. oben) ausnimmt,

so wird es sich empfehlen, die Zugehörigkeit der Rückbildungsmelancholien zum manisch-depressiven Irresein zu akzeptieren, wenn man auch, wie es z. B. auch Berger will, an der praktischen Trennung verschiedener Melancholieformen festhalten kann.

Die wichtigen Grenzbestimmungen gegenüber der Amentia und der Dementia praecox sollen später erörtert werden. Nur soviel sei schon hier gesagt, dass diese an Wichtigkeit den ganzen Streit um die Rückbildungsmelancholie bei weitem übertreffen.

Noch eine Frage bedarf der Erörterung. Wie es seinerzeit der „Dementia praecox“ ging, so geht es heute dem manisch-depressiven Irresein. Es wird als eine klinische Einheit verschrieen, die mit einer jeder Förderung klinischer Forschung abholden Gefrässigkeit alles verschlucke und in Gemeinschaft mit der Dementia praecox und der progressiven Paralyse das Gesamtgebiet der Geisteskrankheiten aufteile. Mit solchen Diagnosenstellungen wie: manisch-depressives Irresein werde einer unheilvollen diagnostischen Bequemlichkeit Vorschub geleistet und ausserdem in vielen Fällen geradezu etwas grob-missverständliches ausgesagt. Viel Anstoss hat auch der Ausdruck: manisch-depressives Irresein erregt. Es sträubt sich ja auch unser Gefühl, von Irresein bei psychischen Krankheitszuständen zu sprechen, deren Wesen durch Störungen auf dem Gebiete des Affektlebens ausgemacht wird, ohne dass die intellektuelle Seite der Persönlichkeit nennenswert in Mitleidenschaft gezogen würde.

Alledem gegenüber ist zunächst zu erwidern, dass von einer missbräuchlichen Ausdehnung des Diagnosenrechts kaum mehr die Rede sein kann, wenn jeder, der das Wort: manisch-depressives Irresein gebraucht, darüber Bescheid weiss, wo es seine Grenzen hat und welches die inneren Bande sind, die diese klinische Einheit zusammenschliessen. Weder der affektive Grundton der psychischen Störung für sich, noch ihr endogen-konstitutioneller Charakter ist das entscheidende, sondern die Gesamtheit dieser beiden Faktoren mit der einheitlichen Prognose. Die Grenzen hat Kraepelin so deutlich wie möglich gezeigt und wo sie noch unsicher sind, liegt es nicht an der Konzipierung des neuen Krankheitsbegriffs, sondern an der Unsicherheit unserer Entscheidung überhaupt da, wo anatomische Prozesse oder psychogene Momente in die Struktur der sog. funktionellen Psychosen eingreifen. Daher die grösste Schwierigkeit in der Abgrenzung der praesenilen, mit Wahnbildung einhergehenden Depressionszustände und der degenerativen Psychosen, wo sich affektive Grundstörungen mit hysterischen Elementen so innig verflechten, dass keine Scheidung zwischen beiden mehr möglich ist. Es hat mir immer geschienen, dass es besonders vorteilhaft war, einen Psychosenkreis, von dem man weiss, dass seine affektiven Störungen einander vertreten, ablösen und sogar weitgehend mischen, auch durch

die Erfahrung zusammenfassen zu können, dass sich seine einzelnen Sektoren auch im Erbgange vertreten. Dabei ist es vorderhand ganz gleichgültig, ob es vielleicht der jüngsten klinischen Forschungsrichtung an der Hand serologischer Untersuchungen gelingen wird, unter den bisher einheitlich aufgefassten Erkrankungsphasen des manisch-depressiven Irreseins verschiedene patho-genetische Gruppen herauszufinden.

Aber freilich eines ist richtig: Wenn wir auch die Existenzberechtigung einer klinischen Einheit, die man manisch-depressives Irresein nennt, anerkennen, so brauchen wir nicht soweit zu gehen, für alle Glieder, die es umfasst, auf eine sonder-diagnostische Wertung zu verzichten. Wenn einer erstmalig an einer Melancholie mit allen ihren klinischen Symptomen erkrankt, so leidet er an einer Melancholie und nicht an manisch-depressivem Irresein, wie man leider jetzt schon manchmal lesen kann. Es bleibt auch der feineren klinischen Diagnostik unbenommen, dieser Melancholie, wie in der früheren Zeit, die üblichen charakterisierenden Prädikate zu erteilen. Das ist recht und billig, ändert aber an dem höheren Gesichtspunkte gar nichts, dass diese Melancholie, sie mag sich präsentieren wie sie will, dem manisch-depressiven Irresein angehört, weil sie jederzeit manische Züge in sich aufnehmen, in Manie umschlagen, rezidivieren, periodisch werden und mit Manie sich zu einem Zirkel schliessen kann. Auch dann, wenn sie erst im Rückbildungsalter auftritt oder wenn ein sogenannter exogener Faktor die Erkrankung „verursachte". Ebenso ist es zweifellos eine anfängerhafte Ungeschicklichkeit, wenn einer einen Zyklothymen mit der Diagnose des manisch-depressiven Irreseins belegt. Der Grundzug seines Wesens ist zwar ein manisch-depressiver, aber er kann sich mit Recht dagegen verwahren, mit derselben Diagnose belegt zu werden, wie ein Schwerkranker, der der geschlossenen Anstalt und der Wachabteilung bedarf. Ich kann mich in diesem Gedankengang auf einen Gewährsmann berufen, der jeder kritiklosen Gefolgschaft Kraepelins fernsteht.

Alzheimer hat einmal, als er in seiner vorsichtig und kritisch abwägenden Art die diagnostischen Schwierigkeiten in der Psychiatrie erörterte, auch den Wert des Begriffs des manisch-depressiven Irreseins betrachtet. Obwohl „er Krankheitszustände umfasst, in welchen noch unsterbliche Werke geschaffen werden konnten, und verblödete Anstaltinsassen, Patienten, die wegen Verdauungsbeschwerden die Poliklinik aufsuchten und die von sich selbst und anderen nicht für geisteskrank gehalten wurden, und die Tobsüchtigsten unter den Geisteskranken" und deshalb auf den ersten Blick als für praktische und prognostische Zwecke unbrauchbar erscheint, so sieht Alzheimer doch auch in der Erkenntnis ihrer Zusammengehörigkeit einen wesentlichen Fortschritt. Ganz besonders aber — und damit möchte ich diesen kurzen Einleitungsabschnitt schliessen — weil dadurch die Beziehungen aller dieser früher

so rätselhaften Erkrankungen zur Entartung ins rechte Licht gesetzt worden sind. Dass die Erscheinungsformen des manisch-depressiven Irreseins die engsten Beziehungen zu dieser haben, ja vielleicht dass diese es ist, die als letzte klinische Einheit das manisch-depressive Irresein nur als einen Ast in sich schliesst, ist eine Überlegung, die seit den bekannten Ausführungen von Möbius nicht mehr verlassen worden ist. Aber es bleibt immerhin eine mehr als verdienstliche Etappe in der klinischen Entwicklung der Psychiatrie, in dem verwirrenden Durcheinander des Entartungsirreseins eine Gruppe von psychischen Störungen durch einen roten Faden als deutlich zusammengehörend verknüpft zu haben, auch wenn eine spätere bessere Einsicht uns lehren sollte, dass man noch zuviel in dem Begriffe des manisch-depressiven Irreseins vermengt hatte, was anderweitig Platz zu finden hat.

II.

Manische Zustände.

Im Mittelpunkte des Krankheitsbildes steht eine Störung des Affektlebens im Sinne einer heiteren Verstimmung (Exaltation). Die positiven Gefühlstöne überwiegen und produzieren eine meist gehobene Gesamtstimmung. Die Kranken sind heiter, teils stillvergnügt, öfter ausgelassen-fröhlich. Die Gegenwart erscheint ihnen wunderschön. Sie träumen von einer herrlichen Zukunft. Keine Sorge des Alltags berührt sie nachhaltig. Es gibt für sie keine Schwierigkeiten. Mit ihrer anhaltenden Feiertagsstimmung vergolden sie das Grau des Alltags und fühlen sich glücklich, wie nie zuvor. Sie können es gar nicht begreifen, dass sie früher so sorgen konnten. Es ist ihnen, als ob ein Bann von ihnen genommen sei. Viele Kranke fühlen sich geradezu wie neugeboren und verjüngt. Ein nie gekanntes Glücks- und Kraftgefühl durchströmt sie und lässt sie jeden Tag aufs neue bekennen, dass es eine Lust ist zu leben. Der Tag ist viel zu kurz, um all das Schöne recht ergreifen und geniessen zu können, das das neue Leben bietet. Selbst im höchsten Maße glücklich, wollen die Manischen auch ihre Mitmenschen beglücken. Das Schillerwort: „Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuss der ganzen Welt!“ passt nicht übel auf das ausströmende Seligkeitsgefühl der maniakalischen Exaltation. Nichts kann die gute Laune stören, wo der Kranke hinkommt, trägt er den verklärenden Zauberschein seiner Stimmung mit sich. Humor durchströmt sein ganzes Wesen. Seine Rede ist witzig und schlagfertig. Allen Dingen wird die scherzhafte Seite abgewonnen und die Wertschätzung der Umgebung gründet sich auf das eigene erhöhte Gefühl. Die Menschen des Verkehrs sind „reizend“, geistreich, liebenswürdig, entzückend, die banalste Aussicht aus dem Krankenzimmer wunderbar. Ein paar dürftige Blumen sind ein herrliches Buckett. Lachen und Singen regiert den Tag. Immer ist der Kranke zu Scherzen aufgelegt. Er spottet gerne über seine Mitpatienten, karikiert ihre Schwächen oft in treffendster Form, manchmal freilich nicht ganz taktvoll. Den Ärzten werden Spitznamen verliehen; die Heil- und Pflegeanstalt wird in „Heul- und Flegelanstalt“ umgetauft. Ein Kranker, der in der Rekonvaleszenz von einer schweren maniakalischen Exaltation heimlich die Klinik verliess, schrieb folgenden Brief, um seine Entfernung zu entschuldigen:

„Ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung, dass ich gestern mir nichts dir nichts verschwunden bin. Ich bin gleich ins Theater gegangen. Dort war's kolossal! Es wurde der „Nichtsnutz“ gegeben. Das passte doch prächtig auf mich. Nachher legte ich mich gleich in die Kapsel und habe famos geschniept. Wegen meiner Sachen haben Sie keine Angst! Packen Sie den ganzen Senf in die hingeschickte grosse Arche Noah und schicken Sie mir dann alles an meine heimatlichen Penaten. Nehmen Sie mir meine Flucht nach Ägypten nicht übel und seien Sie herzlich gegrüsst von Ihrem ausgerissenen Pflegbefohlenen X.“

Freilich nicht immer bleibt es beim Witz und beim Humor. Leicht schlägt die ausgelassene und übermütige Stimmung und das Siegesbewusste in Gereiztheit und Aggressivität um, und die überschüssige „Courage“ führt zum „Krakehl“. Eine übergrosse Gemütsreizbarkeit macht die Kranken übelnehmerisch, unzufrieden, unduldsam mit den Mitmenschen und nörgelig mit dem, was die Umgebung oder die Klinik bietet. Anspruchsvoll tritt dann der Maniakus auf, rücksichtslos und rechthaberisch in seinen Wünschen und Meinungen, und Ehegatten, Kinder und nicht zum wenigsten Ärzte und Pflegepersonal können von den streitsüchtigen, querulierenden und intriguierenden manischen Individuen ein böses Lied singen. Es geht dabei nicht immer mit feinen Spitzen und erregten Plänkeleien ab. Leider oft genug kommt es zu Schimpfszenen, wo jeder gute Ton verloren geht, zu heftigen Zornausbrüchen und nicht selten zu Tätlichkeiten, besonders dann, wenn dem Maniakus der Alkohol die Hand locker gemacht hat. Mitten in einem Reizbarkeitsausbruche platzt der Kranke mit einem halb zornigen, halb zerknirschten Weinen los. Jedoch diese anfallsweise auftretenden Affektentgleisungen sind nicht das schlimmste. Man kann ihnen zur Not ausweichen. Viel unerträglicher gestaltet sich eine persistierende reizbare Stimmungslage, bei der die höheren ethischen und altruistischen Gefühlstöne regelmäßig zu leiden pflegen. Einem ausgesprochenen Raffinement in der Selbstverherrlichung steht ein solches in der Schikane anderer gegenüber. Ein skrupelloser Egoismus unterdrückt alle sonstigen guten Seiten. Unter Vernachlässigung von Würde, Anstand und Sitte wird nur der Befriedigung der eigenen Bestrebungen gelebt. Nach Motiven wird nicht lange gesucht, Gründe für das Tun und Lassen werden schnell gefunden oder konstruiert. Meist sind die Sexualgefühle gesteigert. Oft bleibt es — namentlich bei weiblichen hypomanischen Kranken — bei einem Einschlag von Koketterie in Rede, Handlung und Kleidung. Ein buntes Bändchen im Nachthemd. eine auffallende Schleife im Haar, eine Rose im Gürtel kündet dem Arzte bei der Visite den erotischen Unterquell an, der sich zuweilen auch in Blicken, Seufzern und Worten Luft macht. Auch mehr als notwendige Entblössungen des Busens oder das lebhafte Verlangen nach körper-

licher Untersuchung verblüfft den erfahrenen Arzt selbst bei Mädchen aus der besten Gesellschaft nicht. Es ist eine alte psychiatrische Erfahrung, dass in manischen Erregungszuständen manches junge Mädchen sich nicht nur verlobt, sondern sogar „verplempert". Schwindet die Krankheit, so ist auch die „Neigung" fort und die Verlobung muss gelöst werden. Bei periodischen Formen der Manie oder beim zirkulären Irresein kommt es vor, dass jedesmal in der Verlobung sich die beginnende Erregung manifestiert. In der Depression werden dann diese Verlöbnisse, oft unter nicht geringen Schwierigkeiten und materiellen Verlusten, wieder gelöst. Ein besonders typischer Zug ist, dass ältere Damen in diesem Falle weit unter ihrem Alter und leider auch unter ihrem Stande das Eheglück suchen. Männer von Grundsätzen, Familienväter ehrbarsten Schlages besuchen in der manischen Erregung Animierlokale, Tingel-Tangel, machen sich unter dem Einflusse des Alkohols mit Kellnerinnen und Chansonetten gemein, verirren sich sogar in Bordelle und holen sich extramatrimonielle Geschlechtsinfektionen. Relativ anständige Mädchen laufen mit Chauffeuren und anderen Domestiken, mit Schauspielern davon oder lassen sich schwängern, oder schreiben anonyme Liebesbriefe, verschicken an Männer Blumen oder Gedichte. Es folgt dem manischen Rausche manchmal eine schreckliche Ernüchterung und ein lebenslänglicher Katzenjammer. Es ist merkwürdig, wie wenig Überlegung und Urteil dabei manchmal waltet. Eine Dame meiner Klientel machte in der Klinik einem offenbar schon geistig erheblich defekten Paralytiker den Hof in aufdringlichster Weise und liess sich dabei nicht ausreden, dass er Assistenzarzt sei.

Die Auffassung äusserer Eindrücke ist bei den manischen Zuständen in der Regel durch die Ablenkbarkeit der Aufmerksamkeit beeinträchtigt. Die Auffassung der Umgebung bleibt eine oberflächliche und lückenhafte. Die Orientierung leidet nur in schwereren Fällen, wenn das sonst klare Bewusstsein etwas getrübt ist. Dann kommt es zu Personenverkennungen, bei denen sich allerhand scherzhaftes, willkürliches Beiwerk nicht exakt von wirklichen Verkennungen trennen lässt. Das Gedächtnis pflegt nicht stärker primär geschädigt zu sein, aber aus Stimmung und Flüchtigkeit der Auffassung heraus kommt es oft zu ganz bedenklichen Erinnerungsfälschungen oder Entstellungen. Der Gedankenablauf steht unter dem Zeichen der Ideenflüchtigkeit, die wir als eine Teilerscheinung der krankhaft erhöhten Ablenkbarkeit auffassen müssen und deren wesentlichstes Kennzeichen die Flüchtigkeit der einzelnen auftauchenden Vorstellungen ist. Jeder Sinneseindruck gibt dem Gedankenablauf eine neue Wendung, jedes Wort der Unterhaltung regt eine neue assoziative Kette an und bevor diese zu einem erspriesslichen Ende geführt ist, veranlasst schon ein zufälliger Gleichklang in einer Redewendung oder in einem Wort ein erneutes Abschweifen.

Lebhafte Gestikulationen unterstützen die Rede, ein gewisses Pathos und überlaute Betonung stört den Zuhörer. Dabei begleitet der Manische seine ideenflüchtigen Expektorationen mit Kichern oder lautem Lachen. Manche Kranke wollen sich fortwährend „ausschütten“ vor lauter Lachen und halten dabei jedes banale Wort für einen guten, „phänomenalen“ Witz. Beim rechten Lichte betrachtet, wissen die Kranken schliesslich selber nicht mehr, worüber sie lachen. In leichteren Fällen macht das manische Geplauder, namentlich bei intelligenten Personen, einen fast geistreichen Eindruck. Das sprudelt und quillt in einem verblüffenden Reichtum, und ich weiss von einem Oberprimaner meiner Klientel, dass er sein Abitur nur „so aus dem Ärmel schüttelte“ und seine Lehrer durch den Schwung seiner Gedanken in Erstaunen versetzte. Meist aber wird der manische Vorstellungsablauf mangels einer leitenden Obervorstellung zerfahren und durch die Abschweifungen, Einschiebsel etc. unerträglich. In schwereren Fällen kommt es zu einer ideenflüchtigen Verwirrtheit mit einer völligen Auflösung des inneren Zusammenhangs. Eine Manische produziert z. B. auf meinen Gruss beim Eintritt ins Krankenzimmer folgenden Redeschwall, bei dem es trotz Überwiegens der für die Ideenflucht charakteristischen äusseren Assoziationen doch nicht ganz an inneren Beziehungen der flüchtig auftauchenden Vorstellungen fehlt: („Guten Abend!“) „Ja, guten Abend, ja der ist labend, wie Honig so süss. Lieben Sie auch Zucker? Zuckerfabrik — der Strick — wollen Sie sich nicht aufhängen? — Sie Mörder — Vatermörder — Halskragen — Hemdkragen — weiss wie Schnee ist die Unschuld — ach Sie liebe Unschuld!! ha, ha, ha, — wie ein Mädchen im Städtchen — (singt) nun leb wohl du kleine Gasse — Gassenhauer (ganz schnell) — Zote, Pfote, Hundepfote, Katzenpfote — Katzenzungen — hm, die schmecken gut die Schokolade von Berger — Friedrichsberg (Irrenanstalt bei Hamburg) — wo die Verrückten sind (singt) — Du musst nach Berlin!!! (lacht unbändig und wälzt sich vor Vergnügen im Bett).

Halluzinationen pflegen nur in schwereren Krankheitsfällen vorhanden zu sein. Dagegen sind Wahnbildungen im Sinne der Grössenidee nicht selten. Auch sie haben etwas Flüchtiges und meist einen scherzhaften Unterton. Oft kann man nicht genau unterscheiden, ob es sich nur um eine abenteuerliche Aufschneiderei oder um eine direkte Grössenidee handelt. So erzählte eine Patientin von mir, sie habe mit dem Grossherzog von Mecklenburg gegessen, mit dem Kronprinzen getanzt, die Kaiserin habe sich nach ihr bei ihrer Schneiderin die Kleider machen lassen und der Kaiser selbst erkundige sich immer lebhaft nach ihr. Vorübergehend wird mit dem Gedanken aussergewöhnlich hoher Abkunft geliebäugelt. Eine überirdische magnetische Kraft, die Hellseherei, ist in ihnen. Sie haben einen Erbonkel mit riesigem Vermögen. Ein angehender Mediziner erklärte, nach einem

wochenlangen Depressionsstadium mit körperlicher Erschlaffung, Energielosigkeit und hypochondrischen Ideen, ganz plötzlich unter unvermitteltem Stimmungsumschlag, er habe das Welträtsel gelöst, indem er alles Geschehen auf Schwingungen der Materie zurückführte. Er telegraphierte an eine physiologische Autorität: „Fragestellung: Was ist die Erfahrung der Erfahrungen? Antwort: Ein Stoff behaftet mit Gleichgewichtsstreben im Rahmen der Einheit. Bitte Antwort, ob richtig im allgemeinsten Sinne." Er war überzeugt, damit ein Weltproblem gelöst und der Menschheit mit seiner Entdeckung ein kostbares Geschenk gemacht zu haben

Oft erkennt man den Manischen am ehesten an seinen Handlungen, d. h. an seinem Betätigungsdrang und an der Vielgeschäftigkeit. Zweierlei begünstigt diese: das mangelnde Müdigkeitsgefühl und das fehlende Schlafbedürfnis. Vor Tau und Tag sind die Kranken auf, irrlichtern im Haushalt herum, huldigen dem Putzteufel, räumen und kramen, schreiben flüchtige Briefe an Gott und die Welt oder laufen in der Morgenluft spazieren. Sie nehmen Musik- und Sprachstunden, unternehmen unnütze Reisen zu „Studienzwecken". Manche fangen ganz unrentable Unternehmungen an, lassen sich in gewagte Spekulationen ein, machen unsinnige Bestellungen in Büchern, Garderobe, Briefpapier, Visitenkarten oder Schmuck, lassen wertlose Gedichtsammlungen drucken, mischen sich in Politik und Kommunalverwaltung. Einer meiner Kranken liess riesige „Eingesandts" los, in denen er Vorschläge zur Ausgestaltung eines ganzen Strassenzuges machte. Derselbe liess sich ein Patent auf „Bedürfnishäuschen" geben, die er in luxuriöser Ausstattung auf allen freien Plätzen seiner Vaterstadt aufstellen lassen wollte. Seine Reisenden mussten zur „Steigerung des Erwerbs" neben der gewohnten Tätigkeit Schundartikel, Scherzsachen und sonstigen wertlosen Kram, der sich mit der Solidität seines Geschäfts nicht im mindesten vertrug, zum Vertrieb mitnehmen, wozu er gleich tausende von Dutzenden dieser Schundwaren in den Fabriken bestellte. Ein anderer dichtete die Odyssee nach dem Muster der Jobsiade um. In Gesellschaft will der Kranke immer der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit sein. Er hält witzige, manchmal anzügliche Reden, schliesst mit den Menschen nach der ersten Begegnung Freundschaft und trägt ihnen das „Du" an. Besonders unter dem Einfluss des Alkohols kommt es gar nicht selten zu Rempeleien, Duellforderungen, Beamtenbeleidigungen und Tätlichkeiten. In der Kleidung wird der gute Geschmack von einer Sucht zum Auffälligen verdrängt. Die buntesten Kravatten sind eben recht. Die Blume im Knopfloch spielt eine grosse Rolle. Denkmünzen und Orden werden zum Alltagsrock angelegt. In der Anstalt mischen sich diese Kranken in alles, beklagen sich nicht nur selbst über Freiheitsberaubung und unstandesgemäße Behandlung, sondern werfen sich auch sehr zum Verdrusse der Anstaltsleitung zum Anwalt und Fürsprech der Mitpatienten auf, lassen sich zu Durchsteckereien beschwatzen und ver-

fassen Beschwerdeschriften an die Aufsichtsbehörden, die trotz der Absurdität des Inhalts leider oft genug Anlass zu den unliebsamsten Disziplinaruntersuchungen und sonstigen Weiterungen werden. In den schweren Fällen arten alle diese Züge aus. Da entblössen sich die Kranken, drapieren sich phantastisch mit der Anstaltskleidung, machen sich ungeheuerliche Frisuren, salben sich am ganzen Körper mit Haarpomade, schmücken sich mit allerhand bunten Läppchen, schmieren die Wände mit ihren poetischen Ergüssen voll, singen und gestikulieren zum Fenster hinaus, halten Reden an das versammelte Volk, tätowieren sich mit Tinte, bekleben die Wände und Schränke mit möglichst schreienden Bildern. Das Essen erfolgt hastig, die Speisen werden unmanierlich durcheinander geworfen. Viele Kranke masturbieren in diesen Zeiten exzessiv und schamlos.

Von Krankheitseinsicht ist nie etwas zu merken. Nie hat sich ja der Kranke so wohl und gesund und leistungsfähig gefühlt, als zur Zeit der maniakalischen Exaltation. Endlose Beschwerden wegen ungerechtfertigter Festhaltung sind die Folge. Alle Handlungen werden mit einer gewissen Schlauheit beschönigt und beschuldigt. Die Neigung der Maniakalischen zu dialektischen Rechtfertigungsversuchen hat man als den räsonnierenden Charakter der Manie bezeichnet.

In neuerer Zeit haben einige Autoren darauf aufmerksam gemacht, dass es chronische hypomanische Zustände gibt, die man als chronische Manie bezeichnet (Wernicke, Siefert, Specht, Nitsche). Man findet darunter Fälle, bei denen das Bild der hypomanischen Erregung bis in die Kindheit sich zurückverfolgen liess. Es waren „sanguinische" Psychopathen, bei denen es zu akuten Steigerungen der Grundstimmungslage in deutlichen Schwankungen kommt. Bei anderen besteht bis in die 30er Jahre das Bild von unternehmungslustigen, streitsüchtigen Psychopathen mit gehobenem Selbstgefühl. Dann steigert sich diese Beschaffenheit und gegen das 40. oder 50. Jahr setzt eine deutliche Hypomanie ein, die Jahre und Jahrzehnte lang bestehen bleibt. Auf den manischen Grundcharakter pfropft sich also meist erst im vorgerückteren Alter die eigentliche manische Psychose auf. Diese chronischen Hypomanien sind gekennzeichnet durch das Überwiegen räsonnierender und querulierender Stimmungsnüancen bei starkem Zurücktreten der motorischen Erregung. Eigentliche Ideenflucht fehlt, doch zeichnen sich die Kranken durch eine auffallende Weitschweifigkeit aus. Sehr häufig sind Erinnerungsfälschungen. Wo Wahnbildungen vorkommen, handelt es sich nur vorübergehend um persekutorische, sonst überwiegen deutlich megalomanische. Dass auch diese Bilder mit Recht in die Gruppe des manisch-depressiven Irreseins eingereiht werden, erhellt aus dem Umstande, dass bei einzelnen Fällen sich in das Krankheitsbild der chronischen Hypomanie eine Depression einschob (Nitsche).

Ich habe einen sehr instruktiven Fall einer chronischen Hypomanie

kennen gelernt, der viele Jahre in fast unverminderter Stärke anhielt. Es war ein 42jähriger Mann von sehr charakteristischer Abstammung. Seine Mutter hatte durch Selbstmord geendet, einer ihrer Brüder desgleichen. Dieser hatte drei Kinder: ein Sohn ist „exzentrisch“, ein zweiter suizidierte sich und eine Tochter ist „schwermütig“. Der Patient soll in den ersten Jahren seiner Ehe ungewöhnlich still und in sich gekehrt gewesen sein und konnte z. B. in grösseren Gesellschaften stundenlang sitzen, ohne ein Wort zu sagen. Er hatte keine Interessen ausser seinem Geschäft und war direkt geizig. Vor ca. 10 Jahren trat ein Umschwung in seinem Leben ein. Er wurde gesprächiger, trank mehr Alkohol als früher, und sein Geiz wandelte sich in Verschwendung. Er ist seitdem, obwohl er seinem sehr grossen Geschäft nach wie vor vorstand, ein auffälliger Mensch geblieben, dessen „Bizarrerien“ man seiner Wohlhabenheit zugute hielt. Er entwarf z. B. einen Plan zu einem grosszügigen Garten, als dessen Mittelpunkt eine kunstvolle Grotte diente. Diese stattete er mit zahllosen elektrischen Lichtern aus und hielt darin einsame Trinkgelage ab. Bekannte, die ihn besuchten, bewirtete er dort mit Sekt. Während er früher mit seinen Pferden nur höchst selten zum Vergnügen fuhr, kaufte er sich später Luxuspferde, fuhr täglich spazieren und betrank sich unterwegs. Auf diesen Fahrten nimmt er Posthorn, Autotute und Pfeifen mit. In seinem Wesen gegen seine Umgebung ist er sehr wechselnd: teils rücksichtslos und beleidigend, teils überliebenswürdig und freigebig. Er hat eine förmliche Sucht, seinen Besuchern etwas Neues zu zeigen und knüpft an bekannte Dinge endlose Erklärungen. Im letzten Jahre bemächtigte sich seiner eine grosse Unrast. Er schläft nur sehr wenig und steht sehr früh auf. Schon vor dem ersten Frühstück greift er zum Alkohol. Zum grossen Entsetzen seiner Umgebung gewann er eine Vorliebe zu Schiessereien. Er schiesst mit Browningpistolen nachts in die Luft. Auch im Hause schiesst er „zum Spass“ und „um die Dienstmädchen zu erschrecken“. Einmal unternahm er eine Spazierfahrt mit seinen Kindern im Walde. Da mussten seine Kinder die mitgenommenen Instrumente bearbeiten, während er selbst wie rasend auf die Pferde einhieb und die Pistole in die Luft abschoss. Wohl unter dem Einfluss des Alkohols verschlimmerte sich sein Zustand mehr und mehr. Er verlor auch das Gefühl für Anstand und Sitte. So urinierte er verschiedentlich zum Fenster hinaus und als er einmal wieder „zum Spass“ vom Fenster aus an einem im Garten stehenden Dienstmädchen vorbeischoss, nahm sich die Polizei seiner an und verlangte die psychiatrische Begutachtung. In der Klinik benahm sich der Patient (Alkoholabstinenz!) vollkommen geordnet. Auffällig war nur ein gewisses einsichtsloses und euphorisches Wesen mit der Neigung zur Unwahrheit.

III.

Depressive Zustände.

Fast in allen Teilen das exakte Gegenstück zu den manischen Zuständen sind die depressiven. Hier überwiegen im Krankheitsbilde die negativen Affekte. Die melancholische Verstimmung ist charakterisiert durch Hoffnungslosigkeit, Trauer und Angst. Der Maniakus sieht alles durch die Rosabrille, dem Melancholischen erscheint alles grau in grau. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Er kann sich nicht mehr freuen. Was ihm früher das Liebste war, lässt ihn jetzt gleichgültig. Das Interesse an Gesellschaft, Familie und Beruf ist erloschen. Die schönste Natur empfindet er nicht. Die leuchtendsten Farben sind für ihn „tot und stumpf". Je schöner die Sonne scheint, um so düsterer ist's in seinem Inneren. Der eigene Unwert und seine Unwürdigkeit drückt ihm schwer aufs Gemüt. Er fühlt sich namenlos unglücklich. Das Leben ist verpfuscht, nirgends sieht er einen hellen Strahl belebender Hoffnung. Jeder neue Morgen erweckt ihn zu neuer Qual. Es hat keinen Zweck weiter zu leben. Nur Sorge und düstere Ahnungen erwarten ihn. Warum auch weiterleben, wo doch alles unwiederbringlich genommen ist, was das Leben lebenswert erscheinen lässt? Der Kranke kommt sich schlecht vor, weil er kein Gefühl mehr hat, „einen Stein in der Brust trägt". So malt sich die apathische Form der Melancholie. Am schlimmsten aber ist der Affekt der Angst. Ohne Motivierung nagt sie in seinem Inneren, drückt ihm aufs Herz, treibt ihn unruhig umher, steigt vom Bauche zum Kopfe empor.

Trotz klaren Bewusstseins leidet in den Depressionszuständen die Auffassung. Die Kranken erscheinen stumpf und gehemmt. Das Erkennen ist wegen „des mangelnden Widerhalls der äusseren Eindrücke im Bewusstsein" (Kraepelin) verlangsamt und erschwert. Die Kranken klagen über ein schlechtes Gedächtnis. Sie verstehen nichts, können Unterhaltungen nicht mehr folgen, haben keine Gedanken mehr. Der Kopf ist leer, jeder einzelne Gedanke muss mühsam hervorgeholt werden. „Es ist wie ein Brett vor der Stirne." Auf die einfachsten

Dinge müssen sie sich besinnen, die Gedanken laufen auseinander. „Es kommt mir vor, als ob ich alles vergessen habe.“ „Ich bringe keinen ordentlichen Brief mehr zusammen, die einfachsten Rechenexempel machen mir Mühe.“ So klagen die Kranken. Und wenn man die geläufigsten Intelligenzprüfungen vornimmt, so muss sich der Kranke „besinnen“, bis er die eigenen Personalien, die Namen und den Geburtstag der Kinder oder die Rudimente des Schulwissens „zusammenbringt“. „Ich bring's nicht zusammen,“ seufzt der Melancholische und bricht in Tränen aus. Selbst das Wiedererwecken von Erinnerungen gelingt nur mangelhaft, so dass häufig geklagt wird, dass es nicht einmal möglich sei, die Gestalt der Angehörigen vor das geistige Auge zu rufen. Gewisse depressive Gedankengänge haften dagegen mit monotoner Zähigkeit und zwingen die Kranken zu grüblerischen Vorwürfen.

Auch der Wille liegt in Fesseln. Das Handeln ist erschwert. die Entschlussfähigkeit in schweren Formen ganz aufgehoben. Weil der richtige Antrieb fehlt, bringen die Kranken nichts mehr fertig. Sie können sich nicht aufraffen, aufzustehen, sich anzukleiden und zu waschen. Mitten in der Handlung bleiben sie stecken. Man muss ihnen zureden, dass sie essen. Eine einfache Postkarte nimmt stundenlange Zeit in Anspruch. Aufgetragene Bewegungen werden langsam und zögernd ausgeführt. Selbst beim Zungezeigen sieht man an den abortiven Mund- und Lippenbewegungen, welche Schwierigkeit diese einfache Handlung bereitet. In den schweren Fällen leiden auch die Ausdrucksbewegungen. Die Gesichtszüge sind schlaff, maskenhaft unbeweglich, die Sprache ist monoton und leise. Regungslos liegen die Kranken im Bett, müssen gefüttert und gewaschen werden und lassen den Urin unter sich gehen. Nur ein vorübergehendes Seufzen oder leises Jammern zeigt die schwere innere Angst dieser Stuporzustände an. Freilich in den Fällen schwerer ängstlicher Unruhe malt sich das Bild ganz anders. Hier macht die motorische Hemmung der ängstlichen Agitation Platz. Ruhelos werfen sich die Kranken im Bette hin und her, gehen im Zimmer auf und ab, jammern laut, ringen die Hände, nesteln an den Kleidern, zupfen an den Haaren, kauen an den Nägeln, reiben die Handflächen aneinander, kratzen sich den Körper wund. Auch triebartige Masturbation kommt in diesen Fällen vor. Die ängstliche Agitation kann in sinnloses Schreien und monotone, an Katatonie erinnernde Bewegungsstereotypien ausarten.

Unter den Willenshandlungen ist die praktisch wichtigste die, die sich gegen das eigene Leben richtet, die Selbstmordneigung. Sie ist ungemein häufig und bei der Unterbringung und Prognosenstellung in gleicher Weise zu berücksichtigen. Der Lebensüberdruss steht dicht neben der Hoffnungslosigkeit und der Sprung ins Dunkle

erscheint gegenüber einem Leben ohne Lust und Freude mit einem langsamen Siechtum, gegenüber der dauernden geistigen Nacht als eine Rettung aus quälender Angst und als eine begehrenswerte Erlösung. Auch die gleich zu erwähnenden Wahnvorstellungen im Sinne der Versündigung und Verfolgung lassen die Vernichtung des eigenen Lebens als geboten und sogar folgerichtig erscheinen. Ich greife 100 Fälle meiner Kranken mit manisch-depressivem Irresein, die ich in den letzten 10 Jahren privatklinisch und ambulant zu behandeln und zu beraten hatte, heraus und stehe vor der erschütternden Tatsache, dass davon nicht weniger als 19 durch Suizid endeten. Gar vielfältig sind die Mittel zur Vollendung des schrecklichen Schrittes. Die Männer greifen mit Vorliebe zum Revolver, die Frauen zum Strick. Einige springen aus dem Fenster, andere gehen ins Wasser, die dritten öffnen sich die Pulsadern oder bringen sich tödliche Verletzungen am Halse bei. Wieder andere vergiften sich mit ätzenden Flüssigkeiten, oder noch öfter mit Schlafmitteln. Einzelne Patienten habe ich durch Überfahrenlassen vom Zuge verloren. Seltener war ein tödlicher Stich ins Herz. Eine meiner Patientinnen schnitt sich mit dem Taschenmesser den linken Herzventrikel durch, ein Mann liess sich aus dem Bett in den spitzigen Brieföffner fallen. Dazu kommen noch verschiedene Versuche mit nicht ganz tauglichen Mitteln: Verschlucken von Gegenständen (Haarnadeln, Löffeln, Gabeln, Zahnbürsten). Die Verantwortung lastet schwer auf dem Arzte und leider hat er es nicht immer in der Hand, auch bei grösster Gewissenhaftigkeit das Suizid zu verhüten. Nicht wenige Fälle ereignen sich gerade bei den leichteren Fällen, auch dann, wenn die Bewachung und Bewegungsfreiheit in der Rekonvaleszenz es erlaubt oder kurz nach der Entlassung. So ist mir ein Fall unvergesslich, wo sich eine junge Frau 8 Tage nach der Entlassung aus der Klinik mit ihrer Mutter gemeinsam erhängte. Auch bei gewissenhafter Bewachung lässt sich nicht immer das Unglück verhüten. Mir sind aus der klinischen Behandlung Fälle in Erinnerung, wo gerade schwer gehemmte Melancholien, die wochenlang gefüttert werden mussten und regungslos im Bette lagen, plötzlich im unbewachten Moment aus dem Bett durchs geschlossene Fenster sprangen oder sich mit Petroleum begossen und anzündeten. Man steht in manchen Fällen vor der schwerwiegenden Frage, ob eine zu strenge Überwachung dem Heilungsverlaufe nicht mehr schadet als nützt. Der Selbstmord seiner Kranken ist das Verhängnis des Psychiaters und manchmal scheint sich zu gewissen Zeiten das Wort von der Duplizität der Fälle zu bewahrheiten. Der Sommer ist nach meinen Erfahrungen reicher an Selbstmorden als der Winter. Von der Gefahr des Selbstmords mag auch die ehrliche Angabe B e r g e r s ein Bild geben, der bei 238 in der hiesigen psychiatrischen Klinik behandelten „Melancholien“ nicht weniger als 100 ver-

eitelte Suizidversuche konstatiert und 29 Kranke (11 Männer und 18 Frauen) durch die Vollendung verlor. Dass sich der Vernichtungstrieb auch zuweilen auf das Leben anderer bezieht, ist eine alte Erfahrung. Hierher gehören die Fälle, wo Mütter ihre Kinder in den Tod mitnahmen, Ehemänner die Gattin töteten. Auch an die verbrecherischen Handlungen, wie Brandstiftungen, die gewissermafsen als Lösungsmittel der Angst begangen werden, ist in diesem Zusammenhange zu erinnern.

In den älteren Lehrbüchern ist von einer halluzinatorischen Varietät der Melancholie die Rede. Es kann als ausgemacht gelten, dass Sinnestäuschungen der echten Melancholie nicht fremd sind. Vielfach handelt es sich allerdings um Trugwahrnehmungen vom Charakter der illusionären Umdeutung wirklicher Wahrnehmungen, wobei der Stimmungsinhalt und der wahnhafte Gedankengang der Kranken mafsgebend ist. Die Umgebung erscheint verändert, die Angehörigen sehen ganz krankhaft aus, der Arzt ist so bleich, der Tod pocht ans Fenster, draussen geht ein tiefes Seufzen durch die Natur. Die Vögel rufen den Namen des Kranken. Aus den Ohrgeräuschen tönen Schimpfworte heraus. Aber auch ausgesprochene Halluzinationen kommen vor. Die Gehörstäuschungen überwiegen: die Kranken hören sich rufen, Aufforderungen zum Selbstmord, sie glauben die Angehörigen draussen sprechen zu hören. „Innere Stimmen“ sprechen aus ihnen. Draussen klopft es, Schritte ertönen von Männern, die den Sarg bringen, die den Kranken zur Polizei führen sollen.

In einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Depressionszuständen können inhaltliche Störungen des Vorstellungslebens vollständig fehlen. Dies ist sogar die Regel bei den einfachen Depressionen, wo nur die traurige Verstimmung und die intellektuelle Hemmung das Bild beherrscht. In allen Fällen der Melancholia gravis aber finden wir mehr oder weniger ausgeprägte Wahnvorstellungen im Sinne des Kleinheitswahns. Am häufigsten sind Versündigungsideen, unter deren Gesichtswinkel das ganze Leben betrachtet wird. Da bleibt denn kein gutes Haar an den Kranken. Sie haben ihre Pflichten vernachlässigt, gegen Gottes Gebote gehandelt, den Körper durch Ausschweifungen, Trunk, Masturbation etc. ruiniert, schlecht für die Kinder gesorgt, die Steuererklärungen nicht genau genug abgegeben, falsches Zeugnis vor Gericht abgelegt, den Prinzipal durch falsche Buchungen geschädigt. Ihr ganzes bisheriges Leben war nur Schein und Schwindel. Die Lebensstellung haben sie nur erschlichen, die Vorgesetzten durch Täuschung zu falschen Urteilen bewogen. Die Ehe haben sie so und so oft gebrochen. Sie haben durch Nachlässigkeit in der Pflege den Tod eines lieben Angehörigen verschuldet, durch ihre erbliche Belastung die Existenz ihrer Kinder vernichtet.

Viele Wahnbildungen knüpfen an den vorliegenden Krankheitszustand an. Man kann die allerverschiedensten hypochondrischen Vorstellungen erleben. Dominierend ist ja die Vorstellung der Unheilbarkeit. Das Gehirn ist krank, Gehirnerweichung ist im Spiele, Magenkrebs ist die Ursache der rapiden Abmagerung, die Därme liegen tot im Leibe und schieben den Kot nicht mehr weiter. Darum dürfen sie auch nicht mehr essen, diese Kranken, es verwandelt sich alles in ihrem Inneren in Jauche. Aus dem Vorhandensein einer einfachen Akne wird auf eine Syphilis geschlossen. Der Puls geht nicht mehr. Von Tag zu Tag nimmt das Augenlicht ab, Erblindung droht. Aus dem Atem weht ein penetranter Gestank, der auf die innere Verwesung hindeutet, die Winde gehen von selbst ab, so dass man nicht mehr unter die Menschen gehen kann. Der Thorax ist wie ein Fischbeinkorsett. Das Sprechen ist ganz mechanisch. Das Gehen ist kein spontanes Gehen, sondern ein maschinenmäfsiges, automatisches „Schweben", ein Fortbewegtwerden. Besonders vielseitig sind die hypochondrischen Vorstellungen, die sich auf die Genitalsphäre beziehen. Die Geschlechtsteile sind geschrumpft. Es zupft und rollt und zieht im Inneren der Genitalien. Das kommt von dem unausgeheilten Tripper her. Da besteht eine Verengerung der Harnröhre. Eine geschwollene Samenblase drückt fortwährend. In einer Nacht hat bei einer sinnlichen Erregung eine innere Pollution stattgefunden; die hat eine dauernde Schädigung gesetzt. Durch Jugendsünden hat der Kranke seine jetzige Impotenz verschuldet. Gerade in den Jahren des Klimakteriums spielen bei den Depressionszuständen die sexual-hypochondrischen Vorstellungen eine grosse Rolle und zwar bei Männern und Frauen. Dabei hat mir meine wachsende Erfahrung immer wieder bestätigt, dass die hypochondrischen Vorstellungen der genannten Art, die mit allerhand abnormen Sensationen in den Geschlechtsorganen verknüpft sind, mit lebhafter Angst einhergehen und dass ein nicht geringer Prozentsatz der Selbstmordkandidaten sich gerade aus dieser Kategorie von Kranken rekrutiert. Auch bei relativ geringer Schwere des Allgemeineindrucks des Krankheitsbildes habe ich auf diese Kranken immer das wachsamste Auge haben zu müssen geglaubt.

Sünde ist Schuld und fordert Rache und Ahndung. Darum haben viele unserer Kranken auch Wahnvorstellungen im Sinne der Verfolgung. Das Gericht droht. Die Leute sprechen über sie. Man wird das Vermögen konfiszieren. Man wird sich an den Kindern schadlos halten. Überall sind Andeutungen kommenden Unheils. Der Arzt hat der Schwester ein Zeichen gegeben: heute Abend wird es zum Klappen kommen. Das Dienstmädchen hat Bemerkungen fallen lassen. Der Arzt hat so verdächtig mit dem Geld in seiner Tasche geklimpert. Das soll wohl heissen, dass man dem Kranken das Geld nimmt. Das Geld

reicht so wie so nicht. Der Kranke fürchtet verarmen, verhungern zu müssen. Die Angehörigen kommen alle ins Zuchthaus. Man wird dem Kranken seine Orden nehmen. Die Ehefrau ist schon gestorben, jetzt kommen die Kinder an die Reihe.

In manchen Fällen, die Kraepelin nicht zu Unrecht als „phantastische Melancholien“ bezeichnet hat, nehmen die Wahnbildungen ganz abenteuerlichen Charakter an. Nach meinen Erfahrungen betrifft dies wesentlich Kranke, bei denen die Melancholie präsenil einsetzt. Hier kommt es zu ganz absurden nihilistischen Wahnbildungen: „Ich bin nur noch ein Strich; ich habe überhaupt keinen Kopf“. Jeden Tag gehen hunderttausend Menschen wegen des einen Menschen zugrunde. Er ist der grösste Verbrecher aller Zeiten. Er lebt jeden Tag nur eine Sekunde. Er muss alle Sekunden essen und hat doch keinen Magen. Jeden Tag explodiert ein Dampfkessel. Ganze Kohlengruben stürzen ein. Alle Aktien sind wertlos geworden. Seit vielen Jahren wurden Millionenfälschungen in den Bilanzen vorgenommen. Auch die hypochondrischen Wahnvorstellungen grenzen ans Absurde oder sind geradezu unsinnig, an die der Paralytiker erinnernd.

Schliesslich erwähne ich noch, dass auch Zwangsvorstellungen bei Melancholien vorkommen. So ist mir eine Kranke in Erinnerung, die, von Jugend auf eine Kindernärrin, im Anschluss an die Geburt ihres ersten Kindes in eine Depression verfiel. Sofort nach der Geburt beschlich sie der Gedanke: „Du darfst nicht einschlafen, sonst ist das Kind nicht mehr da.“ Dieser Gedanke, der ihr selbst krankhaft vorkam, verliess sie nicht mehr. Immer musste sie an „Kindergräber“ denken, sie schlief nachts nicht mehr, weil sie auf den Atem des Kindes horchen musste. Der Gedanke, das Kind verlieren zu können, vernichtete ihr jede Freude an seinem Besitz. Zwangsmäßig drängte sich ihr der Gedanke auf, sie könnte vielleicht die Angst um das Kind nicht mehr ertragen und sie müsse ihr ein Ende machen dadurch, dass sie entweder das Kind oder sich töte. Sie hat diesen Gedanken wahr gemacht. 3 Monate war sie in einem Sanatorium. Auf der Heimreise zum Weihnachtsfeste stürzte sie sich aus dem D-Zug und war tot.

IV.

Mischzustände.

Es ist ein unbestreitbares Verdienst der Kraepelin schen Schule, vor allen Dingen von Weygandt, darauf hingewiesen zu haben, dass die sog. Grundformen der affektiven Psychosen, die manische Erregung und Depression, in den einzelnen Krankheitsfällen sich für kürzere oder längere Zeit vertreten oder ablösen können, doch immerhin nur soweit, dass der manische oder depressive Grundtypus der Psychose erkenntlich bleibt. Wie schon eingangs erwähnt, können manische Kranke vorübergehend still, gehemmt, traurig und weinerlich-reizbar sein. Depressive Kranke sind oft für Stunden euphorisch-heiter. Dazu stimmt die geläufige Beobachtung am Krankenbett, dass manche Melancholien regelmäßig in den Abendstunden heiterer werden und sich fast gesund fühlen, während mit dem Erwachen am nächsten Morgen das alte Elend in unverminderter Stärke wieder da ist. In anderen Fällen wacht der Kranke mit einem Gefühl des gesunden Behagens auf, aber schon nach kürzester Zeit senkt sich der Nebel der Depression wieder über ihn und was beim Erwachen ihm licht und klar erschien, das malt sich am Vormittage wieder schwarz in schwarz.

Neben diesen älteren Erfahrungstatsachen hat die Kraepelinsche Schule mit Recht auf echte Mischungen der typischen Krankheitszeichen beider Grunderscheinungsformen des manischdepressiven Irreseins hingewiesen. Es ist nicht immer so, dass die Trias der Kardinalsymptome auf dem Gebiete des Gedankenablaufs der Stimmung und der Willenserregung sich strikte sondert, so dass Ideenflucht, heitere Verstimmung und Betätigungsdrang auf der einen Seite einer Denkhemmung, traurig-ängstlichen Stimmung und Willenshemmung auf der anderen gegenüberstehen. Namentlich in den Übergangszeiten von dem einen Zustande in den anderen muss es, da sich die Grundsymptome nicht alle mit einem Schlage durch die gegenteiligen ablösen, zu den allerverschiedensten Mischungen und Verschiebungen kommen. Die Ideenflucht kann z. B. schon einer die Depression einleitenden Denkhemmung Platz gemacht haben, während die heitere Ver-

stimmung und der Betätigungsdrang noch fortbestehen, oder während traurige Verstimmung und Willenshemmung schon als Zeichen der depressiven Phase eingezogen sind, dauert die ideenflüchtige Gedankentätigkeit der manischen Erregung noch fort. Die Zahl und die Möglichkeit der sich aus diesen Erwägungen ergebenden Variationen ist gross. Je genauer die klinische Beobachtung ist, um so deutlicher tritt die Tatsache zutage, dass die absolut reinen Schulfälle der manischen und depressiven Zustände seltener sind als diejenigen, wo für Zeiten im Verlaufe der Erkrankung Mischbilder bestehen.

Einige der hauptsächlichsten will ich hier nach dem Vorgange Kraepelins anführen.

1. In dem Schulbilde der Manie mit Ideenflucht, heiterer Verstimmung und Betätigungsdrang kann an Stelle der heiteren Verstimmung ihr Gegenstück treten. In diesem Falle ist von Denkhemmung nichts zu merken. Die Kranken sind wie die Manischen ablenkbar, ideenflüchtig und zertreut, reden und schreiben viel, klagen darüber, dass sie über den Wust der zuströmenden Gedanken nicht Herr werden. Daneben besteht eine grosse motorische Unruhe und ein zum Teil ganz sinnloser Betätigungs- und Bewegungsdrang. Aber die Stimmung ist traurig, ängstlich, verzweifelt. Man spricht in diesen Fällen von einer „depressiven" oder ängstlichen Manie.

2. Wird in diesem Bilde die Ideenflucht durch Denkhemmung ersetzt, so kommt ein Mischzustand heraus, der neben einer ängstlichen Grundstimmung bei grosser Gedankenarmut und monotonen Klagewendungen lebhafte motorische Unruhe zeigt. Man spricht dann von einer erregten Depression.

3. Wenn in diesem Krankheitsbilde die depressive in eine heitere Stimmung umschlägt, so kommt es zu einem Zustand, der nach allgemeiner Erfahrung recht häufig ist. Die Stimmung der Kranken ist vergnüglich, selbst ausgelassen heiter; sie sitzen kichernd und lächelnd herum, platzen bei jeder Anrede in lautes Lachen heraus, grimassieren, treiben allerhand Schabernack, explodieren zuweilen mit Heftigkeitsausbrüchen und Tätlichkeiten, putzen sich manisch heraus und reagieren mit Lautwerden, sobald sie sich in unruhiger Umgebung befinden. Dabei ist die gedankliche Produktion sehr ärmlich. Es fällt den Kranken nichts ein. Sie sind offenbar auch bei Fragen des Arztes schwerbesinnlich und ihre sprachlichen Äusserungen beschränken sich auf einzelne Kraftausdrücke, Schimpfwörter, allgemeine Redensarten, Verschen, Liederbruchstücke, die sie monoton vortragen u. a. m. Das ist das Bild der unproduktiven Manie.

Ebenso häufig wie diese ist ein anderer Zustand, der dadurch entsteht, dass bei einem Depressionszustand mit Denkhemmung, trauriger

Verstimmung und Willenshemmung die traurige durch die heitere Verstimmung ersetzt wird.

4. Wir haben dann den sog. manischen Stupor vor uns. Er ist ein sehr charakteristisches Bild. Die Kranken sind psychisch und motorisch gehemmt, liegen ruhig im Bett, geben keine Antwort, sprechen leise vor sich hin. Aber auf ihren Zügen liegt ein, ich möchte beinahe sagen, versteinertes Lächeln; die Kranken putzen sich gerne etwas heraus, äussern vereinzelte Grössenideen und sind deutlich erotisch. Sie drängen sich bei der Visite an den Arzt heran, duzen ihn, legen sich zu anderen Kranken ins Bett, entblössen sich plötzlich. Nicht selten wird dann unvermutet die Hemmung für kurze Zeit durchbrochen. Plötzlich bricht der stuporöse Kranke in einen schimpfenden Wortschwall los, springt aus dem Bett, wirft das Essen zum Fenster hinaus, zerreisst die Kleider oder Bettwäsche oder rennt im Zimmer auf und ab, oder misshandelt blitzschnell einen Mitkranken. Sehr häufig ist der manische Stupor der Übergang von einem depressiven in die sich anschliessende Manie.

5. Das Gegenstück des manischen Stupors, auch recht häufig zu beobachten, ist die ideenflüchtige Depression. Die Kranken dieser Art sind deprimierter Stimmung, traurig, hoffnungslos, können sich zu keiner Willenshandlung aufraffen, vernachlässigen Toilette und Kleidung, stehen nicht aus dem Bett auf, kommen zu keinem Entschlusse. Aber in „ihrem Kopfe jagen die Gedanken". Sie müssen immer denken, kommen vom Hundertsten ins Tausendste. sie können ihre Gedanken gar nicht festhalten. Sie lesen viel ohne Genuss, schreiben endlose, zum Teil recht abspringende Briefe, in denen sie hypochondrische Befürchtungen, wahnhafte Ideengänge oder Klagen über ihren Aufenthalt und ihre Behandlung niederlegen, allerhand unzweckmäſsige und konfusionierende Anordnungen für die Häuslichkeit treffen, Bestellungen machen u. a. m.

Man wird Stransky recht geben müssen, dass die theoretisch möglichen verschiedenen Formen der Mischzustände nach dem einfachen Gesetz der Kombination und Permutation an der praktischen Erfahrung eine Grenze finden, dass eben doch nur immer wieder bestimmte Gruppierungen mit Vorliebe wiederkehren. Wichtig aber bleibt an dem sondernden Bestreben die Tatsache, dass auch der Fall eintreten kann, dass Gegensatzpaare, z. B. Denkhemmung und Ideenflucht, nebeneinander vorkommen und dadurch Zustandsbilder erklärlich werden, die sonst in keinem klinischen Schema unterzubringen sind. Es ist z. B. der Fall denkbar, dass sich geistige Schwerfälligkeit mit der sonst nur der Ideenflucht eigenen Sprunghaftigkeit des Gedankenganges und der überwiegenden Neigung zu äusseren (Klang-) Assoziationen verknüpft. Gerade sehr geläufige Bilder der räsonnierenden Form der Manie kann man eigentlich nur verstehen, wenn man sie aus der

Mischung von dem der Manie eigenen gesteigerten Selbstgefühl und depressiven Affekten entstanden betrachtet. So kommt das Anspruchsvolle, Hochfahrende, Nörglige, Unzufriedene und geradezu Unleidliche dieser Kranken zustande. Sie sind manisch, das merkt man an der Ideenflüchtigkeit, an dem Redeschwall, den man tagtäglich über sich ergehen lassen muss, an der Vielgeschäftigkeit, aber von einer Rosastimmung ist nicht die Rede. Im Gegenteil, nur von höchster Reizsamkeit und Unlust, die sich in fortwährenden Querelen, Klagen, Verleumdungen und Intriguen, händelsüchtigen Klatschereien und Streitigkeiten mit den Mitkranken, dem Pflegepersonal und den Ärzten zeigt. Sie nehmen die Zeit des Arztes rücksichts- und taktlos in Anspruch und sind empört, wenn man nicht nach ihrer Pfeife tanzt. Zornaffekte und Weinszenen sind an der Tagesordnung und die Beschwerden über das schlechte Essen reissen nicht ab. Ich habe derartige Zustände in einem Falle mit offenbarer ideenflüchtiger Depression wechseln sehen. Ohne dass irgendwie erhebliche Angst vorlag, bei ganz mäfsiger Depression und vollständiger Klarheit hat sich diese Patientin suizidiert. Der reizbare Affekt richtete sich gegen das eigene Leben, als einmal der Ehemann in einem energischen Briefe sich die fortgesetzten Nörgeleien über alles und jedes verbeten hatte. Stransky hat für diese Kranken folgende Charaktere aufgestellt; Larmoyantes und prätentiöses Wesen, Bosheit, Raffinement und Impetuosität. Das stimmt.

Auf die Fälle von Rededrang bei Denkhemmung, die Pfersdorf beschrieben hat, will ich auch hinweisen. Auch hier sieht man unter krankhaften Verhältnissen des manisch-depressiven Irreseins eine Mischung zweier psychischer Erscheinungen, die in der Norm niemals verkoppelt sind.

Stransky hat als „verschämte Manie" eine dem manischen Stupor nahestehende Mischform beschrieben. Auch diese Kranken zeigen neben einer deutlichen Stimmungseuphorie motorische und assoziative Hemmung. Sie unterscheiden sich aber von dem manischen Stupor dadurch, dass sie in Abwesenheit des Arztes, oder wenn sie sich sonst nicht geniert glauben, recht ausgelassen und motorisch bewegsam sind. In Gegenwart des Arztes drückebergerisch, „schämig", schweigsam, verlegen und demütig, sind sie hinter seinem Rücken recht munter und gesprächig und treiben auf der Abteilung allerhand Unfug und Schabernack, wie die Kobolde. Ich habe derartige Formen besonders bei ganz jugendlichen und weiblichen Individuen gesehen.

V.

Grundzustände.

Diesen Terminus hat Kraepelin geprägt. Das, was er damit meint, ist nicht neu. Er umfasst verschiedenes. Nach zwei Richtungen hin ist er auszudeuten. Er weist uns darauf hin, dass wir uns eine gemeinsame Grundlage denken müssen, auf der trotz aller scheinbarer individueller Verschiedenheit in der Verursachung und Entstehung der manisch-depressiven Zustände die Psychose ruht, nämlich die abnorme angeborene affektive Konstitution. Zum anderen deutet er an, dass es abnorme Affektzustände gibt von vorübergehender Dauer und solche, die das Leben des Individuums durchziehen, die niemals die Krankheitshöhe des manisch-depressiven Irreseins erreichen, aber mit ihm in engster Verwandtschaft stehen. Die genauere Untersuchung derjenigen Individuen, die eine manisch-depressive Psychose überstanden haben, zeigt auch in den sog. gesunden Zeiten in ihrem Verhalten Züge, die wenigstens andeutungsweise an die krankhaften Affektlagen erinnern, so dass man die Gipfelpunkte der Psychose unschwer nur als eine Steigerung bestehender konstitutioneller Grundlagen erkennen kann. Wie wir bei Besprechung der Erblichkeitsverhältnisse noch näher begründen werden, gibt es Familien, in denen das manisch-depressive Erbgut in der allerverschiedensten Ausprägung, ich möchte fast sagen Verdünnung oder Konzentration, weiter gegeben wird. Einzelne Mitglieder erkranken derart, dass sie anstaltsbedürftig werden, andere sind affektiv deutlich stigmatisiert, aber sie finden sich menschlich und sozial dauernd mit ihrer Konstitution ab und kommen nie in direkte Berührung mit dem Arzte als Behandlungsobjekte; man lernt diese Menschen kennen, wenn sie ihre Angehörigen in den Anstalten besuchen, über sie Briefe schreiben, wenn man mit ihnen die weiteren Schicksale ihrer Nächsten berät. Bei ihnen bleibt es bei der manisch-depressiven Veranlagung. Sie kann dauernd einseitig im Sinne einer konstitutionellen Erregung oder Verstimmung gerichtet sein oder eine reizbare Qualität zeigen oder in Erregung und Verstimmung wechseln. Immer sind die Beziehungen zur allgemeinen psychopathischen Konstitution offenkundig, die die Gesamtpersönlichkeit als eine minderwertige erscheinen lassen.

Betrachten wir zunächst die depressiven Naturen!

Schon die Kinderjahre zeigen, dass sie nicht aus kernigem Holze geschnitzt sind. Wo das Leben diese Kinderseelen rauh und hart anpackt, brechen sie zusammen. Aus schwierigen Situationen wissen sie nur einen Ausweg, nämlich den, das Leben von sich zu werfen. Mag es sich um einen Konflikt mit einem Lehrer oder um einen Schulmisserfolg, ein schlechtes Zeugnis handeln, um die scheinbar verletzte Ehre durch eine schulmeisterliche Ohrfeige, um ein Liebesdilemma, dem die Eltern naturgemäß die Billigung versagen, hier wie dort löst der Selbstmord die groteske Seelenschwankung. Ein depressives Naturell verdichtet sich in solchen Fällen zu einer akuten Verstimmung melancholischer Färbung und öffnet Eltern und Lehrern die Augen über das Wesen einer bisher unverstandenen Kinderseele. Wie sind sie doch immer diese Kinder! Von frühster Jugend an weichlich, ohne Wagemut, scheu und schüchtern, einsiedlerisch und leicht verletzlich, immer mit den Tränen bei der Hand, ängstlich gegenüber Menschen und Tieren. Sie verweilen gerne im Bereiche der Eltern und speziell der Mutter, fern vom Elternhause überfällt sie schweres Heimweh. Gewisse Fragen, die sonst dem Kindergemüt himmelweit abliegen, plagen sie in grüblerischer Weise: Gut und Böse, Tod und Leben. Ahnungen überkommen sie. Um die eigene Gesundheit und die der Eltern sind sie ängstlich besorgt. Man könnte sie fast jugendliche Hypochonder nennen. Gewisse Einbildungen und Befürchtungen quälen sie und besonders dann, wenn die Sexualität stürmisch in der beginnenden Pubertätszeit anklopft, dann wissen sie nicht ein und nicht aus. Zu schwach, um dem Onanietriebe zu widerstehen, quälen sie sich mit dieser „Sünde" namenlos, und pendeln zwischen tiefer Zerknirschung und wildem Depit hin und her, ohne den rechten Mittelweg finden zu können. Mit wachsendem Verstande wachsen die Schwierigkeiten. Das, was für das ganze spätere Leben dieser depressiven Naturen charakteristisch ist, hat Kraepelin treffend zusammengefasst: eine andauernd trübe Gefühlsbetonung aller Lebenserfahrungen. Sie bleiben gedrückt und verzagt und wegen der aus dem Missverhältnis von Wollen und Können resultierenden Misserfolge halten sie sich für die Stiefkinder des Schicksals. Überall überwiegt der Zweifel oder mindestens die Reflexion. Von einem naiven und unvoreingenommenen Genuss ist nicht die Rede. Kleine Enttäuschungen nehmen sie tragisch und haben nicht den Mut, neues zu wagen. Bei allen Erwägungen sehen sie nur die Schattenseiten, haben tausend Bedenken und verpassen so oft die schönsten Gelegenheiten zum Erfolge. Das Leben ist ihnen schwer, weil sie nur Pflicht und Arbeit kennen. Die Gewissenhaftigkeit steigert sich zuweilen bis zur Skrupulosität, die Ordnungsliebe zur Pedanterie. Über Fehler und Verfehlungen kommen sie nicht hinweg. Die Beziehungen

zu Zwangsvorstellungen sind offensichtlich. Schrullen und Eigenheiten etablieren sich bei einzelnen Kranken als Schutzmaßregeln gegen die ständige innere Unsicherheit. Zu sexuellen Genüssen sind sie zu schüchtern und auch die Schliessung der Ehe riskieren sie nicht. Verlöbnisse werden wieder gelöst. Die erbliche Belastung der zu erwartenden Kinder steht ihnen wie ein Schreckgespenst vor Augen. Im Berufe schrecken sie vor jeder Verantwortung zurück. Hausfrauen können nicht die Sorgen des kleinsten Haushaltes bewältigen und reiben sich in den alltäglichsten Pflichten auf oder geraten vollkommen ins Schlepptau der Dienstboten. Um die Kinder sorgen sich Mütter zumal, aber auch Väter übermäßig, immer plagt sie die Befürchtung, dass sie sie „wieder hergeben" müssten. Vielfach liebäugeln sie mit dem Selbstmord. „Dann hätte doch alle Pein ein Ende." In den Periodentagen der Frauen verstärkt sich die depressiv-reizbare Grundlage erfahrungsgemäß erheblich.

Bei Anlässen, die unser Seelenleben erschüttern oder unsere Gesamtkonstitution schwächen, sinkt das Niveau der psychischen Durchschnittsbeschaffenheit vorübergehend wettersturzartig bis zu einer ausgeprägten melancholischen Depression, sei es, dass z. B. ein geliebtes Angehöriges vom Tode hinweggerafft wird oder dass ein Wochenbett oder eine sonstige Erkrankung die Widerstandsfähigkeit des Körpers schwächt. Auch andere Anlässe wirken unheilvoll: Plötzliche Änderungen im Berufsleben, die die Verantwortlichkeitsgefühle steigern oder das Maß der Leistungen erhöhen, ein Grundstückserwerb oder der Verkauf eines Hauses, eine Erbschaftsstreitigkeit, eine wirkliche Enttäuschung.

Es ist gewiss nicht verwunderlich, dass die depressiven Konstitutionen vorübergehend den lebhaften Wunsch haben, sich eines erhöhten Kraftgefühls zu erfreuen und Trost bei der Flasche oder beim Morphium suchen und dass manche dieser Individuen, die das Schicksal nicht in sonderlich geschütztes Milieu stellte, Schiffbruch leiden.

Das Pendant zu der konstitutionellen Verstimmung, die manische Veranlagung, ist nach meiner Erfahrung ungleich viel seltener. Ich bin diesen Naturen sogar auffallend selten begegnet, warum weiss ich nicht. Dass ich sie verkannt hätte, kann ich nicht annehmen, weil sie nicht zu verkennen sind, diese Sanguiniker, wie sie der Laie mit nicht ganz richtiger Wertung der Sachlage bezeichnet. „Was kostet die Welt? Ich will sie kaufen!" und „Mir kann keiner!", das sind Motti dieser chronischen Maniaci. Immer ist die Stimmung sorglos, zuversichtlich und immer erwarten sie von dem Morgen noch Schöneres als vom Heute. Von der eigenen Person sind sie ungebührlich eingenommen, ihr Urteil ist ganz einseitig, egozentrisch-oberflächlich. Sie sind die geborenen Spassmacher, aber auch die geborenen Krakehler, recht-

haberisch und reizbar, wenn man nicht so will, wie sie selbst. Die Mimik ist lebhaft, die Sprechweise hastig und überlaut. Wie der echte manische Kranke bevorzugen sie das Auffallende, „Knallige“ in der Mode. Rücksicht und Diskretion ist ihre schwache Seite. Mit ihrem Naturburschentum gehen sie immer geradeaus, gleichviel ob sie anstossen oder nicht. Schon in der Schule sind die manischen Konstitutionen die Galgenvögel und die Rädelsführer bei allen dummen Streichen. Frühzeitig stürzen sie sich in den Genuss des Tabaks, des Alkohols und der Sexualität. Sparen kennen sie nicht und haben immer Geldnot. In ihren Strebungen fehlt jede Stetigkeit. Heute will der junge Mann dieses, morgen begeistert er sich für etwas anderes. Der Beruf wird vielfach gewechselt. Abenteuerliche Projekte reizen am meisten. Jede Modetorheit wird mitgemacht, jede neue Idee mit Begeisterung aufgegriffen. Aber der Eifer erlahmt ebenso rasch, wie die Flamme der Begeisterung sich entzündete. In der Bekanntschaft haben sie den Ruf von Bramarbassen. Trotz guter Begabung und vieler glänzender Ideen kommen sie im Leben weder zu Geld noch zu hervorragenden Stellungen, weil die Stetigkeit fehlt und weil meist schon in den Anfängerstadien Konflikte mit der Subordination und Pflichterfüllung vorkommen und kleine Schwindeleien oder sonstige Schönheitsfehler in der Lebenshaltung die Konduite verderben. Alles-besser-wisser kann man eben nirgends brauchen. Es ist überflüssig, auszumalen, dass gerade diese unglücklichen Individuen, die nie das eigentliche Unglück ihres Ichs erkennen, die Zahl der Bohémiens, der Verkannten, der Ausgeschlossenen, aber auch der Vagabunden und schiffbrüchigen Existenzen vermehren, in irgendeiner Weise kriminell werden und alle Pfützen ausbaden, in die der Alkoholteufel die Menschen treibt. Auch die Beziehungen zum Bilde des Querulantenwahns sind verständlich, wenn man auch die Bestrebungen Spechts der umfassenden Angliederung dieses Komplexes an das manisch-depressive Irresein nicht uneingeschränkt teilen kann.

In dem chronischen Stimmungsrausch der manisch Konstitutionellen gibt es zuweilen Tage des Katzenjammers. Diese endogenen Schwankungen sind bedeutungsvoll. Sie leiten ungezwungen hinüber zu den periodischen Stimmungsschwankungen, die man als Zyklothymien, gewissermaßen als das zirkuläre Irresein in physiologischen Grenzen, bezeichnet hat. Die Kennzeichnung dieses Krankheitsbildes knüpft sich an die Namen Heckers und Wilmanns'.

Es bedarf keiner ausführlichen Darstellung, wie sich diese Periodizität malt. Die alte Etikette, die auf das Lebensschema dieser Menschen passt: „Himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt“ ist beinahe schon zu banal, als dass man an sie erinnern dürfte. Aber darauf darf der Arzt speziell hinweisen, dass die leiseste Ausprägung der zyklothymischen Natur vielfach gröblich bei der landläufigen Oberflächenbetrachtung

verkannt wird. Dies ist besonders dann der Fall, wenn die Perioden der guten Leistungsfähigkeit, der Stimmungsfrische, Unternehmungslust, des Schaffensdrangs als die gesunde Norm angesehen werden, während die depressive Phase der Individualität mit lebhaftem Insuffizienzgefühl und subjektiver Hemmung als eine natürliche Folge des vermehrten Kräfteverbrauchs oder als eine neurasthenische Erschöpfung aufgefasst wird. Viele von den sog. „Neurasthenikern", die nach Perioden ausgezeichneter Leistungsfähigkeit immer wieder „zusammenklappen", bei denen eine rätselhafte Schlaflosigkeit, eine chronische Dyspepsie und Stuhlträgheit, verbunden mit geistiger Müdigkeit, Hemmung und leichten Kopfdrucksymptomen die Einweisung in ein Sanatorium oder regelmäßige Beurlaubungen indizieren, sind waschechte Zyklothymen. Häufig knüpft eine zyklothyme Depression an affektbetonte Erlebnisse an. Manche Zyklothymen erkranken im späteren Lebensalter an echter Melancholie oder Manie. In nicht seltenen Fällen von Zyklothymien herrschen Zwangsideen vor. Die Mehrzahl der Fälle, wo Zwangselemente ohne deutliche Ursache plötzlich entstehen, und ohne langsames Erlöschen plötzlich aufhören, gehört dazu (Friedmann). Das Krankheitsbild stellt sich dann als periodische Grübel-, Zweifel- oder Skrupelsucht dar.

Auf den Zusammenhang zwischen Veranlagung und Psychose, konstitutioneller Verstimmung und manisch-depressivem Irresein hat in seiner schönen Arbeit Reiss hingewiesen. Überall fand er Beziehungen und Übergänge und es gelang ihm eine lückenlose Kette herzustellen, die bei den einfachen reaktiven Verstimmungen der konstitutionell Depressiven beginnt und zu den endogenen periodischen Verstimmungen und weiterhin zu den typisch-zirkulären Erkrankungen hinüberleitet. Am Anfang der Reihe stehen die reinen reaktiven (d. h. auf konkrete äussere Anlässe entstandenen) Psychosen auf dem vorbereiteten Boden der Konstitution. Daran schliessen sich eine Reihe ähnlicher Zustandsbilder, die gleichfalls rein als Folge äusserer Erlebnisse gedeutet werden konnten. Bei näherem Zusehen fand man aber vor oder nach der Erkrankung leichte gemütliche Schwankungen, die als endogene Störungen aufgefasst werden mussten. Oder die Verstimmungen selbst, die ganz in der Form der reaktiven eingesetzt hatten, wurden länger und schwerer, als man es nach dem äusseren Anlass erwarten durfte, und es traten hinterher endogene gemütliche Schwankungen auf, die ohne scharfe Grenze zu richtigen periodischen Depressionen hinüberführten. Andeutungen von Hypomanien und zyklothyme Schwankungen, ja sogar schwere manische Erkrankungen fanden sich auf konstitutionell depressivem Boden. Bei ausgesprochen manischem Temperamente beobachtete man schwere Depressionen als einzige Psychosen, zirkuläre Störungen sowohl bei ernsten, ruhigen, als auch bei hypomanischen Naturen.

Dass diese Tatsachen auch eine enorme soziale Bedeutung haben, bedarf keines besonderen Hinweises. Das Verhängnis vieler „Degenerierter“, psychopathisch Minderwertiger, Desäquilibrierter beruht eben gerade auf ihrer endogenen Periodizität, die sie zwar nie in die Irrenhäuser führt, aber desto öfter auf die schiefe Ebene des Lebens. Welche Rolle das Periodische im Künstlerdasein spielt, ist allbekannt. Hier wechseln die Zeiten gesteigerter Produktivität mit solchen schöpferischer Unlust und Unfruchtbarkeit. Hier irrt gar oft der Literarhistoriker, wenn er annimmt, dass ein grosser Wurf gelang, weil ein Gedanke oder ein Erlebnis den Menschen in Feuer setzte, wo doch von innen heraus ein Feuer das ganze Wesen des Menschen wärmte, dass es sich in allen geistigen Provinzen regte (Möbius). Es ist verdienstlich — und tut dem Dichterfürsten nicht den mindesten Abbruch —, dass dieser feinsinnige Pathograph auch bei einem Menschen von der Wucht Goethes endogene Stimmungsschwankungen nachweist. Die dunklen Dezembertage pflegte Goethe zu verseufzen. Dezember und Januar waren seine „Faulenzermonate“, wo er „kränkelte“ und unfähig war zu arbeiten. Im Sommer lebte er auf. Im Bade kommen neue Triebe über ihn: er macht den Damen die Kur und schreibt fleissig. Man würdigt Goethe nicht zum Geisteskranken herab, wie man albern behauptet, wenn man darauf hinweist, dass seine Dichterfrühlinge und seine erotischen Erlebnisse ebenso endogen begründet sind, wie die Zeiten der „Trockenheit“ mit der überwiegenden Neigung zum „Ästhetisieren, Antikisieren und zur Naturwissenschaft“. Dass seine Psyche und indirekt seine Produktion einen siebenjährigen Zyklus erkennen lässt, scheint mir Möbius mit überzeugender Beweiskraft nachgewiesen zu haben. Die Periodizität des kleinen Mannes erschöpft sich in den Wellenbewegungen des Alltags, unter denen die Familie seufzt und vor denen zuweilen der Hausarzt händeringend ratlos steht. Beim Dichter ist das Pathologische — in unserem Falle das Zyklische — „Bedingung des Höchsten“. Dass Goethes Schwester Cornelie übrigens ausgesprochen manisch-depressiv war, wird nur vom Unverstand bestritten. Sie gibt so recht die Folie zu Goethes Natur.

Ähnliche Beziehungen zwischen zyklothymer Konstitution und dichterischer Produktionskraft berichtet man (W. Lange) von Konrad Ferd. Meyer. Aber bei ihm ist alles viel deutlicher und greifbarer als bei Goethe, und die Herkunft schon allein stützt die Annahme, dass er ein Manisch-Depressiver gewesen ist: sein Grossvater mütterlicherseits war ein Zyklothyme, von dem Reizbarkeit, Stimmungswechsel und melancholische Anwandlungen berichtet werden. Die Mutter hatte mit 15 und mit 54 Jahren eine Melancholie. Bei letzterer endete sie durch Suizid. Der Dichter selbst hat auch erhebliche Schwankungen seiner affektiven Sphäre durchgemacht. Im ganzen verschlossen und

zurückhaltend, produzierte er manchmal extravagante Ideen, und Betätigungsdrang wechselte bei ihm mit gehemmter Sterilität. Seine optimale Schaffenskraft liegt in einer langen „hypomanischen“ Periode, die etwa mit seinem 35. Jahre einsetzt und die der Dichter selbst deutlich von der Hemmungszeit unterscheidet, die voranging. Er sagt selbst:

„Ich war von einem schweren Bann gebunden,
Ich lebte nicht. Ich lag im Traum erstarrt.“

Aber selbst in den schaffensfreudigen und ergiebigen Zeiten sieht man an ihm interkurrente Stimmungswechsel (Phasen von Kleinmut und schwarzseherischen Betrachtungen) neben „momentanen Ermüdungen“ (Hemmungen!). Und während K. F. Meyer noch mit dem 50. Jahre unter dem Einflusse einer hypomanischen Schwankung Liebeslieder dichtet und heiratet (!), befällt ihn anfangs der 60er Jahre eine ausgesprochene Depression, die sich mit 67 Jahren so verdichtete, dass er, wie einst seine Mutter, mit Selbstmordideen, Kleinheitswahnvorstellungen etc. in eine Heilanstalt kam. Ein letztes hypomanisches Aufblitzen ein Jahr vor seinem Tode beschloss das zyklothyme Leben des Schweizer Dichters.

VI.

Verlauf und Prognose.

Das Bestreben, sich ein Bild von der Häufigkeit der einzelnen klinischen Einheiten des manisch-depressiven Irreseins im allgemeinen und ihrer Anfälle im besonderen zu machen, kann nur einen relativen Wert haben. Man kann bei einer sehr grossen Anzahl von Fällen nur einen Durchschnittseindruck gewinnen und muss im übrigen sich bewusst bleiben, dass jeder Fall einer einmaligen Melancholie in kürzester Zeit schon bei den rezidivierenden und nach einer weiteren Frist bei den zirkulären Fällen wird eingereiht werden müssen. Es ist also beinahe nutzlos, in diesen Fragen zu stark detaillieren zu wollen. Streng genommen kann eigentlich kein Mensch behaupten, er habe einen Fall einer einmaligen manischen Erkrankung beobachtet. Denn solange dieses Individuum nicht tot ist, kann er mit seiner Behauptung immer noch Lügen gestraft werden und selbst wenn der erfolgte Tod ein Rezidiv oder eine melancholische Erkrankungsphase ausschliesst, so kann der Skeptiker immer noch einwenden, das eine oder andere davon hätte noch eintreten können, wenn das bewusste Individuum noch länger gelebt hätte.

Nur einige allgemeine Gesichtspunkte, die klinisch gut fundiert zu sein scheinen, sollen hier berücksichtigt werden. Alle Beobachter (vgl. später) stimmen darin überein, dass in einer grösseren Beobachtungsreihe die einmaligen Depressionen überwiegen. Dies ist so zu erklären, dass die meisten Fälle des manisch-depressiven Irreseins mit einem Depressionszustande einsetzen. Auf den ersten Anfall folgt in etwa $^2/_3$ der Fälle eine freie Zwischenzeit, die eventuell das ganze Leben hindurch anhalten kann. Bei $^1/_3$ schliesst sich an den einleitenden Depressionszustand eine manische Erregung an, die auch vorläufig in Heilung übergeht. Wo die Krankheit mit einem manischen Anfall beginnt, tritt ebenfalls in annähernd $^2/_3$ der Fälle zunächst eine Remission ein, bei dem restlichen $^1/_3$ folgt auf den manischen Anfall eine Verstimmung oder ein Stupor. Die gleichartige Wiederholung der manischen Anfälle ist seltener als bei den Melancholien; wenn es dazu kommt, so kann man sicher sein, dass noch weitere ähnliche Anfälle folgen werden. Im ganzen verstärkt sich aber mit zunehmender Zahl der Anfälle die Neigung zu einem Wechsel der Färbung oder zur Beimischung

andersartiger Krankheitserscheinungen. Ein regelmäßiger Wechsel zwischen manischen und depressiven Abschnitten gehört zu den Seltenheiten. Diese Erfahrungssätze (Kraepelin) schliessen wohl alles ein, was mit gutem Gewissen behauptet werden kann.

Die Dauer der einzelnen Anfälle ist natürlich sehr verschieden. Sie schwankt zwischen Tagen, ja sogar Stunden und einigen Monaten und Jahren. Kraepelin berichtet von Manien, die noch nach 7, ja sogar nach mehr als 10 Jahren, und von einem Depressionszustand, der nach 14 Jahren heilte.

Mit Rücksicht auf die ganze Fragestellung des manisch-depressiven Irreseins ist die Feststellung der Dauer der freien Zwischenzeiten wertvoll. Von kürzeren Intervallen soll gar nicht ausdrücklich gesprochen werden, dagegen verdient die Tatsache Erwähnung, dass nach Kraepelin unter 703 Zwischenzeiten sich 96 befanden, die 10—19 Jahre, 34, die 20—29 Jahre, 8, die 30—39 Jahre betrugen, und 1, die 44 (!) Jahre dauerte. Ähnlich lange Zwischenzeiten sind auch von anderen Autoren (Vedrani, Hübner u. a.) mitgeteilt worden. Langdauernde schwere Anfälle können eine gesteigerte Disposition zu neuer Erkrankung zurücklassen (Berger). Die Dauer der Anfälle pflegt mit der öfteren Wiederholung zu wachsen. Die erste Wiederkehr einer Depression ist nach längerer Frist zu erwarten, als diejenige einer Manie oder eines zusammengesetzten Anfalls. Ein beliebter Typus ist der, dass die erste Depression im Entwicklungsalter einsetzt, der 2. Anfall folgt erst im Rückbildungsalter, bisweilen rezidivierend oder im Wechsel mit manischen Zuständen.

Sehr wertvolle Beiträge zu der Frage des Verlaufs hat Berger an dem Material unserer hiesigen psychiatrischen Klinik geliefert, indem er die „Melancholiefälle“, die in einem Zeitraum von 12 Jahren zur Behandlung kamen, prüfte. Unter 238 Erkrankungen an Melancholie fand er 145 erstmalige und 93 rezidivierende und periodische. Bei den einfachen Melancholien der Frauen wurde unter 70 Angaben 12 mal beginnendes Klimakterium und nur 2 mal das Wochenbett, dagegen unter 40 periodischen weiblichen Fällen 11 mal das Wochenbett als auslösende Ursache angegeben. Die einmaligen Melancholien bei den Frauen erreichen also auch nach seinen Erfahrungen ihre Akme in dem Zeitraume zwischen dem 45.—49. Lebensjahre, während sie bei der gleichen Erkrankung der Männer etwa 10 Jahre später, in die Zeit zwischen dem 55. und 59. Lebensjahr fällt. Dagegen fand er bei den rezidivierenden Melancholien, wenn man das Alter des erstmaligen Anfalls ins Auge fasst, den Kurvengipfel zwischen dem 20. und 24. Lebensjahr. Bei den Männern lässt sich in dieser Beziehung keine Gesetzmäßigkeit eruieren. Die Anfälle der rezidivierenden Melancholie liefen im Durchschnitt rascher ab, als die einmaligen Erkrankungen, denn nach einem halben Jahre

waren von den ersteren 71 %, von den letzteren nur 46 % beriets in Genesung ausgegangen. Mit wachsendem Alter konnte eine langsame, aber stetige Abnahme der genesenen Fälle verzeichnet werden. Bei beiden Kategorien sind Fälle notiert, die noch nach einer 2—3 ½ jährigen Krankheitsdauer in Heilung übergingen. Unter 131 Intervallen finden sich 23 von 1 Jahr, 14 von 2 Jahren. Die Zahl der Fälle mit längerem Intervall nimmt, wenn auch nicht ganz exakt progredient, ab. Es konnten aber 2 mal Intervalle von 30, und je 1 mal ein solches von 35 und 38 Jahren festgestellt werden. Fast genau die Hälfte der überhaupt rezidivierenden Fälle ereignen sich in den ersten 5 Jahren nach dem ersten Anfall. Wenn ein Anfall eintritt, so folgen diesem ersten gleich 2—5 Anfälle in jährlichen Pausen, worauf dann ein Rezidiv 10 Jahre und länger ausbleiben kann. Ein Anfall scheint also (vgl. oben) eine gesteigerte Disposition für die gleiche Erkrankung zu hinterlassen, die sich allmählich verliert. Zur genaueren Feststellung der Rezidivmöglichkeit ist zu bedenken, dass der Zeitraum, der seit der Genesung verstrichen ist, keinen absoluten Maßstab bildet, sondern es muss dabei auch das Lebensalter der Erkrankten berücksichtigt werden. Man muss Berger ohne weiteres zustimmen, dass eine seit dem einmaligen Anfall verflossene Zeit von 4 Jahren in einem Lebensalter von 58 Jahren ganz anders taxiert werden muss, als in einem Alter von 38 Jahren. Unter Berücksichtigung dieses Gesichtspunktes und der Annahme, dass auch die durch Suizid im ersten Anfalle geendeten rezidiviert hätten, kommt Berger zu der Feststellung, dass das Verhältnis der einfachen und rezidivierenden Melancholien wohl als 1 : 1 angesetzt werden kann. Als wichtigste klinische Leitsätze bezüglich des Verlaufs glaubt er aufstellen zu dürfen, dass im jugendlichen Alter einsetzende Melancholien meist rezidivieren, während die in vorgerückteren Lebensjahren auftretenden Erkrankungen meist vereinzelt bleiben; ferner, dass der rasche Ablauf der einzelnen melancholischen Erkrankung mehr für ein später rezidivierendes Leiden spricht.

Es ist ganz interessant, diesen Fällen Bergers, die im wesentlichen schwere und schwerste darstellten, die leichteren Fälle der Privatpraxis gegenüberzustellen. Unter 105 Fällen, die dem manisch-depressiven Irresein im weiteren Sinne angehören, die ich aus meiner Klientel der letzten 10 Jahre herausgreife, waren 50 Männer und 55 Frauen oder Mädchen. Im Alter zwischen 10 und 20 Jahren standen 6 (2 M.:4 Fr.), zwischen 20 und 30 18 (7:11), zwischen 30 und 40 25 (12:13), zwischen 40 und 50 22 (9:13), zwischen 50 und 60 32 (19:13) und zwischen 60 und 70 2 Männer. Man sieht auch aus meiner Zusammenstellung, dass für das weibliche Geschlecht die Erkrankungskurve zwischen dem 40. und 50., für das männliche dagegen zwischen dem 50. und 60. Jahre den Höhepunkt erreicht. Unter meinen Fällen befanden sich nicht weniger als 71 Melancholien. Davon konnte ich bei 52 den erstmaligen

Anfall konstatieren, bei 19 ein oder mehrere Rezidive. Von den einmaligen Anfällen befanden sich 27 jenseits des 45. Lebensjahres.

Bei nicht wenigen Kranken kann man einen regelmäßigen Typus des Rezidivs feststellen; den bekannten regelmäßigen leichten Herbstdepressionen stehen seltenere Fälle von manischen Rezidiven im Frühjahr gegenüber. In einzelnen Beobachtungen sind die Anzeichen der kommenden Erkrankung so konstant, dass sich die Patienten gewissermaßen auf ihr Kranksein vorbereiten können. So ist mir ein Jurist in höherer Stellung bekannt, der bei jedesmaliger beginnender Depression gewissermafsen sein Haus bestellte und bei herannahender manischer Erregung seiner Ehefrau die Schlüsselgewalt des Hauses allein übertrug. Es ist auch bekannt, dass bei ein und demselben Kranken die Krankheit sich immer mit genau denselben Prodromen einleitet. Gewöhnlich vermögen die Ehegatten schon ganz im Beginne einer Phase zu sagen, „dass es jetzt wieder losgeht".

Der Übergang von einer Phase zur anderen und von der Krankheit zur Genesung vollzieht sich verschieden. Von einem Tag auf den anderen kann der Depressionsdruck schwinden, von einem Tag zum anderen der manische Schwung ins Gegenteil umschlagen. In anderen Fällen vollzieht sich der Wechsel ganz allmählich und unter Durchgang durch die oben geschilderten Mischzustände.

Was die Prognose des manisch-depressiven Irreseins betrifft, so kann ich im grossen und ganzen auf das verweisen, was ich vorher über den Verlauf sagte. Jede melancholische Depression und sei sie auch noch so leicht, muss daran denken lassen, dass sie bei einem jugendlichen Individuum die Einleitung eines sich öfter wiederholenden, endogenen Krankheitsprozesses ist. Auch der Nachweis, dass eine greifbare seelische oder körperliche Ursache den ersten Anfall „auslöste" (von einer direkten Verursachung wird man wohl überhaupt besser nicht sprechen), ist für die Vorhersage keine besonders trostvolle Tatsache. Auch alle Versuche, gewissermaßen prophylaktisch gegen das Leiden vorzugehen und den Anfall im Beginne zu kupieren, halte ich für nutzlos oder für Scheinmanöver, deren Wirksamkeit mir durchaus fraglich erscheint. Ich stehe unter dem Eindruck, dass für den Träger die manisch-depressive Konstitution ein Verhängnis bedeutet, das er unter Umständen durch fehlerhafte Lebensführung (Alkohol!) beschleunigen, aber niemals, auch durch die vorsichtigste Haltung nicht, dauernd unwirksam machen kann. Es ist am erfreulichsten an der ganzen Prognose, dass der einzelne Anfall im weitestgehenden Maße eine günstige Vorhersage erlaubt, sogar in den Fällen langer Dauer. Die obenangeführten Zahlenbeispiele sprechen dafür. Die Anfälle tun der gesamten Persönlichkeitsqualität in der Regel keinen Abbruch. Aber es gibt doch Fälle, wo bei häufiger Wiederholung schwerer Anfälle, namentlich von schweren Zirkeln schliesslich doch die Psyche leidet. Man merkt eine gewisse psychische

Defektuosität. Die Stimmung bleibt, auch wenn die Kranken als geheilt entlassen sind, labil, ein schwermütiges Naturell bleibt und dämpft dauernd den Lebensmut. Am schlimmsten sind aber die sog. chronischen Manien, die u. a. Schott beschrieben hat. Man findet bei ihnen eigentlich nicht mehr recht die Grenze, wo der einzelne Anfall in den psychischen Habitualzustand übergeht. Zwar die gröberen Intellektqualitäten sind ungeschädigt, aber die Ablenkbarkeit und Sprunghaftigkeit des Gedankenganges fällt auf. Das Gemütsleben ist immer gehoben. höchstens leider mehr reizbar. Am schlimmsten leiden aber die feineren ethischen und ästhetischen Gefühlstöne. Grober Egoismus greift Platz, während andere edlere Strebungen lahm liegen. Das ganze Wesen bekommt etwas Oberflächliches und Seichtes, Materielles. Querulatorische Einsichtslosigkeit und Selbstüberbebung geben einander die Hand. Jede Zielstrebigkeit und fester Wille fehlt. Oft fällt ein albern-geziertes und meist auch ein erotisches Gebaren auf.

Bei allen ungünstig verlaufenden Fällen mit gehäuften Anfällen ist, wie Kraepelin mit Recht hervorhebt, die Frage aufzuwerfen, welches Kausalverhältnis besteht, ob wirklich die gehäuften Anfälle die Psyche in dem angedeuteten Sinne schädigen. Man könnte mit Fug und Recht auch daran denken, dass die Anfälle nur deshalb so schwer und häufig auftreten, weil Veränderungen an dem materiellen Substrat der Psyche sich abspielen, die für beide Vorgänge, die Anfallshäufigkeit und die scheinbar sich daran anschliessende geistige Dauerveränderung verantwortlich zu machen sind. Man weiss ja auch noch nicht genau, wie sich diese Dinge verhalten bei den Fällen des manisch-depressiven Irreseins, die sich mit Arteriosklerose kombinieren. Die Annahme, dass die veränderten Zirkulationsbedingungen bei beginnender Arteriosklerose die Häufigkeit der erstmaligen Anfälle gerade im klimakterischen Alter erklären, hat etwas bestechendes. Wobei freilich die andere Annahme offen bleibt, dass beide abhängig sein können von den durchgreifenden Änderungen der inneren Sekretion im klimakterischen Alter. Für die Fälle, wo es im klimakterischen oder präsenilen Alter beim Zusammentreffen von Arteriosklerose und manisch-depressivem Irresein zu psychischen Schwächezuständen kommt, ist der Entscheid — so nahe er auch liegt — nicht schlechthin richtig und stichhaltig, die psychische Schwäche als Folgezustand der Psychose beruhe auf der Arteriosklerose, weil es Fälle genugsam gibt, wo das Individuum trotz seniler Veränderungen keineswegs geistig defekt aus der Psychose hervorgeht. Kraepelin ist deshalb der Meinung, dass es sich bei dem Eintritt einer merkbaren Verblödung oder sonstigen geistigen Siechtums immer um das Hinzutreten einer neuen, selbständigen Erkrankung handle.

VII.

Ursachen.

Es gibt kaum ein Krankheitsbild, wo so einmütig die Macht des Erbfaktors anerkannt wird, wie beim manisch-depressiven Irresein. Alle Autoren heben den auffallend grossen Prozentsatz der durch Geisteskrankheit direkt oder indirekt belasteten Kranken dieses Schlages hervor. Die Angaben schwanken zwischen 75 und 85 %. Ebenso stimmen alle Beobachter darin überein, dass innerhalb des manisch-depressiven Gebietes die gleichartige Vererbung verblüffend überwiegt. Unter den schon mehrfach angeführten 105 Fällen meiner Privatklientel waren sicher $^1/_3$ durch Geisteskrankheit belastet. In 27 Fällen konnte ich das Vorkommen manischer oder melancholischer Erkrankungen in der Aszendenz und in der kollateralen Verwandtschaft notieren. Ich möchte nur einige Beispiele anführen:

Nr. 2: 56-jähriger Mann, erkrankt im Anschluss an den Tod seines Sohnes an einer schweren Depression mit überwiegend hypochondrischen Elementen und endet aus Furcht vor Erblindung durch Suizid; sein Vater war im präsenilen Alter ganz ähnlich erkrankt und hatte auch durch Suizid geendet.

Nr. 3: 16-jähriges Mädchen, erkrankt ganz plötzlich unter dem Bilde einer Erschöpfungspsychose, die ganz allmählich in eine Depression übergeht, mit vorwaltend stuporösen Phasen. Daran schliesst sich ein monatelang dauernder zirkulärer Zustand an, in dem ganz kurze Perioden von manischer Erregung mit «Hemmungszeiten» abwechseln. Ihr väterlicher Grossvater war einmal melancholisch gewesen, ihre ältere Schwester, die ich auch behandelt habe, leidet an periodischer Melancholie.

Nr. 6: 32-jähriger Mann, erkrankt an einer schweren melancholischen Depression mit hypochondrischen und Zwangsvorstellungen; gesundet nach 2 $^1/_2$ Jahren. Sein Vater hat nach mehrfachen melancholischen Anfällen im Präsenium durch Suizid geendet, dessen Bruder desgleichen.

Nr. 19: 42-jährige Patientin, immer etwas schwächlich und geistig «zurückgeblieben», dabei leicht erregbar, erkrankt mit 42 Jahren im Anschluss an eine Mandelherausnahme an melancholischer Depression und versucht, sich auszuhungern. Ihre Mutter, zeitlebens ein aufgeregtes Menschenkind, verfällt mit 56 Jahren in eine Melancholie und erhängt sich. Ihre ältere Schwester wird mit 49 Jahren geisteskrank und erhängt sich gleichfalls.

Nr. 23: 17-jähriges Mädchen, erkrankt in der Pubertät an einer leichten maniakalischen Erregung, der ein Jahr darauf eine ausgesprochene Depression mit vorwaltenden geistigen Müdigkeitssymptomen und Anorexie folgt. Nach $^1/_2$-jähriger Dauer erfolgte plötzlich ein Umschwung: Pat. fand alles wunderschön, hatte den «Renndeubel» im Leib und «frass heimlich». Dieser Zustand ging in einen ausgesprochen zirkulären über, aus dem sie

ganz allmählich im Verlauf eines Jahres zur Norm überging. Ihre Mutter war jung an Tuberkulose gestorben. Ein Onkel mütterlicherseits neigte zur Schwermut und erschoss sich mit 30 Jahren. Ein zweiter, in der Jugend das Ebenbild der Pat., war Anfang der 20iger Jahre schon ein «Hypochonder». Er starb an einer «Lungenentzündung». Eine Tante neigte zur Schwermut. Sie verfiel im Anschluss an den Tod ihres Ehemannes, mit dem sie nur 10 Monate verheiratet gewesen war, in einen derartigen Depressionszustand, dass man ernstlich für ihr Leben fürchtete.

Nr. 38: 46-jährige Frau mit melancholischer Depression; machte einen Suizidversuch mit Veronal. Eine Schwester von ihr hat ein ausgesprochen melancholisches Temperament und war einmal wegen eines Depressionszustandes in meiner Behandlung, eine zweite Schwester desgleichen wegen zirkulärer Erscheinungen. Diese lernte ich in einem Depressionszustand kennen, der sich an das Suizid ihres ältesten Sohnes anschloss. Ein Bruder endlich hatte gleichfalls durch Selbstmord geendet.

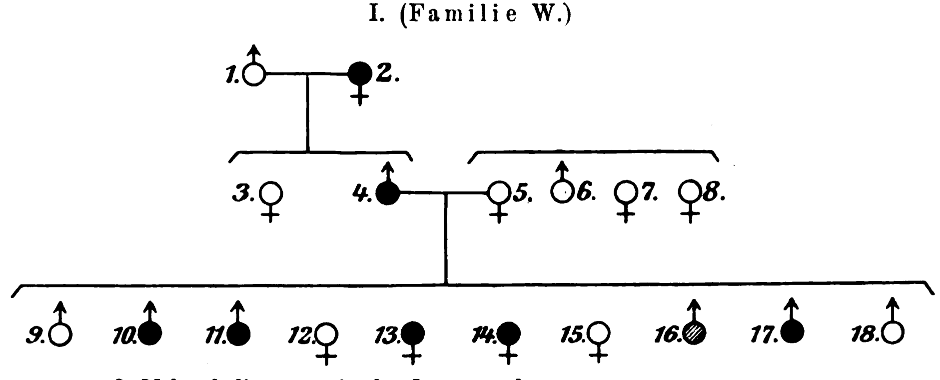
Nr. 56: 52-jährige Frau mit periodischer Depression; endet später durch Suizid. Ein Sohn gleichfalls durch Erschiessen nach bestandenem Examen. Ein zweiter Sohn ist ausgesprochen zirkulär und hat in den Depressionsphasen starkes Taedium vitae.

Nr. 61: 41-jähriger Patient, erkrankt an einem leichten Depressionszustand mit beruflichen Insuffizienzgefühlen und Platzangst und genest vollkommen. Seine 42-jährige Schwester kommt einige Jahre später im Anschluss an eine fehlgeschlagene Liebesaffäre mit Depression und Angst in Behandlung. Noch in der Behandlung entwickelt sich bei ihr ein hypomanisches Stadium. Nach 6-jähriger Pause kommt es im Anschluss an den Tod der Mutter zu einer neuerlichen Depression und Suizidversuch. Nach monatelanger Krankheitsdauer schliesslich in der eigenen Häuslichkeit Suizid. Die Grossmutter beider Patienten mütterlicherseits war zirkulär.

Nr. 69: 16-jähriges Mädchen, erkrankt an einem Depressionszustand, dem bis in die Gegenwart (sie ist jetzt 32 Jahre) vielfache Depressionen und zum Teil recht schwere Erregungszustände mit Verwirrtheit in buntem Wechsel folgten. Ihre Mutter, die ihr ganzes Leben hindurch für gesund galt, aber zweifellos ganz leichte Schwankungen durchmachte, erkrankt im Klimakterium an einem depressiven Mischzustand und endet durch Suizid.

Einige Stammtafeln will ich noch etwas ausführlicher mitteilen:

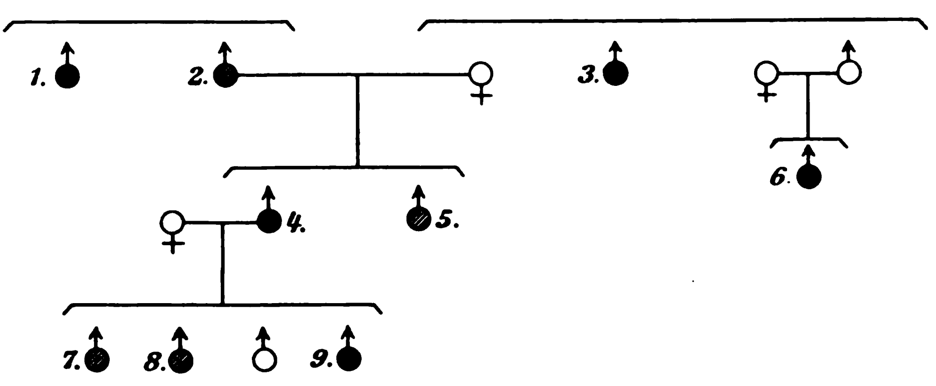
I. (Familie W.)



2. Melancholie; gest. in der Irrenanstalt.
4. Periodische Melancholie; gest. Schlaganfall.

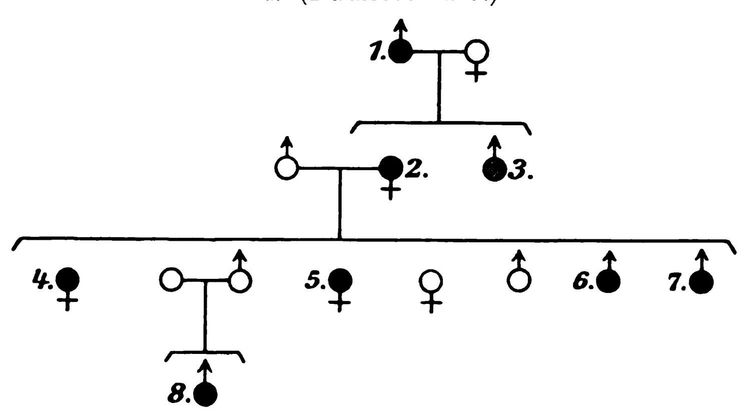
10. Melancholie; gest. Suizid.
11. Melancholie; gest. Suizid.
13. Melancholie; gest. Suizid.
14. Melancholie im 64. Jahre mit Ausgang in Schwachsinn.
16. In Russland verschollen.
17. Potator; periodisch „gemütskrank“.

II. (Familie L.)



1. Melancholie; gest. durch Suizid (Erschiessen).
2. Pathologische Zornaffekte.
3. Melancholie; gest. Suizid (Erhängen).
4. Melancholie; gest. Suizid (Erschiessen).
5. Sehr erregbares Naturell.
6. Melancholie; gest. Suizid (Erhängen).
7. Endet durch Erschiessen (im sog. amerikanischen Duell).
8. Verschollen.
9. Pat., der zur Behandlung kam wegen melancholischer Depression.

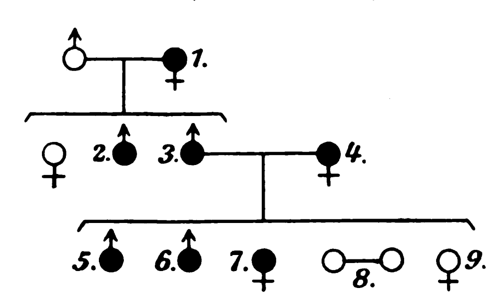
III. (Familie H. J.)



1. Melancholie.
2. Melancholie.
3. Sehr erregbar.
4. Melancholie.

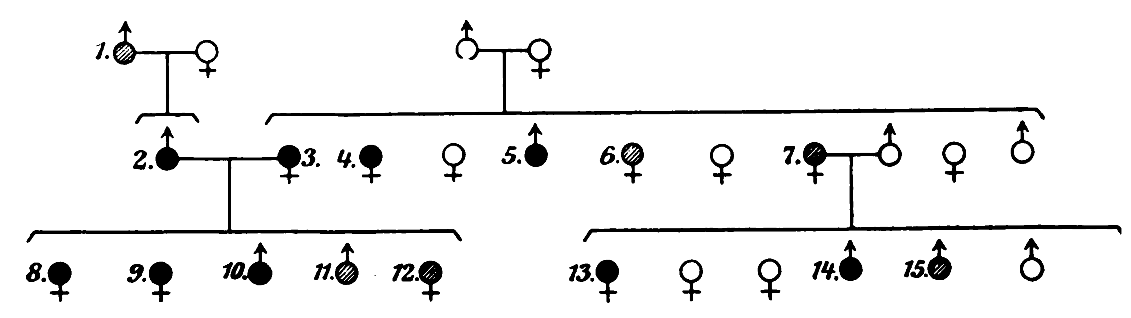
5. Melancholie.
6. Gest. durch Suizid.
7. Wegen Dementia praecox dauernd in einer Anstalt.
8. Einziger Sohn (Patient); Melancholie.

IV. (Familie Sch.)



1. Bigott, aber dabei gelegentlich sehr „exzentrisch“; gebar als Witwe ein uneheliches Kind.
2. Geisteskrank (Krankheitsform nicht zu eruieren).
3. Hat in der Jugend einen melancholischen Depressionszustand durchgemacht.
4. Angeblich am Nervenfieber (?), das sie sich durch eine grosse Aufregung zugezogen haben soll, gest.
5. Hydrozephalus; gest. 8 Tage alt.
6. Enorm „empfindlich“, ertränkt sich.
7. Periodische Manie.
8. Zwillinge; nicht lebensfähig.
9. Als Kind an den Masern gest.

V. (Familie Kr.)



1. „Tollkühner“ Charakter, der zu Bravourstückchen neigte.
2. An Gehirnerweichung gest.
3. Periodische Manie.
4. Wiederholt wegen leichterer maniakalischer Exaltation behandelt.
5. Potator; an Schrumpfniere gest.
6. „Exaltiert.“
7. „Exaltiert.“
8. Eine einzige maniakalische Exaltation.
9. Schwere Hysterie (somnambule und kataleptische Zustände).

10. Periodische maniakalische Exaltation.
11. „Nervös“.
12. „Nervös“.
13. Schwere Hysterie.
14. Nimmt sich in einer Depression das Leben.
15. Im Duell gefallen.

Diese nicht gerade alltäglichen Stammtafeln erweisen die unheimliche gleichartige Vererbungstendenz der manisch-depressiven Psychosen mit allen ihren sozialen Konsequenzen, vor allem auch der schauderhaften Häufung des Selbstmords in manchen Familien. Sie sind zugleich ein schöner Beleg für das Zutreffen der Mendelschen Vererbungsregeln auf den Menschen und zwar auch auf die wohlumschriebenen und eindeutig charakterisierten Irreseinsformen. Selbst die Proportionen stimmen auffallend gut. Dass sich die psychischen Krankheiten im Erbgange als sog. rezessive Merkmale verhalten, erhellt ohne weiteres aus Beispielen wie II. 6) und III. 8). Aus diesen Stammtafeln geht auch ohne Zwang hervor, dass sich tatsächlich, wie ich schon vor Jahren ausgesprochen habe, im Erbgange die sog. intellektuellen und affektiven Psychosen beinahe strikte ausschliessen. Zu ähnlichen Ergebnissen sind auch Sioli, Vorster, Berze, Kreichgauer u. a. gelangt. Für Reiss scheint auf Grund seiner Untersuchungen wahrscheinlich, dass bei der Vererbung krankhafter Gemütsveranlagung in der überwiegenden Mehrheit der Fälle nicht nur die allgemeine Disposition, sondern auch die spezielle Form den Nachkommen übermittelt wird. Überall da, wo typische Fälle pathologischer Verstimmungen oder die echten Formen der zirkulären Erkrankung vorliegen, ist auch die Vererbung am ausgesprochensten. Bei den vielen atypischen zirkulären Formen trifft man auch die verschiedensten affektiven Störungen in der Aszendenz der Kranken an.

Ich will nicht versäumen, auch auf die Erblichkeitsverhältnisse der aus unserer psychiatrischen Klinik stammenden Melancholiefälle hinzuweisen, die Berger verarbeitet hat. Im allgemeinen sei dazu die Bemerkung gestattet, dass unser Thüringer Volksschlag ein affektiv leicht erregbarer und deshalb auch in unseren Gegenden die Melancholie eine relativ häufige Erkrankung ist. Berger fand unter seinen 238 Fällen Belastung mit Geisteskrankheit, Epilepsie und Potatorium durch die Eltern bei den einfachen Melancholien in 41 %, bei den rezidivierenden in 54 %, direkte gleichartige Belastung durch Melancholie in 23 resp. 30 %. Bei den Belastungen durch Melancholie fanden sich (den vorliegenden Fall immer mit eingerechnet) 31 mal 2, 19 mal 3, 9 mal 4 und 3 mal 5 Fälle in derselben Familie.

Alles, was sonst unter den Ursachen des manisch-depressiven Irreseins genannt wird, ist im Vergleiche zu der erblichen Konstitution

kaum von ausschlaggebender Bedeutung. Man wird dabei immer nur von einer auslösenden Veranlassung reden dürfen. Die wahre Causa liegt nicht in Aussenverhältnissen. Man erfährt zwar immer eine „Ursache", wenn man nur darnach fragt, manchmal auch ohne Nachfrage. Und nicht immer lässt sich ein mindestens post hoc-Verhältnis leugnen. Besonders oft erhält man die Angabe, dass an der Erkrankung eine psychische Schädigung schuld sei: die Krankheit eines lieben Angehörigen, ein betrübender Todesfall, unglückliche Liebe, eine normal verlaufende Verlobungsaffäre, ein Geschäftsärger, Bausorgen, ein langwieriger Prozess, eine Erbschaftsauseinandersetzung, eine peinliche Streitszene mit einem Nachbarn, Sorgen wegen einer aussereheliclien Schwängerung. Der Möglichkeiten dieser deprimierenden Ursachen sind ja Legion im menschlichen Leben. Manche Depression setzt ein, wenn eine Versetzung in einen neuen Wirkungskreis mit etwas vermehrter Arbeitslast eintritt. Bei anderen genügt schon ein Umzug von einer Stadt zur anderen oder gar ein Wohnungswechsel. Auch Überarbeitung wird natürlich unter den ätiologischen Faktoren genannt. Mehr Bedeutung möchte ich den Vorgängen des Geschlechtslebens beim weiblichen Geschlechte beimessen. Manche Frauen erkranken in der Gravidität. In solchen Fällen ist, was den Verlauf der Psychose betrifft, von einem allzu grossen Schema in der Vorhersage abzuraten. So hat Berger zwei sehr instruktive Fälle mitgeteilt, wo nach der Einleitung eines Abortes die bestehende Melancholie eine rapide Verschlimmerung erfuhr. In einem anderen Fall erkrankte eine 29-jährige Frau zum erstenmale im Wochenbette an einer Melancholie und war fast zwei Jahre krank, genas aber sofort beim Eintritt einer neuen Gravidität und ist seitdem über 3 Jahre gesund geblieben. Ich habe bei einigen jungen Frauen im Anschluss an den ersten Partus eine sich ganz langsam entwickelnde Depression erlebt, mit eigentümlichen hypochondrischen Zwangsvorstellungen, die mehrere Jahre bestehen blieb und zum Suizid führte. Die Bedeutung des Rückbildungsalters und der damit verknüpften Involutionsprozesse ist schon mehrfach in diesen Ausführungen berücksichtigt worden.

Von rein körperlichen Faktoren könnte man viele aufzählen. Man weiss nur nie recht, ob es sich um zufällige Komplikationen oder um tieferliegende Zusammenhänge handelt. So habe ich einigemale Nephritis konstatiert, Gastroptose, Herzleiden, Lungentuberkulose etc. Nur einige Verursachungen möchte ich noch hervorheben. So sah ich eine mit Suizid endende Angstmelancholie sich im Anschluss an eine Tripperinfektion entwickeln, eine andere nach einer Kette von zusammenhängenden Krankheiten: Angina mit sekundärem Gelenkrheumatismus und Pleuritis. Bei einer Dame entwickelte sich eine schwere Depression im Anschluss an eine Mammaoperation; wahrscheinlich hat dabei der

unglückliche Zufall mitgeholfen, dass die Patientin ein Gespräch des Operateurs mit seinen Assistenten belauschte, in dem die Möglichkeit eines Brustkrebses erwogen wurde. Bei einem meiner Patienten setzte die Depression nach einem Eisenbahnunfall ein und endete nach jahrelanger Dauer mit Suizid. Der auslösenden Rolle der Arteriosklerose habe ich schon gedacht. Ich habe zwei präsenile Melancholien durch apoplektischen Insult verloren. Interessant ist eine Beobachtung, wo bei einer Dame, die im 23. und 28. Lebensjahre einen Anfall von Melancholie überstanden hatte, beim Erwachen aus der Narkose wegen eines eingewachsenen Nagels plötzlich eine tiefe Depression da war (Berger).

Mönkemöller fand in der Vorgeschichte des manisch-depressiven Irreseins auffallend häufig Schädeltraumata (13 mal unter 56 Fällen). Dass sich das Krankheitsbild an Gehirnapoplexien anschliesst, ist bekannt. Sehr interessant ist z. B. ein Fall von Scheiber, wo sich nach einer Apoplexie eine zirkuläre Psychose etablierte, die 7 Jahre dauernd einen von Tag zu Tag alternierenden Typus zeigte. Ennen berichtet von einem Falle, wo eine bestehende Manie durch einen apoplektischen Insult in melancholische Depression umschlug. Manche Ansichten über ätiologische Beziehungen zwischen Stoffwechselerkrankungen und manisch-depressivem Irresein sind zweifellos ungenügend fundiert oder übertrieben. Ich denke z. B. an die Ansicht Langes, der als die Grundlage periodischer Depressionszustände die harnsaure Diathese annahm, und an Plönies, der die Entstehung der Depressionszustände aus einer durch Magenerkrankungen hervorgerufenen Autointoxikation zu erklären versuchte. Was hier und da richtig sein mag, darf man nicht verallgemeinern.

Bemerkenswert ist noch die Tatsache, dass der deprimierende Affekt nicht immer einen Depressionszustand auslösen muss, sondern im Gegenteil eine mit der Situation stark kontrastierende maniakalische Exaltation und dass selbstverständlich die Eliminierung der auslösenden Ursache z. B. die Rückgängigmachung eines Geschäfts, Hauskaufes etc. den ins Rollen gebrachten Stein nicht aufzuhalten vermag.

Bezüglich des Einflusses, den das Lebensalter auf die Anfälle des manisch-depressiven Irreseins ausübt, ist noch der von Kraepelin aus einer beträchtlichen Zahl von Fällen ermittelten Tatsache zu gedenken, dass rein manisch verlaufende Fälle ganz vorzugsweise vor dem 25. Lebensjahre beginnen. Mit dem Beginne der Rückbildungsjahre tritt noch einmal eine stärkere Neigung zu manischen Erkrankungen auf, um dann rasch und ganz erheblich abzunehmen. Die manisch-depressiven Mischzustände nehmen an Häufigkeit mit fortschreitendem Lebensalter deutlich ab, dagegen zeigen die depressiven Erkrankungen

ein fast stetiges Anwachsen vom 2. bis zum 7. Lebensjahrzehnt. Das weibliche Geschlecht ist offenbar stärker zu den manisch-depressiven Erkrankungen geneigt als das männliche (3 : 1).

Macht man von der Ätiologie des manisch-depressiven Irreseins einen Sprung zu seiner Pathogenese, so ist dies ein Sprung ins Dunkle. Über die letzten Ursachen dieser eigentümlichen Psychose wissen wir nichts. Neuerdings, wo die innere Sekretion auf allen Gebieten mafsgebend wird, hat man an Dysfunktionen der Schilddrüse gedacht (Stransky). Dies ist eine Hypothese. Richtig und erwiesen ist daran nur, dass wir nicht selten bei Basedowformen sehr deutliche affektive, namentlich depressive Störungen beobachten können.

VIII.

Körperliches.

Schon der Allgemeinzustand der manisch-depressiven Kranken zeigt markante äussere Merkmale. Der Anblick eines Melancholischen und eines Manischen ist sehr verschieden. Dort ein allgemeines Darniederliegen der geistigen Funktionen nicht nur, sondern auch der vegetativen und trophischen. Das Auge ist glanzlos, die Haut wird fahl, runzelig und welk. Der Melancholische erscheint im Totaleindruck gealtert. Es ist nicht nur ein auf sorgfältigere Toilette und Frisur zurückzuführender Verjüngungsprozess, der sich bei einem Umschwung in die manische Phase vollzieht. Da straffen sich alle Glieder, das Auge glänzt, das Gesicht rötet sich, die Haut wird frisch und glatter. Es sind in der Tat zwei verschiedene Menschen, je nachdem ein Individuum im melancholischen oder manischen Stadium uns entgegentritt. Der Ernährungszustand ist dementsprechend verschieden. Meist ist schon die Esslust des manischen Kranken eine beträchtliche, während dem Deprimierten der Appetit mangelt. Trotzdem haben wir bei lebhafter Erregung gewöhnlich ein stärkeres Sinken des Körpergewichts zu verzeichnen. Das Schwanken der Gewichtskurve geht dem psychischen Befinden bis zu einem gewissen Grade parallel. Man kann in manchen Fällen geradezu aus einem Konstantwerden des Gewichts auf eine sich einleitende Beruhigung schliessen. Auch in den Depressionsphasen pflegt das Gewicht zu sinken, um so stärker, je schwerer der Anfall ist; bei Eintritt der Rekonvaleszenz steigt das Gewicht wieder. Es gibt aber auch Fälle von langdauernder Depression, wo das Körpergewicht zunimmt und doch keine Genesung sich meldet.

Sehr bekannt ist die Tatsache, dass bei Depressionszuständen monatelang die Periode aussetzen kann, der erste Wiedereintritt kündigt die endgültige Genesung an. Eigentümlich ist auch, dass die Tränensekretion monatelang versiegt sein kann. Die Besserung wird auch von den Kranken wohltuend empfunden, wenn sich die „versteinerte“ und „tränenlose“ Trauer in Weinen löst.

Es lag nahe, bei dem manisch-depressiven Irresein an Störungen des Gesamtstoffwechsels zu denken. Seige konstatierte in den Depressionsphasen eine starke Neigung zur Aufspeicherung von Stickstoff und eine auffallende Indikanausscheidung, die schon 2 Tage vorher ohne eine begleitende Verstopfung den Umschwung von der manischen Erregung in die Depression ankündigte. Taubert untersuchte 4 Fälle zirkulären Irreseins, die alle während der manischen Phase eine erhebliche andauernde Vermehrung des Indoxyls im Harn aufwiesen. Er hält die Indoxylurie für zentral bedingt.

Bezüglich des Blutdrucks scheinen neuere Untersuchungen endgültig eine Erhöhung in den Depressionszuständen, am stärksten in der depressiven Erregung darzutun. In der Manie kann der Blutdruck herabgesetzt sein. Bei stärkerer Erregung und namentlich im manischen Stupor kommt es zu einer offenbaren Erhöhung (Weber). Die Körpertemperatur ist bei starker Erregung erhöht, bei depressivem Stupor gelegentlich herabgesetzt.

Der Schlaf ist in beiden Phasen gestört. In der Manie gehört die manchmal fast absolute Schlaflosigkeit zu den charakteristischen Symptomen. Deshalb und weil das Müdigkeitsgefühl mangelt, machen ja die Kranken die Nacht zum Tage. Aber auch in den Depressionszuständen hört man vielfach Klagen über schlechten Schlaf, meistens in den ängstlich erregten Fällen. Andere schlafen zwar, aber sie kommen zu keinem Genusse des Schlafes, weil sie von wüsten Träumen gequält werden. Andere schlafen gut und sind entsetzt, dass sie wieder zu neuer Qual erwachen.

Nervöse Störungen aller Art haben für den Grundzustand nichts Charakteristisches. Jedenfalls haben die feineren Reflexuntersuchungen noch keine praktisch bedeutsamen Resultate zutage gefördert.

IX.

Differentialdiagnose.

Die Erkennung des manisch-depressiven Irreseins ist leicht, wenn sich aus dem bisherigen Verlauf (wiederholte Erkrankung, Zirkel) unzweideutig der Charakter des Leidens ergibt. Vielfach treten aber erhebliche Schwierigkeiten auf den Plan. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, dass viele Zyklothymien falsch eingeschätzt werden, ja eingeschätzt werden müssen, wenn nicht eine genaue Analyse der gesamten psychischen Persönlichkeit in ihrer Entwicklung und Reaktionsweise auf äussere und innere Erlebnisse vor einer Fehldiagnose bewahrt. Besonders die leichten Depressionszustände mit Schlaflosigkeit, intellektueller Insuffizienz, Obstipation, Appetitlosigkeit und anderen „neurasthenischen" Symptomen gehen meistens unter der Diagnose der Nervosität, Neurasthenie, nervöser Erschöpfung etc., auch die „Blutarmut" und die „Blutleere im Gehirn" muss bei praktischen Ärzten viel herhalten. Ich habe erst jüngst einen merkwürdigen Fall dieser Art erlebt. Ein 21 jähriges junges Mädchen kam in meine Behandlung, weil sie, wie die Mutter sagte, seit einem halben Jahre nicht ordentlich ass, schlecht schlief, an Gewicht abnahm, über Kopfschwäche und Abnahme des Gedächtnisses klagte und die Geselligkeit mied. Es handelte sich um ein konstitutionell schwächliches Individuum mit angeborener Pulmonalstenose. Die nervöse Erkrankung hatte im Juni mit einem Magenkatarrh eingesetzt und sich in der geschilderten Weise bis in den November hineingezogen. Unter roborierender Behandlung hob sich der Zustand allmählich und um Weihnachten herum fühlte sich das junge Mädchen wieder wie früher gesund. Am 7. Januar erfolgte ein Umschlag: Der Mutter fiel ein plötzlicher Rededrang auf, eine grosse Heiterkeit und Unternehmungslust, dazu ein Heisshunger, der an dem jungen Mädchen frappierte. In wenigen Tagen steigerte sich die Erregung. Die Patientin halluzinierte, hörte Regimentsmusiken, ihre Freundin sprechen, äusserte allerhand Wahnideen, schlief gar nicht, lief die ganze Nacht im Hause herum, um ihre Freundin zu suchen. Ausserdem zeichnete und malte sie in flüchtiger Weise. In dem Sanatorium, in das sie kam, sprang sie zum Fenster hinaus, erlitt einen Beckenbruch und starb an den Folgen.

Eine praktisch enorm wichtige Differentialdiagnose ist die gegenüber der progressiven Paralyse. Bekanntlich sind die Initialstadien dieser organischen Gehirnerkrankung häufig depressiv oder manisch gefärbt. In manchen Fällen würde eine Fehldiagnose erspart bleiben, wenn sich die Hausärzte zur Pflicht machten, die psychisch Kranken auch ordentlich körperlich zu untersuchen. Dann könnte es nicht vorkommen, dass lichtstarre Pupillen oder sonstige Pupillarstörungen oder deutliche Differenzen in den Kniescheibenreflexen oder Paresen des Mundfazialis etc. ganz übersehen werden. Freilich, es gibt immer Fälle, wo auch der gewissenhafteste Untersucher zweifelhaft sein kann. Dann, wenn trotz Angabe der überstandenen Lues und bei suspektem psychischem Verhalten ausgesprochene somatische Ausfallsymptome fehlen. Jetzt werden in solchen Fällen die Wassermann'sche Probe des Blutes und die bekannten cytologischen und serologischen Untersuchungen der Spinalflüssigkeit die Diagnose klären.

Auch auf Hirntumoren ist gelegentlich zu achten. Die Augenspiegelung ist eine Manipulation, die in der Praxis dringend zu empfehlen ist.

Um gleich beim „Organischen" zu bleiben, erwähne ich die Depressionszustände bei der Arteriosklerosis cerebri. Die ausgesprochenen Fälle geben zu keiner Missdeutung Anlass. Wenn die Depression, die weinerliche Stimmung, das larmoyante Wesen mit Denkhemmungen, Gedächtnisstörungen und Abnahme der Willensenergie, mit deutlichen Zeichen der Arteriosklerose zusammenfällt: Blutdruckerhöhung, Schwindelanfälle, vorübergehende Lähmungserscheinungen der Extremitäten und der Sprache, dann kann man an der arteriosklerotischen Hirndegeneration nicht zweifeln. Wobei daran zu erinnern ist, dass diese Erkrankung weitgehende Schwankungen innerhalb von Gut und Schlecht aufweisen kann. Aber auch in den Fällen, wo markante somatische Anzeichen der Arteriosklerose fehlen, werden folgende Symptome für die organische Grundlage einer melancholischen Depression sprechen: Schwerere Schädigung der Merkfähigkeit ohne Denkhemmung, deutliche Verarmung der Interessensphäre, gemütliche Verödung und Veräusserlichung des Affektlebens im Sinne von raschem Umschlag vom Weinen zum Lachen, Willensschwäche, schwerere Urteilsdefekte und leichte Bestimmbarkeit, ethische Verirrungen. Auch der mehr zwangsmäßige Charakter der mimischen Äusserungen, insonderheit des Weinens, wie wir es auch bei postapoplektischen Zuständen sehen, weist mehr in der Richtung der Arteriosklerose.

Am allerschwierigsten ist die Abgrenzung des manisch-depressiven Irreseins von der Dementia praecox. Diese Schwierigkeit wird schon verständlich aus der historischen Tatsache, dass eine lange und gewiss

nicht die schlechteste Epoche in der Entwicklung der Psychiatrie sich durch die Bemühungen charakterisiert, das grosse Gebiet der sog. funktionellen Psychosen zwischen diesen beiden Zustandsbildern aufzuteilen. Der Tertius gaudens konnte dabei mit einer gewissen Schadenfreude konstatieren, dass bald das eine, bald das andere Gebiet auf Kosten des gegenseitigen unheimlich hypertrophierte und dass, wie ein Psychiater sich ausdrückte, die klassifikatorischen Bestrebungen einer trüben Flüssigkeit vergleichbar sind, die beim Umgiessen von Kübel zu Kübel nur noch trüber wird. Doch Scherz beiseite! So strikte wir die Dementia praecox und das manisch-drepressive Irresein wegen ihrer grundverschiedenen Wesenheit auseinanderhalten müssen, so vielfach und verwirrend sind ihre klinisch-symptomatologischen Berührungspunkte: viele Fälle der Dementia praecox leiten sich mit affektiven Störungen ein oder bieten im Verlaufe täuschend ähnliche affektive Zustandsbilder dar Der Periodizität der einen Gruppe kommen äusserlich die nicht seltenen Remissionen der anderen sehr nahe. Und was das schlimmste ist, bei beiden kommen im Verlaufe katatonische Züge vor, so dass man diese schon lange nicht mehr als ein untrügliches differentialdiagnostisches Merkmal benützt. Einige Punkte zur Klärung will ich weitläufigen Erörterungen gleich vorausschicken. Einer ist eine alte und einer eine ganz moderne Erfahrung. Schon lange konnte man bis zu einem gewissen Grade die Differentialdiagnose mit Vorbehalt im Sinne des manisch-depressiven Irreseins stellen, wenn nachgewiesen werden konnte, dass ein Kranker aus einer manisch-depressiven Familie stammte. Es ist ohne weiteres verständlich, woher man diese Berechtigung ableitete, wenn man die klaren Erblichkeitsbeziehungen des manisch-depressiven Irreseins betrachtet. Die klinischen Forschungen jüngster Zeit haben uns anderseits gezeigt, dass wir in der bekannten Abderhaldenschen Reaktion ein diagnostisches Mittel in die Hand bekommen haben, das für die Zukunft nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Mit erfreulicher Übereinstimmung haben die verschiedensten Untersucher nach dem Vorgange von Fauser konstatiert, dass das Serum von Dementia praecox-Kranken Gehirn- und Hoden- bezw. Eierstockssubstanz „abbaut", während dies in den Fällen des manisch-depressiven Irreseins nicht der Fall ist (Bundschuh und Römer, Fischer, Wegener, Maass u. a.). Diese Untersuchungsmethodik ist zurzeit das Auf und Nieder in der Psychiatrie. Hoffentlich erfolgt nicht bald ein Rückschlag, der die optimistischen Hoffnungen knickt. Es ist immerhin bemerkenswert, dass auch systematische Blutuntersuchungen (J. H. Schultz) eine ähnliche Differenz zwischen Dementia praecox und manisch-depressivem Irresein zutage gefördert haben. Die bei der ersteren konstatierte Erythrocytenvermehrung fehlt bei dem letzteren. Auch sonst finden sich bei manisch-depressiven Kranken keine schwereren Störungen der Blutformel.

Gegenüber dem relativ einfachen Machtwort, das das Reagensglas spricht, ist die klinische Differentialdiagnostik unheimlich schwierig und umständlich. Man wird in vielen Fällen erstmaliger Erkrankung überhaupt das Non liquet aussprechen müssen. Wenn wir an die unendlich verzwickten Mischzustände des manisch-depressiven Irreseins denken, so brauchen wir uns dessen auch keineswegs zu schämen. Man erinnere sich nur an die Formen der unproduktiven Manie und an den manischen Stupor, wo die Berührungspunkte mit katatonischen Bildern der Dementia praecox in die Augen springen, oder an die Fälle, die Thalbitzer als „manischen Wahnsinn" beschrieben hat, die unter den Zeichen schwerer Manie mit Halluzinationen beginnen, im weiteren Verlaufe eine gewisse psychische Abstumpfung in der mangelnden Reaktion darauf erkennen lassen und unter Beibehaltung ihrer megalomanischen Wahnideen durch eine eigentümliche eintönige Redeweise, wunderliche Gebärden und Stellungen an die katatonen Bilder der Dementia praecox-Gruppe erinnern. Soviel ist jedenfalls gesicherter Besitz unserer psychiatrischen Diagnostik, dass katatonische Erscheinungen: Katalepsie, Echolalie, Grimassieren, Manieren in Haltung und Sprache, Vorbeireden, Stereotypien etc. auch im Verlaufe des manisch-depressiven Irreseins vorkommen. Der einzige, der gegen diesen, namentlich von Wilmanns präzisierten Standpunkt, in übertriebener Weise sich kehrte, ist Urstein. Kraepelin legt ein gewisses entscheidendes Gewicht auf das Vorhandensein des echten Negativismus, des triebartigen rein passiven Widerstrebens, das für Katatonie spricht. Aber leider ist die Unterscheidung von katatonischer Sperrung und depressiver Hemmung im Einzelfalle ebenso schwer, wie die manische Ideenflucht schliesslich zu einem stereotypen Verbigerieren und einem vollkommenen „Wortsalat" führen kann. Urstein, ein Schüler von Kraepelin, hat in einer umfangreichen klinischen Studie die Stellung der Dementia praecox zum manisch-depressiven Irresein erörtert. In Anlehnung an Stransky — der meines Wissens diesen Ausdruck geprägt hat — sieht er das entscheidende Moment in der intrapsychischen Ataxie, d. h. in dem Mangel an innerer Folgerichtigkeit der seelischen Vorgänge, an Einheitlichkeit der Verstandes-, Gefühls- und Willensleistungen, ein Kriterium, das auch Kraepelin akzeptiert hat. Bei langsam, nicht sehr stürmisch, sondern vielmehr ruhiger verlaufenden Fällen ist dies sicher richtig, bei Mischformen lässt es im Stich.

Von differential-diagnostischen Anhaltspunkten möchte ich folgende wegen ihrer praktischen Wichtigkeit noch besonders hervorheben: Frühzeitiges Auftreten von gehäuften Gehörstäuschungen und unsinnigen Wahnvorstellungen trotz erhaltener Besonnenheit spricht bei depressiven Formen für Dementia praecox. Für die echten Depressionszustände spricht starkes Krankheitsgefühl und lebhafte Reaktion auf Halluzinationen und Wahnvorstellungen, während Dementia praecox-Kranke mit

einer gewissen Gleichgültigkeit den tiefgreifendsten Störungen ihres Seelenlebens gegenüberstehen. Der Negativismus lässt sich von dem Erfahrenen unschwer von dem stuporösen Verhalten des Deprimierten scheiden: der negativistische Kranke wird von äusseren Eindrücken kaum berührt. Er ist „gesperrt“, obwohl er besser auffasst als der Depressive, der im äusseren Effekte der Hemmung dem ersteren gleicht, aber durch kleine Regungen in Mimik, Blick, Puls und Atmung zeigt, dass der Impuls wohl da ist, aber nicht verwirklicht werden kann. Kräftiges Zureden kann die Hemmung überwinden, verstärkt aber in der Regel den katatonischen Stupor. Der negativistische Katatoniker zeigt zwar eine Sperrung seiner Willensimpulse; wenn er aber diese ganz unberechenbar durchbricht, erfolgt die Handlung ohne jede Hemmung, oft sogar blitzschnell. Viel unbestimmter sind die klinischen Unterscheidungszeichen der Erregungszustände der Dementia praecox gegenüber der Manie. Die Auffassungsfähigkeit und Besonnenheit ist in der Manie gewöhnlich stärker gestört. Die Aufmerksamkeit beschäftigt sich bei den erregten Dementia praecox-Kranken kaum mit der Umgebung, während die Ablenkbarkeit gerade für den Manischen charakteristisch ist. Verbigeration und einförmiges sinnloses Silbengeklingel soll für Dementia praecox sprechen. Die heitere Verstimmung dieses Krankheitsbildes soll etwas Läppisches, Krampfhaft-ausgelassenes oder Gleichgültiges haben und ausserhalb jeder Beziehung zum Vorstellungsinhalte sein, alles im Gegensatz zu den Verhältnissen bei der Manie. Ausserdem ist bei der Dementia praecox ein Missverhältnis zwischen Rede- und Bewegungsdrang bemerkbar. Die Kranken können, wie Kraepelin sagt, in stürmischer Bewegung sein, ohne ein Wort zu sprechen, oder sie schwatzen unaufhörlich, ohne sich von der Stelle zu rühren und selbst ohne lebhaftere Gebärden.

Fast die gleichen Schwierigkeiten in der Differentialdiagnose wie gegenüber der Dementia praecox würden sich gegenüber der Amentia ergeben, wenn diese nicht von vornherein als eine ungemein seltene Psychose meist beim diagnostischen Wettbewerb zurückstehen müsste. Bei der Bearbeitung der sog. Amentiafälle der hiesigen psychiatrischen Klinik ist mir seinerzeit klar geworden, wie verzeihlich eine Fehldiagnose zwischen beiden Erkrankungen ist. Es fanden sich da Fälle, wo man aus dem Komplex der akuten halluzinatorischen Verwirrtheit mit allen klassischen Attributen mit Fug und Recht die Diagnose auf Amentia stellte und wo dann der weitere Verlauf oder bessere anamnestische Erhebungen zeigten, dass man es nur mit einem Zustandsbilde des manisch-depressiven Irreseins zu tun gehabt hatte Einige dieser Fälle will ich kurz skizzieren:

1. S. Pr. mit 23 Jahren 3 Monate lang melancholische Drepression; 6 rasch aufeinanderfolgende Geburten; nach der letzten mit 28 Jahren akute

halluzinatorische Verwirrtheit; Heilung nach 7 Monaten; 8 Jahre später schwere maniakalische Exaltation, die nach 5 Monaten in eine melancholische Depression umschlug.

2. E. R. mit 28 Jahren auf dem Boden der Erschöpfung akute halluzinatorische Verwirrtheit; nach 3 Monaten Heilung; nach $1^3/_4$ Jahren kurzdauernder halluzinatorischer Erregungszustand mit nachfolgender Depression; nach 4 Monaten Genesung; nach 2jähriger Pause zweites und ein weiteres Jahr später drittes Rezidiv der melancholischen Depression.

3. E. J. mit 39 Jahren offenbare „Erschöpfungsamentia" mit vorwiegender Depression; Heilung; nach 4 Monaten schwerer Depressionszustand mit Angst, Suiziddrang, Halluzinationen und paranoischen Elementen; nach 10 Monaten geheilt entlassen; 3 Jahre später akute halluzinatorische Verwirrtheit mit vorwiegend heiterer, ideenflüchtiger Erregung; Heilung nach 5 Monaten; seitdem 2 Jahre gesund.

4. E. M. mit 20 Jahren „vorübergehender Aufregungszustand"; mit 22 Jahren ohne sichtlichen Grund halluzinatorische Verwirrtheit; Heilung nach 6 Wochen; nach $2^1/_2$ Jahren mehrmonatlicher Depressionszustand in der Häuslichkeit, der dann einer hypomanischen Erregung Platz machte.

Man sieht aus diesen Beispielen, dass es manchmal unmöglich ist, aus dem Zustandsbilde die „deliriösen" Formen des manisch-depressiven Irreseins von der Amentia zu trennen. Das Moment der Verworrenheit (Inkohärenz) bei relativ guter Auffassung und mangelnder Ideenflucht kann bisweilen ein Unterscheidungszeichen sein, ebenso die Lebhaftigkeit der Sinnestäuschungen und die auch in der Ruhe fortdauernde Unklarheit und geistige Erschöpfung der Patienten bei Amentia.

Dass die Abgrenzung der dem manisch-depressiven Irresein zugehörigen präsenilen Formen depressiver Zustände von dem Gebiete des „depressiven Wahnsinns" sehr schwierig ist, ist oben schon ausgeführt worden. Selbst einem so erfahrenen Kliniker wie Kraepelin ist es trotz vielfacher Bemühungen nicht gelungen, die verschiedenartigen präsenilen Erkrankungsformen differentialdiagnostisch exakt voneinander abzugrenzen. Wohl einer der wichtigsten Gründe für diese Unklarheit ist das mehr oder weniger starke Eingreifen anatomischer (arteriosklerotischer) Prozesse in das Krankheitsbild, von denen dann auch der Ausgang der mit starker Wahnbildung, zahlreichen Sinnestäuschungen und zweifellos auch katatonischen Symptomen verlaufenden Psychosen in grössere oder geringere geistige Schwäche abhängt. So kann es nicht wundernehmen, dass gerade über diese Formen eine denkbar grosse Dissonanz in der Auffassung besteht und dass man oft nicht wird sagen können, ob man einen depressiven Wahnsinn im Sinne von Thalbitzer, Rehm u. a. oder eine Spätkatatonie vor sich hat.

Nicht zu vergessen ist bei der Differentialdiagnose die Hysterie. Eine „Symbiose" beider Erkrankungen ist immer möglich. Die konstitutionell Depressiven haben manche Ähnlichkeit mit dem hysterischen Naturell: Labilität des Gefühllebens, Beeinflussbarkeit der Stimmungslage

durch äussere Umstände und die starken und übertriebenen Affektentladungen. Deshalb sind auch die reaktiven Depressionen auf gemütserschütternde oder deprimierende Anlässe hin (Tod eines Angehörigen, pekuniäre Verluste, grosse Enttäuschungen, Erkrankung eines Kindes, unerwartete und deshalb sehr unliebsame Schwangerschaft) bei hysterischer Veranlagung nicht selten und erreichen dann eine sehr respektable Höhe des Krankheitsausmaßes. Auf gewisse hysteriforme Depressionen des höheren Lebensalters (Präseniums) hat Reiss aufmerksam gemacht. Es handelt sich dabei um ängstlich-hypochondrische Verstimmungen von typischem, an die Rentenhysterie erinnerndem Gepräge. Mit dem Wegfall der durch Gewohnheit, Erziehung, religiöse und ethische Vorstellungen garantierten Hemmungen infolge der Altersrückbildung entpuppt sich ein hysterisch veranlagter Persönlichkeitskern, der ein hypochondrisch-depressives Mäntelchen sich umhängt. Es fehlt in diesen Fällen der Mut zu genesen, was gleichbedeutend wäre mit Arbeit und Lebenskampf, und die Kranken bevorzugen die Flucht in die Krankheit. So sehen wir gerade im Zusammenhalt mit der Hysterie, wie mannigfach die Berührungspunkte des manisch-depressiven Irreseins mit anderen Ausdrucksformen der Entartung unserer Psyche sind. Bei genauer Anamnese und längerer Beobachtung wird es wohl gelingen, etwa einen hysterischen Dämmerzustand von dem manisch-depressiven Irresein zu trennen. Aber sonst wird manchmal die Diagnose einer „hysterischen Melancholie“ nicht ganz leicht sein. Ein unmittelbares Hervorgehen einer Melancholie aus einem psychischen Trauma spricht für Hysterie. Auch sind die hysterischen Depressionen doch mehr äusserlicher. Bei allen Klagen hat man den Eindruck, dass der Affekt nicht sehr tief geht. In den Äusserungen liegt oft etwas Übertriebenes, Theatralisches, das eigene Ich steht stark im Vordergrund, sowohl in den hypochondrischen Klagen, als auch in den Selbstvorwürfen. Die Aufmachung der Psychose zielt etwas auf den Eindruck auf die Umgebung ab und die Selbstmordversuche haben oft etwas Gemachtes, dem der eigentliche Ernst fehlt. Aber man soll mit der Skepsis nicht zu weit gehen; die hartnäckigsten Selbstmordkandidaten habe ich unter den Hysterien gefunden. Ich kenne eine, die sich zuerst mit Morphium und Veronal zu vergiften suchte, später beide Radiales durchschnitt und schliesslich aus dem zweiten Stocke sich herabstürzte.

Es versteht sich ganz von selbst, dass auch die Neurasthenie in differentialdiagnostische Konkurrenz mit manisch-depressiven Zuständen treten kann. Ich habe schon oben und bei der Besprechung der Zyklothymie darauf hingewiesen. Friedmann hat geradezu von einer „neurasthenischen Melancholie“ gesprochen und sie als exogen von den endogenen manisch-depressiven Melancholien abgetrennt. Als Kriterien hat er angegeben, dass bei der neurasthenischen Melancholie dem Krankheitsgefühl

eine weitgehende Krankheitseinsicht zur Seite stehe, ihr depressiver Affekt kein primärer, sondern aus peinlichen Anlässen herausgewachsener sei, dass keine Wahnideen, sondern nur Zwangszweifel bestünden; hypochondrische Ideen erschöpften sich bei ihr in der blossen Furcht vor der Krankheit, nie aber komme es zur wahnhaften Überzeugung des Vorhandenseins der Erkrankung. Es leuchtet ein, dass es oft unmöglich sein wird, zyklothyme depressive Schwankungen bei konstitutionellen Psychopathen von neurasthenischen Erschöpfungszuständen mit Depressionen auf konstitutioneller Basis zu unterscheiden. Hier kann auch der exogene ätiologische Faktor nicht viel helfen, da es bekannt ist, wie intensiv gerade die konstitutionellen Psychopathen auf einzelne affektbetonte Ereignisse und auf intensivere körperliche und geistige Inanspruchnahme reagieren.

Von der Schwierigkeit der Differentialdiagnose zwischen der Paranoia und dem manisch-depressiven Irresein war schon oben die Rede. Es gibt zweifellos Fälle, wo man lange Zeit im Dunklen tappt, bis eine ausgesprochene Phase des manisch-depressiven Komplexes die Situation taghell klärt. So ist mir ein Fall von einem 44jährigen Manne in Erinnerung, der erstmalig im Dezember 1894 in Berlin erkrankte. Er wurde sistiert, weil er eine Zechprellerei einer Kellnerin gegenüber begangen und ihr im Laufe einer erregten Auseinandersetzung seinen entblössten Geschlechtsteil gezeigt hatte. Im Wachlokal der Polizei schlug er die Türe der Sistierzelle ein. In der Klinik machte er dann einen halluzinatorischen Erregungszustand durch mit zahlreichen Verfolgungsideen, der ca. 3 Monate andauerte. In den folgenden Jahren war der Patient ruhig und arbeitsam. Im Jahre 1907 fiel den Anverwandten auf, dass er sehr von sich eingenommen war, alle Leute „kommandieren" wollte und keinen Widerspruch duldete. In seinem Geschäfte erklärte er, wer ihm nicht höflich komme und ihn bitte, den werfe er einfach zur Türe hinaus. So konnten Konflikte nicht ausbleiben und, da er auch den Behörden gegenüber kein Blatt vor den Mund nahm, wurde ihm der Bezirksarzt auf den Hals geschickt. In der Folge entwickelte er ein vollständiges querulatorisches Wahnsystem: er finde nirgends sein Recht, alle Welt blicke neidisch auf ihn, man schädige ihn in seinem Geschäfte, seinen Vater habe man auf die Seite gebracht, die Forstbeamten schädigten ihn durch Wilddiebereien in seiner Jagd. Die Behörden überschwemmte er mit Privatbriefen und Eingaben zum Teil beleidigenden Inhaltes und wurde auch bei seinen persönlichen Besuchen auf den Amtszimmern drohend. Mitbürger hielt er auf der Strasse an und insultierte sie gröblich. Wegen Gemeingefährlichkeit wurde er in die hiesige Klinik aufgenommen (6. XII. 08) und entmündigt. Am 31. III. 09 wurde er in die zuständige Pflegeanstalt überführt und von dort nach $^1/_2$ Jahre entlassen. Er verhielt sich dann

in der Folge ganz ruhig und pachtete eine Gastwirtschaft, verkehrte mit den Leuten durchaus normal und gab zu keinerlei Klage Anlass. Im Dezember 1912 kam er von selber in die Klinik mit einer ausgesprochenen melancholischen Depression: er machte sich schwere Selbstvorwürfe, ass und schlief nicht, äusserte Verarmungsideen und Lebensüberdruss. Schon nach 3 Wochen „genas" er und zog still und voller Dankbarkeit ab, nachdem durch unsere Vermittlung das Pachtverhältnis gelöst worden war. Wir hörten dann nichts von dem Patienten bis Ostern 1913. Da liefen an uns Karten ein: „Der Friede ist eingezogen, die Welt ist wieder zu neuem Leben erwacht" etc. Nun steigerten sich die Zuschriften unheimlich schnell und wurden, da von uns die erwartete Antwort ausblieb, zuerst spitz und dann beleidigend. Es dauerte nicht lange und das alte querulatorische Lied ging von neuem los, so dass die Behörden die zwangsweise Einlieferung wieder erwogen. Dieser entzog sich der Patient dadurch, dass er ausser Landes ging.

Es bedarf keiner weiteren Erklärung, dass es sich in diesem Falle um einen Manisch-Depressiven handelte, dessen manische Phasen durch ihre querulatorisch-wahnhafte Färbung die irrtümliche Annahme einer echten Paranoia hervorgerufen hatten.

X.

Behandlung.

Es kann nicht der Zweck meiner Darstellung sein, die Details der Behandlung des manisch-depressiven Irreseins hier zu erörtern. Ich möchte nur einige Gesichtspunkte zur Besprechung herausgreifen. Zunächst ist eine sehr wichtige Frage zu erledigen: die der Prophylaxe unter dem Gesichtswinkel der Erblichkeit. Ich kann hier nicht in extenso die Tatsachen auseinandersetzen, die auf Grund der modernen Erblichkeitsforschungen seit der Wiederentdeckung der Mendelschen Regeln auch für die Erblichkeitsbetrachtung in der Psychiatrie maßgebend geworden sind. Es kann wohl als ziemlich sicher angenommen werden, dass die Geisteskrankheiten im Sinne Mendels rezessive Merkmale darstellen, d. h. in Konkurrenz mit dem „Gesunden" (als komplexe Einheit betrachtet) diesem unterliegen oder gegen dieses zurücktreten. Bei diesen rezessiven Charakteren sind nur die homozygot-rezessiven Individuen manifest krank, während die sog. Heterozygoten wegen der Dominanz des „Gesunden" in ihrer Keimanlage zwar manifest gesund sind, aber die rezessive Krankheitsanlage latent im Keime tragen und deshalb gefährliche Partner bei der Paarung sind. Aus dieser Tatsache erklärt sich auch die bekannte, bisher unverstandene klinische Erfahrung, dass im Erbgange der Geisteskrankheiten bisweilen eine oder mehrere Generationen übersprungen werden, und dass das plötzliche Auftauchen von geisteskranken Kindern bei gesunden Eltern an der Tagesordnung ist. In Wirklichkeit waren diese eben nicht total gesund gewesen, sondern nur manifest gesund, aber keimkrank. Wenn sich nämlich zwei Heterozygoten paaren, die das Krankheitsmerkmal (in unserem Falle das psychotische) tragen, so kann nach der Formel

$$DR \times DR = DD + 2DR + \overline{RR}$$

ein homozygot-rezessives, d. h. geisteskrankes Kind neben gesunden auftreten. Es wird ein Hauptangelpunkt der ganzen Erblichkeitsforschung sein, die Heterozygoten bei rezessiv sich vererbenden Krankheitsanlagen zu erkennen. Weil uns nun die klinische Erfahrung zur Genüge die starke Vererbungsneigung des manisch-depressiven Irreseins gelehrt hat

(vgl. oben), so wird es unsere Pflicht sein, bei Eheschliessungen die Familien mit dieser Erkrankung besonders unter die Lupe zu nehmen und die Chancen der Vererbung abzumessen, die uns unsere derzeitigen Kenntnisse mit einiger Wahrscheinlichkeit an die Hand geben. Man hat mindestens die Pflicht, wenn man um die Vererbungsaussichten bei zwei Ehepartnern gefragt wird, deren Eltern, Grosseltern, Onkel und Tanten (1. Grades) und ihre Geschwister auf ihre psychische Qualität zu betrachten. Dann ergeben sich für die Praxis folgende Fingerzeige:

1. Auch gesunde Kinder aus der Ehe eines gesunden und eines geisteskranken Elters sind zur Paarung riskant, da sie alle heterozygot sind und deshalb das latente Krankheitsmerkmal tragen (DD × RR = 4 DR).

2. Haben zwei gesunde Eltern lauter manifest gesunde Kinder, so ist nur dann einige Garantie geboten, dass diese auch keimgesund sind, wenn das Fehlen von Fällen irgendeiner Geisteskrankheit in der kollateralen Verwandtschaft der Eltern (Geschwister der Eltern) wahrscheinlich macht, dass beide Eltern homozygot-dominante Individuen sind. Denn wenn das eine Elter ein Heterozygot ist, so können die Hälfte der Kinder auch Heterozygoten und zur Paarung gefährlich sein (DD × DR = 2 DD + 2 DR).

3. Haben zwei gesunde Eltern neben gesunden Kindern ein geisteskrankes, so müssen sie, falls andere z. B. keimschädigende Momente zur Erklärung dieses Krankheitsfalles fehlen, Heterozygoten sein und es ist gewagt, auch unter ihren gesunden Kindern zu wählen, da die überwiegende Mehrzahl davon Heterozygoten sind, die eben beim Zusammentreffen mit gleichgerichteten heterozygoten Ehepartnern wieder möglicherweise kranke Kinder liefern (DR × DR = DD + 2 DR + RR).

Es wäre ein grober Irrtum, wenn man nun glauben wollte, nach diesen Darlegungen untrüglich die Eheprognose stellen zu können. Aber vielleicht erhellt daraus für den einen oder anderen doch die Erkenntnis, dass die Vorsicht in diesen Fällen einmal wirklich nicht nur der bessere Teil der Tapferkeit, sondern in rassehygienischer Beziehung geradezu ein Verdienst ist. Vor allem aber muss sich jeder genau merken, dass die alte Überlegung: gesundes Blut sei in der Lage, krankes gewissermaßen quitt zu machen, sich leider als grundfalsch herausgestellt hat. Ich glaube, dass der Hausarzt hier ein überaus wichtiger Berater sein kann, wenn er die modernen Vererbungstatsachen sich aneignet und an das genealogische Gewissen seiner Klientel appelliert, das seine Pflicht darin sieht, die Fäden in der Hand zu halten, an denen unsere Herkunft hängt. Man kann die Dringlichkeit der Orientierung über die hier vorgetragenen Dinge nicht besser illustrieren, als an den manisch-depressiven Familien.

Rehm hat sich übrigens die Mühe gegeben, die Vererbungsfrage bei manisch-depressiven Individuen auch von dem entgegengesetzten Gesichtspunkte, ich möchte sagen, dem der vollendeten Tatsache, zu betrachten. Aus 19 Familien mit 51 Kindern wurden 44 Kinder untersucht. In 7 Fällen war der Vater, in 12 die Mutter manisch-depressiv. 52 % der Kinder zeigten seelische Entartung, 29 % aller Kinder konnten bereits in einem erweiterten Sinne als konstitutionell manisch-depressiv wegen dauernder Affektstörungen angesprochen werden. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Was die weitere Prophylaxe betrifft, so ist die Frage der Einleitung des Abortes bei manisch-depressiv Erkrankten zu erörtern. Nach unserer heutigen Rechtsauffassung kommt die Unterbrechung der Schwangerschaft im Interesse des Nachwuchses überhaupt nicht in Frage. Wir dürfen noch keine Eugenik treiben, die mit Rücksicht auf die unbestreitbar vorliegende Belastungsmöglichkeit lieber den Fötus opfert, als der Geburt eines kranken oder mindestens gefährdeten Individuums entgegensieht. Handelt es sich aber um die therapeutische Erwägung, ob man einer Schwangerschaftsmelancholie wegen der gefährdeten Mutter ein Ziel setzen solle, so stehen wir leider auch keinen eindeutigen Indikationen gegenüber. Denn wir wissen, worauf namentlich Alzheimer aufmerksam gemacht hat, die Beziehungen zwischen Schwangerschaft und manisch-depressivem Irresein keineswegs strikte zu formulieren. Es gibt Fälle von melancholischen Erkrankungen, wo die Depression nie eintrat, wenn die Frau schwanger war, sondern immer in den Zwischenzeiten. Bei anderen Patienten setzte die Melancholie in schwangeren und nichtschwangeren Zeiten ein. Der Einfluss der Unterbrechung oder der natürlichen Vollendung der Schwangerschaft auf den Verlauf der Psychose stellt sich in vielen Fällen als sehr gering heraus. Die Psychose überdauert manchmal die Gravidität, manchmal heilt sie während der Schwangerschaft ab. Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, dass einzelne Melancholien nach Einleitung des Abortes nicht nur nicht heilen, sondern sich rapide verschlimmern. Man soll also nie auf unbedingten Erfolg dieser Maßregel hoffen. Ob die melancholische Erkrankung überhaupt eine Gefahr und zwar eine erhebliche, wie sie das Gesetz als Vorbedingung eines einzuleitenden Abortes verlangt, involviert? Darüber lässt sich wohl nicht streiten, schon mit Rücksicht auf die häufige intensive Selbstmordneigung. Deshalb hat schon Jolly gerade bei den Fällen den Abort als unter Umständen erlaubt angesehen, wo die Suizidgefahr aufdringlich war. Andere Psychiater lassen allerdings diesen Grund nicht gelten und verweisen in den Fällen der Suizidgefahr mit strenger Geste auf die geschlossene Anstalt, wo die Psychose nebst Schwangerschaft unter der erforderlichen Bewachung absolviert werden soll. Das ist allerdings das bequemste,

doch will es mir scheinen, als ob damit nicht jede ärztliche Überlegung abgetan sei. Ich will gar nicht davon reden, dass, wie wir oben gesehen haben, auch die Anstaltsunterbringung kein idealer Schutz gegen die Suizidgefahr ist. Viel wichtiger ist mir die Feststellung, dass bei der Abwägung der Indikation zur Schwangerschaftsunterbrechung gegenüber der Irrenanstaltsbehandlung nicht allzu engbrüstig und ohne Rücksicht auf die in manchem Falle so dringende soziale Indikation verfahren werden soll. Ich denke dabei an die Fälle melancholischer Depression, bei denen (Friedmann) die Angst und Furcht vor der Geburt und neuerlichen Mutterschaft als eine abnorme psychopathische Reaktion der meist erblich belasteten und durch schwere Sorgen und Lebensschicksale körperlich und seelisch reduzierten Individuen zu einer überwertigen Idee wird. In diesen Fällen, wo der Depressionszustand rein psychogen vermittelt erscheint, hat Friedmann sofort nach der Beseitigung der erregenden Ursache i. e. der Schwangerschaft Heilung eintreten sehen. In Anbetracht dessen ist die Erwägung wohl erlaubt, ob es nicht besser sei, den Fötus zu opfern, als eine Mutter einer monatelangen weiteren Angst bei Einschliessung in einer Irrenanstalt zu überantworten, wo sie vielleicht nicht geheilt, sondern nur hingehalten wird bis zum Partus, während sie in den meisten Fällen in der Familie bei Mann und Kindern schwer vermisst wird. Man muss sich überlegen, ob die Gefahr einer derartigen Behandlung nicht gar auch noch darin liegt, dass in der Schwangerschaftsdepression der Grund zu einem dauernden körperlichen Siechtum (Tuberkulose bei erblicher Disposition) gelegt wird. Auch das ist eine Gefahr, die das Recht als eine Indikation zum Abort anerkennt. Dann wären noch die Fälle zu erwähnen, wo echte Melancholien jedesmal bei eintretender Schwangerschaft rezidivieren. Hier ist allen Ernstes daran zu denken, die Frau vor weiterer Schwangerschaft durch Sterilisierung (Tubenresektion) zu schützen, da die blosse Unterbrechung in ihrem Effekt zu unsicher ist.

Von den sog. Kupierungsversuchen ganz im Beginne der Erkrankung halte ich, wie ich schon oben ausgesprochen habe, gar nichts. Ich habe weder von hohen Bromdosen, noch von Opium, noch von Atropin irgend etwas anderes gesehen, als was bei der Erkrankung kommen musste und auch ohne die „Kupierung" gekommen wäre. Die spezielle Behandlung brauche ich hier nicht zu besprechen. Sie gehört in die Domäne des Psychiaters und in der Mehrzahl der Fälle ist von einer häuslichen Behandlung abzuraten. Ob ein Sanatorium oder eine geschlossene Anstalt zur Behandlung in Frage kommt, ist eine Entscheidung so individuell, dass man gar keine generellen Winke dafür geben kann. Zwei Punkte von grösster Tragweite müssen in erster Linie berücksichtigt werden, beim Depressiven die Gefahr des Suizids, beim Manischen der Schutz des Individuums und der Mitwelt

vor unüberlegten, materiell und ideell schädigenden Handlungen. Wer die Charaktere des Manischen kennt (vgl. oben), braucht keine detaillierte Ausmalung der gegebenen Möglichkeiten. Die Gefahr des Suizids wird vielfach unterschätzt. Dabei ist an die oft meisterhafte Verbergung diesbezüglicher Tendenzen unter der harmlosesten Maske zu erinnern. Mancher Arzt lässt sich gar das Ehrenwort geben, dass ein Kranker nicht Hand an sich lege, und ist dann beruhigt! Etwas zuviel Vorsicht kann nichts schaden. Aber es wäre pharisäischer Hochmut, wenn einer behaupten wollte, es könnte ihm kein Suizid passieren. Denn es ist verhängnisvoll: die wenigsten ereignen sich bei den ganz schweren Fällen, die auf den Wachabteilungen der Anstalten und in ständiger Einzelbewachung in einem Sanatorium sind; sondern die meisten bei denen, die man wegen des allgemeinen Zustandes unmöglich unter den unleugbaren Druck einer ständigen Überwachung stellen kann. Wobei nicht gesagt sein soll, dass nicht auch Selbstmorde auf den Wachabteilungen vorgekommen sind. Solange die Menschen Menschen sind, wird so etwas nicht zu vermeiden sein. Aber ganz sicher ist, dass es Fälle gibt mit kaum bewusster Suizidtendenz, bei denen ganz plötzlich, Gott weiss, durch welche Umstände, das Leben weggeworfen wird, während es jeder ärztlichen und menschlichen Kompetenz widerstrebt hätte, diese Patienten überall, selbst auf dem Gange zum Klosett, zu begleiten. Das mag ein Trost für den Arzt sein und ein Wink für die Herren Juristen, wenn das Strafgesetzbuch gegen ihn mobil gemacht oder ein Schadenersatz von ihm im Wege des Zivilprozesses erstritten werden soll.

Ich übergehe hier absichtlich die Besprechung der medikamentösen, diätetischen und hydropathischen Behandlung der manisch-depressiven Kranken. Es ist ja wohlbekannt, dass eine spezifische Therapie nicht existiert. Selbst dem wichtigsten Medikament bei der Depression, dem Opium, eignet nicht die Eigenschaft eines Allheilmittels.

Aber einer anderen ärztlichen Funktion will ich zum Schlusse noch gedenken, der forensischen und zivilrechtlichen Begutachtung. Es wird bei genauer Prüfung der Tatumstände im Zusammenhalt mit der psychischen Beschaffenheit des Täters nicht schwer fallen, zu entscheiden, ob bei einem Delikt einem manischen oder melancholischen Kranken der Schutz des § 51 zugebilligt werden darf, sei es, dass es sich um Gewalttaten im Raptus melancholicus, in höchster Angst oder bei einer leichteren Depression unter dem Einfluss abnormer Ausnahmezustände (z. B. Kindestötung bei einer schon in der Schwangerschaft bestehenden Depression, die sich durch den Einfluss des Puerperiums rapide und momentan verstärkte) oder um zum Teil schreckliche Verbrechen unter dem Drucke von Wahnideen handelt. Vorsicht ist aber immer geboten in den Fällen, wo z. B. ein Sittlichkeits-

verbrechen bei einem Depressionszustand begutachtet werden soll. Es kann sich auch um eine Depression physiologischer Wertung drehen oder sich eine krankhafte aus den Selbstvorwürfen, Gewissensbissen und Furcht vor der Strafe herausentwickelt haben. Bei Fällen im Rückbildungsalter wird immer auf eine etwaige geistige Schwäche zu achten sein. Bei den manischen Kranken liegen die möglichen Straftaten auf der Hand: Meistens ist der Alkohol dabei nicht ohne Einfluss, z. B. bei Beleidigungen, Zechprellereien, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Bedrohung etc. Auch bei Majestätsbeleidigungen, Gotteslästerungen und dergl. wird man bald das richtige Urteil haben, nicht weniger bei Betrugsversuchen und sexuellen Delikten. Zivilrechtlich ist in schweren Fällen von Manie die Geschäftsfähigkeit selbstverständlich aufgehoben, in leichter hypomanischer Erregung liegen oft Grenzfälle vor. Bei chronischer Manie kann die Entmündigung wegen der drohenden Untergrabung der moralischen und materiellen Existenz der Familie der berechtigte Wunsch der nächsten Angehörigen sein. Wenn man nach reiflicher Überlegung aller Umstände zu dem Urteil kommt, dass ein Zustand von Geistesschwäche im Sinne des Gesetzes vorliegt, wird die Entmündigung auszusprechen sein, auch wenn in medizinischer Hinsicht von einem Ausgang in Schwachsinn noch nicht die Rede sein kann.

Literatur.

1. Kraepelin, Lehrbuch der Psychiatrie, III. Bd. Klinische Psychiatrie, II. Teil. Leipzig 1913.
2. Pilcz, Die periodischen Geistesstörungen; Jena 1901.
3. Dreyfus, Die Melancholie ein Zustandsbild des manisch-depressiven Irreseins. Eine klinische Studie, Jena 1907.
4. Homburger, Die Literatur des manisch-depressiven Irreseins 1906—1910. Zeitschrift f. d. gesamte Neurologie und Psychiatrie, Referate, II. Bd. 1911.
5. Stransky, Das manisch-depressive Irresein. Handbuch der Psychiatrie, herausgegeben von Aschaffenburg; spezieller Teil. 6. Abteilung. Leipzig und Wien 1911.
6. Reiss, Konstitutionelle Verstimmung und manisch-depressives Irresein. Berlin, J. Springer, 1910.

Auf eine detaillierte Literaturangabe habe ich verzichtet. Wer sich die Mühe geben will, nach den Quellen zu gehen, den verweise ich auf die vorstehenden Arbeiten, die alle mit sehr ausführlichen Literaturverzeichnissen ausgestattet sind.

Buchdruckerei Carl Ritter, G. m. b. H., Wiesbaden.

Über krankhafte Ideen

Eine kurzgefasste Abhandlung

Von

Priv.-Dozent Dr. **Erwin Stransky**

in Wien



Wiesbaden

Verlag von J. F. Bergmann

1914

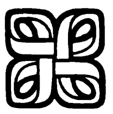
Über
krankhafte Ideen

Eine kurzgefasste Abhandlung

Von

Priv.-Dozent Dr. **Erwin Stransky**

in Wien



Wiesbaden

Verlag von J. F. Bergmann

1914

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben

von

Hofrat Dr. L. Loewenfeld in München.

Heft 99.

Zur Einleitung.

Die vorliegende kleine Abhandlung, zu der mir der Herr Herausgeber die Anregung gab, weicht, wie dem Leser alsbald klar werden dürfte, von dem Schema, in das man sich eine solche leicht gebracht denken könnte, erheblich ab. Als Ziel und Zweck derselben ist gedacht, auch dem Nichtpsychiater — der Psychiater findet ja meistens, wenn auch vielleicht nicht allenthalben, gut Bekanntes — einen gewissen Einblick zu bieten in die verschiedenen Arten krankhafter Ideenbildung und in ihre Bedeutung und ihre Zusammenhänge mit anderen psychischen Lebenserscheinungen. Wer nun etwa erwartet, ich hätte diese Aufgabe in Form eines quasi Sammelreferates über alles Bekannte oder Geschriebene gelöst, der würde diese seine Vermutung nur zu einem kleinen Teile verwirklicht finden. Eine solche Aufgabe hätte mich nicht allzusehr verlockt, da ich zu so hervorragenden Arbeiten, wie etwa zu jener Friedmanns „Über den Wahn", trotz nicht geringer Auffassungsverschiedenheiten zwischen diesem Forscher und mir, oder zu jener Obersteiners „Über die vergleichende Psychologie der Sinnesqualitäten", um nur aufs Gerathewohl einiger in dieser Sammlung oder im gleichen Verlage oder anderwärts erschienener Werke zu gedenken, gerade nur eine Art Ergänzung oder Paraphrase hätte schreiben können.

Ich habe es demnach vorgezogen, weil mir dies dankbarer und zweckdienlicher erschien, in zwangloser Gruppierung, aber, so hoffe ich, doch in logischer Verknüpfung die wichtigsten in Betracht kommenden Gesichtspunkte vorzuführen, in dieses Gebilde aber auch manches hineinzuweben, was scheinbar fernab liegt, allein, wie mir vielleicht darzutun gelungen ist, eben nur scheinbar; vielleicht auch wird der Leser unter der erdrückenden Fülle wohlbekannter Dinge da und dort so etwas wie einen neuen Gedanken oder wie eine neue Tatsachenbeleuchtung erkennen; und vielleicht auch wird er es mir verzeihen, wenn ich mir manches sozusagen von der Seele weggeschrieben habe. Allen kann man es ja freilich nicht recht machen, zumal wenn man auf der

einen Seite unmöglich Vollständigkeit zu bieten vermag, weil man bei der gebotenen räumlichen Beschränkung sonst zu knapp und trocken werden müsste, auf der anderen ebensowenig wie auf Elektivität auch auf ein wenig Subjektivität völlig Verzicht leisten wollte und konnte: c'était plus fort que moi.

Und so übergebe ich denn diese kleine Abhandlung der Öffentlichkeit.

Wien, Ostern 1914.

Erwin Stransky.

Summarisches Inhaltsverzeichnis.

Einleitung. — Allgemeine Begriffsabgrenzung. — Affekt und Idee. — Völkerpsychologisches. — Suggestionswirkungen. — Verstandes- und Affektlogik und Betrachtungen hierüber. — Psychische Epidemien. — Wunschträume. — Charakterschwankungen und Ideen. — Autochthone Ideen und Verwandtes. — Gefühlsperversionen. — Assoziative Störungen und Ideenbildung. — Gedächtnisstörungen. — Sinnestäuschungen. — Nochmals einiges Völkerpsychologisches. — Überwertige Ideen. — Über Wahnideen. — Über Wahnbildung. — Wahninhalte. — Von der Paranoia. — Verschiedene Wahnformen und wahnbildende Psychosen. — Intrapsychische Ataxie. — Wahnsystematisation. — Induktion. — Zwangsideen. — Abnorme Phantasietätigkeit. — Wahnhafte Einbildung und Wachträumerei. — Schlussbemerkungen.



Zu den Gemeinplätzen der Psychopathologie zählt der Satz, dass es eine schärfere Grenzlinie zwischen Gesund und Krank nicht gibt.

Dieser Satz, der für das praktische Leben und insonderheit für die Psychiatrie von fundamentaler Bedeutung ist, darf nun natürlich nicht etwa gleich dahin missverstanden werden, als wäre die Psychopathologie nichts anderes als ein Anhang der Psychologie, als liessen sich die Gesetze krankhaften psychischen Geschehens samt und sonders mühelos und zwanglos aus jenen des gesunden Seelenlebens herleiten. Nichts wäre verfehlter als eine solche Annahme, müsste sie doch zu dem Trugschlusse verleiten, als läge zwischen psychischer Krankheit und psychischer Gesundheit auch pathogenetisch nirgendswo eine Cäsur; und das wäre nun sicherlich eine vollkommen unrichtige Annahme, wie Cl. Neisser mit Recht betont hat. Denn wenn auch die allgemeinen Elemente psychischen Geschehens da wie dort die gleichen sind, und wenn auch in specie die Grenzzustände und die leichten abortiven Formen psychischer Störung differentialdiagnostische Schwierigkeiten bereiten: zwischen ausgesprochener psychischer Krankheit und voller psychischer Gesundheit besteht ein sehr bedeutender Wesensunterschied insoferne, als ja wie an der Schwelle einer jeden Krankheit, so auch an der Schwelle einer jeden Geistesstörung eine Krankheitsursache steht. Ganz so aber wie jene pathogenetischen Momente, die eine Unterbrechung oder sonstige Störung in einem nervösen Zentrum oder in einer nervösen Bahn niederer Ordnung setzen, die gegebenen elementaren Funktionseinheiten, aus denen sich die ja so unendlich komplizierte Funktion eines Organkomplexes oder des Gesamtorganismus zusammensetzt, derart umgruppieren, dass das Funktionieren nun ein abnormes, krankhaftes wird: ganz so ist es auch im Leben der Psyche der Fall.

Wenn auf einem Teilgebiete der Psyche Krankheit und Gesundheit wenigstens in gewissen Belangen zueinander kommen können, wenn es da Übergangsmöglichkeiten auch in dem Sinne gibt, dass selbst kompliziertere seelische Gebiete, rein als solche genommen, nicht eindeutig das eine Mal für Produkte eines kranken, das andere Mal für Produkte eines gesunden Seelenlebens angesprochen werden können, so ist es auf dem Gebiete der Verstandestätigkeit; es mag

sich nun um die Form oder um den Inhalt handeln, um die Art des Ablaufs und der Verknüpfung der assoziativen Elemente untereinander, oder um die Produkte, die diesem Geschehen ihren Ursprung verdanken. So oder so, in sehr vielen Fällen — freilich leider nicht in allen — kann man auf den ersten Entscheid nicht sagen, ist das oder jenes, ist diese oder jene räumlich oder zeitlich abzuschätzende Art assoziativen Geschehens und Reagierens einem normalen oder einem pathologischen Grosshirn entsprossen; und wir können auch oftmals nicht sagen, ist diese oder jene Idee an und für sich genommen Produkt gesunden oder krankhaft gestörten Denkens.

Doch halt, da haben wir ja schon von „Ideen“ gesprochen, sind also nolens volens schon an die Schwelle unseres eigentlichen Themas geraten. Indes, ehe wir dieses selber anschneiden, wollen wir zunächst noch eine Reihe von einleitenden Feststellungen vornehmen.

An und für sich genommen, meinten wir, könne einem Assoziationsablauf, könne einer Idee die Krankhaftigkeit oftmals nicht angesehen werden. Da haben wir schon zwei wichtige Einschränkungen. Sehen wir sie uns etwas näher an. Setzen wir den Fall, jemand hätte die Idee, er sei totkrank: wie sich da dieser Gedanke präsentiert, verdient er noch nicht die Bezeichnung „krankhaft“; oder ein anderer Fall: in jemandem vollziehe sich die Gedankenverbindung „Rose-rot-heute rot morgen tot“, so ist auch das an und für sich gewiss nicht als eine krankhafte Ideenaneinanderreihung zu bezeichnen; und doch kann eine Ideenverkettung solcher Art typisches Krankheitszeichen sein, ebenso wie die Idee, unrettbar dem Tode verfallen zu sein. So lange wir nun aber von gar nichts anderem wissen, als dass ein Mensch diese Idee oder jene Gedankenreihe produziert habe, vermögen wir nicht zu entscheiden: sind die Dinge einem gesunden oder einem kranken Gehirn entsprossen. Wir könnten die Beispiele noch beliebig vermehren. Es ist daher in der Regel gar nicht möglich, das zu tun, was im praktischen Leben vom Arzte, insbesondere aber vom Psychiater immer und immer wieder verlangt wird: auf Grund irgend eines Einzelsymptoms eine klinische Diagnose stellen zu können oder auch nur die fundamentale Entscheidung zwischen Gesund und Krank zu fällen. Wir brauchen dazu eben mehr, wir müssen die Persönlichkeit und müssen die Umstände kennen, unter denen, wenn wir bei unserem Beispiele bleiben wollen, eine derartige Gedankenreihe zustande kam. Nehmen wir also einmal die Ideenverbindung „Rose — rot — heute rot morgen tot“ nochmals her. So wie sie sich da präsentiert, scheint sie im ersten Hinzusehen abspringend, gesundem Denken fremd, erscheint sie wie eine keinen tieferen logischen Zusammenhang ergebende Aneinanderreihung, eine Spielerei mit irgendwie bekannten Wortbegriffen; und doch brauchen wir nur das Spiel unserer eigenen Assoziationen losge-

löst von sprachlich-grammatikalischer Ausdrucksform näher ins Auge zu fassen, und wir werden uns zahllose Male bei gleichartigen Gedankenverbindungen betreten; ja es kann etwa in zerstreutem Dahinträumen sich ereignen, dass wir eine Gedankenreihe in solcher Form auch lautsprachlich zum Ausdruck bringen, ja dass wir als ganz Gesunde Gedankenreihen sprachlich laut werden lassen, die an schizophrenischen Wortsalat gemahnen, etwa im Zustande unaufmerksamen Dahinduselns oder Drauflosredens; und doch deutet die schon berührte Beziehung darauf hin, dass sich dieselben Dinge als sehr charakteristische Kennzeichen bei der Dementia praecox finden, aber, und das gilt insbesondere von dem vorhin gewählten Beispiele, auch in manischen Zuständen! Oder nehmen wir die Idee des Totkrankseins; man wird zugeben, es ist niemand unter uns, dem sich, er sei psychisch noch so intakt, eine solche Idee nicht schon wiederholt im Leben aufgedrängt hätte, ohne gerade objektiv begründet gewesen zu sein; gleichwohl finden wir gerade Ideen solcher Färbung nicht nur in den verschiedensten Fällen geistiger Störung, sondern es kann die Idee, ein Todeskandidat zu sein, vielen psychotischen Zustandsbildern gewissermassen erst die charakteristische Note verleihen; so etwa bei Melancholischen, bei gewissen Paralytikern und bei hypochondrischen Psychoneurosen verschiedener Art.

Worin liegt nun das Unterscheidende? Da dürfen wir nun sagen: nicht auf das „Was“, nicht auf den Ideeninhalt, sondern auf das „Wie“, auf die Umstände, unter welchen, auf die Art, auf die eine Idee zustande kommt, ist bei der Beurteilung das Schwergewicht zu legen. Man könnte diesen Satz sogar noch schärfer fassen: es kennzeichnet nicht so sehr die Idee die Persönlichkeit, sondern die Persönlichkeit in weitaus höherem Masse die Idee. Gestehen wir es nur uns ein: ziehen wir nicht auch im Alltagsleben des öfteren ganz den nämlichen Schluss, und geschieht dies nicht in allererster Linie gerade auf wissenschaftlichem Gebiete? Wenn wir etwa von einer Idee, einem Gedanken, einer wissenschaftlichen Arbeit oder Studie hören, fragen wir uns denn da nicht immer vor allen Dingen: wer ist der Autor, um dann danach unser Werturteil gleich von vornherein nach einer bestimmten Richtung zu orientieren? Wissen wir nicht jeder aus eigener Erfahrung, wie hart es gerade aus eben diesen Gründen dem nicht etwa durch einen klangvollen Namen einer anerkannten Autorität eingeführten und gedeckten Anfänger wird, selbst mit guten Leistungen so etwas wie wissenschaftlichen Kredit zu erringen? Zugegeben, dass diese oft nur unbewusst befolgte Regel auch zu Ungerechtigkeiten führen kann, dass sie manchem ehrlich Strebenden den Aufstieg zur Anerkennung unmöglich macht oder sehr erschwert, wir werden wohl nie ganz darauf verzichten wollen oder überhaupt verzichten können, sie zur Anwendung zu bringen, wir werden sie oft nur unbewusst immer wieder aufs neue

zur Geltung gelangen lassen; um so mehr, als allzu grobe oder allzu lange vorhaltende Ungerechtigkeiten des Urteiles dadurch hintangehalten werden, dass ja jede neue Idee zumal auf wissenschaftlichem Gebiete *begründet* werden muss, und schon die Art der Beweisführung auch dem ferner Stehenden eine gewisse Beurteilung auch bislang Unbekannter ermöglicht; wenngleich zuzugeben ist, dass solche Werturteile durch persönliches Kennenlernen oft recht einschneidende Modifikationen nach der besseren oder nach der schlechteren Seite hin erfahren.

Ziehen wir aus dem Ausgeführten die Nutzanwendung für unser engeres Thema, so werden wir den Satz, den wir vorhin aussprachen, folgendermassen formulieren können: *die Krankhaftigkeit einer Idee liegt niemals in ihr selbst und allein begründet, sondern kann stets nur erschlossen werden aus den Bedingungen, unter denen die Idee zustande kam, und vor allen Dingen aus der Persönlichkeit, von der sie konzipiert worden ist.* Selbst ganz ungeheuerlich unsinnige Ideen können Produkte aus Unwissenheit, Irrtum, Aberglauben oder — scherzhafter Laune sein, und das alles ist ja noch lange nicht Krankheit. Es ergibt sich aus dem Gesagten zwanglos die Folgerung für die Praxis, dass man über niemanden ein apodiktisches Urteil abgeben sollte, auch nicht auf Grund der verlockendsten Schilderungen und — Zeitungsberichte, den man nicht *persönlich* gesehen und untersucht hat; die Befolgung dieser Regel würde die Quellen zahlreicher „Widersprüche“ zwischen Psychiatern zuschütten.

Es erwächst uns daher, wenn wir nun das Thema „krankhafte Ideen“ näher erfassen wollen, eine zweifache Aufgabe: einmal die, uns mit den verschiedenen Entstehungsbedingungen solcher Ideen bekannt zu machen; und daran schliesst sich die andere, die verschiedenen Arten krankhafter Ideen, wenigstens soweit sie praktisch ein besonderes Interesse darbieten, als solche Revue passieren lassen.

Wie entstehen krankhafte Ideen? Krankhafte Ideen entstehen natürlich vor allem auf dem Boden psychischer Krankheit oder Anomalie. Da es nun sehr verschiedene und zahlreiche Formen psychischer Störung gibt, gibt es demnach auch sehr verschiedene und zahlreiche Entstehungsbedingungen krankhafter Ideen. Sie sind so ziemlich identisch mit den untereinander wiederum sehr verschiedenen allgemeinen Erscheinungen psychischer Störungen.

Zunächst und, das sei gleich vorweggenommen, in überwältigend vorherrschendem Ausmasse und Grade sind *Affektstörungen* die ergiebigsten Quellen krankhafter Gedankenproduktion. Schon aus der eigenen inneren Erfahrung ist jedem von uns reichlich bekannt, wie enorm der Einfluss der Affekte auf unser Denken ist. Erstlich ist geordnetes Denken bekanntlich ohne Führung von Leit-, Ziel-, Obervor-

stellungen gar nicht möglich, und derlei Obervorstellungen sind ja gerade dadurch vor den übrigen ausgezeichnet, dass auf ihnen ein besonderer Gefühlswert ruht, jener des Interesses, der Aufmerksamkeit, also vor allem affektiver seelischer Gebilde. Aber nicht nur formell wird unser Denken von der Affektivität her gelenkt. Wir wissen, dass wir inhaltlich ganz verschieden und ganz Verschiedenes produzieren, je nachdem, in welcher Stimmung wir es tun, in guter oder in schlechter, in gedrückter oder in angeregter, und das kann bekanntlich (wir werden auf diese interessanten Spaltungsmechanismen der Persönlichkeit noch zurückkommen) soweit gehen, dass uns etwa Ideen, die wir in einer bestimmten Stimmung konzipiert haben, in einer anderen Stimmungslage derart fremd sein können, als wären es nicht unsere eigenen. Kommt es nun gar, was bekanntlich noch in normaler Breite möglich ist, zu Stimmungsexzessen irgendwelcher Art, zumal zu Regungen von Zornmütigkeit, dann kann die dadurch bedingte Störung der assoziativen Verknüpfungen, die ja die Grundlage alles Denkens sind, dann kann die durch die Gewalt des Affektsturmes erzeugte Charakterablenkung Gedankengebilden zur Entstehung verhelfen, welche hart an der Grenze dessen stehen, was in gewissen krankhaften Ausnahmezuständen an Ideen geboren wird: Gebilden, die dem ganzen sonstigen Denken so sehr fremd gegenüberstehen, dass sie, sowie sich die Wellen der Erregung besänftigt haben, oft zum Objekt bitterer Selbstbeschuldigung werden; namentlich sofern sie in Rede und Tat umgesetzt worden sind. („Im Zorn kennt sich der Mensch nicht.")

Unter pathologischen Verhältnissen nun, sei es, dass es sich um quantitative, sei es, dass es sich um qualitative Störungen handelt, geben Affekterregungen, Affektstörungen überhaupt einen besonders üppigen Nährboden für abnorme Gedankenverbindungen ab. Erfahrungsgemäss sind es vor allem depressive Stimmungen und Affekte, die ihrer besonderen Nachhaltigkeit entsprechend die allerergiebigste Quelle krankhafter Ideenkomplexe darstellen. Auch da können wir in gewisser Hinsicht an unsere psychologischen Erfahrungen anknüpfen, weiss doch ein jeder von uns, wie sehr depressive Verstimmungen aller Art die Entstehung pessimistischer Gedankengänge bahnen, wie sie die Erinnerung an alles das, was der Stimmungsdominante zusagt, fördern, die Erinnerung dagegen an die mit ihr nicht in Einklang stehenden Vorstellungen hemmen und unterdrücken, ja wie sie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in ihrem Sinne vorstellungsmässig umzufälschen, zu assimilieren imstande sind; der Affekt schafft sich den ihm adäquaten Vorstellungsinhalt, und gegenüber der ungeheuren Macht des Stimmungslebens, der Affektivität über unsere Seele versagt jede kritische, aus logischer Erwägung geborene Einwendung. Ganz besonders unter pathologischen Verhältnissen nun und insbesondere in den

melancholischen Zuständen sehen wir alle diese Mechanismen in gewissermassen extremer Vergrösserung, aber auch oft in qualitativer Verzerrung wirksam, was dann im Vorstellungsinhalt der Kranken zum Ausdrucke kommt. Diese Kranken sind von einem hoffnungslosen Pessimismus erfüllt, alles sehen sie nur im trübsten Lichte, jedem Versuch, diese ihre objektiv unbegründeten pessimistischen Ideen zu korrigieren, mag man ihnen auch tausendfach greifbare Gegenbeweise und Tatsachen vor Augen führen, sind sie unzugänglich; alles zerschellt ohnmächtig an der granitenen Mauer der aus der herrschenden Verstimmung geborenen und, so lange sie herrscht, durch nichts zu erschütternden pessimistischen Ideen, deren Objekt in vielen Fällen nicht allein der Kranke selbst ist, der sich für unheilbar, für verloren, für minderwertig, für schlecht, für gefühllos hält, sondern auch seine Umgebung, ja seine Umwelt im weitesten Sinne, in die er sein eigenes Elend hineinprojiziert. Wir werden noch weiter unten in einem anderen Zusammenhange sehen, wie ungeheuer die Übermacht der Affekte über Logik und Tatsachen ist, auch beim Gebildetsten. Nicht was ein Mensch gelernt hat, nicht was er wahrnimmt, nicht was er an logischem Kalkül zu leisten vermag, gibt seiner Ideenbildung die charakteristische Note, sondern wie und was er fühlt; und man verstünde viele Erscheinungen im Leben besser, wollte man dieser schlichten Tatsache mehr, als es vielfach geschieht, gerecht werden, wollte man davon ablassen, die Menschen, die Dinge, die Geschehnisse rein verstandesmässig erfassen und auswerten zu wollen, wollte man besser begreifen, dass das Unbegreifbare und Unerklärbare allermeistens auf dem Untergrund des Stimmungslebens ruht, von Stimmungen und Verstimmungen, die demjenigen alles erklären, der sie kennt, und das ist meistens nur derjenige, der sich einzufühlen vermag. Auf die Nutzanwendung aus diesen Dingen werden wir noch zurückkommen.

Kehren wir einstweilen wieder zur Pathologie zurück. Es war vorhin von den depressiven Verstimmungszuständen die Rede; das Gegenstück derselben sind die expansiven Verstimmungszustände, wie sie vor allem in der Manie und in allen manischen Bildern dominieren. Nun, wir wissen, wie sehr, wenngleich expansive Affekte meistens nicht jene anhaltende Macht über die Psyche haben wie depressive, auch da die Stimmung den Vorstellungsinhalt modelt und sich anpasst; den pessimistischen Ideen des Melancholischen steht der so häufig unverwüstliche, rosige Humor und Optimismus des Manischen gegenüber, der, wenn schon nicht, wie umgekehrt durch eine Art Kontrastwirkung so oft beim Melancholischen die Vergangenheit, dafür um so mehr Gegenwart und Zukunft im strahlendsten Lichte sieht; wir wissen aber auch weiter, wie sehr die Vertreter einer anderen vorwaltend expansiv gefärbten Affektgruppe, wie Zorn und Wut, den Vorstellungs-

inhalt in ihrem Sinne zu beeinflussen vermögen, und gerade auch da gibt uns die Manie klassische Belege an die Hand. So ein Maniacus kann, wenn er in seinem oft tollen Ungestüm gegen die durch die Natur gegebenen Wehren anrennt, die seinen Exzessen ein natürliches Halt gebieten, nicht nur in gewaltigstem Zornaffekt aufschäumen, sondern es kommt dann oft zur Konzeption veritabler Schädigungsideen; bedingt ja doch die krankhafte expansive Verstimmung auch eine ebensolche Veränderung des Selbstgefühls, und diese wiederum wird zur Grundlage für eine gleichsinnige Erhöhung des Selbstbewustseins. Aus dieser letzteren aber entspringt die Einsichtslosigkeit des Kranken nicht nur für seine Krankheit, sondern auch für die seinem Betätigungs- und Expansionsdrange gezogenen natürlichen oder gesetzlichen Grenzen. Sehr mit Recht hat namentlich Hoche darauf hingewiesen, wie gerade das ausgesprochen erhöhte Kraft-, Freiheits- und Gesundheitsgefühl Manischer die Lehre von der Freiheit des Willens zuschanden mache (man denke auch an das Glücksgefühl bei manchen Vergiftungen!). Aus solchen Verhältnissen heraus müssen sich ja aber Beeinträchtigungsideen in der Seele des Kranken entwickeln. Kein Wunder, wenn so gar nicht selten Manische sub titulo „Verfolgungswahn" dem Arzte zugeführt werden; natürlich handelt es sich um ganz anders konstellierte und aufgebaute Verfolgungsideen als wie etwa bei den paranoischen Prozessen, von denen später die Rede sein wird.

Die affektiven Erkrankungen, in erster Linie das manisch-depressive Irresein illustrieren also in oft eindeutigster und durchsichtigster Weise die Entstehungsmöglichkeiten krankhafter Ideen aus Affekten, welch letztere im gegenständlichen Falle zwar krankhafte genannt werden müssen, sich aber von normalen Affekten hauptsächlich dem Massstabe nach unterscheiden. Im Rahmen des manisch-depressiven Irreseins können wir aber auch einen anderen Mechanismus in recht netter Ausprägung wirksam sehen, dessen Rudimente uns übrigens auch in der normalen Seelenkunde häufig genug aufstossen: wir meinen die „Ambivalenz", welchen treffenden Begriff Bleuler geprägt hat. Wir sehen nicht selten in der depressiven Phase irgend einen Vorstellungskomplex ausgesprochen unlustbetont, der in der manischen Phase vom intensivsten Lusttone getragen scheint. So ist es weiter nicht selten, dass Personen, zu denen der Kranke nicht bloss in der Depression, sondern auch im Intervall mit Respekt und Vertrauen emporblickt, in der Manie Gegenstand seines Spottes, seines Zornes, seines Hasses werden, oder dass Menschen, die er in der Manie mit seiner besonderen Sympathie und Verehrung bedenkt, im Intervall ihm eher minder sympathisch sind. Ich verfolgte fast über ein Jahrzehnt eine solche Patientin, die ganz speziell und im Gegensatz zu vielen anderen Ärzten für mich, sofern ich, während sie gerade eine Manie

durchmachte, mit ihr befasst war, kaum etwas anderes als Hohn, Geringschätzung, ja geradezu Abneigung übrig hatte, indes sie sich im Intervall wie in manchen leichten Depressionen mit einem fast kindlich demütigen Vertrauen gerade an mich sich zu klammern pflegte. Dabei handelt es sich nicht etwa um eine geistesschwache und verworrene Patientin, sondern um einen Fall, der auch in schwerster Manie oder Depression fast immer vollständig klar ist, ja um eine sogenannte „geistreiche" Manisch-depressive, deren Dauerdefekt, sofern man von einem solchen sprechen darf, vor allem auf ethischem Gebiete gelegen ist, während sich durch die vielen Jahre ein Maass von Esprit recht ungeschmälert erhalten hat. Solche merkwürdige Gegensätzlichkeiten sind recht interessant. Sie tun dar, wie sehr unser Denken ganz insbesondere unter pathologischen Verhältnissen durch Affekte getragen und bestimmt wird, die sich den Ideeninhalt formen und modeln. Sie illustrieren darüber hinaus noch etwas anderes: Die enge Berührung und Verwandtschaft aller Gegensätze, aller Kontraste im Seelenleben; eine Verwandtschaft, die schon bei früherer Gelegenheit von Bleuler betont worden ist. Gegensätze im Seelenleben, auch im Denken und speziell im Denken gehen ja zurück auf Gegensätzlichkeiten der Leitvorstellungen; und Leitvorstellungen sind, wie wir wissen, besonders affektstark. Zwischen gegensätzlichen Affekten gibt es aber weit mehr Berührungspunkte als zwischen bloss disparaten, die in keinerlei Polaritätsverhältnis zueinander stehen. Auf Gewitter folgt gewöhnlich Schönwetter, und Hass und Liebe wohnen enge beieinander, ja Hass ist oft nichts anderes als „verdrängte" Liebe, wie Kenner besonders der weiblichen Psyche schon gewusst haben, ehe es noch eine „Psychoanalyse" gegeben hat; nur Gleichgültigkeit ‚tötet". Sinngemäss kann man dies auch auf die Welt der Ideen anwenden. Unwillkürlich fällt einem hier das Wort eines bedeutenden ‚österreichischen Staatsmannes ein, der einmal launig und doch tief sinnig gemeint hat: wenn von zwei Leuten der eine „weiss" sage und der andere „nein, schwarz", so sei trotz alledem immerhin noch die Möglichkeit einer Verständigung gegeben; wenn aber der eine „weiss" sage und der andere „nein, Leberknödel", dann sei es unmöglich, zwischen den beiden Meinungen einen Ausgleich zu vermitteln. Hier liegt einer der tiefsten Gründe, warum Affektmenschen, warum Affektvölker einander oft über Abgründe hinweg instinktiv zu finden wissen, und warum ein oft in heissem Brande emporlodernder Gelegenheitshass zwischen ihnen so häufig rasch in ebenso stürmische Liebe umschlägt; zum Staunen der ewig nur logisch wertenden und logisch klügelnden Verstandesmenschen und Verstandesvölker. Unseligerweise wird auch das deutsche Volk auf Kosten natürlicher Gemütsbildung viel zu einseitig intellektualistisch verkrüppelt. Intellektmenschen nämlich lassen, kühl wie sie selber sind, auch andere kühl, und trotz oft redlichsten

Mühens wissen sie sich Sympathien meist ebensowenig zu erringen wie sie selber solche zu konzipieren vermögen; sie wirken nicht polar, sie können sich nicht einfühlen und man kann sich in sie nicht einfühlen, sie haben daher oft mit unverhältnismässig und unverdient grossen Schwierigkeiten zu kämpfen, deren sie dann oft wieder nur mit Gewalt Herr werden können, weil die Logik allein in der Regel nichts hilft, und ein Ausgleich vorhandener Spannungen zwischen ihrer Seele und der Seele anderer schwer möglich ist. Einer der Gründe, warum ein so ausgezeichnetes Volk wie die deutsche Nation leider so wenig moralische Eroberung zu machen weiss, liegt in der dicht neben ungewöhnlicher und unnachahmlicher Tüchtigkeit und verstandesmässiger Durchbildung wohnenden, meiner tiefinnerlichen Überzeugung nach viel und noch einmal viel zu weit getriebenen und mit schulmeisterlicher Pedanterie forcierten Zurückdrängung der natürlichen Affektivität und ihrer zwanglos gemütlichen, herzenswärmenden Regungen durch die allzu straff gezügelte, insbesondere norddeutschen Maximen entsprechende Erziehungsmethode; die herzliche und daher auch herzgewinnende Natürlichkeit, aber auch die im tiefsten Grunde affektiv bedingte elegante Liebenswürdigkeit und Charme, mit der sich der Franzose die Welt erobert, wird in der deutschen Jugend durch eine falsch gerichtete Pädagogik trotz der im Germanentum steckenden Anlage zu echtester Grazie (siehe Schweden, Dänen, Holländer u. a.) nicht nur nicht entwickelt, sondern als etwas angeblich Minderwertiges im Keime unterdrückt; die traurigen, für die Weltstellung der Nation so fatalen Folgen sehen wir täglich deutlicher. Was wäre erst der Deutsche, liesse man ihm seine natürliche Herzlichkeit und Charme!

Wir haben hier einige Spezialfälle herausgegriffen, um darzutun, von welch überragender Bedeutung Stimmungen und Affekte für die Ideenbildung sind, und wie dies bereits unter normalen, ganz insbesondere aber unter abnormen Verhältnissen zum Ausdrucke kommt. Bei Erörterung der Charaktereinflüsse auf die Ideenbildung werden wir auf dieses Moment noch einmal zurückkommen müssen. Einstweilen wollen wir uns anderen Mechanismen zuwenden, die übrigens zu den bisher erörterten in ziemlich nahen Beziehungen stehen. Wir wollen von der Suggestion und ihren Wirkungen sprechen. Suggestibilität ist bekanntlich eine ziemlich allgemeine Eigenschaft der Menschen, Suggestion eine der am reichlichsten fliessenden Quellen der Ideenbildung. Bei Lichte besehen, erscheint nun auch der Einfluss der Suggestion einschliesslich der Autosuggestion in allererster Linie als ein affektiver; Vorstellungen, denen ein besonderer Affektwert zukommt, öfter noch aber solche, die einen hohen latenten Affektwert besitzen, neigen erfahrungsgemäss ganz besonders dazu, überwertig zu werden, wie wir noch später sehen werden. Gelangt nun von aussen her eine Vorstellung

in unser seelisches Blickfeld, die geeignet ist, mächtige Gefühlswerte auszulösen, oder gelangt sie, denn der Gefühlswert der Vorstellungen richtet sich häufig nach innerer oder äusserer Konstellation, man denke nur an die oben erörterte Ambivalenz, unter Umständen in unser Bewusstsein, die ihr besonderen Gefühlswert verleihen, dann wird sie darin sehr leicht zum Range einer Ober-, einer Leitvorstellung erhoben, die auf unser Streben und Wollen einen besonders mächtigen Einfluss ausübt. Sehr häufig ist dieser „affektive" Mechanismus nicht so ohne weiteres evident, weil die Gefühlsmomente, welche eine Idee zum Range einer leitenden machen, nicht manifest, sondern nur latent vorhanden sind; allerdings aber eine beständige Bereitschaft besteht, dank der diese Gefühle an bestimmte und dann in der Regel von aussen her kommende Ideen mit fast explosiver Gewalt angeschmiedet werden, weil bereits ein dunkler, aber verwandter Komplex von Ideen in der Seele schlummert, der mit jenen Gefühlsmomenten verbunden die Seele zur Aufnahme der von aussen kommenden Anregungen besonders empfänglich macht. Dies erklärt die ungeheuere suggestive Gewalt vieler Ideen, ja selbst vieler Schlagworte, die geschickt und zur rechten Zeit ins Volk geworfen, oft mit rapider Schnelligkeit von der Seele der Menschen Besitz ergreifen.

Welchen gewaltigen Einfluss die Suggestion auf die Ideenbildung besitzt, das ist eine schon so oft beleuchtete Tatsache, dass darauf gar nicht erst von neuem eingegangen zu werden braucht. Jeder einzelne von uns kann dies im Alltagsleben sozusagen an sich selbst immer wieder aufs Neue erkennen. Wie sehr aber diese Wirkung sich so gut wie stets auf dem Wege über die Affektivität und nicht auf intelektuellem Wege vollzieht, das erkennt man am besten aus der erhöhten Wirksamkeit suggestiver Momente auf den Menschen als Teil einer Masse: Stimmungen und Affekte sind es, die anstecken, die psychische Infektion erzeugen, sie sind die Tragflächen, auf denen der Flug der Ideen geschieht, und auf dem sie nun gar erst von aussen her den Weg in unsere Gehirne finden, und recht charakteristisch ist da, dass die Empfänglichkeit für suggestiv eindringende Ideen eine umso stärkere ist, je „affektiver" das Wesen eines Menschen oder einer Menschengruppe. Und noch eines kann man erkennen: so sehr es auch zutrifft und natürlich ist, dass Affekt und Idee sich um so leichter finden und paaren, je grösser die Eindrucksfähigkeit und die besondere Disposition eines Individuums gerade für die durch eine Spezialsuggestion gegebene Idee ist, so sehr. lehrt gerade der Fall der Massensuggestion und der Suggestion bei affektiv besonders disponierten und entladungsbereiten Wesen, wie hier die logischen Gegensätze dicht beieinander wohnen und wie auch lebhafte Beeinflussbarkeit für Ideenkomplexe bestehen kann, die dem Individuum bis dahin geradezu gegensätzlich gerichtet schienen. Mir wird da eine Szene unvergesslich bleiben, die ich als

Junge mitgemacht habe: ein mir sehr nahestehender, geistig hochwertiger, aber auch affektiv äusserst entzündlicher älterer Herr, seiner logischen Überzeugung nach ein entschiedener Gegner Bismarcks und überdies ein solcher in specie auch als Österreicher, geriet unter dem überwältigenden Eindruck des Wiedersehens mit dem gewaltigen Staatsmanne, 24 Jahre nachdem er ihn seit 1866 zum ersten Male wieder von Angesicht zu Angesicht erblickte, vor dem Schlossparke zu Friedrichsruh inmitten der jubelnden Menschenmenge selber in eine ganz kolossale Begeisterung, konnte sich vor innerer Bewegung kaum fassen und wetteiferte in stürmischen, jubelnden Hochrufen mit den anderen. Es lehrt dieses eine Beispiel, wie bei Affektmenschen die bekanntlich durch Umgebungseinflüsse stark beeinflussbare Stimmung ungleich bedeutsamer und ausschlaggebender ist als der jeweils assoziierte gegenständliche Inhalt. Ein hübsches Beispiel aus der vergleichenden Völkerpsychologie liesse sich hier noch anführen: wir sehen bei Staatsmännern, die lateinischen Nationen angehören (Franzosen, Italiener), ungemein häufig, dass die Ideen, denen sie anhängen, im Laufe des Einzellebens einen zumal den Deutschen oft erstaunlich „unlogisch“, wo nicht gar noch schlimmer anmutenden Wechsel darbieten. Es genügt, Namen zu nennen ist ja wohl unnötig, daran zu erinnern, dass in Frankreich Entwickelungen etwa von der äussersten Linken zur rechten Seite der Geister bei Politikern ganz gewöhnlich und sozusagen unter unseren Augen sich vollziehen. Wir erinnern ferner an die stürmische vaterländische Begeisterung, die sich einer ganzen Reihe italienischer Sozialisten gelegentlich des Tripolisfeldzuges bemächtigt hat und unter geradezu verblüffendem Eklat vor aller Welt zum Ausdrucke gekommen ist; und doch sind das alles Männer, die in ihrer Art durchaus ehrlich und geschlossen sind, konsequent in ihrem **Stimmungs**charakter, im Verhältnis zu dem der an sich ambivalente Ideengehalt ganz insbesondere, wenn es sich um abstrakte Ideen handelt, etwas Nebensächliches und daher auch Schwankungen Unterworfenes ist. Das ist eben der Unterschied zwischen lateinischer und deutscher Sinnesart: der Lateiner ist logisch in seinen Affekten, der Deutsche in seinen Gedanken: und vice-versa! Daher kommt es, dass der Deutsche als leider oft nur allzusehr affektgebändigter Verstandesmensch wohl der Überlegendere und insoweit im Alltagsleben der „Tüchtigere“ ist, der Lateiner aber, und das gilt von allen Affektvölkern, vor ihm die affektive und instinktive Konsequenz und Treffsicherheit voraus hat, die mehr auf das grosse Ganze geht und sich da um die oft kleinlichen Impedimenta der Verstandeslogik unter Umständen den Teufel schert, zumal in grossen historischen Situationen, für die er ein sehr feines und sicheres Gefühl hat, indes der ewig nur kritelnde und klügelnde Deutsche leider oft vor lauter Bäumen den

Wald nicht sieht. Die Folge ist unter anderem, dass der Deutsche wohl im praktischen Alltagsleben, etwa als Kaufmann oder Techniker, die grösseren Erfolge erringt, der Lateiner hingegen in den grossen politischen Dingen, wo es vor allen Dingen auf Witterung, Instinkt, affektives Erfassen und schnelles intuitives Improvisieren ankommt, dem vielfach an Bildung und Tüchtigkeit weit voranstehenden Deutschen so ungeheuer überlegen ist. Ausnahmen — die grösste ist wohl Bismarck, dessen diplomatisches, also im tiefsten Grunde affektives Genie leider nur als erratischer Fels aus der norddeutschen Gefühlstiefebene emporragt — bestätigen nur die Regel. Vom deutschen Standpunkte aus ist dies tief bedauerlich, wird aber sicherlich solange sich nicht ändern, als unsere deutsche Jugend — und man muss das Übel in statu nascendi fassen! — in der Schule schon nach dem Dogma der Affektzurückdrängung seelisch zu Krüppeln gezogen und einseitig auf Korrektheit und Verstandeslogik gedrillt wird. Wieviel an nationalem Unglück durch diese übertriebene Erziehungsmaxime direkt und indirekt verschuldet wird, das lässt sich kaum ermessen. Ist es doch sehr wahrscheinlich, dass die sinnlose Verschwendung von Affekt und Temperament an blutlose Doktrinen und Dogmen zu Ungunsten der Forderungen warm pulsierenden nationalen Lebens, wie wir sie gerade unter Deutschen so häufig antreffen, zum grossen Teil auf Rechnung dieser falschen Seelenorthopädie, die der sonst so bewunderungswürdige deutsche Schulmeister treibt, zu setzen ist; man denke nur an den Satz: naturam expellas furca, tamen usque recurret, und man wird mich verstehen: der zurückgestaute natürliche Affekt sucht sich andere Betätigungsgebiete, und da man dem jungen Deutschen das natürliche Empfinden verkrüppelt, ihm aber andererseits bei jeder Gelegenheit von der Hochwertigkeit verstandeslogisch ersonnener Abstraktionen erzählt, ist es ja gar kein Wunder, wenn der verdrängte Affekt sich an solche skurrile Abstraktionen oft wie versessen anklammert, und wenn sich der Deutsche mangels natürlicher Gefühlsbetätigungen, die ihm ja als „minderwertig“ untersagt sind, so häufig in papierlogische, unlebendige, ja lebensfeindliche Prinzipien vernarrt. Ein französischer Virchow, ein Gelehrter von solcher Höhe, der in denkbar kritischester Zeit aus rein doktrinären Erwägungen heraus die Abrüstung beantragte, ein solcher Mangel an Instinktlogik bei einem französischen Gelehrten erschiene unmöglich, und ebenso unmöglich erschiene ein deutscher Berthelot, der, einer der grössten Chemiker aller Zeiten, gleichwohl in instinktiver Intuition über alle papierlogischen Hemmungen hinweg die allererste Wegspur zu einem so gewaltigen Gebilde, wie es die französisch-englisch-russische Entente geworden ist, als einer der allerersten gefunden hat. Wie wenig solcher prachtvoller Affekt- und Instinktmenschen, wie wenige, die wie Hein-

rich von Treitschke sind, gibt es dagegen leider unter unseren deutschen Gelehrten! Wie selten überhaupt findet der, was intellektuelle Tüchtigkeit und charakterologische Beständigkeit anlangt, sonst in der Vorderfront der Kulturvölker stehende Deutsche, gerade weil ihm die so unersetzlichen natürlichen affektiven Steuerungen fehlen, mit zuverlässiger Treffsicherheit die notwendige Mitte zwischen geschmacklosem Chauvinismus und unglückseligster Gleichgültigkeit für die vitalsten Belange deutschen Volkstums und deutscher Zukunft!

Es besteht nach den Gedanken und noch mehr vielleicht nach den Gefühlen, denen hier Ausdruck gegeben wurde, wohl kaum ein Zweifel darüber, wie dringend eine Förderung und Grossziehung einer Ideendeterminierung auf (allerdings nur gesunder) affektiver Grundlage in der Erziehung des einzelnen wie des Volksganzen nottut. Das wirklich gesunde und natürliche Denken ist niemals ein rein verstandeslogisches, es ist immer zu einem Gutteil ein affektlogisches, es sucht vor allen Dingen der natürlichen Gestaltung der Persönlichkeit gerecht zu werden. Was vom Einzelmenschen, das gilt auch von Gemeinschaften, von Völkern: Nationen mit unverkrüppelter Volksseele lassen sich in ihren Ideen vor allem von Gefühlen leiten, nicht aber ihr Fühlen von fleischlosen Produkten papierener Logik, sie sind vor allem im Fühlen logisch und nicht im Spekulieren. Die prachtvolle und treffsichere Stosskraft der vor allem gefühlsstarken und gefühlslogischen Balkanvölker tut nur aufs neue die ungeheuere Überlegenheit der Gefühlslogik gegenüber der Verstandeslogik dar. Jene in der heranwachsenden Generation zu züchten, freilich aber auch zu veredeln und also ja nicht etwa zu zügelloser Rohheit wuchern zu lassen, das muss unser nationalpädagogisches Ziel sein, nicht aber, die natürlichen Affekte zu unterdrücken, was sich ja meist bitter rächt, da die zurückgestaute, „verdrängte“ Affektenergie sich dann durch falsche Ventile hindurch falsche Verankerungen sucht: wie bei der unglücklichen alten Jungfer die fanatische Liebe zum Schosshund das unbefriedigte natürliche Liebesbedürfnis ersetzen muss, so verbohrt und verbeisst sich nur zu häufig das arme deutsche Menschenkind, dem falsch verstandene Schulfuchserei seine natürliche, lebensfrohe, lebenswarme Affektivität zwecks einseitiger Züchtung eines „korrekten Verstandesmenschentums“ geraubt hat, als nur zu verhängnisvolles Entgelt mit oft wütigem Fanatismus in blutlose, lebensfeindliche und art-feindliche Dogmen und Doktrinen. Wer die deutschen Dinge ein klein wenig tiefer und nicht nur von der Oberfläche her zu erfassen bestrebt ist, der wird mich verstehen, wird mir aber auch diesen Exkurs verzeihen und am Ende vielleicht auch selbst ein bischen nachdenklich werden; denn dieser hier nur oberflächlich angerührte Gedankengang führt von hier noch in weitere Tiefen, er lässt uns ahnen, wie die systematische Verkrüppelung seiner von Natur aus

so reichen affektiven Anlagen (sind doch die Deutschen das Volk nicht nur der reichsten Dichter, sondern auch der gewaltigsten Musiker!) durch die allzu schulmässige Erziehung den Deutschen nicht nur der gewaltigen affektiven Impulse, sondern in gleicher Weise auch der so unersetzlichen affektiven und also auch instinktiven Steuerungen beraubt, wie sie den romanischen und selbst auch den slavischen Menschen auszeichnen; wie diese Verkümmerung zur Quelle so vieler Unausgeglichenheiten und Widersprüche in seinem Wesen und in seinem äusseren Gebahren wird; das Übermass von Gefühlsäusserungen, das der Deutsche und auch der gebildete Deutsche oft in ganz ungehöriger Situation produziert, ist ja nur eine Schwestererscheinung des Untermasses an Affekt, das bei ihm sonst oft selbst in den vitalsten nationalen Existenzfragen zutage tritt; beides gleichweit entfernt von jener affektiven Selbststeuerung, die etwa den Lateiner in nationalen Lebensfragen niemals versagen lässt, ohne doch darum seine äussere Urbanität im mindesten zu beeinträchtigen; der chauvinistische Franzose, dem eben der Chauvinismus natürlich aus dem Herzen hervorsprudelt, wird kaum je unliebenswürdig werden, oder man kann ihm wenigstens nicht leicht gram sein, der Deutsche aber leider, so gleichgültig er sonst nationalen Lebensfragen gegenübersteht, so wenig er sie instinktiv zu erfassen versteht, wird, wenn ihn einmal, sei es auch mit vollstem Rechte, nationales Gefühl anpackt, nur zu häufig in schroffster, unherzlichster, dabei logisierender Form und am unpassendsten Ort demselben Ausdruck geben, so dass er am Ende noch — gewiss ein ihm angetanes Unrecht — chauvinistischer erscheint als der Romane; so dass es ihm leider unmöglich wird, sich im Kreise der ja die Mehrzahl der Kulturmenschheit ausmachenden affektiven Kulturmenschen „Sympathie“ zunächst im wörtlichen und alsdann im übertragenen Sinne zu erringen; denn der Affektmensch sucht mit seiner Seele wieder den Affektmenschen, nicht den abgehackten Korrektling, der doch oder gerade wegen seiner sonstigen Steifheit und Kühle dann und wann ungehörig herausplatzt und dadurch abstösst. Discite moniti!

Gerade dieses entschiedene Bekenntnis, wie es aus dem voranstehend Ausgeführten hervorleuchtet, berechtigt nun andererseits zu der Feststellung, dass eine einseitige Ideendetermination durch Affekte nicht nur schädlich, sondern, falls einem Individuum in besonders ausgesprochenem Masse eignend, entschieden pathologisch ist. Wenn wir daher die Ideenbildung ausschliesslich oder in einem über die Norm hinausgehenden Masse affektiv determiniert sehen, sind wir zweifellos berechtigt, von krankhafter Ideenbildung zu sprechen. Jede Einseitigkeit ist ja abnorm, und so ist es auch die Einseitigkeit des Affekteinflusses auf den Ideengang; gleichgültig ob die beein-

flussenden Affekte selber wechselnde oder konstante, labile oder stabile sind. Ebenso schädlich und in einseitiger Hypertrophie pathologisch ist jede einseitige Intellektdetermination des Ideenganges zu nennen. Affekt und Intellekt müssen einander die Wage halten, müssen sich gegenseitig steuern, aber sie dürfen sich nicht gegenseitig unterdrücken und verdrängen wollen. Um freilich in jedem Einzelfall sagen zu können, ob es sich um genuine Einseitigkeit handle oder nicht, ist es notwendig, Herkunft, Milieu und Erziehung des Einzelindividuums sorgfältigst zu berücksichtigen, weil, wie schon aus dem Voranstehenden klar wird, allen diesen Momenten ein sehr wesentlicher Einfluss auf das gegenseitige Verhältnis von Affekt und Intellekt zukommt. Sehr wichtig ist es aber auch, sich jeweils zu fragen, ob ein Individuum als Einzelsubjekt oder als Teil einer Masse von Menschen unter Massensuggestion reagiert, denn schon an früherer Stelle war ja doch die Rede davon, dass die Massenpsyche unter normalen Verhältnissen ungleich affektiver sich verhält als die Psyche des Einzelnen; und daher auch der Einzelne als Teil einer Masse. Allerdings darf man auch und muss man auch von einer krankhaften Massenpsyche, von Massenpsychosen, von psychischen Epidemien sprechen, dann nämlich, wenn auf suggestivem Wege, durch Massenwirkung (und im Zeitalter der Zeitungen und des Verkehrs ist es durchaus nicht erforderlich, dass Massenwirkung ausschliesslich durch körperliches Beisammensein vieler Menschen zustandekomme) erzeugte Ideen die Einzelsubjekte einer Menschengruppe in extremem Masse in ihren Handlungen beeinflussen, sie über elementare kritische Erwägungen hinweg zu Handlungen im Sinne der gesetzten Suggestion veranlassen oder aber, wenn sie durch längere Zeit über die unmittelbare Masseneinwirkung hinaus allen logischen Korrekturversuchen zu Trotz die Einzelmenschen beherrschen.

Wir werden noch späterhin auf jene krankhafte Ideen zurückkommen, die auf dem Wege der Induktion zustandekommen, d. h. durch psychische Übertragung von einem kranken Individuum auf das andere. Hier nur soviel, dass der Begriff der Induktion ein recht weit gezogener ist. Man kann im weitesten Sinne auch von Induktion reden, wo durch affektive Suggestion auf die besprochene Art Ideen von Individuum zu Individuum übertragen werden. Wir werden aber später und zwar bei Erörterung der eigentlichen Wahnideen noch sehen, dass und inwiefern der Name Induktion in praxi besser auf bestimmte Eventualitäten beschränkt bleibt, auf die Übertragung bestimmter Wahnmechanismen in bestimmter Weise. Einstweilen aber wollen wir uns noch bei der so ungemein wichtigen rein affektiven Bahnung krankhafter Ideen eine Weile aufhalten: es gibt da nämlich Krankeitszustände, wo nicht so sehr äussere Umstände, wo vielmehr die durch die bestehende Krankheit als solche gegebene Disposition die abnorme

Beeinflussbarkeit des Ideenganges und der Ideenbildung durch Stimmungen und Affekte erklärt. Das wichtigste Beispiel dieser Art ist die Hysterie. Allgemein bekannt ist ja die ungemein grosse Suggestibilität gerade Hysterischer, und wir wissen, wie sehr gerade bei Hysterischen Ideen thymogen, d. h. von der Thymopsyche, der Affektivität her, und nicht noopsychisch, rein im Intellekte entstehen und beeinflusst werden. Beim Hysterischen werden vor allem in ganz besonderem Ausmasse nicht Wünsche durch Gedanken, sondern Gedanken durch Wünsche gelenkt; und steht schon im Begriff des Wunsches die affektive Komponente implicite im Vordergrunde, so gilt um so mehr von Hysterischen, dass hier die Wünsche den oft rasch wechselnden Affektsituationen entsprossen sind. Die dadurch gesetzten Suggestionen, es sind oft nur fortgeleitete Suggestionen, denn schon die Wunschidee ist meist auf suggestivem Wege zustandegekommen, brauchen dabei keineswegs aus der Aussenwelt zu stammen, sie entstehen sehr häufig auch in der Psyche der Hysterischen (Autosuggestion). Und im letzteren Falle ereignet sich oft etwas sehr Merkwürdiges: Schon der Normale glaubt ja bekanntlich gerne, was er wünscht, noch mehr aber gilt das von den so eminent suggestiven und autosuggestiven Hysterischen und im weiteren Sinne überhaupt von allen, die zu psychogenen, d. h. durch Gemütsbewegungen selber veranlassten psychischen Reaktionszuständen disponiert sind; da nun aber das Leben der Verwirklichung solcher Wünsche bekanntermassen sehr gewöhnlich harte und unübersteigliche Schranken setzt, flüchtet sich mit Zuhilfenahme der Phantasie — welche Bedeutung gerade diese für die Entstehung gesunder, ganz insbesondere aber krankhafter Ideen hat, das wird uns später noch beschäftigen — der Geist in die Gefilde des Wunschtraumes und schafft sich so, wenn auch nur subjektiv und imaginär jene Situation, die seinen Wünschen entspricht; die besondere „Spaltbarkeit" der hysterischen Persönlichkeit (auch darüber werden wir noch sprechen) trägt das Ihrige dazu bei, um die betroffene Person in nicht wenigen Fällen im Sinne dieses erträumten Ideenkomplexes auch handeln, „delirieren" zu lassen. In manchen Fällen ist die Psychogenese durch die Wunschtraumsituation des hysterischen Delirs leicht aufzulösen und zu durchschauen, ganz insbesondere oft in hysterischen Grössendelirien, wo dann solche Kranke Christus oder Heilige oder Reformatoren oder sonst etwas in recht plastisch-theatralischer Weise und mit grossem und ostentativem Aufwand von Affektäusserung mimen: oder in erotisch gefärbten hysterischen Delirien, in denen gleichfalls oft ein grosses Mass affektiver Pose, übrigens stets von lebhafter und natürlicher Färbung, an den Tag gelegt wird. Andere Male aber kommt es zu recht interessanten Verschiebungen, ganz wie im normalen Seelenleben, und es sind nicht zuletzt gerade solche Verschiebungen, welche der sogenannten

„psychoanalytischen" Richtung und deren Auswüchsen Nahrung gegeben haben. Zwei Beispiele, das erste schon von Raimann verarbeitet: Eine Dienstmagd wird in einem Verwirrtheitszustande, der sich bei näherer Betrachtung als ein hysterischer Dämmerzustand erweist, in die Irrenanstalt eingebracht; hier läuft sie eines Tages umher mit den Zeichen hochgradigster Erregung, reagiert auf das, was aus der Umgebung kommt, in keiner Weise, schreit nur unausgesetzt in protestierendem Tone und mit lebhafter Mimik: „den Staatsanwalt geht's gar nichts an!"; der Fall liegt so, dass die Person sich noch in Gefahr glaubt, wegen Kindesmordes in strafgerichtliche Untersuchung gezogen zu werden, und die aus dieser Situation geborenen Gemütserschütterungen haben den hysterischen Dämmerzustand ausgelöst, in welchem nun die Patientin in ihrer Art eine Art Wunschdelirium durchlebt, d. h. in sehr lauter und energischer Weise die ihr drohende Strafverfolgung abwehrt; diese Abwehr, dieser Protest entspricht natürlich auch einer Wunschsituation, nur ist hier gewissermassen das Endglied der Wünsche (Befreitsein von allen Gerichtsverfolgungen) in dem Wunschtraum noch nicht erfüllt, sondern die Kranke macht einstweilen das Stadium des, wenn ich so sagen darf, „Vorwunsches", des energischen Protestes durch. Ein anderer Fall: ein Mann kommt zur Polizei angerannt mit der Selbstanzeige, er habe seine Frau erschlagen; gepflogene Erhebungen ergeben, dass die Beschuldigung aus der Luft gegriffen ist; dafür ergibt sich, dass das Verhältnis zwischen den beiden Eheleuten nicht immer ganz ungetrübt ist und dass es wieder einmal einen häuslichen Konflikt gesetzt hat; im Laufe dieser Auseinandersetzung stieg in dem affekterregbaren Gemüte des zu psychogenen Reaktionen disponierten Mannes wohl der Wunsch auf: „wenn ich die Alte nur schon los wär'!"; der Wunsch drängte natürlich seiner mächtigen Affektbetonung entsprechend zur Tat, aber deren Verwirklichung stehen die stärksten inneren und äusseren Hemmungen entgegen; dieser „tragische Konflikt" treibt, da ja also eine andere Umsetzung der inneren Spannung nicht möglich ist, in dem Sturme der inneren Erregung zu der Scheinlösung des Wunschtraumes, den der Mann nun delirant durchlebt; aber da natürlich der erste Akt des Wunschtraumes nicht zu erfüllen ist, debütiert unser Patient gleich mit dem zweiten Akt: Selbststellung nach der wunscherträumten Tat, und entlädt so gleichsam surrogativ die innere Erregung; wie so gewöhnlich, entspricht aber der mächtigen pathologischen Affekterregung ein Zustand schwerster Bewusstseinstrübung mit konsekutiver Erinnerungslosigkeit: der gute Mann weiss hinterher, nach dem „Erwachen" aus dem Delirium, von dem ganzen Hergang nichts, wie mit dem Locheisen ist dieser aus der Kontinuität seines Bewusstseins herausgeschlagen (was ja von den meisten Dämmerzuständen gilt, nicht gerade nur von den hysterischen). Wir haben da also einen Mechanismus

abnormer Ideenbildung vor uns, im Rahmen eines psychogenen (hysterischen) Dämmerzustandes, gebahnt durch eine gewaltige Affektwelle, die das Bewusstsein überflutet und zur Trägerin einer Ideenkette geworden ist, die im seelischen Gleichgewichtszustande keine Aussicht gehabt hätte, sich bis zur Vollendung durchzuringen oder sogar das Handeln des Individuums entscheidend zu beeinflussen, sei es auch nur unter Überspringung des ersten Aktes dieses Handelns; solche Bildungen sind dem psychischen Äquilibrium fremd.

Wir wollen jetzt auf einem Modus krankhafter Ideenbildung zurückkommen, den wir schon früher kurz gestreift haben. Auch hier werden wir am besten von psychologischen Verhältnissen ausgehen. Der sogenannte „Charakter“ des Einzelindividuums, worunter wir die habituelle Art desselben, affektiv und handlungsmässig zu reagieren, verstehen können, stellt nichts Einheitliches dar, sondern ist eigentlich ein ziemlich komplexes Gebilde und ist vor allem nicht zu allen Zeiten ein und derselbe. Es gibt da bei manchen Individuen endogen betonte, zuweilen sogar eine gewisse Periodizität verratende Änderungen bzw. Schwankungen, von denen es Übergänge zu manchen „periodischen“, aber auch zu manchen epileptischen Irreseinsformen gibt; hierher gehören beispielsweise periodisch auftretende Zustände krankhafter Impulsivität (sexuelle und andere Impulse), welche dem „intervallären“ Seelenleben fremd, dem Denken, Fühlen und Handeln des Individuums während der Dauer ihres Bestehens ihren Stempel aufdrücken. Es treten dann Ideen auf, die keineswegs immer, wie dies so häufig bei den noch später zu würdigenden Zwangsmechanismen der Fall ist, von dem Individuum als fremd empfunden werden, ja die sogar vielmehr während des „Ausnahmezustandes“ einen integrierenden Bestandteil seines Bewusstseinsinhaltes nicht nur, sondern auch seiner Persönlichkeit ausmachen. Ferner ist es bekannt, dass unter Giftwirkung, z. B. unter Alkoholwirkung Charakterverschiebungen in der Art vorkommen, dass Ideen auftreten und das Handeln des Individuums bestimmen, welche dem Habitualzustande vollkommen fremd sind. Wir brauchen aber nicht so weit zu gehen: mächtige Affektbewegungen verändern die Persönlichkeit in einer Weise, dass das Denken und Handeln oftmals nach vollkommen anderen Motiven vor sich geht als im Stimmungsgleichgewicht; „wir erkennen uns selbst nicht wieder“, sobald die affektive Ruhelage wieder eingekehrt ist, finden unsere ureigensten Gedanken und Handlungen, soweit sie im Affekt zustande gekommen sind, geradezu befremdend, vermögen sie nicht mit unserem übrigen Ich zu identifizieren, nicht als Ausflüsse unserer Persönlichkeit anzuerkennen.

Kommen wir aber dann ein nächstes Mal aufs Neue in einen gleichen oder ähnlichen Affekt, dann schiessen oft jäh Motive und Ideen des früheren Affektsturmes, die uns seinerzeit regiert hatten, wiederum

auf, und da agnoszieren wir sie sogleich wieder als die unsrigen: über ein weites „Intervall" stellt sich sogleich und mit oft photographischer Treue die Kontinuität mit der früheren Affektpersönlichkeit wieder her. Aber auch in weniger stürmischer Affektbewegung, z. B. in jener affektiven und motorischen Anregung, in der etwa wissenschaftliche und sonstige geistige Tätigkeit vor sich geht, kommen gar nicht selten Ideen zustande und werden eventuell schriftlich niedergelegt, die uns zu anderen, ruhigeren Zeiten zuweilen beinahe fremd anmuten, wiewohl sie ureigensten geistigen Eigenbau und oft keineswegs solchen schlechtester Art vorstellen; und zwar findet sich dieses Phänomen keineswegs nur bei latent „periodischen" Individuen, wie man sehr schön sehen kann, wenn man sich selber gleichsam die Peitsche gibt und sich aus einem Zustande der Indifferenz, vielleicht sogar der Trägheit heraus gewaltsam „in Schwung" versetzt: der psychische „Turgor", der eben jener leichten Affekterregung entspricht, stellt sich dann mit der Zeit schon ein, sowie die Maschine in Gang gebracht ist. Von solchen „physiologischen Ausnahmszuständen" und den darin zustandegekommenen Ideen führen nun auf dem Wege über die leichten Psychopathien, die ja ein Grenzgebiet darstellen, zweifellos Übergänge hinüber zu der rätselhaften Erscheinung der schweren Persönlichkeitsspaltungen und -Verdoppelungen, die demnach in gewissem Sinne manche Wurzeln in normalem Seelenleben besitzt.

Unter pathologischen Umständen, bei krankhaften Persönlichkeitsspaltungen kommt es nun sehr gewöhnlich und natürlich auch zur Bildung krankhafter Ideen. Von der Hysterie und den Vorkommnissen bei dieser, die hierher einschlagen, war ja schon die Rede. In noch weit umfänglicherem und tiefgreifenderem Ausmasse sehen wir derlei Persönlichkeitsspaltungen bei der Epilepsie und bei gewissen Vergiftungszuständen. Insbesondere vermag bei alkoholintoleranten degenerativen Persönlichkeiten Zufuhr kleinster Alkoholmengen bereits schwere Persönlichkeitsstörungen herbeizuführen, in denen Ideenverbindungen auftreten, die selbst verbrecherische Antriebe, insbesondere zu brutalen Gewalttaten, die aus Angst oder Reizbarkeit und den entsprechenden Ideen geboren sind, bahnen resp. deren Umsetzung in Handlungen erleichtern; Antriebe, die der habituellen Persönlichkeit absolut fremd sind. Ausnahmszustände krankhafter Art (nur die toxisch bedingten pflegen kurzfristiger zu sein und die Giftwirkung nicht lange zu überdauern), können sich oft über Tage und selbst Wochen hinziehen, und es können in solchen Ausnahmszuständen (von den hysterischen wissen wir es bereits) ziemlich komplizierte Handlungen und Handlungsserien zustandekommen. Die Bewusstseinsveränderung besteht eben in sehr vielen Fällen dieser Art weit weniger in einer Störung der elementaren Funktionen als in einer dynamischen Verschiebung der

Komponenten des Charakters. Es kommt so eine temporäre Verrückung der Persönlichkeit zustande, die oft eine so schwerwiegende ist, dass sich eine Kontinuität im Bewusstsein mit der habituellen Persönlichkeit nicht herstellen lässt; dem entspricht dann nach dem Aufhören des Ausnahmszustandes Amnesie selbst für einen solchen Ausnahmszustand, in dem das betreffende Individuum scheinbar zusammenhängend und geordnet gehandelt hat, etwa Reisen unternahm, wie dies ja gleichfalls beschrieben worden ist, u. ä. m.; während oft vice-versa im nächsten derartigen Ausnahmszustande sich sofort über ein oft lange Zeit währendes Intervall die Bewusstseinskontinuität mit einem lange zurückliegenden früheren Ausnahmszustande wieder herstellt; man kann, wenn man ein Beispiel aus der Physik heranziehen will, an die Saiten eines Musikinstrumentes denken, von denen jede einzelne dann mitschwingt, sobald eine sei es auch räumlich von ihr entfernte, aber schwingungsverwandte Saite angeschlagen wird, aber passiv bleibt, wenn eine räumlich zwar nähere oder selbst benachbarte, aber nicht schwingungsverwandte Saite ertönt.

In sehr vielen Ausnahmszuständen freilich kommt für die krankhafte Ideenbildung nicht nur der Spaltungsprozess als solcher in Betracht, sondern es wirken hier noch ganz andere, aus der krankhaften Hirnläsion sich ergebende Prozesse mit, insbesondere solche halluzinatorischer Art. Wir gelangen damit zur Erörterung neuer Quellengebiete krankhafter Ideen.

Vorerst noch eine kurze Erörterung. Wir haben bisher immer gesehen, wie es wesentlich Affekte sind, welche die vornehmsten Tragflächen der Ideenbildung vorstellen; die Mehrzahl unserer Ideen, von den einfacheren, wenn nur gegliederten Assoziationsfügungen bis zur zusammengesetzten Schlusskette kann gar nicht gedacht werden ohne Intervention von Zielvorstellungen, ohne den affektiven Untergrund des Interesses, dieser vornehmsten Gebärerin alles zielbewussten Denkens. Aber auch unter pathologischen Verhältnissen, ja gerade unter solchen wird es zur Evidenz klar, wie häufig und wie gewöhnlich krankhafte Ideenbildung auf Affektstörungen zurückgeht, und selbst im folgenden, wo wir die Entstehung krankhafter Ideengebilde auf Grund mehr oder weniger reiner „Verstandesstörungen" erörtern werden, werden wir noch vielfach sehen, wie selbst in diesen Fällen immer wieder die affektive Komponente aus dem Hintergrunde hervorlugt.

Ehe wir aber die Störungen der Vorstellungsverbindungen und deren Folgeerscheinungen erörtern, haben wir zunächst ganz kurz einer Eventualität zu gedenken, die zwar für gewöhnlich weniger in Betracht kommt, gerade unter pathologischen Verhältnissen jedoch eine gewisse Rolle spielt. Wir sprechen von den autochthonen Ideen. Es gibt nämlich Ideen, die auch unter normalen Umständen auftretend ganz ohne

Zusammenhang erscheinen mit irgendeinem gerade vor sich gehenden Assoziationsablauf, die selbst bei sorgsamster Analyse nirgends in ihn sich einfügen lassen, nicht einmal entferntere Teil- oder allgemeine Beziehungen zu seinen Gliedern verraten. Man kann diese autochthonen Ideen (in freier Anlehnung an Wernicke so genannt) im wörtlichsten Wortsinne eben wegen ihres plötzlichen und unvermittelten Auftretens Einfälle nennen; nach der Ansicht mancher Psychologen geschieht freilich ein solcher Einfall niemals gesetzlos, sondern die Verknüpfungen, die er mit der bewussten assoziativen Umgebung hat, sind in unbewussten resp. unterbewussten Beziehungen gegeben. Es mag zum Teil auch wirklich stimmen, dass aus der Bewusstseinsreserve, welche wir Unterbewusstsein nennen, und in der zweifellos, ohne dass diese Vorgänge eben an die Bewusstseinsoberfläche gelangen, fortwährende Veränderungen und Verschiebungen und z. T. Verschiebungen, die eine gewisse Parallele besitzen mit solchen an der Bewusstseinsoberfläche, vor sich gehen, oft also scheinbar unvermittelt und doch nicht zufällig Beziehungen blitzartig emportauchen zwischen einem gerade im Oberbewusstsein vor sich gehenden Assoziationsprozess und irgendeinem in der Tiefe lagernden Assoziationskomplex, ohne dass diese Beziehungen logisch einleuchten würden. Erinnern wir uns aber dessen, was wir an früherer Stelle über Verstandes- und Gefühlslogik ausgeführt haben. Es ist sehr möglich und für gewisse Fälle sogar als sicher zu betrachten, dass die logische Brücke zwischen einem bewussten Assoziationsablauf und einer plötzlich in denselben hineinplatzenden „autochthonen“ Idee im Grunde hergestellt wird durch affektive Beziehungen, durch ein affektives Bindeglied, dessen Rolle als solches nur unklar oder gar nicht zu Bewusstsein gelangt; das will besagen, die Affektkomponente (und das Freisteigen einer Idee geht wohl meistenteils mit einer gewissen Affektbewegung einher) eines Komplexes kommt bekanntermassen oft früher zu Bewusstsein als seine intellektuellen Bestandteile, und oft ist sie das einzige, was davon überhaupt zu Bewusstsein kommt; wir sind nun aber eben nicht gewohnt, die Affektlogik als solche zu werten, sind darauf eingestellt, die Dinge verstandeslogisch zu werten, und daher erscheinen uns die Zusammenhänge in solchen Fällen oft nicht gegeben, wo sie doch, nur in anderer Form, existieren. So mag manche autochthone Idee ganz strenge genommen gar keine sein. Geben wir aber trotzdem die Möglichkeit zu, dass wirklich im strengsten Sinn des Wortes ein unvermitteltes, von rein assoziativen, aber auch affektiven Hilfen gänzlich unabhängiges Auftauchen assoziativer Elemente aus der Tiefe an die Oberfläche des Bewusstseins denkbar ist.

Unter pathologischen Verhältnissen, insbesondere bei degenerativen Individuen kommt es, wie wir annehmen müssen, aus endogenen Gründen unter Umständen zu plötzlichen Verschiebungen der

Persönlichkeit, die sich äusserlich wenigstens wesentlich in plötzlichen, keinen Zusammenhang mit der früheren Kontinuität des Bewusstseinsinhaltes zeigenden Verschiebungen des Vorstellungsinhaltes präsentieren; ein Seitenstück zn jenen oft plötzlichen Affekt- und Charakterverschiebungen, wie wir sie an früherer Stelle erörtert und gewürdigt haben, die ja ihrerseits sekundär, wie wir wissen, Verschiebungen auch des Bewusstseinsinhaltes und der Ideenproduktion setzen. Die verwandten Fälle, von denen wir jetzt sprechen, zeichnen sich dadurch aus, dass hier die plötzliche, einfallsmässige Verschiebung des Bewusstseinsinhaltes, insbesondere im Sinne von Grössenideen, der krankhaften Episode (eine solche kann von verschiedener Dauer sein: Stunden bis Tage) gewissermassen den Stempel aufdrückt (pathologischer Einfall im Sinne Bonhöffers). Natürlich darf man sich nicht vorstellen, dass mit einer blossen Ideenverschiebung (nicht selten handelt es sich um veritable Wahngebilde, insbesondere Grössenwahnideen, die da auftreten; wir werden über die eigentlichen Wahnideen noch an späterer Stelle ausführlich berichten) alles abgetan sei, sondern es handelt sich hier in der Regel um veritable Persönlichkeitsverschiebungen, um veritable Ausnahmszustände, in denen die ganze Persönlichkeit, also nicht nur das Denken, sondern auch das Fühlen und Handeln im Sinne der dominierenden Ideen temporär verändert erscheinen; nur dass die reine, einfallmässige Denkverschiebung gewissermassen am auffälligsten erscheint, während in anderen Fällen von Ausnahmszuständen Fühls- oder Charakterverschiebungen mehr die Führung zu übernehmen scheinen. Aber die innere Verwandtschaft aller dieser Dinge ist unleugbar. Wir finden solche pathologische Einfälle ganz so wie andere Ausnahmszustände besonders bei hierzu disponierten labilen Psychopathen; sie mögen aber vielleicht manchmal auch Äquivalente tieferer (hysterischer, epileptischer) Psychosen sein.

Wir haben — diese Feststellung zieht sich fast wie ein roter Faden durch unsere bisherigen Darlegungen — die eminente Bedeutung des Affektiven für die Bildung der Ideen unterstrichen. Nun zu einem hier bisher noch nicht gewürdigten Spezialfall. Begehrungs- und Wunschvorstellungen bedürfen, um solche überhaupt zu sein, einer mit ihnen einhergehenden Lustbetonung. Wir wollen nun hier nicht elementarpsychologische Fragen erörtern, und daher nicht auf die letzten Dinge, auf die Genese der Lust- und Unlustgefühle, auf ihre elementaren Beziehungen zu den Vorstellungen im allgemeinen eingehen. Wir begnügen uns mit der empirisch hinreichend gestützten Feststellung, dass de norma, wie wir wissen, bestimmte Beziehungen und enge Verknüpfungen bestehen zwischen Lust- und Unlustgefühlen und bestimmten Vorstellungen; wobei allerdings einschränkend bemerkt werden muss, dass die Ambivalenz (Bleuler), von der schon früher die Rede war,

auch hier einen Wechsel ermöglicht: ein und dieselbe Vorstellung erweckt in der einen Situation Lustgefühle, in der anderen nicht, eine Lieblingsspeise kann einem verekelt werden, wenn sie einem von allzu wohlmeinenden Küchengebietigern tagaus tagein vorgesetzt wird, u. ä. m. Nun existieren Fälle, und zwar sehr häufige Fälle, wo sehr elementare, eingewurzelte und charakteristische Verquickungen zwischen bestimmten Vorstellungen und den elementaren Gefühlen gestört und selbst ins Gegenteil verkehrt sind. Der bekannteste und wichtigste Spezialfall ist gegeben durch die Fehleinstellung (bis zur Verkehrteinstellung) im Bereich des geschlechtlichen Fühlens. Am extremsten liegt die Sache, wenn die sexuelle Begierde nach Individuen des gleichen Geschlechtes gerichtet, also eine Vorstellung lustbetont ist, die beim reifen, vollwertigen, gesunden Menschen nur von Unlust, Ekel, Abscheu eskortiert wird. Häufiger noch sind Perversionen des geschlechtlichen Fühlens, die nicht so sehr extrem sind, oder schon durch die Gradsteigerung die Abnormität verraten; z. B. die Steigerung der normaliter gerade nur angedeuteten „sadistischen“ Strebungen beim Manne, der physiologisch angedeuteten „masochistischen“ Strebungen beim Weibe ins Extreme, oder eine Umkehr dieses Massverhältnisses; oder die Steigerung der in diskreter Abschwächung sehr gewöhnlichen, akzessorischen sexuellen Fetischgelüste, die sonst nur bahnend für die eigentliche Geschlechtserregung wirken, zur Hauptsache, zum Hauptwunsche; oder das Verlangen nach unreifen Individuen als sexuellen Partnern; und noch zahlreiche andere Abnormitäten, deren Detailaufzählung hier nicht beabsichtigt ist. Es können solche Anomalien in degenerativem Boden wurzeln und alsdann habituell sein; sie können aber auch episodisch (wie wir annehmen, als Ausdruck eines für gewöhnlich latenten „zweiten“ Charakters; vgl. oben) auftreten oder als Teilausdruck einer erst im späteren Individualleben sich entwickelnden Psychose (insbesondere häufig bei beginnender senilen oder anderen Rückbildungspsychosen). Eine gute Illustration für den Satz von der Unschärfe der Grenze zwischen seelischer Norm und seelischer Abnormität liefert auch auf diesem Gebiete die Tatsache, dass Andeutungen sexuell perversen Fühlens, insbesondere „amphoteren“ Fühlens in dieser Hinsicht sich bei jugendlichen, unreifen Menschen gewöhnlich finden, und dass bestimmte Milieuumstände (Zusammendrängen von Männern in Kasernen, Gefängnissen, Klöstern etc.) eine Verquickung der geschlechtlichen Begierde etwa mit perversen Vorstellungen erzwingen können bei Menschen, die sonst normal empfinden. Notabene sei noch bemerkt, dass sich Gefühlsperversionen auch anderwärtig finden, z. B. im Gebiete des Esstriebes; so zeigen Hysterische oder Gravide häufig eine Vorliebe für saure oder ekelhafte Speisen. Ja, es gibt sogar, wie bei manchen Hysterischen oder beim „Masochismus“, eine perverse Wollust am Schmerz.

Wir gelangen nun zur Erörterung der eigentlich im strengeren Sinne assoziativen Störungen und ihrer Wirkungen auf die Ideenbildung. Nehmen wir zunächst einmal Störungen im Assoziationsablaufe; Hemmung sowohl wie Erleichterung desselben müssen naturgemäss die Ideenbildung beeinflussen, und zwar schon als solche, ganz unabhängig von etwaigen affektiven Begleiterscheinungen, die ja damit allerdings meist innig vergesellschaftet sind. Bleiben wir zunächst bei Hemmung und Verlangsamung. Hier tritt ein Minus an Einzelassoziationen in der Zeiteinheit an die Bewusstseinsoberfläche und also von solchen untereinander in Verbindung, dem Individuum steht innerhalb einer Zeiteinheit nicht eine gleiche Menge von Vorstellungsmaterial aus seinem eigenen Vorstellungsschatze zur Verfügung wie unter normalen Verhältnissen. Die Folge ist, dass bei solchen Individuen und unter solchen Umständen das Bild geistiger Verarmung entstehen und geistige Schwäche vorgetäuscht werden wird, ohne streng genommen zu bestehen; denn die Bildung zumal komplizierterer Gedankenverbindungen geht nur mühsam und unvollkommen vonstatten. Kein Wunder, wenn Fälle schwerster melancholischer, aber auch amenter Hemmung in früherer Zeit vielfach unter dem Namen der „akuten Demenz“, demnach unter der Rubrik „Verblödung“ gangbar gewesen sind. Die Krankhaftigkeit liegt aber hier lediglich begründet in der temporären Schwierigkeit der Konzeption von Ideen, in der temporären Schwierigkeit und Unvollkommenheit ihrer Verknüpfung untereinander und in ihrer temporären, also zeitweiligen Unvollständigkeit und Armut überhaupt. Darüber hinaus aber pflegen innig mit diesen Störungsformen verknüpfte Gefühlsmomente ihrerseits ganz bestimmt gerichtete Ideenverbindungen in die Wege zu leiten: dann nämlich, wenn dem Kranken seine Insuffizienz mehr oder weniger zu Bewusstsein kommt; in solchen Fällen findet sich meist ein mehr oder weniger ausgesprochenes Krankheitsgefühl (besonders interessant das zumal mit Partialinsuffizienzen, aber auch mit dem Gefühl der gewöhnlich begleitenden psychomotorischen Hemmung einhergehende Gefühl der Persönlichkeitsveränderung in negativem Sinne — Depersonnalisation — bis zum Gefühl der völligen Aufhebung der körperlichen und psychischen Persönlichkeit) und damit wieder vergesellschaftet ein mehr oder weniger ausgesprochenes Krankheitsbewusstsein, und entsprechend der tief wurzelnden indeterministischen Veranlagung der menschlichen Seele pflegt der Schritt vom Minderwertigkeitsbewusstsein, wie es ja in gewissem Sinne jegliches Krankheitsbewusstsein ist, hier, wo die Minderwertigkeit das seelische Gebiet betrifft, bis zum Schuldbewusstsein kein sehr grosser zu sein. Andeutungen davon finden sich ja bekanntermassen (man vergleiche das früher Ausgeführte) schon unter normalen Verhältnissen. Und so geben derlei Zustände sehr häufig für das Entstehen von Kleinheits-, Ver-

schuldungs- und Versündigungsideen einen fruchtbaren Boden ab. Manche dieser Kranken beklagen ihre dank der eskortierenden psychomotorischen Hemmung gegebene affektive Schwerbeweglichkeit, natürlich im Sinne der Selbstbezichtigung, sie klagen, wie es Pfersdorff prägnant ausgedrückt hat, mit Affekt über Affektmangel.

Sehr ausgesprochene und charakteristische Gebilde kommen dann zustande, wenn nicht bloss Hemmung, vielmehr eine noch tiefer greifende Störung besteht, nämlich nicht bloss Verlangsamung und Erschwerung, sondern, wie dies zumal in den akut deliranten und in allen mit Trübung des Bewusstseins einhergehenden Zuständen überhaupt der Fall ist, überdies ein mehr oder weniger ausgesprochenes Abreissen, eine Inkohärenz im Assoziationsablaufe; also eine gewissermassen noch elementarere Störung derselben, wodurch dann ein Mass von Zusammenhangslosigkeit des Gedankenganges resultiert. Die Folge muss sein, dass nun etwas sich noch viel schärfer und in noch höherem Grade herausbildet, was man andeutungsweise schon bei einfacher Hemmung findet: nämlich eine Zerreissung der Bewusstseinszusammenhänge, eine Unfähigkeit, die im Momente gewonnenen Eindrücke (und oft besteht auch eine gleichsinnige Störung der Auffassung) mit dem Schatze der persönlichen Erfahrungen zu verbinden. Auf solcher Verbindung beruht aber alle Orientierung, sei es, dass wir die aus der Umgebung empfangenen Eindrücke mit räumlichen Vorstellungen aus früherer Zeit vergleichen und dadurch zu einem entsprechenden Orientierungsurteil gelangen (Orientierung im Raume), sei es, dass wir eine zeitliche Konstellation durch Abschätzung ihres Verhältnisses zur Vergangenheit richtig einzuordnen imstande sind, sei es, dass wir überhaupt den Zusammenhang der gegebenen Situation mit den Vorstellungen früherer Erlebnisse unserer Persönlichkeit zu verbinden vermögen; und so sehen wir, sobald diese elementaren Mechanismen gestört sind, Störungen der örtlichen, zeitlichen, aber auch der eigenpersönlichen Orientierung, die Kranken „kennen sich nicht mehr aus“, sie wissen nicht, wo sie sind, wissen weiter nicht, wer oder was ihre Umgebung vorstellt, sie kennen nicht den Monat, den Tag, die Stunde, sie können nicht sagen, wie lange sie sich irgendwo befinden, können nicht sagen, was sich in einem bestimmten Zeitraum abgespielt hat, vermögen sich überhaupt nicht Rechenschaft zu geben über die zeitlichen Zusammenhänge ihrer eigenen Persönlichkeit, so dass praktisch in derlei Fällen auch eine vorübergehende Gedächtnisstörung resultiert. Sehr häufig, namentlich unter bestimmten Verhältnissen, kommen, ganz abgesehen von der Desorientierung, sogar bestimmt gerichtete falsche Vorstellungsverbindungen in bezug auf die Orientierung zustande; die Domänen solcher Vorkommnisse sind die Amentia, die Delirien und die Dämmerzustände. Natürlich gibt es da allenthalben Massabstufungen, von den leichtesten

Graden, wo die Kohärenz- respektive Orientierungsstörung gerade eben diskret angedeutet ist, bis zu den schwersten, wirklich schwersten Blödsinn imitierenden Formen.

Dass endlich auch Beschleunigung des Gedankenganges, wie sie insbesondere unter der Einwirkung mancher Gifte (Morphin) zustande zu kommen scheint, ihren Einfluss auf die Ideenbildung nicht verleugnen wird, liegt klar zutage. — Bemerkt sei nur, dass die manische sogenannte Ideenflucht nicht auf eigentliche Beschleunigung des Ideenganges zurückgeht, sondern sehr wahrscheinlich wurzelt einmal in einer Erleichterung psychomotorischer Antriebe (Kraepelin und seine Schule), die für die Manie so charakteristisch ist und dem gehobenen Kraftgefühl des Maniacus die Hauptunterlage abgibt (es werden demnach also mehr Ideen in der Zeiteinheit laut als unter normalen Verhältnissen), und dann in einer eigenartigen Störung der Aufmerksamkeit (Liepmann), die sich gewissermassen an jeden neuen, von aussen kommenden Sinneseindruck, an jede gerade auftauchende innere Assoziation wegwirft, prostituiert und dadurch einen fortwährenden Wechsel der Leitvorstellungen des Gedankenganges schafft, statt dass, wie es unter normalen Verhältnissen der Fall ist, der grösste Teil der in der Zeiteinheit auftauchenden Assoziationen unterdrückt und gar nicht zur vollen Reifung gebracht würde, weil die den Gedankengang zielbewusst regelnde und beherrschende Leitvorstellung da eben nicht fortwährend wechselt. Keineswegs immer — es gibt auch ein Gedankenjagen in depressiv gefärbten Zuständen, zumal bei ängstlicher Unruhe —, aber doch sehr gewöhnlich geht Ideenflucht, wie z. B. in der Manie und in gewissen Intoxikationszuständen (Alkoholrausch) einher mit gesteigertem Kraftgefühl und mit dem Gefühl erhöhter geistiger Leistungsfähigkeit (eigentlich eine Selbsttäuschung, denn es handelt sich nur um einen Fortfall oft recht hochwertiger Hemmungen), und demgemäss besteht nicht nur in der Regel kein Krankheitsgefühl und kein Krankheitsbewusstsein, sondern oft geradezu ein Gefühl erhöhter Validität und dementsprechend ein mächtig gesteigertes Selbstbewusstsein, auf welcher Grundlage auch veritable Grössenwahnideen erwachsen können; ein Teil davon trägt freilich mehr den Stempel kraftmeierischer Renommage.

Gedächtnisstörungen müssen natürlich einen sehr guten Nährboden abgeben für die Entwickelung krankhafter Ideen. Für die normale Ideenbildung ist es ja von ausschlaggebender Bedeutung, dass die Individualgeschichte der Person, dass die Erlebnisse ihr vorstellungsmässig stets zur Verfügung stehen, weil ja sonst eine organische Eingliederung neuer Eindrücke in die psychische Gesamtpersönlichkeit gar nicht möglich ist. Besteht nun eine Störung des Gedächtnisses und seiner Funktionen, dann muss naturnotwendigerweise die Einordnung der Neueindrücke auf Fehlwege geraten, und damit ist eine Basis für

die Entwickelung abnormer Gedankenverbindungen geschaffen. Es sind dabei mehrere Spezialfälle möglich, zwischen denen selbstredend sowohl Übergänge als auch Kombinationen möglich, ja sogar sehr gewöhnlich sind. Einmal kann die Tenazität des Haftens der Neueindrücke, die Merkfähigkeit herabgesetzt sein; alsdann resultieren natürlich schwere Orientierungsstörungen, die Kranken wissen nicht nur nicht, wo sie sich befinden, sondern infolge des Vordrängens vager Reminiszenzen in das durch den Ausfall von Gegenwartsmaterial gegebene Vakuum werden geradezu falschen Orientierungsvorstellungen die Wege gebahnt; der Kranke wähnt sich versetzt in je nach dem Grade der Störung verschieden weit zurückliegende frühere Zeitabschnitte und Situationen oder in ganz heterogene, gleichsam willkürlich von dem funktionierenden Bewusstseinsanteil erfundene Situationen, indes er die reale Umwelt nicht agnosziert oder falsch identifiziert oder, falls der Identifikationsprozess als solcher sich wirklich in irgend einem Momente vollzieht, immer wieder die gewonnene richtige Erkenntnis rasch vergisst. Im sogenannten Korsakoffschen Symptomenkomplex, bei den senilen und arteriosklerotischen Zuständen, aber auch bei der Amentia und in akuten deliranten Zuständen verschiedenster Art sind derlei Dinge etwas recht Gewöhnliches. In vielen Fällen, insbesondere in senilen Zuständen, tritt zur Störung der Merkfähigkeit für Neueindrücke noch eine Beeinträchtigung des Gedächtnisses im weiteren Sinne für das in früheren Lebensabschnitten gewonnene Vorstellungsmaterial: es sind mehr oder weniger weitreichende Ausfälle der psychischen Individualgeschichte aus dem Bewusstsein zu verzeichnen, und die Folge ist, dass sich sehr weitgehende Bewusstseinsstörungen etablieren; solche Personen vermeinen z. B. oft um Jahre, ja Jahrzehnte jünger zu sein, sie wähnen sich in weit zurückliegende Lebensperioden versetzt, sie richten selbst ihr Handeln, namentlich aber ihr sprachliches Handeln darnach ein, und es können sich daraus recht barocke Situationen ergeben, wenn etwa z. B. so ein steinalter Meergreis stante pede zum Stelldichein mit seinem Mädel will und nur vergessen hat, dass das vor einem halben Jahrhundert aktuell war, aber jetzt — —!

Dass Sinnestäuschungen zur Entstehung krankhafter Ideen den Anlass geben können, wurde bereits früher angedeutet. Wir können sagen, dass wir hier zweifellos eines der wichtigsten Quellengebiete krankhafter Ideen vor uns haben. Nicht als ob etwa die Halluzination als solche schon immer auch die krankhafte Idee zur Konsequenz hätte, o nein! Es gibt nicht wenige Fälle, wo Sinnestäuschungen als solche durchaus erfasst werden, wo dem halluzinierenden Individuum ihr Charakter als solcher gar nicht zweifelhaft ist. Man erinnere sich da nur an die vor dem Einschlafen auch bei normalen Individuen, namentlich aber im Zustande der Übermüdung oder Überreizung auf-

tretenden sogenannten hypnagogen Halluzinationen; aber auch kompliziertere Sinnestäuschungen, in manchen Fällen sogar sogenanntes Gedankenlautwerden, werden zuweilen von den daran leidenden Personen als solche erkannt, und bilden dann isolierte, nicht weiter im Sinne bestimmter Ideenrichtungen verarbeitete Einzelfiguren im Tableau des Gesammtbewusstseins; und zuweilen werden auch in veritabler Geisteskrankheit Sinnestäuschungen als solche mehr oder weniger klar erkannt. Eine Art Grenzfall stellen die nicht allzu seltenen Halluzinationen auf Grundlage von Ohrerkrankungen dar: sie werden nicht selten als solche erkannt, andere Male aber, zumal bei ohnehin bestehender Psychose (und zumal bei Schwerhörigen und Tauben sind, wie neuestens erst wieder Kräpelin betont hat, Wahnbildungen nichts ganz Ungewöhnliches) werden sie mit ein Teil des Inhalts der Psychose. Bei der grossen Mehrzahl der Halluzinierenden verhält sich jedoch die Sache sehr eindeutig: die Sinnestäuschungen werden da zu einer schier unversiegbaren Quelle von Ideengebilden, die man ihrer krankhaften Wurzel wegen natürlich unbedingt krankhafte nennen muss. Die sich darbietenden Bilder sind nun aber natürlich sehr verschieden von Aussehen, je nach der Art und der Menge der Sinnestäuschungen und je nach dem Charakter des Grundprozesses. Wo reichliche Halluzinationen von verschiedenartigster Färbung und in bunt wechselnder Folge die Szenerie beherrschen, dort gilt natürlich auch in der Regel ein Gleiches von den auf solcher Grundlage zustande gekommenen Ideen; das können wir insbesondere bei allen halluzinatorischen Verwirrtheitszuständen sehen; hier wechseln die Bewusstseinsinhalte meist in raschester und buntester Folge, und abgesehen von der Inkohärenz der Assoziationen, auf deren Konto, wie wir schon wissen, ein gewisser Teil der Orientierungsstörungen zu buchen ist, sind es vor allem die Halluzinationen, die in ihrer wechselnden Gestaltung zu Trägerinnen der wechselnden krankhaften Vorstellungsinhalte werden. Dem entspricht denn auch die Färbung dieser letzteren: so wähnen die Kranken beispielsweise Geister, Gespenster, Seelen verstorbener Personen, Fratzen und phantastische Tiergestalten u. dgl. m. zu erblicken; oder sie vermeinen, ähnliche, vielfach wunderbare Dinge, Klänge, Musik, Kanonengebrüll, schimpfende Stimmen, ganze Diskurse u. a. zu hören; oder sie glauben Leichengeruch zu verspüren, Gift zu schmecken, von geheimnisvollen Kräften bearbeitet zu werden, in den Himmel hinauf zu entschweben, in Abgründe hinab zu stürzen; kurz die Kranken leben oft in einer imaginären, phantastischen Märchenwelt, die, meist bunt wechselnd in ihren einzelnen Bildern, die bald freundlich angenehm, bald schreckhaft und feindlich anzusehen sind, ihren Ideeninhalt ausmacht. In anderen Fällen, zumal im Delirium tremens vermeinen sich die Kranken zwar gleichfalls in irreale Situationen versetzt, allein dem trivialen Inhalt der

Sinnestäuschungen und der damit zumeist Hand in Hand gehenden Illusionen konform in mehr alltägliche, ihrem gewöhnlichen Gesichtskreise entsprechende Lagen (Arbeit, Wirtshaus). In epileptischen Delirien ist dagegen der Vorstellungsinhalt — allerdings nicht nur, denn es entspricht das bis zu einem gewissen Grade schon dem habituellen frömmlerisch-bigotten Geisteszustande vieler Epileptischer, aber doch sehr wesentlich mit unter dem Einfluss der Sinnestäuschungen — oft ein übersinnlicher oder religiöser. In hysterischen Zuständen wiederum verraten die Sinnestäuschungen sehr gewöhnlich mehr oder weniger nahe Beziehungen zu affektbetonten Komplexen, und es sind alsdann die deliranten Inhalte, sie seien halluziniert oder nicht, sehr gewöhnlich von szenischer Gestaltung, und zwar in der Weise, dass der Kranke imaginäre Situationen erlebt, die seinen Wünschen oder Befürchtungen oder beiden zugleich entsprechen (Flucht der an ihrem Komplex verzweifelt würgenden Psyche aus dem Kampfe des Lebens in den Traum der Psychose). Wir erinnern uns hier dessen, was wir an früherer Stelle über den Inhalt hysterischer Ausnahmszustände ausgeführt haben, und es ist insbesondere das von uns angezogene Beispiel einer psychogenen Selbstanzeige, welches uns die übrigens in manchen Fällen nicht ganz so leicht zu entwirrende Komplikation der Motive und Komplexe aufzeigt, deren Abreaktion im hysterischen Delirium „erlebt“ wird.

Schon das zuletzt aufs neue herangezogene Beispiel lässt erkennen, dass auch in deliranten Zuständen trotz seiner unverkennbaren Bedeutung das halluzinatorische Element allein oft das Zustandekommen krankhafter Ideen nicht erklärt. Es liegt hier vielmehr eine tiefergreifende Bewusstseinsverfälschung vor, die wir im weitesten Wortsinne (siehe später) bereits zu den wahnbildenden rechnen dürfen. Wir haben bisher jene halluzinatorischen Zustände erörtert, die vorübergehender Natur sind und in denen daher auch die halluzinatorische Ideenkonstellation nur eine Episode im Seelenleben darstellt. Es gibt nun aber auch chronische Krankheitszustände, zu denen Halluzinationen als ein das Denken entscheidend beeinflussender Bestandteil gehören. Insonderheit ist dies der Fall bei den chronischen wahnbildenden Prozessen; hier ist dann allerdings ein gewisser innerer, man wäre fast versucht zu sagen logischer Zusammenhang zwischen Wahngebilden und Sinnestäuschungen namentlich bei den eigentlich paranoischen Prozessen keine Seltenheit, so dass man gerade da oft nicht sicher zu sagen vermag, bis zu welchem Ausmasse die Entstehung und Gestaltung einer krankhaften Idee auf Sinnestäuschungen, bis zu welchem Masse sie lediglich auf die Wahnbildung als solche zurückzuführen ist. Immerhin aber ist es recht bemerkenswert, dass die Wahnbildung in derlei Fällen ihrem Inhalte nach von bestimmten halluzinatorischen Elementen stark beeinflusst wird, insbesondere von Gehörstäuschungen und von Halluzinationen

im Bereiche der Hautsinne und inneren Organempfindungen; das Kausalitätsbedürfnis bemächtigt sich dieser Erscheinungen, und es kommt zur Bildung von „Erklärungsideen“, die natürlich von ganz subjektiver Färbung sind; einige Beispiele: Die Tatsache des Gedankenechos, des natürlich imaginären halluzinatorischen Lautwerdens der eigenen Gedanken, wie wir es bei vielen wahnbildenden Prozessen registrieren (ab und zu treffen wir es auch als harmloseres Symptom bei praktisch wenigstens geistig gesunden Individuen), wird sehr gewöhnlich zur Quelle von Ideen des Kalibers, als würden die eigenen Gedanken „abgezogen“, mittels Apparaten und Apparatsystemen jeder nur erdenklichen Art oder auf „suggestiven“ Wege etc. etc.; insbesondere jene Halbbildung, die das naive Interesse des Laien und dessen Unverstand mit ein paar unverdauten Brocken Fachwissens vereint, ist die vorzüglichste Schrittmacherin für derlei Erklärungsideen; ganz ähnlich sind die „physikalischen“ Wahn- resp. Beeinträchtigungsideen zu einem grossen Teile aufgebaut auf Sinnestäuschungen der „tieferen“ Sinne; insbesondere die halluzinierte Empfindung des „Elektrisiertwerdens“, ferner die Halluzinationen einer Reihe von Schmerzempfindungen, namentlich aber gewisse ganz neuartige, dem normalen Bewusstsein überhaupt fremde halluzinierte Empfindungen im Bereiche der inneren Körperorgane, z. B. als würde das Gehirn „herausgenommen“, als würde das Rückenmark „abgezogen“, etc. etc. sind es, die am allerhäufigsten Erklärungsideen nach sich ziehen. Solche subjektiv oft arg gemarterte Kranke wähnen sich dann eingespannt in ein wahres Netz von „Apparaten“, meistens elektrischen, mit denen, so meinen sie, ihr Körper von Widersachern „bearbeitet“ wird. Oft werden dann solche Ideen ihrerseits zum Ausgangspunkt, zur nie versiegenden Quelle (da der halluzinatorische Prozess nicht versiegt) ganzer komplizierter Wahnsystembestandteile.

Doch halt! hier sprechen wir ja immer schon von Wahnideen, und damit wären wir ja allmählich bei der allerwichtigsten Kategorie krankhafter Ideen angelangt. Ehe wir darauf näher eingehen, müssen wir noch einmal nach rückwärts ausholen, freilich in einer anderen, als in der bisher beschrittenen Richtung, um ein sehr wichtiges Wurzel- oder besser gesagt Vorstufengebiet wahnhaften Denkens näher kennen zu lernen.

Wir haben bereits ausführlich erörtert, welch' dominierende Bedeutung der Affektivität für die Entstehung von Gedankenverbindungen, insbesondere von krankhaften Ideen zukommt. Und doch haben wir dieses Thema nicht entfernt erschöpft. Knüpfen wir an früher erörtertes an: wir haben erwähnt, dass unser ganzes Denken unter der Führung bestimmter gefühlsstarker Vorstellungen, der Leitvorstellungen vor sich geht. Nun ist aber unter normalen Verhältnissen diese Herrschaft nicht etwa einem absoluten Regime vergleichbar, sondern lediglich einem

konstitutionellen mit immerhin beschränkter Königsmacht: der Purpur der Obervorstellung bleibt meistens einer einzelnen Vorstellung nur so lange und insoweit, als der ihr anhaftende Gefühlswert auch verstandeslogisch legimitiert und haltbar erscheint; vermag nämlich die Verstandeslogik auch nicht aufbauend, in höherem Sinne synthetisch zu wirken, denn neue geistige Werte gebiert nicht der Verstand, sondern das Gefühl, das Temperament (daher datiert wohl auch zum Teil die von Lombroso erkannte, wenn auch in ihrer Geltung übertriebene Verwandtschaft von Genie und seelischen Anomalien; Geniale sind ja fast immer Affektmenschen, diese aber oft Abnorme, wenn auch beileibe nicht immer!), der Intellekt hat dabei nur eine dienende Rolle inne, er liefert nur das Baumaterial: so ist es doch ihre Eigentümlichkeit, ihr Reservat, dass sie vor allem (allerdings hat auch hierin das Gefühl eine gewichtige Stimme) kritisierend zu wirken vermag; die intellektuellen Baumaterialien fügen sich nur dann zu den vom Temperament entworfenen Gebäuden, wenn sie auch wirklich ineinander passen; oder der Intellekt ist, wenn das barocke Bild gestattet ist, der „ekelhafte Kerl“, der scheussliche Thersites, der uns der Feenwelt unserer Gefühlswerte nicht froh werden lassen will, der immer wieder seine ätzende Säure über ihre Schöpfungen ausgiesst, um zu zerstören, was davon nicht säurebeständig ist; und doch ist es gerade dieses Scheusal, welches uns mit seinem oft unerwünschten und widerlichen Gebelfer vor den Abgründen warnt, in die wir mit unseren Ideen unfehlbar abstürzen müssten, wollten wir uns in unserem Sinnen von unseren Gefühlen allein leiten lassen. Denn das ist die Eigenart alles Affektiven, dass es untrüglich leitet und sicher trägt in allen den Dingen, wo es auf Instinkt ankommt, und das sind ja nun allerdings sehr grosse, wichtige und vitale Belange des Einzel- und des Völkerlebens; wir erinnern nur an früher Ausgeführtes; allein in der Kleinarbeit und im Kleinkram des Alltages, in allen den Belangen, wo der Rechenstift ein zuverlässigerer Führer ist als das Temperament, mit dessen stürmenden Sätzen wir in all dem Busch- und Knickwerk nur schmerzlich zu Falle kämen, überall, wo der Geist nicht gleich der jubelnden Lerche in den blauen Äther sich emporschwingen darf, nein, wo es in mühseliger Alltagsfron auf dem Erdboden über gemeines Gestrüpp dahinzukriechen ihn zwingt: da gilt es, unser inneres Drängen zu zügeln, unser Temperament zu bezwingen, es unterzuordnen unter die Führung des kritisch klügelnden, nüchtern rechnenden und trocken wertenden Intellektes. Diese „Anpassungsfähigkeit“ macht ein Gutteil dessen aus, was den „Normalmenschen“ kennzeichnet, der im Kampf um sein kurzschlägiges Einzeldasein sich durchzuarbeiten versteht; freilich divergieren kurzfristige Einzelinteressen und weitsichtige Gemeininteressen oft recht bedeutend, und unschwer gelangen wir, von dem an früherer Stelle Gesagten einerseits und dem hier Gesagten andererseits ausgehend

zu dem Verständnis der nur zu oft zu konstatierenden Tatsache, dass Leute, die im landläufigen Sinne, d. h. in der Wahrnehmung ihrer persönlichen Interessen tüchtig sind, um so kurzsichtiger sind in ihrem Verständnisse für Gemeininteressen; und umgekehrt. Es ergeben sich daraus wieder manche Nutzanwendungen für das Völkerleben.

Es gibt nun Fälle, wo eben gerade die erwähnte Anpassungsfähigkeit fehlt, wo jene Eventualität gegeben ist, wie wir sie an anderer Stelle als eine unbedingt pathologische bezeichnet haben. Aber nicht in der Art (davon war bereits die Rede), dass das Wechselspiel der Stimmungen und Affekte auch den Vorstellungsinhalt in wechselndem Spiele modelt, sondern in der Weise, dass bestimmte, bevorzugte Vorstellungen weit über Gebühr den dominierenden Gefühlston beibehalten, dass sie unbeschadet aller aus Logik und Realität herstammenden Gegenmotive unerschütterlich, ja durch jeden Versuch eines gegen ihren Despotismus gerichteten Ansturmes nur noch fester in der Psyche verankert und dass sie zur obersten und unerschütterbarsten Richtschnur ihres Handelns werden. Wir nennen solche Ideen, die den Menschen in derart abnorm intensiver Weise und über abnorm lange Zeitstrecken, zuweilen über das ganze Leben hin entscheidend beeinflussen, eben ob ihrer Gefühlsmächtigkeit überwertige Ideen.

Es ist klar, dass wir, in beträchtlicher Abschwächung freilich, Ideen von ähnlich aufgebautem Charakter auch unter normalen oder noch normalen Verhältnissen finden werden. Hat doch fast jeder Mensch für Zeitabschnitte, zuweilen selbst fürs ganze Leben seine Lieblingsideen, die gleichzeitig auch meist seine Achillesferse sind, d. h. sie machen ein Hauptteil seiner psychischen Persönlichkeit aus, sind aber eben gerade darum meist mehr affektiv als verstandeslogisch darin verankert, und rührt man an sie, so rührt man an Empfindlichkeiten, die sich kompensatorisch um so heftiger äussern, je schwächer das logisch-realistische Fundament der in Frage kommenden Idee ist. Wir sehen dies zumal bei Frauen und bei — Gelehrten, aber auch sonst im Menschenleben nicht so ganz selten, und bekannt ist zumal, dass die unter affektsuggestiver Massenwirkung akquirierten, die Geister beherrschenden Ideen, wie wir ja übrigens schon wissen, ganz ähnlich aufgebaut sind, ganz ähnlich sich verhalten. Aber auch in Fällen, wo umgekehrt durch falsche Erziehungstendenzen das natürliche Herrschaftsbereich der Gefühle und dadurch die natürlichen Affektsteuerungen unterdrückt worden sind, staut sich die mit der Individualanlage gegebene affektive Energie kompensatorisch oft an abstrakten Ideen an, die alsdann weit über ihren realen Wert hinaus gefühlsbetont werden; eine Eigenschaft, die ja leider gerade bei gebildetsten, also „erzogensten" (also — siehe oben! — seelisch schiefgezogensten) Deutschen so häufig vorkommt und es mit sich bringt, dass der Deutsche schreibtischgeborenen Ideen oder selbst

praxisgeborenen, an sich aber eben wie alles praktisch Lebendige wandelbaren und flüssigen Ideen eine „prinzipielle“ Bedeutung von solchem Nachdrucke beizumessen geneigt ist, dass er Leute, die in solchen vom Standpunkte pragmatischer Wertung oft herzlich belanglosen Dingen anderer Meinung sind, geradezu mit Misstrauen betrachtet (so hat vor einiger Zeit, um nur ein gerade naheliegendes Beispiel zu erwähnen, ein deutscher Psychiater Fachkollegen, die nicht unbedingt auf die zellenlose Behandlung Geisteskranker eingeschworen sind, geradezu als herzlos bezeichnet!). Ein Gutteil der Schroffheit, mit der gerade Deutsche im Kampfe der Geister ob jeder Bagatelle gegeneinander losgehen, ein Gutteil der Verbohrtheit, mit der in vollkommen falscher Wertung dessen, was man Ehrlichkeit der Gesinnung nennt, gerade geistig höchststehende Deutsche sich in Kleinigkeiten vernarren, während sie instinktlos und blind sind oder Scheuklappen haben für das Vitale und Wesentliche der Dinge, ein Gutteil der nationsmörderischen Selbstzerfleischung unter Deutschen ob der kleinlichsten, aber von dickschädeligen Prinzipzeloten zu ungeheuerlichen „Affairen“ aufgedonnerten Flohquerelen hat hier seinen allertiefsten Grund. Doch wozu schon früher Gesagtes nochmals wiederholen? Man sieht nur wieder (so rächt sich auf Erden alle Schuld), wie eben die „Unterdrückung“ der Affekte durch den in anderen Dingen so hochverdienten deutschen Schulmeister die Entstehung überwertiger, freilich falscher überwertiger Ideen geradezu begünstigt, also in bestimmter, einseitiger Richtung das, was sie zu verhüten vermeint: das Überwuchern des Affektiven.

In klassischster Ausprägung aber stossen wir auf den Mechanismus der überwertigen Ideenbildung unter bestimmten pathologischen Verhältnissen, insbesondere bei gewissen Gruppen psychopathischer Individuen; man darf da vielleicht mehrere, untereinander freilich durch Übergänge verbundene Typen auseinanderhalten, und zwar je nach dem Charakter der überwertig werdenden Ideen. Besonders aber verdienen zwei Hauptgruppen der Hervorhebung: die eine umfasst die Fälle, wo die Ideen „objektiver“ Art sind, wo ein direkter Zusammenhang mit primär egoistischen Interessen des Individuums nicht zu greifen ist; es zählen zu dieser Gruppe nicht wenige von den einseitigen Schwärmern und Reformatoren, von den kritiklosen Anhängern und Verfechtern bestimmter „Richtungen“, von den „unentwegten“ Vertretern irgend einer Idee, die einen solchen Aufwand von Affekt ihrem realen Werte nach nicht verdient; dass er ihr bei dem betreffenden Individuum gleichwohl zukommt, leitet sich, abgesehen von solches begünstigenden verschrobenen Erziehungsmaximen (siehe das oben Ausgeführte), her aus dessen individueller Anlage, die es zu einseitiger Gefühlsüberbewertung überhaupt empfänglich macht; oft gewinnt man geradezu den Eindruck, dass es nur ein Zufall, eine konstellative Fügung ist, wenn gerade die eine Idee überbewertet

wurde; es hätte ebensogut eine andere sein können, wenn sie konstellativ gerade einen günstigen Moment getroffen hätte, um mit der Affektseele erfasst zu werden; ist nun aber einmal eine Idee überwertig geworden, es sei welche immer, sie handle von den höchsten und letzten Dingen oder von irgend einem System der Leibwäsche oder der Leibesübung, dann wird sie von derlei Individuen mit einer fast barocken Zähigkeit festgehalten, in nicht wenigen Fällen selbst zeitlebens, und in extremen Fällen sehen wir dann zuweilen solche Menschen geradezu ihre Lebensaufgabe darin suchen und finden, zu Aposteln, ja zu Sklaven dieser ihrer Ideen zu werden, denen sie mit einer heiligen Inbrunst dienen, als ob es wirklich keine wichtigeren und wesentlicheren Interessen ihres Volkes oder der menschlichen Gesellschaft gäbe. Sicher führen von diesen krankhaften, hart an der Schwelle paranoischer Verrücktheit stehenden Schwärmern vielfache Übergänge zum gesunden Idealismus; auch Ideale sind ja so etwas wie überwertige Ideen, nur ist das gesunde Ideal etwas, wofür zu leben und wonach zu streben von einem höheren individuellen oder sozialen Gesichtpunkte aus der Mühe w e r t ist. Auch zu suggestiv und autosuggestiv entstandenen Ideen führen Übergänge, zumal in den Fällen, wo eine überwertige Idee dieser Art eine kompaktere Menschenmasse beherrscht; nur gilt da oft: cessante causa cessat effectus, d. h. hört die Suggestion und hören deren Nachwirkungen auf, dann verblasst auch die Idee, verliert sie ihren überwertigen Charakter, muss sie oft einer anderen Favoritin Platz machen. Wir brauchen da nur, ohne gerade an die schon früher berührten Massenepidemien zu denken, eine der alltäglichsten Gegenwartserscheinungen ins Auge zu fassen, den Wechsel der Moden: wie sind oft insbesondere die Weiber wie verrückt hinter allem her, was der saisonmässigen Laune irgend eines „tonangebenden" Schneiderleins in Paris enthüpft ist, um, so dieses nach seinem unerforschlichen Ratschluss in der nächsten Saison anders will, natürlich wiederum Stein und Bein zu schwören, dass es eben so und nicht anders sein m ü s s e, dass man sich so und nicht anders kleiden d ü r f e, sofern man auf den Titel und Charakter eines Kulturmenschen Anspruch erhebe; und allerneuestens wurden bekanntermassen sogar die Apachen der argentinischen Matrosenkneipen zu Kulturaposteln unserer tanzenden Damenwelt, und es galt jeder als ein „kulturfremder Reaktionär" in Salon und „Gesellschaft", der es wagte auszusprechen, dass die Kulturmenschheit doch höhere Interessen habe als den Tango. Man sieht nur wieder, wie nahe sich gesunde und kranke seelische Entäusserungen vielfach berühren.

Eine weitere Gruppe wird vorgestellt von jenen Menschen, bei denen solche Ideen in abnorm hohem Masse überwertig werden, die ihrer ganzen Beschaffenheit nach zu von vornherein mächtigen s u b j e k t i v e n Gefühlen in besonders nahen Beziehungen stehen. Dahin gehören zumal

jene Ideen, die an gekränkten Ehrgeiz oder an erlittenes (subjektives oder objektives) Unrecht anknüpfen. In nicht wenigen Fällen dieser Art ist die Schädigung an Vorteil, Ehre oder Rechtsgefühl, wie angedeutet, an sich eine reale gewesen, und nur in der Reaktion darauf, in deren Andauer oder Stärke liegt die Anomalie begründet. Aus dieser Gruppe vor allem rekrutiert sich das grosse Heer der Querulanten. Nicht in jedem derartigen Falle braucht es so weit zu kommen, dass die Idee, welche das treibende Motiv der krankhaften querulanten Reaktionen darstellt, diese Macht fortab für immer behält; vielmehr gibt es genug Fälle, wo es mit der Zeit zu einer Korrektur kommt oder doch wenigstens der Gefühlswert der Idee verblasst und damit eine gewisse Resignation eintritt; anderemale wiederum verankert sich die Idee der Beeinträchtigung und der konsekutive Antrieb zum Kampf ums Recht unerschütterbar und wird zur Leitidee für das ganze weitere Leben, weithin den gesamten Bewusstseinsinhalt mediatisierend und verfälschend. Erwähnen wir schliesslich noch, dass es, wie z. B. bei geistig debilen Individuen, auch überwertige Ideen „ex vacuo“ gibt.

Da sind wir nun — so sind eben allenthalben in der Psychopathologie die Grenzen verfliessende — also an der Schwelle der wichtigsten Gruppe krankhafter Ideen angelangt, an der Grenze des grossen Gebietes der Wahnideen, zu denen von den überwertigen Ideen Brücken und Passwege sonder Zahl hinüberleiten.

Was ist dies nun eigentlich: eine Wahnidee? Ich habe mich darüber vor einem Jahre an anderer Stelle (Zeitschr. f. die ges. Neurol. u. Psychiatr. 1913, Originalien) verbreitet und möchte hier nur eines ganz kurz rekapitulieren. Ganz allgemein, allerdings aber eben auch nur ganz allgemein kann man eine Wahnidee definieren „als ein unter abnormen inneren Bedingungen zustandegekommenes und während des Bestehens eben dieser es unmittelbar verursachenden Bedingungen nicht korrigierbares Fehlurteil“. In diesem sehr allgemeinen Sinne pflegt der Begriff der Wahnidee von vielen Autoren auch verstanden zu werden. Allein es erhellt, dass diese allgemeine Fassung offenbar die Produkte aus äusserst verschiedenartigen psychischen Mechanismen in sich begreift. Von dem, was wir früher Revue passieren liessen, wird ja vieles dieser weit gefassten Definition gerecht. So die Urteilsstörungen auf halluzinatorischer, auf formal-assoziativer und ganz insbesondere jene auf affektiver Grundlage. Und auch die so eminent zwar nicht auf abnorme affektive Labilität, aber auf deren Widerpart, abnorme affektive Stabilität hinweisenden überwertigen Ideen sind ja Urteilstäuschungen, die den Bedingungen der angezogenen Definition vollauf gerecht werden.

Nun sehen wir schon bei der überwertigen Idee eines, was uns in Anbetracht ihrer affektiven Grundnote allerdings nicht wundernehmen kann: wir sehen sie imstande, weithin den Bewusstseinsinhalt in ihrem

Sinne umzufälschen, weite Distrikte desselben zu annektieren und unter ihre Oberherrschaft zu zwingen; insbesondere bei den Querulanten aber sehen wir noch ein Weiteres, sehen wir die krankhafte Logik sich nicht nur vereinseitigen, sondern — hilf was helfen kann — oft förmlich bei den Haaren die „Argumente“ herbeiziehen, die dem Kranken als Folie für sein einseitiges Sinnen und Trachten dienen müssen; wie so mancher Krösus zu seinem faktischen Reichtum noch die Folie des Adelsbriefes gerne dazu hat, sei es auch nur eines erschlichenen oder erkauften, um die an sich schon hinreichend wuchtige Tatsache seines Reichtums auf eine in dem Falle freilich wenig einwandfreie Art zu „legitimieren“: so strebt die überwertige Idee unbeschadet des tatsächlichen Übergewichtes, das ihr ihre gefühlsmässige Übermacht unter allen Umständen leiht, nach der Anerkennung durch logisierende Argumentation, sei diese auch nur eine solche fragwürdigster, gerade eben noch im dürftigsten Sinne formaler Natur; es „macht“ sich sozusagen gut, wenn dem absolutistischen Gebote der Gefühle auch ein logisch-konstitutionell sein sollendes Mäntelchen umgehängt wird, sei es auch auf dem Wege eines seelischen § 14[1]); zumal bei Weibern. Und so müssen die erdenklichsten und oft lächerlichsten Nebenumstände herhalten, werden Zufälligkeiten oft zu Fügungen aufgebauscht, damit der Leit- und Lieblingsgedanke auch vor dem Verstande legitimiert dasteht; oft vollzieht sich dieser Prozess halb unbewusst.

In weitaus höherem Masse und in viel weiter ausgreifendem Umfange sehen wir diesen Mechanismus nun beim Aufbau „paranoider“ Wahnideen wirksam, wie sie, weit über das Bereich der eigentlichen Paranoia hinaus, bei den verschiedensten Psychosenformen vorkommen; so vor allen Dingen im Rahmen der Schizophrenie. In den paranoiden Zuständen ist jener Mechanismus der Vorstellungsverbindung, den ich kürzlich einmal (l. c.) den „parakritischen“ genannt habe, ganz besonders intensiv wirksam. Der Aufbau der Wahngebilde lässt meistens jede Spur von Geradlinigkeit vermissen, er ist ausschliesslich ein solcher von rückwärts herum oder von seitwärts her, der Kranke folgert nur mehr aus lauter Nebendingen; denn auch für den parakritischen Mechanismus der Bildung wahnhafter Ideen, ja für ihn am allermeisten ist es charakteristisch, dass das Kausalitätsbedürfnis, das Bedürfnis nach wenigstens formal irgendwie „kausaler“ Legitimierung der krankhaften Konzeptionen vor dem eigenen Verstande wie vor fremden Persönlichkeiten erhalten ist. Dies unterscheidet diese Wahngebilde und ihre Träger von den Trägern von auf psychischer Schwäche oder Gedächtnisstörung fussenden Truggebilden. Hier also, in den paranoiden Bildungen,

[1]) ad notam für Nichtösterreicher: jener in Österreich sprichwörtliche Paragraph der österreichischen Verfassung, der der Regierung auf durchaus legalem Wege die Ausschaltung des Parlamentes jederzeit ermöglicht.

zieht aus nebensächlichen Erlebnissen, aus zufälligen Begebenheiten, aus beiläufig hingeworfenen Gesten oder Bemerkungen bekannter, aber auch wildfremder Menschen, etwa von Passanten auf der Gasse, der Kranke die weitestgehenden Folgerungen im Sinne des Bestehens von Beeinträchtigungs- und anderen Wahnideen, auch von Grössenideen; auch halluzinatorische Eindrücke werden im System parakritisch wahnbildender Logik gleichsinnig als Bausteine verarbeitet. Ein wenn auch rudimentäres Seitenstück bilden jene Analogieschlüsse primitiver Menschen und Völker, deren Bedeutung für das Zustandekommen etwa von religiösen Superstitionen seinerzeit Friedmann in seinem bekannten Werke über den Wahn so klar illustriert hat; dieser Forscher war es auch, der diese Dinge mit der hier abgehandelten Art Wahnbildung schon verglichen und dergestalt die Beziehungen zwischen Irrtum und Wahn aufgezeigt hat; nur ist der Wahn auch potentia unkorrigierbar, solange die Krankheit besteht, die ihn verursacht.

Welches die tiefere Ursache jener Verfälschung der inneren Logik ist, dank welcher derlei Fehlschlüsse zusammenkommen, das wissen wir nicht, das hiesse in die tiefsten Tiefen der zu Grunde liegenden Krankheitsvorgänge hineinleuchten, und so weit reichen einstweilen die Mittel unserer Erkenntnis nicht; aber das Eine darf gesagt werden, dass auch hier in sehr vielen Fällen die Wirksamkeit affektiver, thymopsychischer und zwar insonderheit, wenn wir einen Ausdruck Maiers gebrauchen wollen, „katathymer“ Mechanismen als determinierender Momente klar aufscheint. In manchen Fällen ist es die äussere Situation, die für solche Mechanismen den Nährboden abgibt, und es spielen alsdann Vorstellungsinhalte, die aus der realen Situation selber entspringen, aber parakritisch umgearbeitet und weiterverarbeitet werden, in dem Inhalt der Psychose eine Rolle. So bei den Situationspsychosen (Stern), zu deren Repräsentanten in praxi kein geringer Teil der wahnbildenden Haftpsychosen zu zählen ist. In der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle aber erwächst die abnorme Affektsituation aus endogenen Momenten heraus, resp. aus seelischen Situationen, die ihres langen Zurückreichens halber als endogenisiert betrachtet werden können und nicht aus der unmittelbaren Gegenwart entspringen. Es erscheint dann vielfach der Wahn in gewissem Sinne als eine imaginäre Wunschtraumerfüllung, die aber der Kranke, und darin liegt ja zum grossen Teile das, was auch dem Laienverstande als krankhaft an ihm imponiert, für real hält; und die fehlenden Beweise, nach denen das mindestens in vielen Fällen über eine lange Zeit hin rege äusserliche Kausalitätsbedürfnis des Kranken verlangt, die schafft eben die verschrobene, „verrückte“, die parakritische Logik herbei. In Ermangelung direkter müssen aber indirekte Beweise herhalten, ganz wie bei den überwertigen Ideen und aus den nämlichen Motiven; und angesichts der geschilderten thymo-

psychischen Determination werden uns, die wir die beherrschende Macht des Affektlebens, der Thymopsyche bereits kennen, solche Bocksprünge der Logik gar nicht mehr verwunderlich erscheinen; zumal ein logischer Schnitzer, der sich aus ganz ähnlichen Mechanismen herleitet, seine deutlich auf affektive Momente zurückgehende Natur nicht verleugnet und im Grunde auch der Norm, wenigstens in Ansätzen, nicht fremd st: wir meinen die Tendenz zu gesteigerter Eigenbeziehung bei solchen wahnbildenden Kranken. Diese gesteigerte Eigenbeziehung ist ja eigentlich etwas typisch „Parakritisches“: so ein Kranker wähnt, alles oder sehr vieles von dem, was um ihn herum vorgeht, gehe ihn ad personam an, und er schafft sich auch, zumal in höher organisierten Gehirnen ein ungeordnetes Anstapeln von Eindrücken gar nicht möglich ist, sofort bestimmte Deutungen für die Dinge. Die psychologische Grundlage des Zustandes der erhöhten Eigenbeziehung ist aber immer ein Zustand besonderer affektiver Spannung oder Erregung, kurz Unruhe, wie wir ihn im Beginne so vieler wahnbildender Psychosen, gerade auch der Paranoia so gewöhnlich sehen (wir erinnern kurz an die Arbeiten der Schule A. Picks); und übrigens sehen wir etwas ganz Analoges, wenn auch nur als vorübergehende und in der Regel aus äusserer Situation geborene Erscheinung auch unter normalen Verhältnissen: hierher gehört das fast zum Überdruss bekannte Beispiel von dem neugebackenen Soldaten, der in jener aus verschiedenen affektiven Elementen gemengten Gemütsbewegung, in die ihn das erste Spazierentragen der Uniform versetzt, die Aufmerksamkeit aller Welt auf sich gerichtet wähnt; auch da arbeitet ja die Logik gleichsam parakritisch, auch da werden Zufälle, Belanglosigkeiten in der Seele zu Absichtlichkeiten und Fügungen umgefälscht, und es ist die Affektivität, aus der diese Fälschungen gespeist werden. Nur dass unter normalen Umständen (cessante causa cessat effectus) mit dem Verblassen der Stimmung volle Korrektur und Einsicht eintritt, während die krankhafte Parakritik aus der unversiegbaren Quelle der psychotisch veränderten Affektivität Zuflüsse erhält, die, solange die Krankheit besteht, einer Eindämmung durch vernunftgemässe Korrektur für gewöhnlich spotten. Was uns aber, und das ist nochmals festzuhalten, namentlich interessiert, das ist die Affektdetermination vieler Wahninhalte. Einige Beispiele mögen das illustrieren, die aus der Klinik geschöpft sind: Ein Mann hat sich in ein Weib verschaut, aber die Liebe wird nicht erwidert, oder er traut sich gar nicht recht an sein Idol heran, und das eine wie das andere zeitigt gewissermassen ein psychisches Trauma; dieses psychische Trauma traf zufällig zusammen mit dem Beginn einer krankhaften Veränderung, mit der Tendenz zur Wahnbildung, oder es wächst sich erst das an sich ja recht banale und von einer gesunden Psyche meist leicht überwundene Erlebnis zum psychischen Trauma aus, weil eben schon die latent kranke Psyche

auf äussere Momente gleich mit solchen Ausschlägen reagiert; so oder so, das affektbetonte Erlebnis ist gegeben; und nun bemächtigt sich die Psychose dieses „Komplexes“ und verarbeitet ihn in ihrem Sinne nach dem anthropomorphistischen, jedem von uns tief ins Herz eingegrabenen, aber durch den gesunden Verstand gehemmten Motiv „per aspera ad astra“; aus dem verschämten oder zu schüchternen Liebhaber wird der stolze Jüngling, den das Weib schon ganz gerne haben möchte, sie gibt ihm ja „Zeichen“ (diese „Zeichen“ sind natürlich meist sehr fragwürdiger Natur, oft geradezu halluzinatorisch oder illusionär bedingt), allein er ist zu stolz, er ist zu rein, er steht zu hoch, „um sich zu ihr herabzulassen“, der Wunschtraum — ach wie oft hegen wir ihn, wenn unsere Liebe von einer spröden Schönen verschmäht wird! — wird dank der gnadenvollen Krankheit für den armen Kranken zur holden, leider nur imaginären Wirklichkeit, er spinnt sich ganz in sie ein und kapselt sich von der realen Aussenwelt, soweit er dieselbe noch richtig wertet, „autistisch“ (der treffende Ausdruck stammt von Bleuler) ab. Ein anderer, ob des Überwiegens der Sexualität beim Weibe noch viel häufigerer Fall: Eine alte Jungfer war ihr Leben lang zu stolz oder zu wohlerzogen oder zu hässlich, um sich um Sexualia zu kümmern; das „kritische“ Alter naht, und mit ihm pocht stürmisch der Geschlechtstrieb an die Pforten der Seele, seine ihm bisher vorenthaltenen Rechte heischend, ehe die Stunde des Scheidens für ihn gekommen ist; ein tiefes und heisses Sehnen stellt sich ein, aber es ist zu spät, oder die Hemmungen sind zu gross, kurz, das arme, alte Mädchen findet den kürzesten Weg nicht oder kann ihn nicht finden, sich in zwölfter Stunde, an der Wende zweier Lebensabschnitte, doch noch natürlich ausleben zu können; trifft dieser schwere Kampf seelischer Motive eine vor dem Ausbruche einer Psychose stehende Seele und koinzidiert er mit einer latenten Veranlagung zu wahnbildender Geistesstörung (diese Veranlagung muss immer vorhanden sein, denn ohne sie bliebe das psychische Trauma in dem Sinne unwirksam), dann wird auch dieser „Komplex“ von der Psychose übernommen, und es tritt nun der nämliche Umfälschungsvorgang ein, wie wir ihn vorhin gewürdigt haben: aus der hoffnungslos liebedarbenden alten Schachtel wird die stolze Spröde, die aller „Werbungen“ (es sind ja meistens nur höchst imaginäre Werbungen) der an ihr (natürlich ist es meistens ganz umgekehrt) „interessierten“ Männer nicht achtet; diese „Nichtachtung“ peitscht die „Verschmähten“ zu „Racheakten“ auf, das Rad gerät ins Rollen, der Wahn schreitet weiter auf der schiefen Ebene zum Verfolgungswahn oder zur Grössenidee. Solcher Beispiele liessen sich noch viele beibringen; sie tun dar, wie die parakritische Wertung von Nebensächlichkeiten und Umfälschung von Zufälligkeiten zu Bausteinen eines Wahngebäudes vor allem dank der krankhaften Affektveränderung, die den festen Mörtel liefert,

Wirklichkeit und Lebensdauer gewinnt; daher auch der Einfluss aller erdenklichen Gemütsbewegungen auf die Gestaltung der Wahninhalte.

Gerade erotische Wahninhalte sind psychogenetisch oft am durchsichtigsten, am einfachsten strukturiert, ihr Zusammenhang mit der krankhaften affektiven Grundlage am klarsten, daher wir sie hier als Paradigmata gewählt haben. Aber man hüte sich vor der ganz falschen Annahme, als wären in der Mehrzahl der Fälle die Wahninhalte „erotisch" aufzulösen; davon kann keine Rede sein. Nur das ist richtig und das dürfen wir vielleicht, wiewohl es schon früher bekannt war, aber nicht so sehr erforscht ward, als eines der bleibenden Ergebnisse der sogenannten „psychoanalytischen" Richtung werten, dass gar nicht selten in den Inhalt der Psychose Wahninhalte aus vorpsychotischen Wunschinhalten eingehen, und zwar nicht nur bei hysterischen, sondern auch bei paranoiden Prozessen. Solche Wunschinhalte sind ja nun häufig, aber beileibe nicht immer, vielleicht sogar gar nicht in der Mehrzahl der Fälle sexuell-erotische; es gibt Menschen mit ganz anderen Lieblingsideen, die nicht einmal indirekt etwas mit dem Eros zu tun haben, und nicht selten sehen wir die Lieblingsideen absolut oder relativ minder begabter und dabei abnormer Menschen unter Vermittelung ganz ähnlicher Mechanismen, wie sie eben geschildert worden sind, zu Grössenwahnideen (reformatorischer und anderer verschrobener Art!) sich auswachsen; gerade die Abnormität, die Minderbegabung hemmt ja ein fruchtbares Ausreifen und nun gar Durchführen der Ideen, und besteht nun eine primäre latente Anlage zur Wahnbildung, dann kommt es nicht selten vor, dass die Lieblingsidee, gerade weil sie in der rauhen Wirklichkeit unmöglich umgesetzt, abreagiert werden kann, wunschtraumhaft und in der Folge wahnhaft abreagiert wird (Adler hat verwandte Ideen vertreten). Es erhellt, dass Wahngebilde sehr gewöhnlich, aber freilich keineswegs immer (Halluzinationen modifizieren sie oft oder schaffen ganz neuartige Situationen, und Halluzinationen entspringen oft viel elementareren, psychogenetisch nicht einmal entfernt fassbaren Veränderungen des Gehirns; auch die viele Psychosen eskortierenden Störungen der körperlichen Gemeinempfindung werden oft durch Umdeutung zur Quelle zumal hypochondrischer Wahngebilde bei den allerverschiedensten Psychosen), wenngleich auch nur oft indirekt und in ganz verändertem Gewande erschliessen lassen werden, welche Ideen ein krankes Individuum in der vorpsychotischen Zeit bewegt haben. Insofern ist der Wahninhalt von individuellem Erleben und indirekt vom Milieu abhängig. Wir werden da nur aber wieder aufs neue gewahr, wie ungeheuer weittragend der Einfluss der Affektivität auf die Wahnbildung ist. Denn alle die hier besprochenen Dinge enthalten in sich Hinweise auf affektive Vorgänge in der Seele. Sie enthalten aber auch Hinweise darauf, wie sehr der Inhalt einer Psychose von Milieu-

umständen, von Zeitströmungen usw. abhängig ist, und so wird es gewiss nicht wundernehmen, wenn in gewissen ländlichen Gegenden, ganz so wie im Mittelalter, religiös gefärbte Wahninhalte oder Deutungen halluzinatorischer und anderer Phänomene im Sinne von Behextheit, Besessenheit u. dgl. häufiger vorkommen als etwa bei Grossstädtern, in deren Wahninhalten Röntgenstrahlen, Elektrizität, politische Momente, wie etwa Verfolgtwerden durch Jesuiten, Juden, Anarchisten etc., oder gleichsinnige reformatorische Ideen eine grössere Rolle spielen. Nach dem Inhalt der Wahnideen kann man diese also nicht gut einteilen. Jedenfalls leuchtet ein, dass der Lehrsatz von der reinen Verstandesstörung, welche nach einer früher vielverbreiteten Meinung Wahnbildung sein sollte, nicht einmal indirekt richtig genannt werden kann; er ist denn auch schon seit geraumer Zeit als aufgegeben zu betrachten.

Die Hauptdomäne der parakritischen Wahnbildung ist die Verrücktheit, die Paranoia. Die Wahngebilde entwickeln sich bei ihr meist langsam und chronisch aus einer schon vor dem Beginn der paranoischen Erkrankung konstitutionell abnormen Persönlichkeit heraus. Es gibt aber auch Fälle von schneller schreitender und selbst akuter Entwickelung. Die Wahnentwickelung schreitet in dem Grossteil der Fälle langsam, aber unaufhaltsam fort bis zu fast vollkommener Ausfüllung der Persönlichkeit, bis zu einer immer grössere Anteile des Bewusstseins ergreifenden Umfälschung unter Führung der Wahnideen, die in formal oft leidlich erhaltener logischer Folge auseinander unter gegenseitiger Hilfeleistung sich entwickeln, bis ihnen am Ende der grösste Teil der Persönlichkeit zum Opfer gefallen, „verrückt" geworden ist. Es ist besonders bemerkenswert, dass selbst die Vergangenheit des Individuums im Geiste solcher Paranoischer konform der herrschenden Wahnrichtung umgefälscht wird, es wird auch die Rückerinnerung, das Gedächtnis von affektstarken Ideen inhaltlich beeinflusst; also selbst da, wo es sich einfach um die Reproduktion von Eindrücken handelt, verleugnet sich nicht die ummodelnde Macht affektstarker Ideen. Natürlich darf dies alles nicht etwa dahin missverstanden werden, als läge der hier abgehandelten Bewusstseinsverfälschung nicht eine noch tiefere Störung zugrunde; aber deren Natur ist uns bis heute unbekannt.

Nicht in allen Fällen ist jedoch die paranoische Erkrankung eine unheilbar progrediente: es gibt Fälle, wo der Krankheitsprozess nach einer gewissen Zeit zu einem Stillstande gelangt, wo, ohne dass eigentliche Heilung und damit Korrektur der Wahnideen einträte, doch die Wahnbildung nicht fortschreitet, oder wo sie verblasst und an ihrer die Persönlichkeit beherrschenden Kraft infolge Versiegens oder spärlicheren Fliessens der aus einer uns unbekannten Tiefe heraufkommenden Krankheitsquellen Einbusse erleidet. Ist dann noch ein genügender Rest

gesunder Persönlichkeit erhalten, der als Gegengewicht dienen kann, dann schränkt sich die Störung oftmals nur auf die bereits gebildeten „fixen“ Ideengebilde ein, und es werden auch diese „residuären“ Ideen (man findet einzelne Wahnideen übrigens gelegentlich auch als letzte, lange noch unkorrigiert bleibende Reste anderer, z. B. akuter, sonst geheilter Psychosen) zuweilen sorgsam dissimuliert, so dass der Laie und selbst der Arzt nicht das mindeste von ihnen bemerkt, erscheinen ja doch paranoische Kranke meistens klar, geordnet und orientiert, äusserlich korrekt in Rede und Handeln und recht häufig so vernünftig in ihrem übrigen, von der Krankheit unberührt gelassenen Denken, dass sie selbst schwierige Berufe auszufüllen vermögen, ihr „Geheimnis“ tief in ihrem Innern verbergend. In anderen Fällen bleibt die Wahnbildung überhaupt nur eine abortive, reift sie als solche gar nicht aus, gelangt sie nicht über mehr weniger schüchterne Ansätze hinaus, um alsbald wiederum zu erlöschen und völliger Korrektur und Krankheitseinsicht Platz zu machen, wie derlei sonst nur nach akuten heilbaren Zuständen (Amentia, Affektpsychosen u. a.) statthat. Allerdings kann sie zuweilen in späterer Zeit wiederkehren und alsdann fortschreiten; endlich gibt es klinisch interessante und vielumstrittene Fälle, in denen, ganz wie bei anderen periodischen oder rezidivierenden Störungen Wahnbildungen parakritischen Aufbaues kommen, vergehen und nach Jahr und Tag in derselben Weise oder in ähnlicher Weise wieder kommen und wieder vergehen. Ein grosser Teil aller dieser Fälle hat sicherlich nichts mit eigentlicher Paranoia zu tun, es handelt sich um paranoide Zustände im Rahmen ganz anderer Psychosen. Doch wir wollen ja hier nicht Klinik treiben und lassen uns daher auf diesen Fragekomplex nicht weiter ein.

Nur das eine wollen wir hier feststellen, dass sich parakritisch aufgebaute Wahnideen, wie schon an früherer Stelle kurz erwähnt, auch ausserhalb der Paranoia finden. So ist die Schizophrenie ein Boden, auf dem derlei Ideengebilde sehr häufig zur Entstehung gelangen, freilich wohl kaum je in solch systemvoller Aneinanderreihung und Gliederung wie bei der Paranoia und meist auch, um mehr oder minder rasch wieder zu zerfallen und einem ungeordneten Chaos aus allerlei Ideen und Ideenbruchstücken Platz zu machen; wir werden davon noch sprechen. Bei manchen Degenerierten kommt es episodisch zur Entwickelung rasch aufschiessender Wahngebilde von annähernd parakritischem Aufbau, aber gleichwohl meist nur ephemerem Bestande. Auf Grundlage gewisser Vergiftungen schliesslich, insbesondere beim Alkoholismus (und Kokainismus) gibt es Zustandsbilder von ganz paranoider Färbung, die manchmal nach Tagen oder Wochen abklingen, unter voller Korrektur der Wahngebilde, andere Male freilich in einen unheilbaren Dauerzustand und selbst in psychische Schwäche hinüberleiten können. Sehr bemerkenswert ist, dass,

zumal bei den beiden paradigmatisch angeführten Vergiftungen, im Mittelpunkte des Wahns sehr häufig krankhafte Eifersucht steht (Eifersuchtswahn), was sich zum Teil nach den früher gewürdigten Mechanismen erklären lässt, weil die unglücklichen weiblichen Partner solcher Individuen, auch ohne dass die Eifersucht als solche begründet wäre, auf die Roheit und nicht zuletzt auf das ins Schuldbuch des Giftmissbrauches zu setzende, mit sexueller Brutalität gepaarte sexuelle Unvermögen ihrer männlichen Bettgenossen sehr gewöhnlich irgendwie ablehnend reagieren, wie das ja menschlich begreiflich ist; aus solchen harmlosen, psychologisch durchaus begreiflichen Dingen baut aber die durch die Vergiftung geschaffene Disposition (in nicht wenigen Fällen übrigens bestand die Disposition schon vorher und wurde durch die Vergiftung lediglich mobilisiert) parakritisch oft ein förmliches Wahnsystem auf, von vorwiegend eifersüchtigem Inhalt; allerdings aber kommt krankhafte Eifersucht weit über die Vergiftungen hinaus vor, im Senium und sonst, wie jüngst wieder namentlich Friedmann dargetan hat; bei weiblichen Kranken ist sie besonders häufig (Schüller). Ein Weiteres ist hier wichtig, dass gerade bei den Vergiftungen Sinnestäuschungen eine entscheidende Rolle im Krankheitsbilde zu spielen, ja nicht selten sogar die Führung zu übernehmen pflegen und alsdann die wichtigsten Baumaterialien darstellen, aus denen die Wahngebilde, sei auch parakritisches Logisieren der sie untereinander zusammenhaltende Mörtel, sich aufbauen. In der sogenannten Alkoholhalluzinose z. B., dem akuten halluzinatorischen Wahnsinn der Trinker, hört der Kranke besonders oft Anspielungen oder Schimpfwörter, die gegen ihn gerichtet sind, fallen, oder er sieht rings um sich her „verdächtige“ Individuen schleichen oder sieht Messer aufblitzen, Dinge, die ja zum Teil illusionären Verfälschungen realer Wahrnehmungen, zum grösseren Teile aber veritablen Halluzinationen zu entsprechen pflegen; und in seiner Angst und in der toxisch erzeugten (oder in der Anlage vorgebildeten, durch das Gift nur mobilisierten) Disposition zu parakritischem Aufbau kombiniert er mit oft unheimlicher Geschwindigkeit ein „Komplott“ zusammen, dessen Opfer er sein soll, Man meine indes nicht, dass lediglich in solchen mehr akut konstellierten Zustandsbildern Halluzinationen als Baumaterialien verwendet werden. sie spielen auch in den mehr chronischen Zuständen und so auch bei der Paranoia selber eine solche Rolle, insbesondere in den Fällen, die Kräpelin als Paraphrenien von der Paranoia sondert. Es ist zuzugeben, dass ihr Auftreten in chronischen Zuständen gewöhnlich ein Tiefergreifen des Krankheitsprozesses bedeutet und dann auch in der Regel ein schnelleres Umsichgreifen der parakritischen Bewusstseinsumfälschungen im Gefolge hat, zumal ja gerade die Halluzinationen mit ihrer erfahrungsgemäss kolossalen Macht über das Bewusstsein (das Realitätsurteil pflegt ja ihnen gegenüber meist rasch und tiefgreifend

verfälscht zu werden) den Kranken, wenn man so sagen darf, der Mühe überheben, sich die „Beweise“ zu seinen wahnhaften Konzeptionen erst mühselig zusammenzusuchen, zusammenzuspähen; er „hört“ ja nun (es handelt sich wohl meist um Gehörstäuschungen) mehr oder weniger direkt, was los ist, was gegen oder für ihn geplant wird, oder er riecht, schmeckt, spürt und sieht selbst „verdächtige“ Dinge oder tiefgreifende Veränderungen im Zustande seiner Körperorgane, die im Zusammenhalte mit seinen bisherigen „Erfahrungen“ seine Vermutungen und Konzeptionen zur subjektiven „Gewissheit“ werden lassen. Bemerken wir hier noch besonders, dass bei den mit tieferem psychischen Verfall einhergehenden Krankheitsprozessen und insbesondere bei der Schizophrenie und den ja auch sehr gewöhnlich mit Wahnbildung einhergehenden Psychosen des Rückbildungs- und Greisenalters Sinnestäuschungen eine ganz besonders bedeutsame Rolle spielen.

Wir könnten der Beispiele noch mehr bringen; denn es gibt wenige Psychosen, in deren Rahmen ein, sei es auch nur episodisches Auftreten parakritisch, demnach also paranoid aufgebauter Wahngebilde nicht möglich wäre. Erschöpfen können und wollen wir ja an dieser Stelle die Materie nicht. Wohl aber müssen wir uns nochmals mit dem Inhalte paranoider Ideengebilde befassen; es kann dieser ein sehr mannigfaltiger sein. In sehr vielen Fällen, zumal bei abortiven oder beginnenden Paranoiaformen liegt zunächst kaum etwas anderes vor, als eine gewisse erhöhte Eigenbeziehung, als die krankhafte Idee, als drehe sich aus einem dem Kranken selber gar nicht oder noch gar nicht recht zu Bewusstsein gekommenen Grunde alles und jedes um ihn, als habe, was er sieht, hört, wahrnimmt, irgend eine ihm noch geheimnisvolle Beziehung zu ihm, als sähe ihn etwa alle Welt, Bekannte oder Fremde, auffällig an, oder als enthielten die Vorgänge auf der Strasse oder sonstwo Spitzen und Anspielungen gegen ihn usw.; in den meisten Fällen hat es aber damit nicht sein Bewenden, die innere Unruhe, die meist parallel läuft, drängt zum Abreagieren, zur Konkretisierung in Form bestimmterer, klarerer Vorstellungen, und es kommt zur Bildung von Erklärungsideen. Sehr gewöhnlich tendieren diese in der Richtung der Annahme des Geschädigt-, Beeinträchtigt-, Verfolgtwerdens und zwar schon darum, weil dem Unlustgefühl, der inneren Unruhe, Spannung, Ängstlichkeit ja naturgemäss adäquate Vorstellungen kausal am nächsten liegen; in anderen Fällen indes besteht eher die Tendenz, zu Grössenwahnideen zu gelangen, eine Tendenz, die ja zweifellos gegebene egozentrische Bewusstseinsverfälschung gleich in dieser Richtung auszubauen; es gibt gewiss auch viele Fälle, wo logisierend, natürlich parakritisch logisierend der Kranke mit der Zeit nach einem von uns schon gewürdigten Denkschema aus dem Verfolgungswahn heraus zum Grössenwahn gelangt; eine Umbildung, die sich manchmal nur langsam vollzieht, andere Male freilich

rasch und schon in frühen Stadien eines chronischen Prozesses; und schliesslich andere Male schon darum fehlt, weil von vorneherein Grössenwahn als solcher sich geltend macht. Es gibt übrigens Autoren, die schon im egozentrischen Beziehungs- und Verfolgungswahn den Grössenwahn erblicken, insoferne die besondere Wertung, die der Kranke seiner eigenen Persönlichkeit in seinem Wahne beimisst, auf eine Art gehobenen Selbstgefühls hinweise; und allerdings unterscheidet sich der Geisteszustand des Paranoischen (anders verhält es sich bei der Schizophrenie oder gar bei den Halluzinosen) durch das eigenartige Gemisch von rüstiger affektiver Abwehrtendenz und äusserlich beherrschter innerer Unruhe (es erklären sich so die bei aller Affektbetonung meist planmässig, berechnet und zielbewusst angelegten und ausgeführten Attentate paranoischer Kranker gegen ihre vermeintlichen Widersacher) gar sehr von den durch das tief darniederliegende Selbstgefühl oder namenlose Angst determinierten Minderwertigkeits- oder Schuldwahnideen der Melancholie, die sich ja auch nicht selten äusserlich als Verfolgungswahn präsentieren, aber nicht minder etwa von dem elementar und hemmungslos sich betätigenden Kraftgefühl des Maniakus samt den darin wurzelnden Selbstüberschätzungsideen und Renommagen.

Nun etwas Weiteres. Wir haben früher konstatiert, dass Wahnbildungen auf verschiedener genetischer Grundlage zustande kommen, dass es sehr verschiedene Mechanismen von Wahnbildungen gibt. Einen Teil dieser Mechanismen und Entstehungsbedingungen haben wir erörtert. Doch gibt es deren noch sehr viele andere, wie sich leicht begreift, wenn man sich erinnert, wie breit der Rahmen gespannt ist, der das umfasst, was in praxi Wahnbildung heisst. Erschöpfen können wir diese Entstehungsbedingungen hier bei weitem nicht; doch müssen wir einige andere Entstehungsarten wahnhafter Gebilde doch noch Revue passieren lassen. Zunächst können Wahngebilde sicherlich auch ohne jegliche Affektbeziehungen entstehen, ja wir müssen sogar, wie bereits angedeutet wurde, annehmen, dass affektive Mechanismen zumal in paranoiden Zuständen nur dann als wahnformend wirksam sind, sobald eine in ihren letzten Wurzeln noch unklare Tendenz zu Wahnbildung besteht; eine Tendenz, die angesichts des Gegensatzes, in dem Wahngebilde oft zum gesunden Bewusstseinsanteil stehen, auf eine gewisse Spaltbarkeit der Psyche hinweist (Wernickes in ihrer Einfachheit grossartige Sejunktionslehre). Da ist dann weiterhin Geistesschwäche ein Boden, auf dem krankhafte Ideenverbindungen üppig gedeihen können, ohne dass oft wenigstens für lange Zeit die Möglichkeit einer Korrektur derselben gegeben wäre, leuchtet es doch ohne weiteres ein, dass unvollkommenes, lückenhaftes, kritikloses Urteilen und Schliessen und jene besonders hohe Bestimmbarkeit, wie sie Geistesschwache kennzeichnet,

dass überhaupt die geringe Einsichtsfähigkeit für Korrekturversuche wie geschaffen ist, um fehlerhafte Ideenverbindungen nicht nur zu erzeugen, sondern oft genug gerade an sie in verbohrt eigensinniger Weise sich festklammern zu lassen, so dass Vernunftgründe dagegen wie an einer Mauer abprallen. Eine derartige Hartnäckigkeit von Fehlurteilen aus Geistesschwäche finden wir ganz insbesondere bei Imbezillen; es handelt sich da oft um eine Art Überwertigwerden von Ideen ex vacuo; aber auch etwas anderes kann bei solchen Menschen zustande kommen, nämlich Schädigungsideen, weil sie — eine Frucht der oft realen Benachteiligung, die ihnen natürlicherweise aus ihrem Schwachsinn erwächst — mit der Zeit schliesslich misstrauisch werden und dieses Misstrauen sich dann irgendwie in bestimmteren Vorstellungen konkretisiert. Aber auch bei erworbenen psychischen Schwächezuständen erblühen auf dem in dieser Hinsicht äusserst fruchtbarem Boden der Verblödung, ganz insbesondere, solange ihm durch das Bestehen nebenhergehender anderer, gleichsam als Zeugungsreiz wirkender psychotischer Vorgänge Wachstumsreize zufliessen, oft recht üppig wuchernde Wahngebilde. Das gilt in vorderster Linie von der progressiven Paralyse. Hier werden, es handle sich nun um manische oder um depressive oder um andere, die Demenz eskortierende psychotische Bilder, aber auch sehr gewöhnlich durch einfach blödsinnsgezeugte Verwechslung von schlichten Einbildungen mit real möglichen und gegebenen Vorstellungen Wahngebilde geboren, die den Stempel des Blödsinns in ihrer Ungeheuerlichkeit, ihrer Sinnlosigkeit und in dem völligen Fehlen selbst eines scheinlogischen Aufbaues erkennen lassen; und nicht zuletzt durch ihre völlige Inkommensurabilität: Der Kranke ist z. B. Multimillionär, Bahnbediensteter und Kaiser in einer Person, oder er ist christlich verheiratet, hat aber ausserdem 1000 andere Frauen; oder er hat 6 Wochen schon keinen Stuhl gehabt, oder seine Eingeweide sind schon abgegangen, oder er ist gar schon gestorben, wiewohl er sich eben mit uns unterhält; das Widersinnige, schreiend Unsinnige dieser Nebeneinanderreihungen merkt er aber in seiner geistigen Schwäche gar nicht. Manchmal erzählt so ein Paralytischer auch von allerlei Verfolgungen, denen er ausgesetzt ist, aber er tut dies matt und ohne daraus irgendwelche logische Folgerungen zu ziehen. In einem gewissen Gegensatze zu den dürftig zusammengesetzten „Wahngebilden“ Imbeziller verraten übrigens jene paralytisch Verblödeter doch schon durch die bunte Reichhaltigkeit ihres Mosaiks, dass da in vorparalytischer Zeit oftmals ein reicher Bewusstseinsinhalt vorhanden gewesen sein muss. Nur bei den infantilen Paralysen, wie bei Kinderpsychosen überhaupt, ist es ähnlich wie bei Imbezillen, d. h. der Bewusstseinsinhalt ist ein sehr dürftiger, entsprechend der naturgemässen Inhaltsarmut schon des vorpsychotischen Bewusstseins; die Paralyse der Erwachsenen aber befällt in der Regel vorher Vollsinnige, mit

vor der Krankheit wohlgegliedertem und reichem Vorstellungsschatz. Daher wenigstens in den ersten Krankheitsstadien, ehe die Verödung vorgeschritten ist, der schwachsinnige Charakter der Wahngebilde nicht aus der Armut an Elementen, sondern aus ganz anderen Dingen aufscheint: aus ihrer Sinnlosigkeit, ihrem selbst parakritischer Logik ganz barem Aufbau und aus ihrer leichten suggestiven Beeinflussbarkeit und Vergänglichkeit, in welch letzterer auch die paralytische Gedächtnisstörung mit zum Ausdrucke gelangt.

Die Gedächtnisstörung ist es auch, die den senilen Zuständen und den darin zustandekommenden Wahngebilden ihren Stempel aufdrückt. Dazu kommt dann noch das senile Misstrauen, welches sehr gewöhnlich in Form von Beeinträchtigungsideen konkretisiert wird: die Kranken glauben, sie würden bestohlen, gefesselt, verbrannt, ermordet, aber alle diese Dinge entstehen oft ebenso rasch, wie sie vergehen, um aber alsbald, zumal in den Abendstunden und des Nachts immer aufs neue wiederzukommen; der Wechsel hat also etwas stark Einförmiges an sich; sehr produktiv sind Senile in der Regel nicht. Natürlich spielen auch Sinnestäuschungen bei senilen Prozessen eine grosse Rolle, wie sich ja schon aus dem Voranstehenden ergibt; sie treten oft vornehmlich nächtlicherweile in deliranten Zuständen auf.

Bei den Schizophrenien gibt es Formen mit längere Zeit im Vordergrunde stehender, ausgesprochen paranoider Wahnbildung, die häufig gewisse inhaltliche Beziehungen zu vorpsychotischen Komplexen verrät (siehe oben). Am häufigsten freilich sind die Wahngebilde Schizophrenischer schon von vornherein zerfahren und sinnlos und verraten so recht jene grundlegende, in vielen anderen Belangen noch mehr zum Vorschein kommende Eigenart des schizophrenischen Psychismus, die meines Wissens von mir zuerst klinisch gewürdigt und als intrapsychische Ataxie herausgehoben worden ist. Alle möglichen Wahnfragmente, Grössen-, Verfolgungs- und andere Ideen flottieren ohne inneren Zusammenhang untereinander und mit dem übrigen Inhalt der Psyche durch- und nebeneinander; dem Kranken sind die Pupillen ausgeronnen, er ist nur mehr ein lebender Leichnam, und gleichzeitig will er die Juden alle taufen lassen und dann mit Rothschilds Geldern nach Zion zurückführen; ein anderer will auf dem Steinhof (so der Name der Wiener Irrenanstalt) vor einem Korporal des Lemberger Landesgerichtes die Prüfung als Chauffeur ablegen; in dem Bauche eines dritten Kranken sitzt der Stationswärter; u. a. m. Sichtlich entsprechen solche Wahngebilde ähnlich vielen „verwirrten“ Verbalentäusserungen und Wortneubildungen solcher Kranker oft gerade zufällig und gleichzeitig ins Bewusstsein tretenden und sonach aus konstellativen Gründen, aber auch ob irgendwelcher entfernter assoziativer Verwandtschaft miteinander

kontaminierten Vorstellungen[1]), und oft steigert die Lösung der inneren seelischen Kontakte die Verworrenheit noch mehr, indem die Kranken sprachlich fortwährend entgleisen, vom Ziel abgleiten und die Dinge sprachlich noch verschrobener zum Ausdrucke bringen, als sie ohnehin schon gedanklich gefügt sind. Andererseits sind sich viele, zumal geordnetere Schizophrene ihrer tief innen wurzelnden und angreifenden seelischen Zerfahrenheit sehr wohl bewusst oder sie fühlen sie doch mehr minder dunkel, und in letzterem Falle kommt es, besonders wenn auch Halluzinationen der tieferen Sinne, zumal der Organempfindungen bestehen, wie ja bei Alterationen des körperlichen und seelischen Gemeingefühls sehr häufig, zu Deutungs- und Erklärungsideen: die Kranken wähnen sich unfrei und zwar oft dank den „Machinationen" ihrer imaginären Feinde durch „Beeinflussung" mit allerlei Apparaten, Suggestion etc.; das häufige Gedankenecho und das Gefühl gedanklicher Beeinflussung deuten sie als Gedankenentzug.

Nun eine andere Erörterung. Wir wissen bereits, dass Wahnideen, wie schon die überwertigen Ideen die Tendenz haben, auch den übrigen Bewusstseinsinhalt über grössere Strecken hin in ihrem Sinne umzufälschen, und zwar gilt dies, wie wir ebenfalls schon wissen, nicht nur von dem, was in der Krankheit neu erlebt wird, sondern auch von den Erinnerungsbildern aus verflossener Zeit. Nun ist bei parakritischer Wahnbildung und hier ganz insbesondere bei der Paranoia sehr häufig die assoziative Verknüpfung der einzelnen Wahngebilde untereinander mit den Vorstellungen aus Vergangenheit und Gegenwart eine solche, dass alle diese Elemente untereinander eine Art logischer Kette bilden, sei auch diese Logik der Parakrise entsprechend eine krankhaft verrückte. Man nennt derlei Wahnbildung systematisierte, spricht von einem Wahnsystem, im Gegensatze zu den oft untereinander wenig oder gar nicht zusammenhängenden Wahngebilden zumal bei Psychosen mit psychischer Schwäche. Eine solche Systembildung benötigt zu ihrer Entstehung bald kürzere, bald (und dies die Regel) längere Zeit. Ein System bleibt als solches lange Zeit, selbst zeitlebens bestehen, oder aber es zerfällt dasselbe in mehr oder weniger rascher Folge und macht dann einem krausen Potpourri aller möglichen Wahngebilde und Wahnbruchstücke Platz. Wir sehen dies insbesondere bei der Schizophrenie. In den klassischen, mit einer tieferen Störung zu-

---

[1]) Auch die Handlungen und „Streiche" solcher Kranker erscheinen in ihrer ‚Motivation" oft als Produkte der Kontamination von Impulsen mit zufällig konstellierten Einfällen. Ein hübsches Beispiel meiner Beobachtung: ein schizophrenischer Kranker wird der Klinik zugeführt, weil er sich in einem Strassenbahnwagen seiner Kleider entledigt hatte; bei der klinischen Exploration hierüber interpelliert, gibt er als Motiv an, er habe sich halt beizeiten abhärten wollen, weil eine neue Eiszeit bevorstehe. Tatsächlich war damals Ähnliches in einzelnen Zeitungen gestanden!

mal der äusseren Persönlichkeit nicht einhergehenden Paranoiafällen umgekehrt sehen wir die Entwickelung eines Wahnsystems meist nur langsam, oft im Laufe von Jahren, dann aber mit einer gewissen Konsequenz vor sich gehen. Es gibt aber auch akut sich entwickelnde Paranoiafälle und manche Alkoholhalluzinosen, wo eine solche Entwickelung, wie schon früher angedeutet, selbst binnen wenigen Tagen sich vollzogen haben kann. Wahnsysteme sind oft mit einem geradezu beklagenswerten, weil ja doch krankhaftem Scharfsinn aufgebaut, man wird an ihnen deutlich dessen gewahr, wie der Kranke sich gemüht hat, vor seinem eigenen Kausalitätsbedürfnis seine krankhaften Ideen und Ideenkombinationen quasi logisch zu rechtfertigen. Man stelle sich allerdings nicht vor, als bestünde zwischen den Fällen mit oft kunstvoll kombiniertem Wahnsystem und jenen mit weit weniger oder selbst gar nicht untereinander verbundenen Wahnelementen kein Übergang, und es sind insbesondere die Fälle mit von vorneherein reichlicherer und stark halluzinatorischer Wahnbildung (dahin gehören viele der neuerdings von Kräpelin herausgehobenen Paraphrenien), in denen der Zerfall, die Sejunktion der Persönlichkeit so ausgesprochen ist, dass man den Eindruck eines Risses zwischen der kranken Persönlichkeit und ihrem gesunden Reste oft nicht los wird, bis schliesslich mehr oder weniger rasch das gesamte seelische Innenleben der krankhaften Verfälschung zum Opfer gefallen ist. Sehr interessant ist, dass (siehe auch früher), bestehende Disposition vorausgesetzt, eine psychische Übertragung, Induktion, derlei komplizierter Wahngebilde auf andere (zumal bluts-, also anlageverwandte) Personen möglich ist, und von diesen zuweilen sogar selbstständig die „übertragenen“ Wahngebilde fortgesponnen werden können; doch muss letzteres nicht der Fall sein, es ist oft Rückbildung möglich.

Es gibt Kranke, insbesondere unter dem grossen Heer Entarteter stossen wir häufig auf sie, die selber zum Arzte kommen mit der Klage, mit der Befürchtung, sie stünden an der Schwelle des Irrsinns, seien von krankhaften Ideen besessen. Zugegeben, dass darunter mancher Fall veritabler, dem Kranken zunächst selbst zu Bewusstsein kommender Wahnbildung sich befindet, müssen wir doch feststellen, dass der allergrösste Teil dieser Kranken an einer ganz anderen Art krankhafter Ideenbildung leidet; es handelt sich nämlich meistens um sogenannte Zwangsvorstellungen oder um deren Geschwister, um Zwangsbefürchtungen (Phobien); Vorstellungen sehr verschiedenen, häufig widersinnigen Inhaltes, die sich dem Kranken aufdrängen, aber, und das ist nun meistens recht charakteristisch, er hat das Gefühl, dass sie sich ihm wider seinen Willen aufdrängen, er fügt sie keineswegs organisch seinem übrigen Bewusstseinsinhalte ein, er fühlt und erkennt sie deutlich als Fremdkörper in demselben, und darin liegt das für

den Kranken so sehr Peinliche; denn Wahnideen werden von dem Kranken umgekehrt in der Regel sehr bald als eigen angenommen, obgleich ihr erstes Eintreten, zumal wenn es ein plötzliches, akutes ist, nicht selten Zweifel in dem Kranken auslöst und ihn wie ein „Zwang" quält. Aber auch bei noch so langem und lang andauerndem Bestehen gehen echte Zwangsvorstellungen nicht oft in Wahnideen über. Man kann daher solche Kranke nach einer alten psychiatrischen Bauernregel, die ja freilich um Gotteswillen nicht etwa einem mathematischen Lehrsatz gleichgesetzt werden darf, nachdem man sie über ihr Leiden aufgeklärt hat, meist mit Fug dahin beruhigen, dass gerade Zwangsideen in der Regel keine Wahnsinnskandidatur verheissen, dass also gerade ihr Bestehen den Kranken in gewissem Sinne gegen den Verfall in veritable Geisteskrankheit schütze; schon dieser Trost wirkt auf viele dieser Unglücklichen beruhigend ein, und daraus schöpfen wir die Berechtigung, ihn auch dort anzuwenden, wo er ganz streng genommen eigentlich nicht angewendet werden sollte. Der Inhalt von Zwangsideen pflegt ein sehr verschiedener zu sein; häufig sind es obszöne Vorstellungen, wodurch insbesondere gebildete oder religiös fühlende Kranke sehr gequält werden; andere Male wiederum werden die Kranken die Vorstellung nicht los, als müssten sie sich oder anderen ein Leid antun, und die Sache wird besonders peinigend dadurch, dass diese anderen oft Menschen sind, die dem Kranken besonders nahe stehen; wieder andere werden den Gedanken an eine bestimmte Szene, an irgend ein Erlebnis oder irgend ein Tonstück nicht los, er kommt gerade immer in peinlichen Situationen; u. ä. m. Bei den Zwangsbefürchtungen wiederum ist sich der Kranke, ganz wie bei den Zwangsvorstellungen, in der Regel des Unsinnigen derselben bewusst, er weiss z. B. ganz genau, dass es unsinnig wäre, sich einzubilden, dass man durch Berührung eines toten Gebrauchsgegenstandes syphilitisch wird, und doch wird er den quälenden Gedanken nicht los, er könnte auf diesem Wege eine Syphilis sich geholt haben; oder er weiss ganz genau, dass es ein Unsinn ist, sich einzubilden, man könne beim Gehen über einen weiten Platz hinstürzen, und doch meidet er freie Plätze, weil er das Gefühl hat, es würde der Fall gleichwohl eintreten (Platzfurcht); andere wiederum haben eine ungeheure Angst davor, dass sie erröten, wenn ein anderer Mensch sie anschaute, und erröten infolgedessen erst recht in Gegenwart anderer, denn der Einfluss der Psyche auf das Vasomotorium ist ja reichlich bekannt. Solcher Beispiele liessen sich noch mehr anführen. In der Regel werden Zwangsvorstellungen nur dann in Handlungen umgesetzt, wenn diese Handlungen den Patienten nicht grob unsozial machen, denn, wie erhellt, handelt es sich hier um in der Regel sehr besonnene und das Qualvolle ihres Zustandes höchst peinlich empfindende Menschen; in kleineren, harmloseren Dingen allenfalls freilich wird der Zwangsvorstellung nach-

gegeben, und es kommt dann zu einer Art sekundärer Zwangshandlung (z. B. Buchstabenzählen auf Geschäftsschildern, Auftreten gerade auf jeden zweiten Pflasterstein oder auf jede zweite Treppenstufe u. ä. m.); auch hinter vielen wunderlichen Pedanterien und (nach Freud) hinter manchen religiösen Kulthandlungen bergen sich auf die Art Zwangsvorstellungen, die als solche sorgsam verdeckt werden. Im Übrigen jedoch pflegt die Besonnenheit und Ordnung der Kranken eine Umsetzung einfacher Zwangsvorstellungen in entsprechende Handlungen zu hemmen, ja selbst von Zwangsbefürchtungen, z. B. gibt es Leute, die an einer Art zwangsmässigen Höhenschwindels leiden, ein sehr qualvoller Zustand dessen sie allein nicht Herr werden, wohl aber, wenn sie etwa in Gesellschaft sind und dann das Moment der Gêne hinzukommt; dadurch unterscheiden sich solche Zwangsvorstellungen weiter sehr wesentlich von Wahnideen, aber auch von den eigentlichen Zwangsimpulsen, (kleptomaner, pyromaner, sexueller und anderer Natur). Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, dass der Mechanismus von Zwangsvorstellung und Zwangsvorstellung keineswegs immer der gleiche ist, es gibt z. B. bei manisch-depressiven Personen auch Zwangsvorstellungen, meist sind es da Kleinheits- und Minderwertigkeitsideen, oder es sind auch Kontrast- oder obszöne Vorstellungen, die sich dem Kranken aufdrängen und mit einer besonderen Zähigkeit in seinem Bewusstsein haften; allein hier ist es die spezifisch depressive Gemütslage, welche sich eben einen entsprechenden Vorstellungsinhalt beigesellt, und in leichteren Fällen kommt es eben den Kranken zu Bewusstsein, wie dies förmlich gegen seinen Willen geschieht. Der „freie“ Wille ist ja eben nur eine subjektive Täuschung. Die Hemmung aber hindert in den Depressionszuständen ein Wegschaffen solcher Ideen.

Daher die Ähnlichkeit mit Zwangsvorstellungen. Eine weitere Quelle krankhafter Ideenbildung ist, wie schon früher erwähnt, die abnorme Phantasie. Wir wissen, dass schon unter normalen Verhältnissen die Phantasietätigkeit einen sehr wesentlichen Teil unseres Vorstellungsinhaltes erzeugt. Unter normalen Verhältnissen freilich unterliegen die Produkte der Einbildungskraft der Korrektur durch reale Wahrnehmung und logische Erwägung, und es werden die je nach der Individualanlage bald mehr, bald weniger zahlreichen und plastischen Phantasieprodukte durch diese Kritik am Überwuchern gehindert. Unter bestimmten pathologischen Verhältnissen nun ist es anders: bei gewissen degenerierten Persönlichkeiten sehen wir ein oft ganz ungeheures Überwuchern der Phantasie über das nüchterne Denken, es kann selbst soweit kommen, dass diese üppig wuchernde Phantasie mit ihren Produkten gleich einem bösartigen Neugebilde das Gesunde verdrängt und zerstört und die Produkte aus reellen Wahrnehmungen und Urteilen in einer Weise zur Seite drängt und infiltriert, dass nun zwischen Erlebtem

und Eingebildetem nicht mehr unterschieden werden kann; es kommt hier dann zu einer veritablen Schädigung des Realitätsurteiles, es nehmen diese Menschen die Hirngespinste ihrer eigenen Phantasie, die Luftschlösser, die sie sich gebaut haben, für Wahrheit, und sie reden und handeln auch danach, sie sind Lügner uud Gaukler, freilich aus krankhafter Ursache. Es ist bemerkenswert, dass bei sehr vielen solcher Individuen neben dieser Anlage zu krankhaftem Lügen (Pseudologia phantastica) auch ein Hang zu bewusster Lüge besteht, und dass man dann beiderlei Lügen bei ihnen kaum mehr recht auseinander zu halten vermag. Unter den Schwindlern und Hochstaplern, denen wir im Strafgerichte begegnen, aber auch unter den Hysterischen der Klinik finden sich besonders zahlreiche Vertreter der hier gekennzeichneten Spezies. Indess vergesse man nicht, dass Andeutungen davon schon unter Normalen vorkommen, zumal bei Kindern und bei jener Hälfte des Menschengeschlechtes, die das Privilegium geniesst, zeitlebens bis zu einem gewissen Grade Kind bleiben zu dürfen: bei den Frauen; man sieht da nicht selten, wie Erlebtes, Wahrgenommenes und dank der niemals rastenden Einbildungskraft dazu Phantasiertes eine unlösbare Legierung eingehen, und man kann danach ermessen, was ja jedem erfahrenen Kriminalisten bekannt ist und gerade in neuester Zeit wiederum mit Recht stark hervorgehoben wird, dass Zeugenaussagen minder gebildeter, kindlicher oder weiblicher Personen, ganz besonders dann, wenn irgend ein hineinspielendes Erlebnis affektbetont gewesen ist (die verfälschende Macht der Affekte kennen wir ja schon zur Genüge), stets nur ein relativer Wert beizumessen ist.

Recht bemerkenswert ist nun weiter, dass auch die Wahnbildung durch die Tätigkeit der Phantasie mit beeinflusst wird, auch dann, wenn sie eigentlich auf anderer, z. B. parakritischer Grundlage beruht; wir sehen z. B. bei den Haftpsychosen, aber auch bei anderen Situationspsychosen, wie neben parakritischen, logisierenden Mechanismen auch mehr oder minder reichlich Phantasieprodukte in den Kreis der Wahninhalte einbezogen werden und mit diesen eine innige Verbindung eingehen. Es gibt eine Art von kranken Individuen, insbesondere Degenerative und da nicht zuletzt kriminelle Degenerierte, bei denen geradezu die Phantasieprodukte überwiegen, wenn es bei ihnen, wie z. B. gerade in der Haft, aber auch gelegentlich sonst, zur Entwickelung von Wahngebilden kommt. Birnbaum u. a. haben sich um die Erforschung dieser „wahnhaften Einbildungen" besonders verdient gemacht. Solche Produkte der Einbildungskraft fixieren sich dann oft über längere Zeit hin und erfahren durch parakritische Nieten und Stifte eine gewisse Verankerung im Bewusstsein; was nicht hindert, dass die blühende Phantasie, der die Parakrise als fixierende Helferin zur Seite steht, eine immer üppigere Vermehrung des phantastischen Bewusstseinsinhaltes besorgt. Wir er-

innern uns hier weiterhin einer Art krankhafter Phantasietätigkeit, die mit der hier genannten allerdings durch manche Übergänge verbunden ist, nämlich des praktisch ganz ausserordentlich bedeutsamen Hanges zur Wachträumerei, wie wir ihn bei sehr vielen Menschen, namentlich aber bei Kindern wahrnehmen können. Solche Menschen vermögen ja allerdings in der Regel (aber nicht immer; siehe unten!) deutlich Erträumtes und Erlebtes auseinander zu halten, und unterscheiden sich dadurch meist sehr wesentlich von den pseudologierenden Phantasten. Aber eine Gefahr besteht durch den Hang zum Wachträumen, und darum soll man ihn hauptsächlich bei Kindern tunlichst zu unterbinden trachten, nämlich die Gefahr einer gewissen Abkehr von der Beschäftigung mit nüchtern-realen Dingen, eines Sichhineinbohrens, einer Art geistiger Onanie mit den naturgemäss lieb gewonnenen Produkten der eigenen Phantasie. Es ist ja allerdings nicht zu leugnen, dass sich unter diesen weltabgekehrten, wachträumerischen Phantasten auch sehr viele feinsinnig und künstlerisch veranlagte Menschen mit einer im besten Sinne des Wortes produktiven Phantasie befinden, und daher ist es notwendig, sorgsam zu individualisieren. Auf der anderen Seite vergesse man aber nicht (vgl. bei Pick, Anton u. a. Autoren), dass derlei Wachträumer, zumal Kinder, auch in veritable Dämmerzustände verfallen können, in welchen sie episodisch ganz im Sinne ihrer Wachträumerei auch handeln. Es besteht also auf jeden Fall eine gewisse Gefährdung.

Wir müssen schliessen. Es sollte ja bei weitem das Thema „krankhafte Ideen“ nicht erschöpft, es konnte nur einiges Wesentliches aus diesem ungeheuer weiten Gebiete hier vorgeführt werden, woraus genugsam die Bedeutung krankhafter Ideenbildung für Psychopathologie und Leben resultiert. Das meiste von dem, was hier gesagt worden ist, ist altbekannt, vieles, was vielleicht nicht so allgemein bekannt ist, gewisslich nicht völlig neu, da und dort vielleicht freilich habe ich manches gesagt, was vielleicht in dieser Form, in diesem Zusammenhang und mit diesen Nutzanwendungen noch nicht vorgebracht worden sein mag. Wenn daher die vorliegende Schrift Ärzte, aber auch weitere Kreise von Gebildeten mit der Bedeutung krankhafter Ideenbildung und ihrem innigen Zusammenhange mit vielen Erscheinungen auch des nicht krankhaften Lebens, wie des einzelnen, so der Gesamtheit ein wenig bekannt gemacht und über manche Einzelprobleme zum Weiterdenken angeregt hat, hat sie ihren Zweck vollauf erfüllt.

Druck der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A G., Würzburg.

Über den National-Charakter der Franzosen und dessen krankhafte Auswüchse

(Die Psychopathia gallica)

in ihren Beziehungen zum Weltkrieg

Von

Hofrat Dr. **L. Loewenfeld**
in München.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1914.



GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

BEGRÜNDET VON
Dr. L. LOEWENFELD und Dr. H. KURELLA.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
Hofrat Dr. L. LOEWENFELD
IN MÜNCHEN.



Über den National-Charakter der Franzosen und dessen krankhafte Auswüchse

(Die Psychopathia gallica)

in ihren Beziehungen zum Weltkrieg.

Von

Hofrat Dr. **L. Loewenfeld**
in München.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1914.

Über den

National-Charakter der Franzosen

und dessen krankhafte Auswüchse

(Die Psychopathia gallica)

in ihren Beziehungen zum Weltkrieg

Von

Hofrat Dr. **L. Loewenfeld**
in München.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1914.

Druck von Carl Ritter, G. m. b. H., Wiesbaden.

Vorwort.

Das Heft, welches hiermit der Öffentlichkeit übergeben wird, ist das hundertste unserer Sammlung. Unter normalen Verhältnissen könnte diese Tatsache mich mit grosser Befriedigung erfüllen. Der gewaltige Ernst der Zeit, in der wir leben, lässt in mir jedoch keine freudige Regung darüber aufkommen, dass es mir möglich wurde, nicht nur die „Grenzfragen" trotz aller Konkurrenz bis zu diesem Zeitpunkte ihrem Programme gemäß fortzuführen, sondern auch das hundertste, wie seiner Zeit das erste Heft, selbst zu liefern.

Da der Kampf, der uns in frevelhafter Weise aufgedrungen wurde, bereits in gewissem Maße auf das literarische Gebiet übergegriffen hat, ist es vielleicht nicht überflüssig, wenn ich hervorhebe, dass diese Arbeit keine Streit- und keine Schmähschrift ist. Ich habe mich darin sine ira et studio bemüht, die Wahrheit über den Nationalcharakter und den derzeitigen Geisteszustand der Franzosen darzulegen, und wenn ich dabei zu keinem ganz günstigen Urteile gelangte, so erfüllt mich dies nur mit entschiedenem Bedauern. Es wäre ja ungemein viel vorteilhafter nicht nur für die Franzosen, sondern auch für uns, wenn die vorliegenden Tatsachen eine bessere Meinung rechtfertigen würden.

Das Verdienst der Fortführung der Sammlung bis zum heutigen Tage gebührt selbstverständlich in erster Linie dem Verleger, Herrn Dr. Bergmann. Es drängt mich, ihm auch bei dieser Gelegenheit für das besondere Interesse, das er der Sammlung seit ihrer Gründung widmete, sowie das hochsinnige Entgegenkommen, mit dem er der Herren Mitarbeiter und meinen Wünschen in Grenzfragenangelegen heiten allzeit Rechnung trug, den wärmsten Dank auszusprechen.

München, den 1. November 1914.

L. Loewenfeld.

Inhaltsübersicht.

Einleitende Bemerkungen. — Der Nationalcharakter der alten Gallier und der heutigen Franzosen. — Ribots Ansicht. — Die Abstammung der heutigen Franzosen. — Die im alten Gallien vertretenen Rassen. — Die germanische Einwanderung. — Der Rassenwechsel in Frankreich. — Unterschiede und übereinstimmende Züge in dem Nationalcharakter der alten Gallier und der gegenwärtigen Bevölkerung Frankreichs. — Die besondere Bedeutung der Eitelkeit, der erhöhten Emotivität und Suggestibilität der Franzosen für das politische Leben der Nation. — Die suggestive Beeinflussung der Massen durch überwertige Ideen (Schlagwörter). — Normale und pathologische überwertige Ideen. — Deren Einfluss auf die Verstandestätigkeit und das Gefühlsleben. — Die geschichtlichen Beweise für die erhöhte Suggestibilität der Bevölkerung Frankreichs. — Die Entwickelung der Gloire-Idee. — Der Kultus von Grössenideen unter dem zweiten Empire. — Die Revancheidee nach dem Kriege 1870/71 und deren Gestaltung zu einer pathologischen überwertigen Idee. — Einfluss derselben auf den Geisteszustand des französischen Volkes. — Die Dreyfus-Affäre. — Das Bündnis mit Russland. — Die Abschwächung der Revancheidee bei der Masse des französischen Volkes und deren Folgen. — Äusserungen hervorragender Franzosen nach dem Kriegsausbruche (Bergson, Toulouse, Pelletan). — Die Schlüsse, welche sich hieraus bezüglich des Geisteszustandes der tonangebenden Kreise Frankreichs ergeben: Die Psychopathia gallica. — Zusätze.

Die Ereignisse, welche sich seit Ende Juli vor unseren Augen abspielen, die diplomatischen und militärischen Aktionen, welche dem Ausbruche des Weltkriegs vorhergingen, dieser selbst mit seinen Begleiterscheinungen und bisherigen Folgen, alle diese Geschehnisse haben ihre Quellen in seelischen Vorgängen und schliessen eine solche Fülle von Aussergewöhnlichem, von allem, was die Weltgeschichte bisher verzeichnete, Abweichendem in sich, dass die Frage wohl berechtigt erscheint: Handelt es sich bei allen Beteiligten um Äusserungen eines normalen Geisteszustandes, bildet insbesondere die Kette von Handlungen, welche dem Ausbruche des Krieges vorhergingen und als Anlässe desselben betrachtet werden dürfen, den Ausfluss normaler Vorstellungen und Gefühle, oder spielten dabei z. T. wenigstens krankhafte psychische Prozesse eine Rolle? Diese Frage wird man gewiss als berechtigt erachten müssen, wenn man berücksichtigt, dass bereits seit Dezennien, ja, man darf sagen, seit dem Kriege 1870—71 sich in Frankreich so manches zutrug, was auf den Geisteszustand der französischen Nation oder wenigstens ihrer führenden Kreise ein nichts weniger als günstiges Licht warf, eine Tatsache, auf welche in unserer Sammlung schon in der Arbeit von Friedmann „Die Wahnideen im Völkerleben“ in treffender Weise hingewiesen wurde. Die Franzosen sind aber in letzter Instanz als die Anstifter des Weltbrandes anzusehen, wenn auch der Anstoss zu demselben von den Russen ausging. Diese hätten, wie hoch sie auch ihre militärischen Machtmittel taxieren mochten, es doch kaum unternommen, sich mit den vereinten Kräften Deutschlands und Österreichs zu messen, wenn sie der Hilfe der Franzosen nicht völlig sicher gewesen wären, deren führende Kreise seit dem Frankfurter Frieden nie einen Zweifel darüber gelassen hatten, dass bei ihnen der Wunsch eines Revanchekrieges gegen Deutschland bestand.

Es entgeht mir keineswegs, dass in jüngster Zeit die Stimmen sich mehrten, welche England als den eigentlichen Anstifter des Weltkrieges bezeichnen. Diese Auffassung mag einer gewissen Berechtigung nicht entbehren, soweit die näheren oder nächsten, nicht aber die entfernteren Ursachen des Krieges in Betracht kommen. Ausgesprochen deutschfeindliche Absichten bestanden in Frankreich zweifellos schon weit früher als in England, und die britischen Anschläge gegen uns hätten bei unseren westlichen Nachbarn kaum einen günstigen Boden gefunden

wenn bei ihnen nicht die Revancheidee bereits für die Richtung ihrer äusseren Politik maßgebend geworden wäre. Diese Idee hatte auch schon vor Beginn der britischen Machinationen den Anstoss zu dem an sich unnatürlichen und lediglich gegen Deutschland gerichteten Bündnisse mit Russland gegeben.

Wenn wir einer Ergründung jener psychischen Faktoren näher treten wollen, welche in dem französischen Volke den Revanchewunsch nährten, müssen wir von dem französischen Nationalcharakter ausgehen, so wie er sich im Laufe des letzten Jahrhunderts gestaltet hat. Vor der Revolution, unter dem ancien régime, war der absolutistische Wille des Königs für die äussere und innere Politik Frankreichs so bestimmend, dass der Nationalcharakter der Franzosen ohne wesentlichen Einfluss auf die Beziehungen des Königreichs zu anderen Staaten blieb und sich auch im Innern nur in beschränktem Maße offenbaren konnte. Dies änderte sich seit der Revolution. Das parlamentarische Régime gab, wenn auch zeitweilig -- so unter dem ersten Kaiserreiche — nur in beschränktem Maße, dem Volke Gelegenheit, durch die Wahl seiner Vertreter seine nationalen Eigentümlichkeiten zu bekunden und seine Neigungen und Wünsche zur Geltung zu bringen.

Was uns die Schriftsteller des Altertums (Caesar, Diodor, Strabo, Ammianus Marcellinus etc.) von den Eigenschaften der alten Gallier berichten, stimmt in den wesentlichen Punkten überein und ist um so beachtenswerter, als uns dadurch ein Vergleich der heutigen Franzosen mit dem Hauptteile der Bewohner des alten Galliens ermöglicht wird und wir ersehen können, wieviel sie noch mit letzteren gemein haben. Wandelbarkeit des Geistes, Neuerungssucht (mobiles et rerum novarum cupidi Caesar), Freude an Waffen und äusserlichem Glanze, Eitelkeit, Prahlsucht, Kriegslust, Redegabe und Bestimmbarkeit durch schöne Worte, im Kriege stürmischer Angriff und baldiges Nachlassen der Energie, dies war es hauptsächlich, was an den alten Galliern auffiel. Bemerkungen, die sich bei Strabo finden, weisen aber auch darauf hin, dass die alten Gallier ebenso wie die heutigen Franzosen sich durch erhöhte gemütliche Erregbarkeit und eine Neigung, sich zu Massen zusammenzuscharen, auszeichneten [1]). Dass die Franzosen der Gegenwart

---

1) Die betreffende Stelle lautet: Daher laufen sie, im Zorn gereizt, in Massen zum Kampf zusammen, offen, ohne Vorsicht, so dass sie leicht durch überlegene Kriegskunst zu besiegen sind. Denn wer sie reizt, kann sie, wann und wo und mit welchen Mitteln er will, dahin bringen, sich zu schlagen, wobei ihnen nichts zustatten kommt als Kraft und Kühnheit. Gerade vermöge jener Naivität und Offenheit scharen sie sich leicht zu grossen Haufen zusammen, denn die Nächsten nehmen stets an dem Gefühl der Kränkung und Rache teil, wenn sich eines von ihnen beleidigt glaubt. (Zitiert bei Woltmann: Die Germanen in Frankreich. Jena. 1907. Seite 34.)

in ihrem Nationalcharakter sehr viel mit den alten Galliern gemein haben, ist eine Tatsache, die auch von französischen Forschern zugestanden wird. In besonders prononzierter Weise hat sich in dieser Hinsicht der Psychologe Ribot ausgesprochen. „Ainsi“, bemerkt dieser Autor in seinem Werke: l'Hérédité psychologique II. Aufl., Paris 1882, Seite 123, „le Français du XIXe siècle est au fond le Gaulois de César. On trouve dans les Commentaires, dans Strabon et Diodore tous les traits essentiels de notre caractère national: l'amour des armes, le goût de tout ce qui brille, l'incroyable légèreté d'esprit, la vanité incurable, la finesse, une grande facilité à parler et à se laisser prendre par les mots. Il y a dans César des réflexions qui sembleraient dater d'hier.“ „Les Gaulois, dit-il, ont l'amour des révolutions (novis rebus student); ils se laissent, sur de faux bruits, emporter à des actions pu'ils regrettent, et décident des affaires les plus importantes; un revers les abat; ils sont aussi prompts à entreprendre des guerres sans motif que mous et sans énergie à l'heure des désastres.“

Ribot erblickt allem Anscheine nach nichts Auffälliges in dem Umstande, dass die Franzosen der Gegenwart in ihrem Nationalcharakter den Galliern der Zeit Cäsars gleichen sollen. Er findet darin nur einen Beweis für die Bedeutung, welche die Erblichkeit für den Charakter eines Volkes besitzt. Diese Ansicht würde der Berechtigung nicht ermangeln, wenn die heutigen Franzosen wenigstens in ihrer grossen Mehrzahl als Nachkommen der alten Gallier zu betrachten wären. Dies ist jedoch nach neueren historischen und anthropologischen Untersuchungen nicht der Fall.

Schon lange in der vorchristlichen Aera waren in dem alten Gallien die drei europäischen Hauptrassen, allerdings in sehr ungleicher Stärke, vertreten: die mittelländische, langköpfige und dunkelhaarige, die kurzköpfige alpine und die langköpfige blonde, nordisch germanische. Die Brachyzephalen waren wohl am wenigsten zahlreich und gehörten wahrscheinlich dem Sklavenstande an (Woltmann, Lapouge). Der Hauptteil der gallischen Bevölkerung, namentlich der im Norden wohnende Teil derselben, gehörte nach den Schilderungen, welche über die Körperbeschaffenheit der alten Gallier vorliegen, der nordisch germanischen Rasse an; doch hatten sich zu Cäsars Zeiten bereits, wahrscheinlich durch Mischung mit Elementen anderer Rassen, die Gallier so verändert, dass sie von den reinrassigen Germanen unterschieden wurden. Sie hatten insbesondere an Körpergrösse abgenommen. Bei der nach der Eroberung Galliens durch Cäsar sich vollziehenden Romanisierung Galliens spielte wohl auch eine Vermischung der Gallier mit den römischen Ansiedlern keine untergeordnete Rolle.

Schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera fand

eine nicht unbeträchtliche Einwanderung und Ansiedelung rein germanischer Elemente in Gallien statt. Hieran schloss sich in den Zeiten der Völkerwanderung das Eindringen bedeutender germanischer Stämme an, die auf dem Boden des heutigen Frankreich sich sesshaft machten. Im Norden waren es Franken, im Süden Burgunder und Westgoten, welche den Landbesitz zum grösseren Teile an sich rissen. Von diesen drei Stämmen haben bekanntlich die Franken nach Unterwerfung der beiden anderen erwähnten Stämme ihre Herrschaft auf gallischem Boden so ausgebreitet, dass das alte Gallien zum Frankenreiche wurde.

Obwohl die Germanen hierdurch die Stellung einer herrschenden Klasse auf französischem Boden erlangten — die Fürsten der verschiedenen Territorien sowie der Adel waren weit vorwaltend germanischen Ursprungs —, waren sie doch nicht imstande, der Bevölkerung Frankreichs den Stempel ihres Wesens aufzudrücken. Diese Tatsache hängt zweifellos mit dem Umstande zusammen, dass in Frankreich z. T. schon im Mittelalter, besonders aber in den letzten drei Jahrhunderten ein Rassenwechsel sich vollzog, welcher in der Weise vor sich ging, dass die langköpfigen germanischen Elemente in der Bevölkerung mehr und mehr abnahmen und die Brachyzephalen sich entsprechend vermehrten. So kam es, dass im französischen Volke die Kurzköpfe gegenwärtig weit überwiegen, wenn auch nicht in allen Departements Frankreichs in gleichem Maße[1]).

Welche Vorgänge hierbei im Spiele waren, kann gegenwärtig noch nicht als völlig aufgeklärt erachtet werden. Woltmann, welcher sich mit dieser Frage eingehend beschäftigte, glaubte, dass das Schwinden der blonden Rasse und deren Ersatz durch Individuen vom brachyzephalen Typus durch die soziale Herrschaftsstellung und die psychologischen Eigenschaften der ersteren herbeigeführt wurde.

„Sie (die blonde Rasse)“, bemerkt der Autor, „ist eine Wanderrasse der ausgesprochensten Art. Der Trieb in die Ferne, der kriegerische Wagemut, die kulturelle Pionierarbeit entzieht ihre Elemente der Heimat.“ Der Autor weist zum Belege darauf hin, dass nach Lapouge bei den Nachkommen der alten Ansiedler auf den Antillen, in Kanada und Transvaal sich der blonde langköpfige Typus findet. Das Hauptgewicht legt der Autor jedoch auf die kriegerischen Eigenschaften der Germanen.

[1]) Lapouge (Die Rassengeschichte der französischen Nation. Polit.-Anthropol. Revue 4. Jahrgang, Seite 32) bemerkt bezüglich der Folgen des Rassenwechsels in Frankreich: „Der Franzose der Jetztzeit ist in anthropologischer Hinsicht ein ganz anderer Mensch als der des Mittelalters, selbst der Renaissance. Nur in den oberen Gesellschaftsschichten, in der Stadtbevölkerung und in einigen vom Rassenwechsel weniger berührten Gegenden findet man noch Vertreter der einst vorherrschenden Rassen, besonders der hellen langköpfigen, die im Verschwinden begriffen ist, wie früher. H. Contractus.“

Diese hatten nach ihm die Folge, dass in den Kriegen der Territorialfürsten, den Kreuzzügen, den Religions- (Albigenser und Hugenotten) -kriegen sowie den hundertjährigen Kämpfen mit England die germanischen Elemente, speziell der weit vorwaltend germanische Adel zum grossen Teile aufgerieben wurden. Die Austreibung der Hugenotten sowie die Kriegszüge Napoleons wurden in ähnlicher Richtung wirksam. Auch die Ehelosigkeit des Klerus, in welchem das germanische Element sehr stark vertreten war, blieb nach W. nicht ohne Einfluss. Hiergegen ist jedoch zu bemerken, dass, abgesehen von der Austreibung der Hugenotten Ende des XVII. Jahrhunderts, eine bedeutende Auswanderung aus Frankreich nie statt hatte und die erwähnten Kriege zur Austilgung des germanischen Elementes in Frankreich nur dann wesentlich hätten beitragen können, wenn die in Frankreich eingewanderten Germanen sich nicht mit der übrigen Bevölkerung vermischt hätten. Dies mag für den Adel in gewissem Maße zutreffen, ist dagegen für die in Städten und unter der bäuerlichen Bevölkerung lebenden Germanen mindestens sehr unwahrscheinlich. An der so auffälligen Zunahme des kurzköpfigen Elementes in der französischen Bevölkerung dürfte daher ein anderer Umstand einen wichtigen Anteil haben, den Woltmann zwar erwähnt, doch ohne ihm erhebliche Bedeutung beizulegen. Es scheint, dass die Kurzköpfe sich leichter vermehren als die blonden Langköpfe, und bei den Nachkommen, die aus der Verbindung von Individuen der beiden Rassen hervorgehen, die Kurzköpfe überwiegen. W. hält es auch für gewiss, dass die in den französischen Statistiken angeführten Zahlen für die Kurzköpfe in der Bevölkerung in vielen Fällen irrtümlich sind, sofern es sich hierbei um falsche Kurzköpfe (Pseudobrachyzephale) und breite Langköpfe handelt.

Wie dem nun aber auch sein mag, ob der in Frage stehende Rassenwechsel mehr oder weniger ausgedehnt war, derselbe kann jedenfalls an sich keine Erklärung für die Übereinstimmung des Nationalcharakters der heutigen Franzosen mit dem der alten Gallier, soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, geben. Diese hatten zu Cäsars Zeiten jedenfalls noch von ihrem germanischen Ursprunge den langköpfigen Typus bewahrt, und die alpinen brachyzephalen Elemente waren unter ihnen nur schwach vertreten. Bei Erwägung aller in Betracht kommenden Möglichkeiten erscheint es mir am plausibelsten, dass die Kurzköpfe allmählich sich psychisch den Galliern germanischen Ursprungs assimilierten, d. h., deren nationalen Charakter annahmen und in der Folge auf ihre Nachkommen vererbten. Es ist mir auch wahrscheinlich, dass bei Vermischung der germanischen mit den brachyzephalen Bevölkerungselementen die Nachkommen vorwaltend die Eigenschaften letzterer ererbten.

Wenn Ribot zwischen den Franzosen der Gegenwart und den

Galliern zu Cäsars Zeiten keinen Unterschied bezüglich des Nationalcharakters finden wollte, so steckt darin ein gut Teil Übertreibung [1]).

Es ist ja an sich schon sehr unwahrscheinlich, dass der gewaltige Unterschied in den politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnissen der alten Gallier und der heutigen Bewohner Frankreichs ohne Einfluss auf die geistige Artung letzterer geblieben sein sollte. In der Tat ist von den, den alten Galliern zugeschriebenen Eigenschaften wohl noch ein Teil bei den heutigen Franzosen nachweisbar, während andere Elemente des gallischen Nationalcharakters bei letzteren mangeln, oder nur sozusagen an der Oberfläche der Volksseele sich finden, und in den Tiefen sich mächtige Strömungen von entgegengesetzter Richtung geltend machen. Letzteres gilt insbesondere für die den alten Galliern zugeschriebene Unstetheit und Neuerungssucht. Als Beweis dafür, dass diese Eigenschaften auch noch bei den modernen Galliern vorhanden sind, könnte man die Tatsache anführen, dass seit der Revolution, im Verlaufe von 80 Jahren, in Frankreich die Regierungsform nicht weniger als siebenmal wechselte und Änderungen der Ministerien in keinem Lande so häufig vorkommen wie in Frankreich.

Der hier anscheinend zutage tretenden Unstetheit steht jedoch als tiefer und fester begründet ein konservativer und monarchischer Zug

[1]) Einen wesentlich anderen Standpunkt als Ribot vertritt der französische Anthropologe Lapouge, bezüglich des Nationalcharakters der heutigen Franzosen. Wir können nicht umhin, die betreffenden Bemerkungen, die sehr viel Wahres enthalten, hier wörtlich anzuführen.

„Die Überhandnahme der Rundköpfe ist nicht bloss eine anthropologische Tatsache; auch die Geistesrichtung des französischen Volkes hat sich mit der Gestalt des Gehirns geändert. Die Gemütsart der zeitgenössischen Franzosen, ihre Betrachtungsweise der politischen, religiösen, moralischen, ja sogar der literarischen Fragen ist eine ganz andere als früher. Der Unterschied macht sich um so bemerklicher, je mehr die Verpöbelung der Sitten und Einrichtungen den Einfluss der höheren Stände durch den der unteren ersetzt. Dies zeigt sich in den geringsten Einzelheiten. Es genügt, die Poesie des Tingeltangels, eine wahre Negerpoesie, mit der volkstümlichen Dichtung des Mittelalters zu vergleichen, um sich den geistigen Rückschritt klarzumachen. Der kriegerische Geist der Franzosen von ehedem hat einer übertriebenen Friedensliebe Platz gemacht, die den Frieden um jeden Preis will. Unabhängigkeitssinn und Widerspruchsgeist, die Ursachen so vieler Umwälzungen und Bürgerkriege, sind verschwunden, Bedientenseelen sind in der Mehrheit. Die bemerkenswerten Angriffe auf das Christentum, die wir vor Augen haben, riefen nur tatenlose Klagen hervor in einem Lande, das die Ligue und die Religionskriege gesehen hat. Der Franzose der Geschichte ist nicht mehr; an seiner Stelle sehen wir ein neues Volk mit ganz anderen Neigungen. Es ist das erste Mal in der Geschichte, dass ein rundköpfiges Volk zur Herrschaft gelangt ist. Die Zukunft allein kann lehren, wie dieser merkwürdige Versuch ausfallen wird, mit dem endgültigen Untergang Frankreichs, oder, wie die Demokraten meinen, mit dem Zukunftsstaat."

(S. Lapouge: Die Rassengeschichte der französischen Nation. Politisch-Anthropologische Revue. IV. Jahrgang 1905. Seite 32.)

gegenüber. Dies erhellt aus einer ganzen Reihe von Tatsachen. Die erste französische Republik konnte sich, obwohl mit einem ungeheuren Aufwand von Enthusiasmus und mit Strömen von Blut begründet, nur wenige Jahre behaupten, und die zweite Republik teilte dieses Schicksal. Auch die jetzige dritte Republik drohte wiederholt, in die Brüche zu gehen, und wäre wohl beseitigt worden, wenn ein hervorragender Prätendent sich gefunden hätte. Dazu ist die derzeitige Regierungsform Frankreichs nur die Farce eines republikanischen Gemeinwesens, und wenn die heutigen Franzosen vor dem moskowitischen Despoten an Kriecherei und Schweifwedeln das Mögliche leisteten, so weist dies darauf hin, dass sie sich noch ein gut Teil von dem Bedientengeist der alten Monarchie bewahrt, aber nichts von echt republikanischer Gesinnung angeeignet haben. Die in den letzten Jahren in Frankreich immer deutlicher und mächtiger hervorgetretenen Strömungen des Klerikalismus und Militarismus sprechen ebenfalls dafür, dass die heutige Regierungsform lediglich eine Äusserlichkeit ist, die keinen Schluss auf eine entsprechende Änderung im Geiste der Massen zulässt.

In bezug auf die unaufhörlichen Ministerwechsel in Frankreich bemerkte vor Jahren eine französische Zeitung und zwar sehr mit Recht: plus cela change, plus cela reste la même chose, und dies gilt im wesentlichen auch für die Regierungsform. Der dem französischen Volke innewohnende konservative Zug erhellt auch aus dem Umstande, dass die Neigung zur Auswanderung in Frankreich gering, viel geringer als in den germanischen Ländern ist.

Mit der Unstetheit und Neuerungssucht ist den Franzosen wenigstens im verflossenen Jahrhundert auch die Kriegslust mehr und mehr abhanden gekommen. Ein Volk, in welchem ausgesprochen materielle Gesinnung in allen Klassen so prädominiert, wie es gegenwärtig in Frankreich der Fall ist, in welchem nicht nur die oberen Zehntausend, sondern auch die grosse Masse der Kleinbürger und der ländlichen Bevölkerung ein Zweikindersystem adoptiert hat, um ihren Besitzstand zu mehren oder wenigstens zu erhalten, ein solches Volk kann keine kriegerischen Neigungen in sich nähren, da nur der Friede die materielle Wohlfahrt fördert. In der Tat waren denn auch die Eroberungszüge der Franzosen in den letzten Jahrzehnten weit mehr kapitalistische oder wenigstens auf materiellen Gewinn abzielende Unternehmungen, als Äusserungen eines nationalen Hanges zu kriegerischen Abenteuern. Dafür spricht auch der Umstand, dass man in Frankreich in neuerer Zeit die Lasten des Waffenhandwerkes, soweit hiermit Gefahren verbunden sind, in erster Linie auf Ausländer (Fremdenlegion, afrikanische Eingeborene) abzuwälzen bemüht war.

Dass die heutigen Franzosen sich durch besondere Schlauheit aus-

zeichnen, wie dies bei den alten Galliern der Fall gewesen sein soll, kann ebenfalls nicht zugegeben werden.

Dagegen sind Eitelkeit und Prahlsucht, Eigenschaften, die auf Selbstüberschätzung und Mangel an Wahrheitsliebe beruhen, den heutigen Franzosen nicht weniger eigen als den alten Galliern. Daudet, der seine Landsleute gut kannte und ihnen gewiss nicht zu nahetreten wollte, hat zweifellos recht, wenn er bemerkte: „En France est chaq'un un peu de Tarascon.“ Tartarin von Tarascon, der aufschneiderische Südfranzose, der selbst an seine imaginären Heldentaten glaubt, ist lediglich, sagen wir, der hypertrophische Repräsentant nationaler Eigentümlichkeiten der Franzosen, die neben ihrer heiteren auch eine sehr ernste Seite besitzen, da sie dazu beitrugen, in Frankreich den Groll gegen Deutschland wegen der 1870/71 erlittenen Niederlagen zu nähren. Auch die Freude an glänzenden Äusserlichkeiten sowie die Fähigkeit, sich geläufig auszudrücken, und die Beeinflussbarkeit durch schöne Worte, oder besser gesagt durch Phrasen i. e. ein höherer Grad von Suggestibilität, sind der heutigen Bevölkerung Frankreichs ebenfalls nicht abzusprechen. Dazu kommt aber noch als wichtige nationale Eigenschaft, welche die Franzosen mit anderen romanischen Völkern gemein haben und die wohl auch nach den vorliegenden Berichten bei den alten Galliern sich fand: erhöhte gemütliche Erregbarkeit (Emotivität). Diese betrifft nicht alle Seiten des Gefühlslebens gleichmäßig. Man kann nicht behaupten, dass altruistische Gefühle, z. B. Mitleid mit Armen und Kranken oder mit Tieren, bei Franzosen leichter und nachhaltiger geweckt werden als bei Deutschen. Auch das Rechts- und Pflichtgefühl, die Gefühle der Achtung und Pietät, der verwandtschaftliche Sinn, das Gefühl der persönlichen Ehre zeigen keine grössere Erregbarkeit als bei anderen Völkern von gleicher Kulturstufe. Dagegen werden im allgemeinen die ausgesprochenen Lust- und Unlustaffekte, Freude, Jubel, Ärger, Zorn, seelischer Schmerz, Angst etc., leichter erregt, ebenso aber auch die Gefühle der nationalen Ehre und Unehre, was mit der nationalen Eitelkeit zusammenhängt. Wir wollen damit keineswegs andeuten, dass die letztgenannten Gefühle in Deutschland weniger entwickelt sind wie in Frankreich, eher dürfte das Gegenteil der Fall sein. Das nationale Ehrgefühl ist bei den Franzosen nur empfindlicher, es wird leichter auch durch fernliegende und unbedeutende Vorgänge berührt. Der Franzose ist in bezug auf seine Nationalität eben viel eitler als der Germane. Dies führt ihn dazu, dass er belanglose Vorkommnisse als Kränkungen oder Anfeindungen betrachtet, andererseits aber auch die plumpsten Erfindungen, die seinem Nationalgefühl schmeicheln, als bare Münze hinnimmt und mit Jubel begrüsst.

Als letzten und widerwärtigsten Zug im Nationalcharakter der Franzosen müssen wir einen Hang zur Grausamkeit anführen, für

dessen Vorhandensein die Daten der Geschichte Frankreichs vom Mittelalter bis in unser Jahrhundert nicht minder als die Ereignisse der Gegenwart eine Fülle von Beweisen liefern. Es mag genügen, wenn wir hier an folgende Tatsachen erinnern: die Massenschlächtereien in den Albigenserkriegen [1]), die Hugenottenkriege, die durch Massenmord, Strassenkämpfe, Meuchelmord und Wortbruch gekennzeichnet sind [Sarrazin [2])], die Bartholomäusnacht, die unmenschliche Verfolgung der Hugenotten und deren Austreibung unter Ludwig XIV., die von den Heeren des letzteren in der Pfalz verübten Schandtaten, die Greuel der Revolution, die Vorgänge während des Kommuneaufstandes 1871 und dessen Niederwerfung durch die Versailler Truppen, sowie die z. T. unmenschliche Behandlung deutscher Kriegsgefangener 1870/71 [3]).

Wenn nicht schon hierdurch der Hang der Franzosen zur Grausamkeit sattsam erwiesen wäre, die in Frankreich seit dem Ausbruche des Krieges verübten Brutalitäten, deren Opfer Deutsche und Österreicher wurden, würden allein völlig genügen, über diesen Hang keinen Zweifel bestehen zu lassen.

Vom Norden bis zum Süden des Landes wurden die zur Abreise Genötigten von der Bevölkerung der verschiedensten Orte und zwar nicht lediglich vom Pöbel, sondern auch von Angehörigen der gebildeteren Stände (Beamten, Offizieren etc.) in rohester Weise beschimpft, misshandelt, z. T. auch ihrer Habe beraubt. Hieran reihen sich die über jeden Zweifel festgestellten an deutschen Verwundeten und Gefangenen verübten Schandtaten der Franzosen, die Beschiessung und Zerstörung von Lazaretten, die Überfälle von Transportzügen Verwundeter mit Ermordung derselben und ihrer Begleitung, die mehrfach konstatierten scheusslichen Verstümmelungen von Verwundeten, die ebenfalls über jeden Zweifel festgestellte z. T. unmenschliche Behandlung von Gefangenen [Verwundeten wie Gesunden [4])]. Es ist selbstverständlich, dass der hier angeführte Zug des Nationalcharakters wie andere Elemente desselben sich nicht bei jedem Franzosen findet, dass es auch in der Bevölkerung Frankreichs nicht an Vertretern echt humaner Gesinnung

1) Es sei hier nur erwähnt, dass nach Erstürmung der Stadt Béziers die gesamte auf 20000 Seelen sich belaufende Einwohnerschaft schonungslos ermordet wurde, und zu dieser auch für die damalige Zeit ungewöhnlichen Barbarei wurden die Belagerer durch den Zisterzienserabt Arnold mit den Worten angefeuert: „Schlagt sie alle tot, der Herr erkennt die Seinen!"

2) Siehe Frankreich, seine Geschichte, Verfassung etc. aus Prof. Sarrazins Nachlass, herausgegeben von Mahrenholtz, Leipzig. 1897. Seite 65.

3) Diese Behauptung stützt sich nicht lediglich auf Zeitungsnachrichten. Ich habe hierüber selbst während meiner damaligen militärärztlichen Tätigkeit von aus Frankreich zurückgekehrten bayerischen Soldaten. die als Verwundete in französische Gefangenschaft geraten waren, Einzelheiten erfahren.

4) S. Zusatz I.

fehlt. Allein die geschichtlichen Daten, wie die Ereignisse, die seit der Kriegserklärung stattfanden, lassen keinen Zweifel darüber zu, dass der Hang zur Grausamkeit im französischen Volke eine Verbreitung besitzt, die ihm die Bedeutung eines nationalen Charakterzuges verleiht.

Von den angeführten Eigenschaften haben sich die Eitelkeit, die erhöhte Emotivität und Suggestibilität mehr und mehr zu einer das politische Leben der Nation in weitgehendem Maße bestimmenden Macht entwickelt. Die drei Eigenschaften bilden einen Komplex von Faktoren, welche sich wechselseitig stützen und steigern. Die Eitelkeit bedingt, wie wir sahen, erhöhte Empfindlichkeit für alles, was die nationale Ehre, das nationale Prestige betrifft. Die erhöhte Emotivität andererseits steigert die Suggestibilität wenigstens in bezug auf gewisse Vorstellungen und insbesondere die suggestive Beeinflussbarkeit der Massen [1]).

Die gesteigerte Suggestibilität hinwiederum bildet einen Umstand, welcher geeignet ist, die Eitelkeit und Emotivität der Franzosen zu nähren und zu erhöhen, da sie die Annahme von Eingebungen jeder Art begünstigt, welche dem nationalen Dünkel entsprechen und die politische Leidenschaft zu entzünden vermögen [2]).

Die eben erwähnten drei Züge des französischen Nationalcharakters: erhöhte Emotivität, Suggestibilität und Eitelkeit, namentlich die beiden ersteren, gewinnen dadurch noch eine besondere Bedeutung, dass sie die Entwickelung psychopathischer Zustände bei dem französischen Volke erleichtern, d. h. eine psychopathische Disposition begründen. Sie bedingen, dass, wie speziell die später zu besprechende Dreyfus-Affäre lehrt, Vorgänge von untergeordnetem Interesse bei den Massen eine gemütliche Erregung hervorzurufen vermögen, die erheblich über das Normale hinausgeht und die Urteilsfähigkeit derart beeinträchtigt, dass die Unterscheidung von Trug und Wahrheit unmöglich wird, womit ein krankhafter Geisteszustand gegeben ist.

Das im vorstehenden bezüglich der suggestiven Beeinflussbarkeit der Franzosen Bemerkte bedarf jedoch einer Einschränkung und Spezi-

[1]) Ich habe a. O. gezeigt (Der Hypnotismus, Handbuch der Lehre von der Hypnose und Suggestion, Wiesbaden 1901, Seite 477), dass unter den Momenten, welche die Suggestibilität der Massen erhöhen, gemütliche Erregungen eine wichtige Rolle spielen. Je mehr eine Masse zur Leidenschaft neigt, je entzündlicher sie ist, um so leichter ist sie für Suggestionen zugänglich, welche den bei ihr herrschenden Gefühlen entsprechen. Was für die Masse gilt, gilt jedoch auch für das Einzelindividuum; auch dieses ist in der Hitze der Leidenschaft Eingebungen zugänglich, die bei ihm in ruhigem Zustande nicht leicht wirksam werden.

[2]) Die Neigung, sich in Massen zusammenzuscharen und in solchen zu agieren, insbesondere für irgendeine Sache zu demonstrieren, welche die heutige Bevölkerung Frankreichs mit den alten Galliern gemein hat, verleiht der erhöhten Suggestibilität der Franzosen noch eine besondere Bedeutung dadurch, dass sie politischen Agitatoren es sehr erleichtert, die Masse für ihre Zwecke auszunützen.

fizierung. Suggestibilität bedeutet im allgemeinen lediglich die Disposition zur kritiklosen Annahme irgendwelcher Vorstellungen. Die erhöhte Suggestibilität der Franzosen betrifft jedoch nicht gleichmäßig Vorstellungen jeder Art, sondern vorzugsweise, wenn nicht ausschliesslich, solche von allgemeiner Bedeutung und starker Gefühlsbetonung. Dies ist jedoch für das politische Verhalten der Franzosen von grösstem Belang. Was die Massen zum Handeln auf politischem Gebiete in der einen oder anderen Richtung bestimmt, sind gewöhnlich nicht streng logische Erwägungen, nicht kühle, alle Seiten des Problems berücksichtigende Berechnungen, sondern Gedanken von grossem Gefühlswerte, für die jeder in seinem Vorstellungskreise Anknüpfungspunkte besitzt, Schlagwörter, wie man zu sagen pflegt: Vaterland, Freiheit, Gleichheit, nationale Ehre, nationaler Wohlstand usw. Die Regierenden, die Diplomaten und Berufspolitiker sind, wenn auch ihr Handeln im allgemeinen von mehr oder minder logischen Erwägungen ausgeht, ebenfalls keineswegs imstande, sich der Macht der auf die Massen suggestiv wirkenden Schlagwörter ganz zu entziehen. Sie werden von derselben mitunter so fortgerissen, dass ihre bessere Einsicht nicht mehr zur Geltung kommen kann [1].

Man hat die in Frage stehenden Ideen in neuerer Zeit wegen der sie auszeichnenden Gefühlsstärke und ihres weittragenden, z. T. geradezu dominierenden Einflusses auf Denken und Handeln zu den „überwertigen" gezählt. „Überwertige Ideen" können jedoch ebensowohl pathologisch als normal sein, und jeder Mensch besitzt wohl solche in geringerer oder stärkerer Ausprägung. Als normal können diese überwertigen Ideen gelten, wenn der Gefühlston derselben in einem gewissen Verhältnisse zu ihrem Inhalte, resp. ihrer Bedeutung steht und sie nicht völlig unbeeinflussbar durch logische Erwägungen sind. Für den Einen bilden persönlicher Vorteil, Karriere, Hebung des Geschäftes, die Familie, für den Andern das Interesse des Staates oder der Kommune, Förderung der Wissenschaft oder Kunst, charitative Bestrebungen usw. den Inhalt überwertiger Vorstellungen. Selbst abstruse Ideen, wie die Beurteilung der Menschen nach gewissen Äusserlichkeiten, und Übertreibungen einzelner an sich berechtigter Ansichten (Wollregime, Vegetarianismus, Alkoholabstinenz) können den Charakter überwertiger Ideen annehmen.

Pathologische Eigenschaften gewinnt die überwertige Idee, wenn die Stärke ihres Gefühlstons in keinem Verhältnis zu ihrem Inhalte steht, wenn sie durch logische Gegenvorstellungen unbeeinflussbar ist, sich anscheinend spontan in das Bewusstsein immer wieder eindrängt und aus demselben nicht willkürlich entfernt werden kann, also einen

[1]) Beispiele hierfür lieferten in neuerer Zeit insbesondere die Balkanstaaten, Griechenland und Serbien, durch ihre ganz aussichtslosen kriegerischen Unternehmungen gegen die Türkei Ende des verflossenen Jahrhunderts.

gewissen Zwangscharakter aufweist und auf den Verlauf der Denkprozesse einen weittragenden Einfluss ausübt [1]).

Die Idee des Vaterlandes, der nationalen Ehre, der Notwendigkeit, für das Gemeinwohl alle erforderlichen Opfer zu bringen, auf allen Parteihader zu verzichten, alle Kräfte für das eine Ziel, die Abwehr der Feinde, anzuspannen, alles das sind Ideen von sehr starker Gefühlsbetonung und mächtigem Einflusse auf unsere Gedankenwelt und daher anderen Vorstellungen gegenüber als überwertig zu betrachten, dabei aber durchaus normal, da die Intensität ihres Gefühlstons und ihre Einwirkung auf den Verlauf unserer psychischen Prozesse völlig ihrem Inhalte entspricht. Wenn dagegen ein Beamter, der von einer ihn kränkenden Bemerkung seines Vorgesetzten einem Kollegen gegenüber gehört hat, diese nicht mehr aus dem Kopfe bringt, Tag und Nacht sich damit beschäftigt, so dass seine Arbeitsfähigkeit und sein Schlaf darunter leidet, wenn eine Frau über eine unartige Antwort ihrer Köchin sich noch nach Wochen nicht trösten kann, obwohl sie mit dieser sich längst ausgesöhnt hat, und immer wieder auf dieselbe zurückkommt, wenn ein Mensch, der einen Eisenbahnunfall erlitt und die ihm nach seiner Meinung gebührende Entschädigung auf dem Prozesswege noch nicht erlangen konnte, an nichts anderes mehr denkt und von nichts anderem mehr spricht, als von dem Unrechte, das ihm widerfahren, wenn ein Mädchen, das glaubt, die Neigung eines Mannes sich erworben zu haben, mit einer durch nichts gerechtfertigten Zähigkeit Jahre hindurch an der Hoffnung festhält, er werde um ihre Hand anhalten, so handelt es sich um krankhafte überwertige Ideen, die allerdings auch gewöhnlich auf einem krankhaften Boden (Neurasthenie, Hysterie, Depressionszustand) erwachsen [2]).

Überwertige Ideen können auch als Suggestionen bezeichnet werden, wenn sie durch Eingebung von dritter Seite zustande kommen (suggeriert werden) [3]). Am einflussreichsten in dieser Hinsicht ist wohl

---

1) Diese Kriterien müssen jedoch nicht sämtlich in jedem Falle gegeben sein.

2) Es muss bemerkt werden, dass die hier als „überwertige Ideen“ bezeichneten Vorstellungen von mir, soweit ihnen Zwangscharakter anhaftet, den Zwangsvorstellungen angereiht wurden (s. Loewenfeld: „Die psychischen Zwangserscheinungen.“ Wiesbaden. S. 67 u. f.). Auch Friedmann erkennt, obwohl er für eine Trennung der überwertigen Ideen von den Zwangsvorstellungen eintritt, den Zwangscharakter wenigstens bei einem Teile der überwertigen Ideen rückhaltslos an. „Nicht der Patient,“ bemerkt er, „ergreift und denkt spontan die Ideen, sondern sie drängen sich ihm auf, er erleidet eine ‚Denknötigung‘, einen Denkzwang so gut wie bei den eigentlichen Zwangsideen.“ (Friedmann: „Zur Auffassung und zur Kenntnis der Zwangsideen und der isolierten überwertigen Ideen.“ Zeitschr. f. die gesamte Neurologie und Psychiatrie Bd. 21, Heft 4, 1914).

3) Auch als Wahnideen wurden sie bezeichnet, sofern sie der tatsächlichen Begründung ermangeln und sich jeder Korrektur lange Zeit hindurch unzugänglich erweisen. Maßgebend für diese Bezeichnung war die Analogie mit den Wahnideen geisteskranker Einzelindividuen. (Vergl. Friedmann: „Die Wahnideen im Völkerleben.“ Grenzfr. Heft VI—VIII).

die Tätigkeit der Presse, und dies gilt ganz besonders für Frankreich, wo die Tagespresse bei allen Gelegenheiten es liebt, auf die Massen mit imponierenden Phrasen einzuwirken und möglichst grelle Farben aufzutragen. Die Reden in den Parlamenten, öffentlichen Versammlungen, Parteizusammenkünften etc. erlangen ihre suggestive Bedeutung in vollem Maße gewöhnlich erst durch die Presse, die ihren Inhalt verbreitet. Für die Bildung überwertiger Ideen kann aber auch die Übertragung von Person zu Person i. e. psychische Infektion sich wirksam erweisen. Die Übertragung muss aber nicht lediglich auf dem Wege der Rede geschehen, sie kann auch durch den Eindruck, den das Beispiel der Umgebung ausübt, erfolgen. Man hat insbesondere bei Kriegsbefürchtungen und in Kriegszeiten Gelegenheit, dies zu beobachten. Wenn Einwohner eines Ortes, der einer Besetzung durch den Feind ausgesetzt ist, sehen, dass einzelne Personen ihre bessere Habe in Sicherheit bringen oder selbst flüchten, da bedarf es für viele andere keiner Mahnung, das gleiche zu tun. Das Beispiel genügt, sie hierzu zu veranlassen. Ähnliches beobachtet man beim Ausbruch von Seuchen. Der Soldat, der im Felde in kritischer Lage gewahrt, dass die Offiziere ruhig und gemessen ihre Befehle erteilen und von Entmutigung nichts erkennen lassen, gewinnt hierdurch die überwertige Idee, dass ausgehalten werden muss, was auch kommen mag, und lässt sich dadurch auch zu tapferem Verhalten bestimmen. Mut und Kaltblütigkeit wirken eben erfreulicherweise nicht minder ansteckend, wie Feigheit und Ratlosigkeit.

Wir ersehen aus dem Angeführten bereits, dass die überwertigen Ideen für die Gestaltung der Verstandesoperationen wie des Gefühlslebens des Individuums von erheblichem Einflusse sind. Je mächtiger die Gefühlsbetonung der betreffenden Idee ist, um so intensiver ist deren Einfluss nach den beiden Richtungen, und dieser ist namentlich bei krankhaften überwertigen Ideen und solchen, deren Inhalt nur beschränkte Berechtigung besitzt, kein günstiger. Wenn jemand alles Heil für die Gesundheit vom Tragen von Wollkleidern oder von verschiedenartigen Anwendungen des kalten Wassers abhängig erachtet und sich berufen fühlt, für diese Ideen möglichst Propaganda zu machen, so liegt es nahe, dass der Betreffende in seinen Denkoperationen alles ausser Acht lassen muss, was gegen seine Anschauungen spricht, dass in seinem geistigen Gesichtskreise die Forderungen einer richtigen Hygiene nicht mehr zur Geltung kommen können und er unfähig wird, für wichtigere Angelegenheiten das erforderliche Interesse aufzubringen. Ein Mensch, der keinen höheren Gedanken hat, als Karriere zu machen, und auf dieses Ziel sein ganzes Streben richtet, kommt dazu, Alles zu vernachlässigen, was seiner Laufbahn nicht förderlich ist; sein Denken

geht nicht über die Sphäre seines Berufes oder Amtes hinaus, und zu dieser intellektuellen Minderwertigkeit gesellt sich in der Regel auch eine ethische. Der Streber scheut, um in dem Konkurrenzkampfe zu siegen, gewöhnlich nicht vor Handlungen zurück, die mit Recht- und Ehrgefühl nicht vereinbar sind; er kriecht vor Vorgesetzten, sucht gelegentlich, Konkurrenten durch Verleumdungen zu schaden, u. dergl. Wer ein Unrecht erlitten hat oder erlitten zu haben glaubt und auf nichts Anderes mehr sinnt, als zu seinem Rechte zu kommen oder die erlittene Unbill zn rächen, wer von derartigen Ideen ganz und gar beherrscht wird, ist ausserstande, die Sachlage, mit der er zu tun hat, richtig zu beurteilen. Die Aussichten, welche der Prozessweg oder andere Mittel, seine Sache zu verfechten, ihm bieten, kann er nicht mehr kritisch abwägen; er wird geistig blind für alle Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich seinem Streben entgegenstellen, und trägt infolge dieser Umstände gewöhnlich früher oder später kein Bedenken, auch zu unerlaubten und unlauteren Mitteln zu greifen, wenn er damit sein Ziel zu erreichen hofft. Man kann auch im allgemeinen sagen, dass, je weniger ethisch an sich der Inhalt einer überwertigen Idee ist, um so mehr ist sie geeignet, allmählich eine ethische Depravation des Individuums herbeizuführen.

Was für das Einzelindividuum gilt, gilt selbstverständlich auch für eine Masse, eine ganze Nation. Eine überwertige Idee, die einer Masse, einem Volke suggeriert wird, kann ebensowohl Taten des edelsten Hochsinns, Wunder der Aufopferung und Selbstverleugnung, als Schandtaten, die Schauder erwecken, hervorrufen. Hierfür liefert die Geschichte unzählige Beispiele. Wir haben beides aber auch in diesen Tagen erlebt. In Deutschland hat die Idee, dass es gilt, das Vaterland zu schützen, allenthalben begeistertes Eilen zu den Waffen und die ausgedehntesten Hilfsaktionen zugunsten der Verwundeten und der Angehörigen der Feldzugsteilnehmer herbeigeführt. In Belgien hat der dem Volke seit Jahren eingeflösste (suggerierte) Hass gegen Deutschland zu Greueltaten gegen unsere Truppen geführt, die man in unserem Jahrhundert bei einem Kulturvolke nicht mehr für möglich hielt. Es kommt eben, wie wir beifügen müssen, für die Wirkung einer suggerierten überwertigen Idee nicht lediglich auf deren Inhalt, sondern auch auf den Boden an, den diese in dem Charakter der Massen, bei einem Volke in dem Nationalcharakter findet. In dieser Beziehung haben uns die Taten des belgischen Volkes zur Genüge gezeigt, dass unter all dem Lack der Kultur, all den Äusserlichkeiten der Zivilisation bei einer Bevölkerung ein Fond von Roheit und Gemeinheit sich bergen kann, den man bisher dem europäischen Kulturmenschen nicht zutraute. Auch das politische Verhalten der englischen Regierung und eines Teiles des englischen Volkes hat in jüngster Zeit hiefür traurige Belege geliefert.

Wer die Geschichte Frankreichs durchblättert, findet genügende Beweise dafür, dass die erhöhte Suggestibilität, die schon bei den alten Galliern hervortrat, im Mittelalter nicht minder als in der Neuzeit bei der Bevölkerung Frankreichs sich geltend machte, obwohl letztere, wie wir sahen, in ihrer Rassenzusammensetzung im Laufe der Jahrhunderte höchst bedeutende Veränderungen erfahren hat. Dem Einflusse entsprechend, welchen die Kirche und das religiöse Leben im Mittelalter ausübten, waren es in dieser Periode vorwiegend religiöse Ideen, welche auf die Massen suggestiv einwirkten, sie begeisterten und zu bestimmten Handlungen fortrissen. In erster Linie verdienen hier die Kreuzzüge Erwähnung, die man mit Recht auf eine Art psychischer Epidemie zurückführte. Die Anregung zum I. Kreuzzug erfolgte bekanntlich auf französischem Boden durch Peter von Amiens und Papst Urban II. Die Predigt des letzteren in Clermont 1905 bestimmte sofort viele Tausende, das Kreuz zu nehmen, und auch an den folgenden Kreuzzügen hatte die französische Ritterschaft hervorragenden Anteil. Kreuzzüge wurden jedoch in Frankreich nicht lediglich gegen Sarazenen und zur Eroberung des heiligen Landes unternommen, sondern auch zur Vertilgung von Ketzern. Im Süden Frankreichs hatte gegen Ende des XII. Jahrhunderts die Sekte der Katharer eine Ausbreitung erlangt, die nach Ermordung eines päpstlichen Legaten (Peter von Castelnau) Innocenz III. veranlasste, das Kreuz gegen die Albigenser (nach der Stadt Albi in der Nähe von Toulouse) zu predigen. Auch diese Suggestionen fanden in der Bevölkerung Südfrankreichs einen günstigen Boden und veranlassten die mit unerhörter Grausamkeit geführten Albigenserkriege, welche die völlige Verwüstung des Gebietes von Languedoc zur Folge hatten. Die französischen Kreuzfahrer waren nur zu bereit, die von fanatisierten Geistlichen gegebene Suggestion, gegen die Ketzer schonungslos zu verfahren, aufzunehmen und zu realisieren. Besonderes Interesse beansprucht jedoch die Geschichte der französischen Nationalheldin, des Hirtenmädchens von Domremy, der Jeanne d'Arc, geb. 1412, da sie zeigt, wie sehr das französische Volk jener Zeit für Suggestionen religiösen Inhalts zugänglich war. Bei der Jungfrau von Orléans traten schon in ihren letzten Kindheitsjahren Halluzinationen religiösen Inhalts auf, die jedoch nur ihren sittlichen Lebenswandel betrafen. Kriegerische Ereignisse, die in ihrem Heimatorte sich abspielten, gaben ihren Gedanken und Halluzinationen einen Inhalt, der sie veranlasste, ihr Dorf zu verlassen und dem Untergange ihres Vaterlandes nicht tatenlos zuzusehen. Sie hörte himmlische Stimmen, welche sie aufforderten, zur Rettung Frankreichs auszuziehen, Orléans zu befreien und den Dauphin nach Reims zur Krönung zu führen. Diese Halluzinationen suggerierten ihr den unerschütterlichen Glauben an ihre Mission als Befreierin Frankreichs vom englischen Joche, und sie verstand es, obwohl jeder

Bildung bar und erst siebzehnjährig, diesen Glauben nicht nur den Massen des Volkes, sondern auch dem Könige Karl VII., seiner Umgebung sowie den französischen Streitkräften zu suggerieren und diese dadurch so zu begeistern, dass die Entsetzung von Orléans und die Führung des Königs nach Reims zur Krönung (1429) zur Ausführung gelangten.

Auf die Frage, über welche eine reiche Literatur vorliegt, ob Jeanne d'Arc als geisteskrank zu betrachten ist, kann hier nicht näher eingegangen werden. Es ist begreiflich, dass in Anbetracht dessen, was bezüglich ihrer Sinnestäuschungen festgestellt ist — von ihrem 13. Lebensjahre an stellten sich bei ihr häufig Gesichts- und Gehörshalluzinationen ein, sie sah die Gestalten von Engeln und Heiligen, vernahm deren Stimmen und war von der Realität ihrer halluzinatorischen Wahrnehmungen bis zu ihrem Ende völlig überzeugt —, man psychiatrischerseits die Annahme einer geistigen Störung bei ihr kaum ablehnen konnte. So sah sich z. B. Calmeil (de la Folie considérée sur le point de vue pathologique, philosophique etc., Paris 1845), obwohl er die hervorragenden geistigen Eigenschaften der Pucelle und ihre Leistungen in vollem Maße anerkennt, doch zu dem Schlusse genötigt, dass sie von einer Art sensoriellem Irresein (une espèce de folie sensoriale) beherrscht wurde. Er spricht auch von der Théomanie der Jeanne d'Arc.

Es ist nicht auffällig, dass von den im 15., 16. und 17. Jahrhundert in Europa so verbreiteten geistigen Verirrungen und Geistesstörungen auch die Bevölkerung des heutigen Frankreich nicht frei blieb. Allein die Wahnideen des Verkehrs mit dem Teufel und Dämonen und die als Hystéro-démonopathie (Besessenheit) bezeichnete Form der Hysterie erreichte in einzelnen Gegenden Frankreichs eine geradezu epidemische Ausbreitung, was auf eine erhöhte Suggestibilität der betreffenden Volksmassen hinweist. So erwähnt Calmeil, dass in der Provinz Artois im nördlichen Frankreich im Jahre 1459 das délire de sorcellerie (genauer gesagt der Dämonenwahn) [1]) epidemisch herrschte und dazu führte, dass viele dieser Geistesgestörten die Todesstrafe erlitten. Um das Jahr 1609 hatte eine Form hysterischer Geistesstörung (als démonolâtrie oder démonomanie bezeichnet) in dem Gebiete von Labourd (in der Hauptsache das heutige département des Basses-Pyrénées) über 27 Gemeinden sich verbreitet, was das Einschreiten der Regierung veranlasste, deren Kommissäre die Erkrankten in Massen einkerkern oder verbrennen liessen. Von kleineren Epidemien hysterischer démonopathie, wie sie insbesondere in Klöstern und der Umgebung solcher im 16. und 17. Jahrhundert

[1]) Die Betreffenden träumten oder delirierten davon, dass sie nachts ihr Bett verliessen, durch Dämonen zu satanischen Festen geführt wurden und sich dort allerlei Ausschweifungen hingaben.

auftraten, sei hier ganz abgesehen. In den Jahren 1686—1707 wurden die Calvinisten in der Dauphiné, in Vivarais und den Cevennen infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes und den damit zusammenhängenden grausamen Verfolgungen von einer Epidemie religiösen Wahns mit hysterischen Zügen (Théomanie extato-convulsive nach Calmeil) heimgesucht. Die wegen ihres Glaubens Verfolgten und Gequälten glaubten, dass sie sich gegenseitig von Mund zu Mund den heiligen Geist einflössen könnten, der ihnen Unverwundbarkeit und Unsterblichkeit oder wenigstens die Fähigkeit, alsbald nach dem Tode wieder aufzuerstehen, verleihen werde. In diesem Wahne warfen sie sich den Truppen, die gegen sie ausgesandt wurden, kühn entgegen, was natürlich ihre Vernichtung nicht verhinderte. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde Frankreich von einer Spekulationsepidemie heimgesucht, die sehr an die Tulpenmanie der Holländer im 17. Jahrhundert erinnert. Die französische Regierung erteilte 1717 dem Schotten John Law das Privileg für eine zu gründende Kompagnie, die Mississippi Company, der ausschliesslich das Recht des Handels an der westlichen Mississippiseite zustehen sollte. 1719 erhielt die Mississippi Company das Privileg für den Handel in Ostindien und der Südsee. Die Prospekte der Gesellschaft stellten 120 % Gewinn in Aussicht. Als 50000 neue Anteilscheine ausgegeben werden sollten, liefen 300000 Gesuche um solche ein. Leute aller Stände, vom höchsten Adel abwärts, spekulierten in Aktien der Company, deren Wert von Tag zu Tag stieg. Das Ende des Treibens war der vollständige Ruin vieler Tausende. In den Jahren 1731—1741 wurde die Bevölkerung von Paris von einer Epidemie hysterischer Zufälle heimgesucht, unter welchen Krämpfe die Hauptrolle spielten. Der durch seinen Asketismus berühmt gewordene und im Rufe der Heiligkeit stehende diacre (Diakon) Pâris, welcher der kirchlichen Sekte der Jansenisten angehörte, war 1717 gestorben. Seine Gesinnungsgenossen besuchten alsbald in Massen sein Grab, wobei es zu manchen als wunderbar erachteten Heilungen kam. 4 Jahre später wurde eine Hysterika, Marie Jeanne, während sie am Grabe des diacre sich befand, von Konvulsionen befallen, was das Verschwinden einer bei ihr bestehenden Kontraktur nach sich zog. Dieses Ereignis gab den Anstoss zur Entwicklung einer Hysterieepidemie in Paris. Kranke strömten aus allen Vierteln der Stadt auf den St. Medardus-Kirchhof, wo sie nach Berührung des Grabmals des diacre in Krämpfe verfielen. Auch hierbei kam es zu manchen Heilungen, und die Gerüchte, welche sich über diese Vorkommnisse verbreiteten, führten dazu, dass neben den Kranken auch gesunde, neugierige und skeptische Individuen auf dem St. Medardus-Kirchhof sich drängten. Auch diese wurden alsbald von Krämpfen befallen. Nicht nur der genannte Kirchhof, auch die Umgebung desselben füllte sich derart mit Individuen jeden Alters, die miteinander

in Krampfleistungen wetteiferten. Es fehlte darunter nicht an durchaus achtbaren Personen; Mädchen aus den unteren Volksklassen bildeten jedoch das Hauptkontingent der Konvulsionäre. Die Ausbreitung, welche das hysterische Unwesen allmählich erreichte, veranlasste die Regierung zu Abwehrmaßnahmen. Auf Beschwerden des Klerus erging ein königlicher Befehl (29. Jan. 1732), den Kirchhof zu schliessen, was aber das Erlöschen der Epidemie nicht zur Folge hatte. Selbst die Bestrafung der Konvulsionäre erwies sich in dieser Richtung unzulänglich. Das Übel erhielt sich im Verborgenen noch Jahre hindurch [1]). Die Gerüchte von den Wundern, die sich in Paris ereignet haben sollten, hatten das Auftreten kleinerer Krampfepidemien in einer Reihe anderer Städte, Troyes, Corbeil etc, deren Bevölkerung zu religiöser Exaltation neigte, zur Folge.

Auch in den Umwälzungen, welche der französische Staat Ende des 18. Jahrhunderts erfuhr, den Ereignissen der französischen Revolution hat sich die erhöhte Suggestibilität der Bevölkerung Frankreichs nicht verleugnet. Ihr kommt unverkennbar ein gewisser Anteil an den rühmlichsten, wie an den grauenvollsten Vorgängen jener Periode zu.

Ich muss mich begnügen, hier auf zwei Sitzungen der Nationalversammlung zu verweisen:

In der berühmt gewordenen Nachtsitzung vom 4. August 1789 verzichtete der Adel auf seine Jahrhunderte hindurch behaupteten Feudalrechte und Privilegien, und sein Beispiel wirkte suggestiv auf den Klerus sowie die Vertreter der Provinzen, Städte und Korporationen. Sie wetteiferten miteinander in dem Aufgeben ihrer Sonderrechte. Die ganze Versammlung war von einer Art Entsagungsfieber ergriffen, wie es in einer weniger suggestiblen Körperschaft nicht zustande gekommen wäre. Während hier die erhöhte Suggestibilität der Volksvertreter eine patriotische Tat von grösster Tragweite zustandekommen liess, führte sie am 28. August 1793 zu einem der verderblichsten Beschlüsse, welche die Nationalversammlung fasste. An diesem Tage liess sich diese Körperschaft durch eine Rede Dantons verleiten, ohne Debatte die verlangte Vollmacht zu Haussuchungen zu erteilen (d. h. ohne Kritik anzunehmen, was ihr Danton suggeriert hatte), ein Beschluss, „der die

---

[1]) Recht beachtenswert als Beweise für die erhöhte Suggestibilität der damaligen Pariser Bevölkerung sind die Mittel, welche nach der Schliessung des St. Medardus-Kirchhofs von einer Menge von Individuen gebraucht wurden, um sich in Krämpfe zu versetzen. Man betete in der Kirche von St. Medardus, trank Wasser, das von dem Kirchhofe stammte, verschlang etwas Erde von dem Grabe des diacre, legte Stofffetzen oder Holzstücke, die von den Kleidern oder von den Möbeln des diacre herrührten, auf den Magen. (Calmeil l. c. Seite 394).

ganze besitzende Klasse ausser Gesetz und das Mord- und Raubgesindel der Danton, Marat, Robespierre zu Herren Frankreichs erklärte[1]).

Die erhöhte Suggestibilität machte das französische Volk in besonderem Maße überwertigen Ideen zugänglich, die ihm schmeichelten und ihm einen gewissen Trost für den despotischen Druck gewährten, dem es seitens seiner Machthaber unterlag. Eine solche Idee war die der Gloire: die Suggestion, dass das französische Volk alle Nationen an Ruhm übertreffe, dass es den Ruhm quasi gepachtet habe und andere Nationen darauf keinen Anspruch besässen. Schon der Sonnenkönig Ludwig XIV. hatte, wenn er auch bei seinen kriegerischen Unternehmungen allzeit in erster Linie auf seinen eigenen Ruhm bedacht war, doch auch manches getan, was geeignet war, bei seinen Untertanen nationalen Stolz und nationale Eitelkeit anzuregen[2]).

Wenn seine Nachfolger auf dem Throne in dieser Hinsicht nicht viel erzielen konnten, da ihnen äussere Erfolge nicht zur Seite standen, so tat dies Napoleon I. um so gründlicher — er hat auch zuerst den Franzosen den Titel „grande nation" beigelegt —, und die Anfachung des nationalen Stolzes durch die Gloireidee gelang ihm um so leichter, als er ja durch seine kriegerischen Erfolge bis zu seinem Sturze Frankreich eine Grösse und Macht verschaffte, die es nie zuvor besessen hatte. Die Überwindung Napoleons hatte bei den Franzosen keine Ernüchterung, kein Sinken ihrer nationalen Eitelkeit zur Folge. Der korsische Nationalheld war nur durch eine Übermacht besiegt worden, die zwar Frankreich militärisch bezwingen, ihm aber die durch so viele Siege gewonnene Gloire nicht rauben konnte. Auch die folgenden Regierungen liessen es sich angelegen sein, der nationalen Eitelkeit Rechnung zu tragen. Hierfür liefert u. a. die Überführung der Leiche Napoleons von St. Helena und deren Beisetzung im Invalidendom einen deutlichen

[1]) Siehe Häussers Geschichte der französischen Revolution, herausgegeben von W. Oncken, Berlin 1867, S. 344. Der in Frage stehende Beschluss bildete die Einleitung zu den berüchtigten Septembermorden, bei welchen in zwei Tagen 1300 bis 1500 unschuldige, in den Gefängnissen internierte Personen hingeschlachtet wurden.

[2]) Ich möchte hier nur auf 2 Stellen in dem interessanten Werke „Die Chronik des Oeil de boeuf, Memoiren vom Hofe Ludwig XIV." hinweisen. Im 3. Kapitel, S. 65 wird bemerkt: „Luxus und Pracht gibt es auch in der Hauptstadt nur beim Adel; die Bürger gehen schlecht gekleidet, und ihr Kostüm gehört noch dem vergangenen Jahrhundert an. Jedes Gewerk unterscheidet sich noch immer durch ein besonderes Gewand, und die Kaufleute tragen noch in ihrem Komptoir jene Art von Jacken, die einem kurzen Männerrock gleichen. Herr Colbert wird der Ansicht sein, dass derartige Unterschiede nicht mehr am Platze sind bei einer Nation, die jenen Anblick von Grösse darbieten soll, den der Monarch seiner Herrschaft aufdrücken will." S. 150. Ludwig XIV. schreibt in einem Brief an den Sieger Marquis de Villars: „Ich bin ebenso sehr Franzose als König; was den Ruhm der Nation verdunkeln könnte, das würde mich schmerzlicher treffen als alles andere".

Beleg; und die Eroberung Algiers brachte Gelegenheit, der Gloireidee neue Nahrung zu verschaffen. Die nationale Eitelkeit bildete zweifellos auch einen wichtigen Faktor unter den Momenten, welche Napoleon III. zuerst zur Präsidentschaft und dann zur Kaiserkrone verhalfen. Dieser verschlagene, aber von jeder genialen Ader freie Neffe seines grossen Oheims verstand es, seinen Wahlspruch: „l'empire c'est la paix“ in einer Weise zu betätigen, welche das Ruhmesbedürfnis der Nation genügend berücksichtigte. Zudem war er veranlasst, für den gelinden Despotismus, dessen er bedurfte, um sich auf dem usurpierten Throne zu erhalten, dem Volke eine gewisse Entschädigung durch äussere Erfolge zu verschaffen. Die vom Glück begünstigten kriegerischen Unternehmungen gegen Russland und Österreich, wie die Expeditionen nach China und Mexiko brachten dem französischen Heere neue Lorbeeren und damit der Machtstellung Frankreichs erheblichen Zuwachs. Die Prätensionen, welche Regierung und Volk an die Erfolge der französischen Waffen knüpften, gingen jedoch allmählich weit über jedes berechtigte Maß hinaus und nahmen immer mehr den Charakter wahnhafter Grössenideen an. Es galt als etwas Selbstverständliches, ja als ein Dogma, dass Frankreich eine Art von Hegemonie unter den europäischen Grossmächten zukomme und Krieg und Frieden in Europa lediglich von seinem Willen abhingen. Die Reden, mit welchen der Kaiser am Neujahrstage die Diplomatie empfing, wurden, und zwar zum Teil auch ausserhalb Frankreichs, als bestimmend für die politischen Schicksale Europas in der nächsten Zeit betrachtet. Dass Österreich und Preussen sich durch wechselseitige Eifersucht in Schach halten müssten und zu keiner Frankreich nahe kommenden politischen Bedeutung in Europa gelangen dürften, hatte sich ebenfalls zu einem politischen Axiom in Frankreich herausgebildet, das man mit dem gleissnerischen Vorwand stützte, die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts erfordere dies. So kam es, dass man die kriegerischen Erfolge Preussens im Jahre 1866 französischerseits sehr übel nahm und allen Ernstes Rache für Sadowa verlangte, weil man, und zwar nicht mit Unrecht, vermutete, dass die aufstrebende Grösse Preussens die Vormachtstellung bedrohe, welche sich Frankreich unter dem 2. Empire angemaßt hatte. Es darf aber auch nicht ganz ausser Betracht bleiben, dass nicht bloss die Regierenden bis zum Kriegsjahr 1870 sich angelegen sein liessen, die Eitelkeit und Selbstüberschätzung der Nation zu nähren und anzufachen. Im gleichen Sinne wirkten auch der grösste Teil der politischen Presse, sowie die Vertreter der Wissenschaft und Künste in Frankreich. Das französische Volk war die grande nation par excellence, die an der Spitze der Zivilisation marschierte, die Verkünderin der Menschenrechte und der Völkerfreiheit, dabei aber auch auf dem Gebiete der Wissenschaft und der schönen Künste allen Völkern überlegen. Von den Mächten, welche seinerzeit

den Sturz des Korsen herbeigeführt hatten, waren Russland und Österreich besiegt worden; Preussen musste ein ähnliches Schicksal noch zuteil werden. Dass die Erfolge dieses Staates gegen Österreich, seine Heeresorganisationen und die seiner Verbündeten den französischen Waffen keinen leichten und sicheren Erfolg in Aussicht stellten, diese naheliegende Erwägung fand bei der Regierung wie bei den Massen des französischen Volkes keinen Eingang, und der Schrei, der nach der Kriegserklärung 1870 sofort ertönte: „à Berlin", als ob es sich nur um einen Spaziergang der französischen Armee handle, zeigt zur Genüge, wie sehr die Gloireidee den Franzosen die Fähigkeit zur nüchternen Beurteilung ihrer eigenen militärischen Stärke und der ihres Gegners geraubt hatte. Die Verblendung, mit welcher die Franzosen von dem gekrönten Abenteurer an ihrer Spitze bis herab in die unteren Volksschichten — von einigen Einsichtsvolleren, z. B. Thiers, abgesehen — in den Krieg traten, wurde durch die Niederlagen des sieggewohnten und siegesstolzen französischen Heeres nicht beseitigt.

Schon während des Krieges und noch mehr nach demselben wurde durch den Alle beherrschenden Dünkel die Einsicht verhindert, dass es mit der Tüchtigkeit und Stärke der französischen Armee und ihrer Leitung nicht so bestellt war, wie man annahm, und die deutschen Erfolge der genialen Führung und dem Heldenmute der deutschen Truppen zuzuschreiben seien. Nichts von alledem, man war weit entfernt, etwas derartiges zuzugeben; die Gloireidee, die anfangs wohl noch durch erlogene Siegesberichte künstlich genährt worden war, liess sich den nicht mehr zu bestreitenden Niederlagen gegenüber nicht vollständig aufrechterhalten. Die Verblendung, welche sie und die damit zusammenhängende Eitelkeit erzeugt hatten, gebar dafür eine neue wahnhafte überwertige Idee, in der man gewissermaßen einen Trost für die peinliche, nicht zu bestreitende Sachlage suchte. Die Niederlage Frankreichs kam nur durch Verrat zustande; eine Anzahl der französischen Heeresführer war durch deutsches Gold bestochen worden und Bazaine, der Verteidiger von Metz, wurde bekanntlich ein Opfer dieser ebenso törichten, wie unbegründeten Annahme. Von der Menge anderer z. T. geradezu läppischer Ideen, welche während des Krieges in der französischen Bevölkerung auftauchten und auf Verkennung des deutschen Gegners beruhten, will ich nur die eine erwähnen, die auch mir gegenüber geäussert wurde. Dass es sich bei den ausserordentlich ausgedehnten Zügen deutscher Truppen, die man vorbeimarschieren sah, immer um neue Abteilungen handelte, war den Leuten ganz unglaublich. Sie kamen daher auf die Idee, dass die Deutschen im Kreise herumzögen, um der Bevölkerung eine Truppenstärke vorzutäuschen, die in Wirklichkeit nicht vorhanden war [1]. Ein Produkt der auch nach Beseitigung des Kaiser-

[1] Auf eine ähnliche Idee verfiel während des jetzigen Krieges die belgische Bevölkerung.

tums und Überwindung der verschiedenen französischen Armeen noch in allen Schichten bis hinauf in die Kreise der Regierenden herrschenden Verblendung war auch die Idee, dass Frankreich, welches über seine Pläne, im Falle des Sieges sich deutsches Gebiet anzueignen, nicht den geringsten Zweifel gelassen hatte, als Friedensbedingung nur eine Geldentschädigung zugestehen aber nicht einen Fuss breit Landes oder einen Stein von seinen Festungen abtreten dürfe, und dass man den Einzug in Paris als eine unerhörte, dem französischen Volke zugefügte Grausamkeit hinstellte. Man mag dem französischen Nationalgefühl viel zugute halten, aber man ersieht aus dem Angeführten sehr deutlich, dass die Grössenidee, die unter dem Empire so kultiviert wurde, auch nach dessen Sturz noch eine intellektuelle Minderwertigkeit bei den Franzosen unterhielt, welche eine normale sachliche Beurteilung ihrer Lage verhinderte.

Dass ein gemütlich so erregbares und eitles Volk wie das französische die Demütigung, die es durch die deutschen Waffen erlitten hatte und die damit verbundene Beseitigung seiner Vormachtstellung nicht gleichmütig ertragen würde, war vorauszusehen, und man kann den Gedanken, der nach dem Kriege alle Kreise erfüllte, an dem deutschen Volke für das Erlittene zu geeigneter Zeit Rache zu nehmen, als eine an sich durchaus normale Reaktion auf ein sehr peinliches Erlebnis betrachten. Diese Reaktion hätte jedoch unter normalen Verhältnissen im Laufe der Jahre und Jahrzehnte sich allmählich verlieren müssen, und das französische Volk hätte sich dann daran gewöhnt, den durch den Krieg 1870/71 geschaffenen Tatbestand ohne Vergeltungsgedanken zu ertragen, wie es sich in die mit dem Sturze Napoleons verknüpfte Beschränkung des Territoriums und der Machtstellung Frankreichs gefügt hatte. Zum Unglücke des Landes bildete sich jedoch eine Partei — die Patriotenliga —, welche es sich zur besonderen Aufgabe machte, den Revanchegedanken nicht nur nicht einschlafen zu lassen, sondern allzeit möglichst rege zu erhalten und dadurch eine günstigere Gestaltung der Beziehungen zu Deutschland zu verhindern. Neben der Patriotenliga, wenn auch nicht in gleich intensiver und rücksichtsloser Weise, waren jedoch auch die Vertreter der übrigen Parteien mit Ausnahme der Sozialisten mehr oder minder bemüht, den Revanchegedanken im Volke zu nähren, so dass dieser allmählich die Bedeutung einer pathologischen überwertigen — man könnte auch sagen fixen — Idee erlangte, welche den intellektuellen Horizont sowie das ethische Niveau des Volkes in gleich ungünstiger Weise beeinflusste.

Wir können nicht umhin, hier der Frage noch einige besondere Bemerkungen zu widmen, ob wir berechtigt sind, die Revancheidee, so wie sie sich bis in die jüngste Zeit, speziell in den tonangebenden Kreisen Frankreichs erhielt, als pathologisch zu betrachten. In der ersten Zeit

nach dem Kriege stand die Revancheidee mit ihrem intensiven Gefühlswerte, wie wir schon andeuteten, in einem gewissen Verhältnisse zu der Verletzung, welche der nationale Stolz und die nationale Eitelkeit durch die französischen Niederlagen erlitten hatte. Die Gefühlsbetonung der Revancheidee, welche ihr den Charakter einer überwertigen Idee verlieh, hätte jedoch unter normalen Verhältnissen und ohne stetige neue Anfachung im Laufe der Zeit so abnehmen müssen, dass diese Idee als tatsächlicher Wunsch sich hätte nur noch erhalten können, wenn sie durch nüchterne, logische Erwägungen gestützt worden wäre. Wollte man solchen und nicht lediglich der nationalen Eitelkeit die Entscheidung über die Stellung zu Deutschland einräumen, so musste man sich die Fragen vorlegen: Sind denn die Vorteile, welche ein Revanchekrieg mit glücklichem Ausgange bringen mag, voraussichtlich imstande, die ungeheuren materiellen Opfer auszugleichen, welche die Rüstung für diesen Krieg fortwährend erheischt? Ist ein günstiger Ausgang des Krieges auch sicher, nicht auch die Möglichkeit einer erneuten Niederlage vorhanden, welche alle die für Rüstungszwecke ausgegebenen Milliarden als zwecklos aufgewendet erweisen und dem Lande neue materielle Schädigungen schwerster Art eintragen würde? Ist andererseits im Falle eines Sieges und des Wiedergewinns der verlorenen Provinzen nicht zu erwarten, dass Deutschland die grössten Anstrengungen machen werde, sich wieder aufzurichten, um das Entrissene wieder zu gewinnen, was Frankreich wieder fortgesetzt zu militärischen Rüstungen zwingen würde, die den Wohlstand des Landes untergraben müssten. Ist ferner das Vasallenverhältnis, in welches Frankreich durch sein Bündnis allmählich zu Russland geriet, nicht einer auf ihre Traditionen so stolzen Nation unwürdig und dabei geeignet, den kultur- und freiheitsfeindlichen moskowitischen Einfluss in Europa in einer Weise zu verstärken, der auch für Frankreich Gefahren birgt? Bei nüchterner Prüfung aller dieser Fragen hätte man sicher zu der Einsicht gelangen müssen, dass das Festhalten an der Revancheidee, d. h. der Absicht nicht etwa in ferner Zukunft, sondern in absehbarer Zeit einen Revanchekrieg zu führen, mit den Interessen des Landes nicht vereinbar sei. Dass die angedeuteten Erwägungen in den maßgebenden Kreisen Frankreichs sich überhaupt nicht geltend machten oder wenigstens ohne Einfluss auf die Gesinnungen gegen Deutschland blieben, ist wohl nicht zu bezweifeln. Dies kann sich nur dadurch erklären, dass durch die Hetzereien dekadenter und verschrobener Individuen und wahrscheinlich auch durch die psychopathische Konstitution eines Teiles der politisch-prominenten Persönlichkeiten die Gefühlsbetonung der Revancheidee in einer Stärke erhalten wurde, welche eine nüchterne, sachliche Beurteilung der Vor- und Nachteile feindlicher Absichten gegen Deutschland unmöglich machte. Durch diesen die

Intelligenz schädigenden, i. e. verblendenden Einfluss ist der pathologische Charakter der Revancheidee, soweit diese für das politische Verhalten Frankreichs bestimmend war, genügend gekennzeichnet.

Eine Folge des durch die Revancheidee bedingten abnormen Geisteszustandes war zunächst eine Spionagephobie. Man witterte überall deutsche Spione, welche die Vorbereitungen der Nation für den Revanchekrieg auskundschaften sollten. Ausgesprochener zeigte sich jedoch der pathologische Zustand, in welchen die Revancheidee den Geist der französischen Nation versetzt hatte, in der sogenannten „Dreyfus-Affäre“, welche in den Jahren 1894—99 die Aufmerksamkeit und, man darf wohl sagen, Entrüstung, der ganzen zivilisierten Welt ausserhalb Frankreichs auf sich lenkte.

Die Dreyfus-Affäre.

Alfred Dreyfus, geb. 1859 zu Mühlhausen, wurde 1880 Leutnant, 1889 Hauptmann im XXI. Artillerieregiment und 1893 in den Generalstab versetzt, in welcher Stellung er bis 1. Oktober 1894 blieb. Zwei Wochen später, am 14. Oktober 1894, wurde er als des Hochverrates verdächtig verhaftet. Wodurch er diesen Verdacht geweckt hatte, ist nicht genügend aufgeklärt; dagegen ist es sehr wahrscheinlich, dass er während seines Dienstes im Generalstab durch übermäßige Geschäftigkeit sich missliebig und vielleicht auch auffällig gemacht hatte. Nach 7-wöchentlicher Untersuchung wurde er in Anklagezustand versetzt. Die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen stützten sich auf ein Schriftstück, das berüchtigte Bordereau, das angeblich dem deutschen Militärbevollmächtigten, Oberst von Schwarzkoppen, entwendet worden war. In diesem wurden einer nicht genannten Persönlichkeit Mitteilungen über Einrichtungen des französischen Heerwesens von untergeordneter Bedeutung angeboten. Von 5 Schriftexperten wollten 3 eine Ähnlichkeit der Schrift des Dreyfus mit der des Bordereau gefunden haben, mussten aber dabei auch zugeben, dass es auch an Verschiedenheiten zwischen den beiden Schriften nicht mangele. Zwei der Experten hatten sich entschieden zugunsten des Angeklagten ausgesprochen. Am 19. Dezember 1894 begann die Verhandlung des Dreyfus vor dem Pariser Kriegsgerichte, welche mit seiner Verurteilung zur Degradation und lebenslänglicher Deportation endete.

Das Urteil stützte sich angeblich lediglich auf das Bordereau, dessen Wertlosigkeit als Beweismittel Demange, der Verteidiger des Dreyfus, nachgewiesen hatte. In Wirklichkeit wurde das Urteil, wie sich nachträglich über jeden Zweifel feststellen liess, durch Aussagen des Obersten Henry, eines enragierten Dreyfus-Feindes, und die

Mitteilung geheimer, vom Kriegsministerium gelieferter Aktenstücke, welche z. T. aus Fälschungen bestanden, herbeigeführt. Das Revisionsgesuch des Verurteilten wurde am 31. Dezember 1894 kurzerhand abgewiesen. Soweit bietet die Affäre Dreyfus nichts besonders Auffälliges. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass die Offiziere, welche als Mitglieder des Kriegsgerichtes Dreyfus verurteilten, an dessen Schuld geglaubt haben mögen, wenn auch von manchen Seiten nachträglich behauptet wurde, dass man Dreyfus freigesprochen hätte, wenn er Sprosse einer gut katholischen Adelsfamilie gewesen wäre.

Das Ungewöhnliche in der Dreyfus-Affäre, welches für alle Zeiten in der Geschichte Frankreichs einen Schandfleck bilden wird, beginnt erst mit der Art der Strafvollstreckung und den Vorgängen, welche die Kunde von den Bemühungen, eine Revision des Dreyfus-Prozesses herbeizuführen, in Frankreich hervorrief.

Wir wollen zunächst auf die Art des Strafvollzugs, über welche Dreyfus selbst in seiner Schrift „Fünf Jahre meines Lebens, 1894—1899“ berichtet, einen Blick werfen. Die Degradation wurde an dem Verurteilten mit allen ihren qualvollen Formalitäten vollzogen. D. beteuerte während der Prozedur beständig seine Unschuld. Am 22. Februar 1895 fand seine Überführung nach der Teufelsinsel statt, einem kahlen Felseneilande, welches eine der 3 zu französisch Guayana gehörigen Salutinseln bildet und früher zur Internierung Aussätziger gedient hatte. Die Wahl dieses Ortes und die Behandlung, welche man dem Verurteilten dort angedeihen liess, lässt den Schluss kaum abweisen, dass man nicht lediglich die Vollziehung der ausgesprochenen Strafe und die Verhinderung von Fluchtversuchen im Auge hatte, vielmehr Dreyfus durch systematische Untergrabung seiner Gesundheit aus der Welt zu schaffen beabsichtigte. Der Raum, der ihm zum Aufenthalte angewiesen wurde, war nicht viel besser als ein Käfig, in welchem es an Ungeziefer nicht mangelte. 6 Wärter, mit denen er kein Wort sprechen durfte, waren zu seiner Überwachung bestellt. Da deren geräuschvolle Ablösung alle 2 Stunden auch während der Nacht erfolgte, war seine Nachtruhe sehr gestört. Die Zahl der Wärter wurde später auf 10 und zeitweilig sogar auf 13 erhöht. Brieflicher Verkehr mit seiner Familie wurde ihm in der ersten Zeit des Aufenthaltes auf der Teufelsinsel unmöglich gemacht. Von 6. September 1896 ab wurde er, obwohl die Art seiner Unterbringung und Überwachung ein Entweichen völlig unmöglich machte und er sich nichts hatte zu schulden kommen lassen, auf Anordnung des Kolonialministers Lebon 2½ Monate beständig trotz grösster Hitze in seiner Zelle eingeschlossen gehalten und nachts in doppelte Eisen, die ihm seine Füsse wund scheuerten und ihm jede Bewegung unmöglich machten, gelegt. Die Zelle wurde in ganz geringer Entfernung mit Palisaden umgeben, welche sie überragten. Zur Bewegung im Freien

wurde ihm in der Folge nur der schmale Raum zwischen den Palisaden angewiesen, in welchem er der glühenden Sonne ohne eine Spur von Schatten ausgesetzt war.

Über den Einfluss, welchen diese Maßnahmen auf seinen Gesundheitszustand ausübten, berichtet D. in seinem Tagebuche: „Seitdem man meine Hütte mit der Palisade umgeben hatte, war sie vollständig unbewohnbar geworden; es war der reine Tod. Von diesem Augenblick an war keine Luft und kein Licht mehr darin; während der trockenen Jahreszeit war die ungeheure erstickende Hitze, in der Regenzeit die Feuchtigkeit fast unerträglich, in diesem Lande, in welchem die Feuchtigkeit die furchtbare Geissel der Europäer ist.“ Dreyfus erhielt in der Folge eine etwas bessere Unterkunft, hierfür wurde er aber mit neuen ausgesuchten Quälereien bedacht, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Am 5. Juni 1899 wurde Dreyfus benachrichtigt, dass der Kassationshof das kriegsgerichtliche Urteil von 1894 aufgehoben habe und er vor das Kriegsgericht in Rennes verwiesen sei, worauf seine Überführung in das Militärgefängnis zu Rennes erfolgte.

Wenn man die Behandlung, welche D. nach seiner Verurteilung erfuhr, in Betracht zieht und dabei sich vergegenwärtigt, dass es sich nicht um den gewöhnlichen Strafvollzug bei einem Deportierten, sondern um speziell für D. ausgesuchte, systematische Quälereien handelte, drängt sich die Frage auf, welche Motive diesem unmenschlichen Vorgehen zugrunde lagen. Da D. für Deutschland spioniert haben sollte und zudem jüdischer Herkunft war, so wird man in der Annahme wohl nicht fehlgehen, dass die Revancheidee und antisemitische Einflüsse für die Wahl der Teufelsinsel als Aufenthaltsort des Verurteilten sowie die Art seiner Verwahrung dort bestimmend waren. Die spätere Verschärfung der Maßnahmen, welche man gegen den Gefangenen gebrauchte, scheint jedoch noch durch besondere Umstände veranlasst worden zu sein. Die Kunde von Bemühungen, eine Revision des Dreyfus-Prozesses zu erlangen, in Verbindung mit einem sogleich zu erwähnenden Umstande, dürfte hierbei eine wesentliche Rolle gespielt haben. In dem Konglomerate von Lügen, Fälschungen, Gemeinheiten und Wahnsinn, zu welchem sich die Dreyfus-Affäre allmählich auswuchs, war der Umstand von nicht geringer Bedeutung, dass man sich nicht entblödete, den deutschen Kaiser in direkte Beziehungen zu D. zu bringen. Es sollten eigenhändige Briefe des Kaisers, die man sich angeblich zu verschaffen gewusst hatte, hierfür Belege bilden [1]) So haarsträubend dieser Unsinn war, so fand

[1]) Diese Behauptung ging von einer Seite aus, die des offiziellen Charakters nicht ganz ermangelte und daher auf Glauben im Publikum rechnen konnte. „Der persönliche Adjutant des Generalstabschefs Boisdeffre, Kommandant Pauffin du Saint-Morel, entblödete sich nicht, seinem Freunde Rochefort zur Nutzbarmachung im „Intransigeant“ die sensationelle Mitteilung zu machen, man besitze im Generalstab unter den erdrückendsten urkundlichen Beweisen sogar eigenhändige Briefe Kaiser Wilhelm II. an Dreyfus“. (Mittelstädt. S. 69).

er doch zahlreiche Gläubige, und die Person des D. gewann dadurch eine besondere Bedeutung. Da man gegen den Kaiser nichts tun konnte, auch einen Krieg mit Deutschland nicht herbeizuführen wünschte, so bot sich in D. ein Objekt, an dem sich das vollziehen liess, was man Kaiser und Reich nicht zufügen konnte. Die Art der Bestrafung des D. wurde zu einem symbolischen Akt, an ihm konnte man seine Revanchegelüste befriedigen, sein Mütchen in vollem Maße kühlen, da man nicht zu befürchten hatte, dass von deutscher Seite interveniert werden würde.

Da Dreyfus stets seine Unschuld beteuert hatte und seine Familie von derselben fest überzeugt war, ist es begreiflich, dass sie nach seiner Verurteilung es an Bemühungen zu seinen Gunsten nicht fehlen liess und einflussreiche Persönlichkeiten für die Sache zu interessieren suchte. [1]) Die öffentliche Aufmerksamkeit wurde Ende 1896 auf das an D. verübte Unrecht durch eine Schrift Bernard Lazares: „Une erreur judiciaire. La vérité sur l'affaire Dreyfus" gelenkt. Eine Unterstützung fand die Lazaresche Agitation alsbald durch Oberstleutnant Picquart, welcher seit Juli 1895 dem Spionagebureau (Bureau des renseignements) im Generalstabe vorstand und durch seine Ermittlungen dahin gelangt war, ein übel berüchtigtes Individuum, den Kommandanten Esterhazy, der Urheberschaft an dem Bordereau zu bezichtigen. Dies hatte für ihn jedoch die Folge, dass er aus dem Generalstabe entfernt und nach Afrika versetzt wurde. Auch der Senats-Vizepräsident Scheurer-Kestner, welcher durch den mit Picquart befreundeten Advokaten Leblois über den Stand der Dreyfus-Affäre unterrichtet war, erzielte mit seinen Bemühungen, eine Wiederaufnahme des Prozesses zu erlangen, kein Resultat. Da das Material, welches für Esterhazys Urheberschaft an dem Bordereau und damit die Unschuld des Dreyfus sprach, so anwuchs, dass man es nicht unberücksichtigt lassen konnte, man aber zugleich seitens des Generalstabs und Kriegsministeriums an der Verurteilung des Dreyfus absolut nichts ändern lassen wollte, wurde eine Scheinuntersuchung gegen Esterhazy eingeleitet und schliesslich auch seine Freisprechung durch ein Kriegsgericht trotz der Fülle der gegen ihn vorliegenden Beweise herbeigeführt (11. Januar 1898). Hiermit glaubte die Armeeverwaltung eine neue Verurteilung des Gefangenen auf der Teufelsinsel erlangt zu haben. Das Urteil in dem Esterhazy-Prozesse musste begreiflicherweise nicht bloss bei den Dreyfus-Freunden, sondern auch bei allen jenen, deren Rechtsgefühl noch nicht erloschen war, Empörung

---

[1]) Die folgenden Ausführungen stützen sich im wesentlichen auf die Schrift von O. Mittelstädt: „Die Affäre Dreyfus, eine kriminalpolitische Studie", Berlin. J. Guttenberg, 1899, in welcher die Geschichte des Dreyfus-Prozesses und die mit ihm zusammenhängenden Vorgänge in Frankreich bis zu dem Kriegsgerichte in Rennes in ebenso eingehender wie streng sachlicher Weise behandelt sind.

hervorrufen. Eine Äusserung dieses Gefühls bildete das bekannte Manifest, welches von Zola am 13. Januar 1898 in der Pariser Aurore veröffentlicht wurde und ihm in der Folge eine zweimalige Verurteilung durch die Assisen eintrug. Die als Zeugen vernommenen französischen Generäle hatten den Geschworenen die Anschauung suggeriert, dass Zweifel an der Gerechtigkeit des gegen Dreyfus gefällten Urteils einem Angriff auf die Ehre der französischen Armee gleichkomme. In diesem Sinne wurde auch durch einen grossen Teil der Presse auf die Anschauung der Massen eingewirkt. Auch der Umstand, dass Oberst Henry, der erbittertste Dreyfus-Gegner im Generalstabe, zugestand, ein Schriftstück, das für die kriegsgerichtliche Verurteilung des D. von wesentlichem Einflusse war, gefälscht zu haben, vermochte in den Kreisen der Armee und weit darüber hinaus die Überzeugung von der Schuld des Dreyfus nur wenig zu erschüttern. Trotz alledem gelang es dem damaligen Ministerpräsidenten Brisson, dem von der Ehefrau Dreyfus gestellten Revisionsantrag Berücksichtigung zu verschaffen, indem er den Justizminister Sarrien veranlasste (September 1898), durch den Generalprokurator am Kassationshof den Antrag auf Revision des kriegsgerichtlichen Urteils über Dreyfus bei dem genannten Gerichte beantragen zu lassen. Dies geschah, und die Kriminalkammer des Kassationshofes erklärte am 29. Oktober 1898 die Revision des Dreyfus-Prozesses für formell und materiell zulässig.

Ich muss hier darauf verzichten, auf alle die zum Teil geradezu schmachvollen Angriffe seitens der Dreyfus-Gegner einzugehen, die in der Folge auf die Kriminalkammer des Kassationshofes unternommen wurden, um eine Wiederaufnahme des Dreyfus-Prozesses zu hintertreiben. Alle diese Machinationen konnten nicht verhindern, dass durch den am 3. Juni 1899 verkündeten Beschluss des Kassationshofes das Urteil des ersten Pariser Kriegsgerichtes aufgehoben und die Sache zu erneuter Verhandlung vor das Kriegsgericht in Rennes verwiesen wurde.

Lange bevor es zu diesem Beschlusse kam, hatten sich in Frankreich Vorgänge ereignet, welche das Staunen und die Entrüstung der ganzen zivilisierten Welt erregten und dafür sprachen, dass es mit dem Geisteszustande der Massen des französischen Volkes übel bestellt sein müsse. Der Fall des Kapitän Dreyfus war nach seiner Art nicht geeignet, allgemeines Interesse oder gar die Leidenschaften der Masse zu erregen. Es handelte sich ja lediglich um einen Rechtsfall, der kriegsgerichtlich abgeurteilt war und bei dem die Möglichkeit eines richterlichen Irrtums so gut wie in irgendeinem anderen Falle vorlag. Bei ruhiger und unbefangener Würdigung dieses Sachverhalts hätte niemand in Frankreich dazu kommen können, sich über die auf eine Revision des Dreyfus-Prozesses abzielenden Bemühungen aufzuregen oder denselben entgegenzutreten. Man musste sich ja sagen, wenn man

den Verurteilten nicht unter allen Umständen, ob schuldig oder unschuldig, auf der Teufelsinsel festgehalten wissen wollte, dass eine Revision seines Prozesses ihm nur dann zur Freiheit verhelfen könne, wenn ausreichende Beweise für seine Unschuld erbracht würden, dass also staatliche Interessen durch eine neue Verhandlung der Angelegenheit nicht gefährdet werden könnten und bei der Schwere der verhängten Strafe das Verlangen nach einer erneuten Untersuchung des Falles gewiss nichts Unbilliges enthalte. Von derartigen nüchternen Erwägungen war jedoch während eines Zeitraums von mehr als zwei Jahren bei der weit überwiegenden Mehrzahl des französischen Volkes keine Rede. Die Dreyfus-Affäre spaltete die Nation in zwei Parteilager, die sich mit einer Heftigkeit und Leidenschaft bekämpften und beschimpften, die in gar keinem Verhältnisse zu dem Anlasse standen. Der Anstoss zu diesem Treiben ging von den Mitgliedern des Generalstabes, welche an der Verurteilung des Dreyfus beteiligt waren und deren Kassation daher nicht wünschen konnten, sowie von antisemitischer Seite aus. Die Hetze, welche in der von diesen Kreisen inspirierten Presse und ihren Anhängern im Parlament gegen die Dreyfus-Freunde veranstaltet wurde, wirkte ansteckend auf andere Parteien, und es kam allgemach dahin, dass nicht nur die unteren Schichten des Volkes, sondern auch die Kreise der Gebildeten und selbst der Gebildetsten in weit überwiegender Mehrzahl mit einer Leidenschaft und Gehässigkeit gegen Dreyfus Stellung nahmen und dabei eine Unzugänglichkeit gegen sachliche Erwägungen zeigten, die mit einem normalen Geisteszustande sich nicht mehr vereinbaren liess. „Wer von „der Schuld des Exkapitäns nicht völlig überzeugt war“, bemerkt O. Mittelstädt, „galt die längste Zeit der grossen französischen „Masse als ein feiler, vom kapitalkräftigen Dreyfus-Syndikat gekaufter „Schuft, mindestens als ein vaterlandsloser, dem Ausland dienender „Geselle, ein geschworener Feind der französischen Armee. Die ur„sprünglich an Zahl recht spärlich gesäten und immer in der Minorität „verbliebenen Dreyfus-Freunde waren nicht minder überzeugt, dass ihre „Gegner samt und sonders servile Knechte des „Syndikats der rue „Dominique“ (Kriegsministerium und Generalstab), alte Anhänger der „„Boulange“ oder der sonst auf Sturz der Republik abzielenden cäsa„ristisch-monarchistischen Machenschaften und sämtlich gegen besseres „Wissen den unschuldigen Dreyfus auf der Teufelsinsel festzuhalten „entschlossen seien. Hier ein verräterisches Komplott von Juden, Frei„maurern und Protestanten zum Ruin Frankreichs, dort eine ekelhafte „Koalition des Säbels und Weihwasserwedels (sabre et goupillon), von „Pfaffen und Soldaten zum Verderben der republikanischen Institutionen „ausersonnen.“ (Mittelstädt S. 62.)

In der Tat hatte sich unter dem Einflusse der Dreyfus-Affäre in Zusammenhang mit der Revancheidee eine geistige Epidemie in Frank-

reich entwickelt, welche sich wesentlich durch Steigerung der in dem Nationalcharakter vorhandenen Elemente der Emotivität und Suggestibilität charakterisierte, also einen gewissen hysterischen Zug aufwies. Begünstigt wurde die Entwicklung dieser Epidemie durch die inneren politischen Verhältnisse Frankreichs, die Parteikämpfe und die Korruption in den regierenden Kreisen, welche allmählich dazu führten, dass man der Armee einen geradezu unsinnigen Kultus entgegenbrachte. An diesem hatte aber auch die Revancheidee einen wichtigen Anteil. Die Armee war ja die Hoffnung des Landes, das Instrument, das ihm die Befriedigung der Revanchewünsche herbeiführen sollte. Dieser Kultus und die krankhafte Erregung, welche insbesondere die Dreyfus gegnerische Presse in allen Schichten der Bevölkerung hervorgerufen hatte und unterhielt, verhinderte jede vernünftige Beurteilung der Bedeutung des Dreyfus-Falles für die Armee und das Land, was sich zur Genüge in Behauptungen dokumentierte, wie: Ein französisches Kriegsgericht könne nicht fehlen, jeder Zweifel an der Schuld des D. sei nichts als ein Attentat auf die Ehre der Armee und der Nation, D. müsse, auch wenn unschuldig verurteilt, auf der Teufelsinsel bleiben, da eine Wiederaufnahme seines Prozesses die Ehre der Armee und damit die Sicherheit des Landes gefährde, eine Revision des Dreyfus-Prozesses werde einen Krieg mit Deutschland zur Folge haben u. dergl. mehr. Von besonderem Interesse ist an diesen Behauptungen, an deren Richtigkeit die Dreyfus-Gegner fest glaubten, der Umstand, dass ihnen nicht nur eine hysterische Überempfindlichkeit für die Ehre der Armee, sondern auch eine perverse Auffassung derselben zugrunde lag. Bei nüchterner Beurteilung des Falles hätte man zweifellos zu der Anschauung gelangen müssen, dass es für die Ehre der französischen Armee nicht gleichgültig sein könne, ob in ihren Reihen, speziell in ihrem Generalstabe, ein Verräter sich befand oder nicht, dass also der Nachweis der Unschuld des D. im Interesse der Armee lag. Statt zu diesem für jeden logisch Denkenden unabweisbaren Schlusse zu gelangen, wurde die Frage der Schuld oder Unschuld des D. als nebensächlich erachtet und die Ehre der Armee von der Unfehlbarkeit eines Kriegsgerichtes abhängig gemacht. Wieweit die Erregung der Massen bis hinauf in die höchststehenden Kreise ging, welche durch die mit wenigen Ausnahmen durch und durch korrupte Pariser Presse fortwährend angefacht wurde, und wie sehr hierdurch die Suggestibilität und damit die Unzugänglichkeit der Massen für jede Belehrung gesteigert wurde, erhellt in frappantester Weise aus einer Reihe von Tatsachen, welche Mittelstädt (l. c. S. 81—83) anführt. Im Laufe der Revisionskampagne wurden von einer Reihe von Pariser Zeitungen die plumpesten und schamlosesten Erfindungen über Dreyfus, seine Freunde und selbst die Richter des Kassationshofes, bei denen man eine D. günstige Stimmung vermutete, verbreitet. Die bündigste Dementierung veranlasste die

betreffenden Blätter keineswegs, ihre Behauptungen zurückzunehmen; sie hielten dieselben in dreistester Weise aufrecht und fanden damit immer wieder Glauben und dies nicht lediglich beim Pöbel, sondern auch in der besseren Gesellschaft.

Bei Berücksichtigung des im Vorstehenden Angeführten wird es in gewissem Maße verständlich, dass das Kriegsgericht in Rennes, das am 9. August 1899 zusammentrat, es wagen konnte, Dreyfus abermals zu verurteilen, obwohl sich im Laufe der Verhandlungen die Schuldlosigkeit des Angeklagten, die auch schon von dem Kassationshof angenommen worden war, in klarster Weise ergeben hatte. Für die Mitglieder dieses Kriegsgerichtes war offenbar die Person des Dreyfus, seine Schuld oder Unschuld nebensächlich. Fünf aufeinanderfolgende Kriegsminister und der Generalstab hatten sich so sehr für die Schuld des Dreyfus engagiert, dass dessen Freisprechung nach ihrer (der Richter) Meinung auf eine Blamage der Armeeleitung hinauslaufen musste. Eine solche zu verhüten, erschien ihnen offenbar wichtiger, als Dreyfus Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Die Empörung, welche die von dem Kriegsgerichte in Rennes verübte erneute Rechtsbeugung nicht bloss bei den Dreyfus-Freunden in Frankreich, sondern auch im Auslande hervorrief, konnte indes die französische Regierung nicht unberücksichtigt lassen. Sie gewährte Dreyfus Begnadigung, womit sich dieser begreiflicherweise nicht abfinden liess. Der Kassationshof hatte sich in der Folge noch einmal mit dem Falle zu beschäftigen und erkannte auf Freisprechung des Angeklagten, dem dann auch der Wiedereintritt in die Armee zugestanden werden musste[1]).

Die Verhandlungen vor dem Kriegsgerichte in Rennes konnten trotz ihres befremdlichen Ausgangs nicht verfehlen, einen Umschwung in dem Verhalten der Pariser Presse herbeizuführen, welcher wesentlich dazu beitrug, dass bei den Massen allmählich Beruhigung eintrat und damit auch die Besonnenheit wiederkehrte.

Wir haben uns im Vorstehenden mit der Dreyfus-Affäre etwas eingehender beschäftigt, als es dem Rahmen dieser Darstellung entspricht, obwohl die wichtigsten der in Betracht kommenden Tatsachen dem Gedächtnisse der meisten unserer Zeitgenossen (abgesehen von der Jugend) noch nicht abhanden gekommen sein dürften. Es hat dies seinen Grund in dem psychopathologischen Interesse, welches der Affäre als Ursache einer epidemischen Geistesstörung in Frankreich zukommt. Man darf wohl sagen, es ist eine ebenso merkwürdige wie lehrreiche Tatsache, dass ein einfacher Rechtsfall, wie es die Dreyfus-Angelegenheit immer war, die weit überwiegende Mehrheit des französischen Volkes in Auf-

[1]) Dreyfus erhielt nach seiner Rehabilitation auch noch die Ehrenlegion.

ruhr versetzen und damit der Zurechnungsfähigkeit berauben konnte. eine Tatsache, die sich nur aus dem französischen Nationalcharakter erklären lässt und zugleich den Beweis dafür liefert. dass dieser, wie wir schon erwähnten, Elemente in sich schliesst, welche eine psychopathische Disposition begründen. Bei einer solchen bedarf es zur Hervorrufung eines abnormen psychischen Zustandes keiner mächtigen Anlässe; relativ wenig bedeutende Momente können genügen. eine abnorme Reaktion herbeizuführen und damit das seelische Gleichgewicht zu stören, wenn sie auf besonders empfindliche Seiten des Seelen-, resp. Gemütslebens einwirken. Wären die Franzosen weniger suggestibel und hätte die Revancheidee nicht ihre Urteilsfähigkeit beschränkt sowie ihre an sich schon erhebliche gemütliche Erregbarkeit gesteigert, der Fall Dreyfus hätte sich niemals zu einer „Affäre“ entwickeln können, welche die Bevölkerung Frankreichs in zwei Lager spaltete. ein Dreyfus feindliches und ein Dreyfus freundliches, von welchen das erstere an Lügen, Verleumdungen und Gemeinheiten gegen die Gegner das Mögliche leistete und den Lauf der Gerechtigkeit mit den schlimmsten Mitteln zu hindern suchte.

Das in politischer Hinsicht folgenschwerste Produkt der Revancheidee bildet jedoch das Bündnis mit Russland und die Gestaltung, welche dasselbe bis in die jüngste Zeit annahm. Es entgeht mir keineswegs, dass man es als sehr unangebracht, ja selbst töricht erachten könnte, eine politische Transaktion wie ein Bündnis vom psychiatrischen Standpunkte aus betrachten zu wollen. Dies mag wohl im allgemeinen als zutreffend angesehen werden. Die Bündnisse, welche in neuerer Zeit europäische Staaten abschlossen, lieferten, abgesehen von dem hier in Frage stehenden, keinen Anlass zu einer psychiatrischen Beurteilung. Das Bündnis Frankreichs mit Russland hat jedoch einen ganz exzeptionellen Charakter, nicht nur insofern, dass es allen Traditionen der grossen Nation zuwiderlief, sondern auch deshalb, weil es Frankreich allmählich in eine Stellung brachte, in welcher es sich bisher nie befunden hatte. Abstammung, Geschichte, Religion, Kulturstufe, Regierungsform, Entwickelung der Literatur und der Kunst, öffentliches Leben — in allen diesen Punkten entfernen sich die beiden Nationen so weit voneinander, als es auf europäischem Boden und unter christlichen Staaten möglich ist. Man hätte annehmen sollen, dass dem auf die Höhe seiner Zivilisation und seine freiheitlichen Institutionen so stolzen französischen Volke ein Bündnis mit dem halb barbarischen, von einem Despoten mit Knute und Galgen regierten Russland widerstreben musste, auch wenn dadurch politische und militärische Vorteile zu erreichen waren. Bis in die neuere Zeit war auch nie von einer Annäherung der beiden Nationen die Rede und soweit sie mit einander in Berührung kamen, handelte es sich lediglich um kriegerische Verwicklungen. Man

mag jedoch von der Unnatürlichkeit dieses Bündnisses absehen und die Erwägungen, welche Frankreich zu diesem zunächst bestimmten, als normal und begründet erachten; die Gestaltung, welche dieses Bündnis allmählich annahm, lässt jedoch keinen Zweifel darüber, dass die Revancheidee die grosse Nation in intellektueller und moralischer Hinsicht derartig beeinflusste, dass sie zu einer sachlichen Beurteilung der Position, in welche sie sich Russland gegenüber begab, ganz und gar unfähig wurde. Das Verhältnis Frankreichs zu Russland blieb nicht das einer gleichberechtigten, ihre Geschicke selbständig lenkenden oder gar einer führenden Macht, wie es bei der intellektuellen Überlegenheit Frankreichs wohl möglich gewesen wäre. Die Fügsamkeit und Unterordnung unter die Wünsche und Pläne der moskowitischen Machthaber ging allmählich soweit, dass Frankreich auf jede Selbständigkeit in der äusseren Politik verzichtete und sich in die Rolle eines Vasallen seines Verbündeten ohne Bedauern und Widerstreben fand. Die Speichelleckereien, mit welchen die Präsidenten dem russischen Despoten bei Zusammenkünften mit demselben und anderen Gelegenheiten aufwarteten, waren um so mehr geeignet, den Ekel aller nüchtern Denkenden ausserhalb der beiden verbündeten Länder wachzurufen, als den Franzosen die panslawistischen Absichten der Moskowiter und die dadurch für die Kultur Europas bedingte Gefahr keineswegs entgehen konnte. So kam es, dass die grosse, auf ihre nationale Ehre so ungemein bedachte Nation, welche die Demütigung von 1870/71 nicht vergessen wollte, die Schmach nicht scheute und nicht empfand, die sie sich selbst durch ihr Vasallenverhältnis zu Russland und die Kriecherei vor dessen Machthabern zufügte, auch die Gefahren ganz unberücksichtigt liess, welche der Völkerfreiheit in Europa und damit auch ihren eigenen Institutionen seitens einer russischen Vormacht drohten.

Diese Entwürdigung und Erniedrigung wurde hingenommen und ertragen, nicht, weil die Not des Landes sie erheischte, sondern lediglich weil sie eine Aussicht auf Befriedigung der Revanchewünsche eröffnete. Dass die nationale Ehre, die man durch die Niederlagen 1870/71 als befleckt erachtete, durch die Art und Weise, wie man den Flecken zu beseitigen trachtete, weit mehr besudelt wurde als durch die Misserfolge den deutschen Heeren gegenüber, hierfür mangelte jede Einsicht, jedes Gefühl. Die intellektuelle und moralische Minderwertigkeit, welche die Revancheidee in Frankreich verursacht hatte, konnte sich kaum deutlicher ausprägen.

Wir haben im Vorhergehenden dargelegt, dass die kriegerischen Neigungen der alten Gallier im Nationalcharakter der Masse des französischen Volkes der Gegenwart nicht mehr vertreten sind. Man könnte diese Konstatierung durch die Tatsache als widerlegt erachten, dass

sich die Revancheidee in Frankreich bis in die jüngste Zeit erhalten hat. In der Tat bildet das Nebeneinanderbestehen friedlicher Gesinnungen und des Verlangens nach einem Rachekriege bei dem französischen Volke anscheinend einen Widerspruch, der sich jedoch löst, wenn man berücksichtigt, in welch verschiedenen Formen die Revancheidee sich in den Köpfen der einzelnen Individuen erhielt. Zweifellos war diese Idee in allen Schichten der Bevölkerung ausserordentlich verbreitet. Sie hat aber in der grossen Masse des Volkes, insbesondere der ländlichen und Arbeiter-Bevölkerung und dem Kleinbürgerstande, allmählich den Charakter eines frommen Wunsches angenommen. Man hielt zwar an dem Glauben fest, dass es einmal zu einem Rachekriege, natürlich mit siegreichem Ausgange für Frankreich kommen werde, man wünschte auch einen solchen Krieg, aber keineswegs in der Gegenwart, sondern in einer fernen, nicht näher bestimmbaren Zukunft; persönlich auf die Segnungen des Friedens zu verzichten und Gut und Blut für die Durchführung des Rachekrieges hinzugeben, hierzu war man keineswegs bereit. Die Revancheidee war so für die Masse zu einem schönen Gedanken geworden, der sie für die 1870 erlittenen Demütigungen anticipando entschädigte und dadurch ihre Eitelkeit befriedigte. Dazu kommt wohl auch der Umstand, dass man trotz aller offiziellen Kriecherei vor dem nordischen Despoten aufrichtige Sympathien zu den russischen Verbündeten nicht empfinden konnte und wenig geneigt war, für denselben die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Die fanatischen Vertreter der Revancheidee, bei denen die oben erwähnte intellektuelle und moralische Minderwertigkeit bestand, d. h. diejenigen, die einen Rachekrieg nicht in ferner Zukunft, sondern bei günstiger Gelegenheit jederzeit wünschten und deshalb es für ihre Pflicht hielten, die Entwickelung günstigerer Beziehungen zu Deutschland zu verhindern, fanden sich hauptsächlich in den gebildeten Kreisen des Mittelstandes. Es waren Berufspolitiker, Parlamentarier und Parteihäuptlinge, grossmäulige Advokaten und der überwiegende Teil der Presse, die es als Wortführer der Nation an Verdächtigungen gegen Deutschland nie fehlen liessen und die Erhaltung der Freundschaft zu Russland und die Unterstützung dieses Reiches bei allen seinen politischen Aktionen als den leitenden Gesichtspunkt der französischen äusseren Politik den so rasch wechselnden Regierungen aufzudrängen verstanden. Dass es sich mit der Revancheidee bei den Massen des französischen Volkes in der oben ausgeführten Weise verhielt, zeigen die Vorkommnisse bei Ausbruch des Krieges in deutlichster Weise. Wäre die ganze Nation oder deren überwiegender Teil von dem ernsten Wunsche erfüllt gewesen, mit Deutschland einen Revanchekrieg und zwar nicht erst in ferner Zukunft zu führen und für dessen günstigen Ausgang keine Opfer zu scheuen, dann hätte die Anordnung der Mobilisierung einen Jubel im ganzen

Lande hervorrufen müssen. Man hätte darüber frohlockt, dass es endlich zu dem langersehnten Tage gekommen sei, die Demütigung von 1870 zu rächen. Was jedoch eintrat, war das Gegenteil. Nicht Jubel, nicht stürmische Begeisterung wurde durch die Anordnung der Mobilisierung, insbesondere auf dem Lande und in den kleinen Städten hervorgerufen, sondern Bestürzung, ein lähmender Schrecken, und an diesen schloss sich eine maßlose Wut, deren Ausbrüche sich in erster Linie gegen die Deutschen richteten, welche damals das Unglück hatten, in Frankreich zu weilen. Es war klar: während die Regierenden die Vorbereitungen für den Revanchekrieg unausgesetzt betrieben, war die Masse des Volkes keineswegs geneigt, auf die Segnungen des Friedens zu verzichten. Ja, es mag sein, dass man den fortwährend sich steigernden Aufwand für Rüstungen als eine Art Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens betrachtete. Daher die Bestürzung, als man sich plötzlich aus der lieben Gewohnheit einer ruhigen Existenz gerissen und genötigt sah, dem Rufe zu den Waffen Folge zu leisten. Ob aber auch den Verblendeten, für welche der Revanchekrieg kein Zukunftstraum war, nicht etwas unheimlich zumute wurde, als über Nacht ihr Wunsch in Erfüllung ging, mag dahingestellt bleiben.

Einen Beweis dafür, wie selbst in den Kreisen der Höchstgebildeten Frankreichs die Revanche- und Grössenideen den Blick für die wahren Interessen ihrer Nation verdunkelt und das Wahrheits- und Gerechtigkeitsgefühl Deutschland gegenüber erstickt haben, liefern die Äusserungen, zu welchen der bekannte französische Philosoph Bergson in einer wissenschaftlichen Korporation, der Académie des sciences morales et politiques, sich erdreistete. Nach den vorliegenden Berichten bemerkte B. in einer Sitzung der genannten Körperschaft: „Der Kampf gegen Deutschland ist ein Kampf der Zivilisation gegen die Barbarei. Unsere Akademie, die sich der Ergründung psychologischer Fragen widmet, erfüllt damit eine einfache wissenschaftliche Pflicht, indem sie darauf hinweist, dass in der Brutalität und im Zynismus Deutschlands sowie in seiner Geringschätzung jeder Gerechtigkeit und jeder Wahrheit eine Rückkehr zum Wildentum liegt“ [1]). Wenn ein Mann wie Bergson, ein Philosoph, der nach seiner eigenen Lehre in besonderem Maße befähigt sein soll, die Wahrheit zu ergründen, sich in solchen ebenso rohen als törichten Beschimpfungen des deutschen Gegners ergeht, dann kann es uns nicht wundernehmen, dass in den Kreisen der tonangebenden Durchschnittsgebildeten und der Halbgebildeten in Frankreich die Verblendung einen Grad erreichte, der ein energisches Eintreten für die Aufrechterhaltung des von Russland bedrohten europäischen Friedens und eine kühle Er-

[1]) Vergleiche „Frankfurter Zeitung“ Nr. 230, 1. Morgenblatt, 1914.

wägung der möglichen Folgen eines Krieges mit Deutschland nicht mehr möglich machte.

Es war zu erwarten, dass die Verblendung der führenden Kreise in Frankreich, deren Anteil an dem Ausbruche des Weltkriegs wir im Vorstehenden dargelegt haben, unter dem Einflusse der kriegerischen Ereignisse sich noch steigern und zu mehr oder minder brutalen Äusserungen führen werde. Was bisher zutage trat, übersteigt jedoch selbst kühne Erwartungen in dieser Beziehung. Dass man uns als Barbaren, Hunnen und unseren Kaiser als Attila II. bezeichnet, unseren Truppen die Verübung der empörendsten Grausamkeiten zur Last legt, ohne hierfür irgendeinen Beweis bringen zu können, das sind alltägliche Vorkommnisse, über die man hinwegsehen kann, da sie im wesentlichen Äusserungen einer Wut sind, die auf andere Weise keine Befriedigung finden kann. Bedenklicher ist es schon, wenn der „Matin“ verlangt, dass man deutsche Gefangene wie wilde Tiere abschlachte. Hier haben wir es schon mit einem Maße von Verworfenheit und Unverstand zu tun, welches auf schwere geistige Zerrüttung schliessen lässt. Wenn wir diese auch nur bei den wegen ihres Deutschenhasses bekannten Redakteuren des „Matin“ annehmen, so ist es doch bezeichnend, dass diese Individuen es wagen konnten, vor einem französischen Publikum, welches doch auf Zivilisation Anspruch erhebt, mit einem Gedanken hervorzutreten, der eines Häuptlings wilder afrikanischer Horden würdig wäre.

In die gleiche Kategorie gehören die Versuche, die deutsche Armee, ja das ganze deutsche Volk mit seinem Kaiser an der Spitze als geisteskrank, verrückt oder wahnsinnig hinzustellen. Wären derartige Tollheiten von jugendlichen Individuen ausgebrütet worden, so könnte man annehmen, dass es sich um die Produkte durch die Kriegsereignisse überhitzter, unreifer Gehirne handle. Allein, es sind angesehene, ergraute Männer, die sich zu solchen ebenso verächtlichen wie idiotenhaften Angriffen auf des deutschen Volkes Ehre fortreissen liessen, Männer, denen man noch vor wenigen Monaten volle Urteilsfähigkeit zuschreiben musste. Der bekannte Irrenarzt Toulouse, der eine der beiden Entdecker der germanischen Verrücktheit, will sich hierbei auf seine Fachkenntnisse stützen, versteigt sich jedoch zu Behauptungen, die jeder wissenschaftlichen Begründung entbehren. Nach seinen Angaben sollen sich bei dem deutschen Volke alle für Massenpsychosen charakteristischen Symptome, Grössen- und Verfolgungswahn zeigen, während de facto sich diese Symptome keineswegs bei allen Massenpsychosen finden [1]. Auf den angeblichen Grössen- und Verfolgungs-

[1]) Man vergleiche hierzu das über die psychischen Epidemien in Frankreich an früherer Stelle Angeführte.

wahn des deutschen Volkes einzugehen, können wir uns ersparen, aber die Frage können wir nicht unberührt lassen, auf welche Momente der Autor seine Annahme stützt, dass das sonst so ruhige, friedliebende Volk geistesgestört worden sei. Da finden wir nur das Märchen von den von Deutschen angeblich verübten Greueln, Plünderung und Zerstörung offener Städte, Verstümmelung von Kindern, Schändung von Frauen usw. Es mag sein, dass dieses Märchen in Frankreich viel grassiert, allein ein Mann der Wissenschaft durfte demselben nicht ohne weiteres Glauben schenken. Er hätte, bevor er die in Frage stehenden Beschuldigungen nacherzählte, nachforschen müssen, auf welche Tatsachen sich dieselben stützen. Er hätte bei dieser Untersuchung erfahren, dass fünf angesehene amerikanische Journalisten [1]), welche es unternommen hatten, durch eingehendste Untersuchungen die Wahrheit über die von deutschen Truppen in Belgien angeblich verübten Greuel zu ergründen, feststellen konnten, dass die betreffenden Behauptungen durchwegs auf Erfindungen beruhten, da an keinem der vielen besuchten Orte Belgiens sich hierfür sprechende Tatsachen eruieren liessen. Eine Nachforschung in Frankreich über die den Deutschen zur Last gelegten Grausamkeiten hätte sicherlich zu einem ähnlichen Ergebnisse geführt. Dass Toulouse unter Verleugnung aller wissenschaftlichen Grundsätze sich damit begnügte, Verleumdungen nachzuerzählen und als sichere Fakta zu verwerten, ist ein Beweis mehr dafür, dass in Frankreich (siehe den Fall Bergson) auch bei den Männern der Wissenschaft, die durch die Revancheidee und den Deutschenhass erzeugte intellektuelle Minderwertigkeit in ausgesprochenstem Maße sich findet [2]). Der zweite der beiden Entdecker der germanischen Geistesstörung, der Senator Camille Pelletan, gerät bei der Schilderung der Krankheit unseres Volkes in eine tobsuchtartige Erregung und erinnert zu sehr an die Erfahrung, dass Paranoische nicht selten ihre eigene Krankheit verkennen, dafür aber andere für verrückt halten, als dass wir uns bei seinen Tiraden hier aufhalten wollten.

Man darf wohl annehmen, dass die hier angeführten Äusserungen dreier hervorragender Franzosen Stichproben darstellen, welche Schlüsse auf den derzeitigen Geisteszustand der tonangebenden Kreise Frankreichs gestatten. Diese Schlüsse sind keine günstigen, was wohl keines weiteren Beweises bedarf. Ich möchte jedoch betonen, dass ich mit dieser Erklärung keineswegs in die Fusstapfen der Herren Toulouse und Pelletan bezüglich der Franzosen treten will. Ich halte weder das französische Volk im ganzen, noch dessen führende Kreise für

[1]) Siehe Zusatz, II.

[2]) Äusserungen verschiedener anderer französischer Gelehrter liefern hierfür gleichfalls Beweise. Vergl. „Frankfurter Zeitung“ vom 22. Oktober 1914, Nr. 293, zweites Morgenblatt.

geisteskrank im wissenschaftlichen Sinne, obwohl die Äusserungen des „Matin" und Pelletans die Versuchung sehr nahe legen, wenigstens bezüglich der führenden Kreise etwas derartiges anzunehmen. Allein zwischen geistiger Gesundheit und geistiger Krankheit gibt es einen Mittelzustand, oder, wie man gewöhnlich sagt, ein Grenzgebiet, das alle jene zahlreichen seelischen Störungen umfasst, die nicht als Symptome von Geisteskrankheiten wissenschaftlich betrachtet werden. Mit anderen Worten: wer nicht geisteskrank ist, muss deshalb noch keineswegs geistig gesund sein und umgekehrt, wer nicht geistig gesund oder normal ist, noch nicht geisteskrank sein. Was an seelischen Anomalien bei dem französischen Volke und insbesondere seinen führenden Elementen derzeit sich bemerklich macht, gehört dem erwähnten Grenzgebiete an, dessen Erscheinungen man als Psychopathie, psychopathische Minderwertigkeiten, psychopathische Zustände usw. bezeichnet. Ich glaube daher, dass man berechtigt ist, gegenwärtig von einer Psychopathia gallica zu sprechen, über deren Symptome die vorstehenden Ausführungen keinen Zweifel lassen dürften.

Schlussbemerkungen.

Was ergibt sich nun aus dem im Vorstehenden Dargelegten bezüglich des künftigen Verhaltens der Franzosen? Medizinisch gesprochen: Welche Aussichten bietet die Psychopathia gallica hinsichtlich der Möglichkeit einer Besserung oder Heilung? Berücksichtigen wir zunächst die ärztliche Erfahrung bei Einzelindividuen, so lässt sich sagen, dass eine pathologische überwertige Idee und der damit zusammenhängende Geisteszustand sich nicht nur bessern, sondern völlig schwinden können. Dass derartige günstige Veränderungen auch bei einer Masse, einem Volke möglich sind, hierfür liefert der Verlauf der Dreyfus-Affäre in Frankreich ein recht markantes Beispiel. Es besteht daher meines Erachtens kein genügender Grund, die Prognose der Psychopathia gallica als ungünstig zu erachten, wenn auch vorerst eher Anzeichen einer Verschlechterung als einer Besserung vorliegen. Wir haben es jedoch in Frankreich mit sehr komplizierten Verhältnissen zu tun, welche geeignet sind, den Verlauf der Psychopathie zu beeinflussen. Zunächst kommt in Betracht, dass die Kriegsereignisse mit ihren unmittelbaren Folgen einer Besserung wesentliche Hindernisse bereiten werden. Sie erhalten die Gemüter andauernd in hochgradiger Erregung, wodurch die mit der Psychopathie an sich schon verknüpfte intellektuelle Minderwertigkeit nicht nur in den breiten Massen des Volkes, sondern auch in den führenden Kreisen gesteigert wird. Es liegt nahe, dass diese Sachlage eine völlig nüchterne und objektive Beurteilung der Kriegschancen und möglichen Kriegsfolgen sehr erschwert, wenn nicht verhindert, was dazu führen dürfte, dass man wie 1870 auf einer Fortsetzung des Krieges beharrt, auch wenn die Aussichten auf einen günstigen Ausgang geschwunden sind. Diese Eventualität gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, dass das französische Volk in diesem Kriege nicht allein steht und seine Entschliessungen nicht selbständig treffen kann, da es sich von seinen Verbündeten abhängig gemacht hat. Diese aber, insbesondere die Engländer, verfolgen lediglich ihre eigenen Interessen und werden deshalb wie bisher bemüht sein, die krankhafte Erregung im französischen Volke zu nähren, um die von ihnen gewünschte Verlängerung des Krieges herbeizuführen. Trotz alledem muss dieser mehr als irgend ein

früherer männermordende Krieg einmal sein Ende finden. Wenn dann dessen Ausgang sich so gestaltet. wie wir Deutsche hoffen, dann wird die hierdurch gegebene, zunächst unabänderliche Sachlage voraussichtlich einen heilsamen Einfluss auf den Geisteszustand der Franzosen ausüben. Man wird sich bei ihnen in allen Kreisen der Einsicht nicht mehr verschliessen können, dass die Revancheidee unermessliches Unglück über Frankreich gebracht hat und deshalb definitiv aufgegeben werden muss. Allgemach dürfte man dann auch zu der Erkenntnis gelangen, dass die Segnungen eines dauernden Friedens in Europa, der ja auch für Frankreichs Wohlfahrt von grösster Bedeutung ist, nicht von dem Fortbestehen eines Bündnisses mit England und Russland, sondern nur von einer Verständigung mit Deutschland zu erwarten sind. Zugunsten dieser Auffassung lässt sich geltend machen, dass die Masse des französischen Volkes den Krieg sicher nicht wünschte und vor dem Ausbruche desselben in den parlamentarischen Kreisen Frankreichs es nicht an Persönlichkeiten fehlte, welche für die Anbahnung gut nachbarlicher Beziehungen zu Deutschland eintraten. Die Tatsache, dass die französische Nation im Verlaufe von weniger als einem halben Jahrhundert zweimal die schweren Leiden eines im eigenen Lande geführten Krieges erdulden musste, wird sicher auch zur Schätzung des Friedens seitens derselben sehr beitragen. Ich kann daher die Annahme für nicht allzu gewagt halten, dass nach dem Kriege früher oder später der gesunde Sinn bei unseren westlichen Nachbarn wieder zum Durchbruch gelangt und die Oberhand über Eitelkeit und Rachsucht behält.

Zusatz I.

Während der Vorbereitung dieser Schrift für den Druck wurde seitens der deutschen Reichsregierung eine Denkschrift veröffentlicht, in welcher auf Grund sorgfältiger Erhebungen festgestellt wurde, dass französische Truppen und Freischärler deutsche Verwundete, die in ihre Hände fielen, nicht nur roh behandelten, sondern auch beraubten, ja sogar teilweise in bestialischer Weise verstümmelten und ermordeten. Es wird ferner angeführt, dass französische Truppen deutsche Automobile mit Verwundeten sowie Sanitätswagen und Sanitätspersonal beschossen, obwohl das rote Kreuz deutlich erkennbar war, auch deutsche Lazarette überfielen und des Personals sowie der Ausrüstung beraubten. Einen in französische Gefangenschaft geratenen Feldgeistlichen vermochte nicht einmal sein Ordenskleid gegen die brutalste Behandlung zu schützen. Es handelt sich hierbei nicht lediglich um jeder Zivilisation hohnsprechende Barbareien, sondern auch um schwerste Verletzungen des Völkerrechts, wie die kaiserliche Regierung hervorhebt.

Ich möchte jedoch nicht unterlassen, beizufügen, dass aus den vorstehend angeführten Vorkommnissen keine zu weit gehenden Schlüsse gezogen werden dürfen. Es sind auch Fälle besonders rücksichtsvoller Behandlung deutscher Verwundeter seitens der Franzosen bekannt geworden.

Zusatz II.

Vor mir liegt eine Anzahl von Ausschnitten amerikanischer Zeitungen, die mir zugesandt wurden. Sie enthalten sämtlich Mitteilungen über eine von fünf angesehenen amerikanischen Journalisten verfasste Denkschrift. Es waren die Herren: John Mc Cutcheon und James O'Donnell Bennett von der „Chicago Tribune“, Irvin S. Cobb von der „Saturday Evening Post“, Roger Lewis von der assoziierten Presse und Harry Hanson von der Chicagoer „Daily News“, die zusammentraten, um das Ergebnis ihrer Untersuchungen über die Greuel, welche von deutschen Truppen an Zivilpersonen in Belgien verübt worden sein sollten, in einem Schriftstück zu veröffentlichen, das ungefähr zu derselben Zeit nach Amerika gelangte, als die belgische Kommission dem Präsidenten Wilson ihre bekannte Beschwerdeschrift

überreichte. Die genannten Herren betonen, dass sie infolge der Londoner Lügenberichte über von deutschen Truppen in der Umgebung von Lüttich verübte Greuel keineswegs zugunsten der deutschen Armee voreingenommen waren, als sie ihre Untersuchungsfahrt antraten. „Wir reisten", berichten sie, „zu Fuss, auf Zweirädern, mit Pferd und Wagen oder mit der Eisenbahn über hundert Meilen weit. Wir passierten 20 verschiedene Ortschaften und Dörfer. Wir teilten Speise und Trank und das dürftige Strohlager der deutschen Soldaten. Bei Nacht sangen wir Lieder mit ihnen auf den Feldwachen der Rückendeckungen, und wir sprachen mit zahllosen belgischen Landbewohnern, Männern und Frauen, über deren Felder und durch deren Dörfer sich die deutsche Sturmflut ergoss. Mit unseren eigenen Augen müssen wir mindestens $^1/_2$ Million deutsche Soldaten gesehen haben. Und inmitten all dessen, was wir sahen, und dessen, was wir hörten, kam uns in den 10 ermüdenden, aufregenden Tagen nicht eine einzige Grausamkeit zu Ohren, die durch unsere Untersuchung als Tatsache erwiesen worden wäre, noch waren wir selbst Zeugen auch nur einer einzigen grausamen Handlung" . . .

„Da wir stets auf dem Marsche waren, so entgingen uns die Tatsachen betreffs der deutschen Greueltaten. Sie hatten sich immer „in dem nächsten Dorf" zugetragen; eine Frau war vergewaltigt, ein Kind war ermordet, ein unschuldiger alter Mann der Tortur unterworfen worden. Wenn wir in dem nächsten Dorfe ankamen, konnten wir bei den Bewohnern niemals eine Bestätigung erlangen. „Nein", pflegten sie zu sagen, „hier ist das nicht vorgekommen, aber wir haben gehört, dass es sich in der nächsten Ortschaft zugetragen hat". Allein in dem nächsten Dorfe liess sich dann ebenfalls wieder keinerlei zuverlässige Nachricht erlangen, nur wilde Gerüchte, die auf Hörensagen beruhten".

Die Verfasser der Denkschrift kommen zu dem Schlusse, dass die Berichte über barbarische Grausamkeiten, die angeblich von deutschen Soldaten an wehrlosen belgischen Landbewohnern begangen wurden, nichts weiter seien als unerhörte, empörende Lügen.

Das hier angeführte Zeugnis von Angehörigen eines neutralen Staates, das auch von den Gegnern Deutschlands nicht verdächtigt werden kann, lässt das Verhalten des Herrn Toulouse, der als Mann der Wissenschaft mit seinen Behauptungen besonders vorsichtig sein sollte, geradezu unbegreiflich erscheinen.

Druck von Carl Ritter, G. m. b. H. in Wiesbaden.

1.—






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07673 8460


PLEASE SIGN NAME, ADDRESS AND PHONE NUMBER

